Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

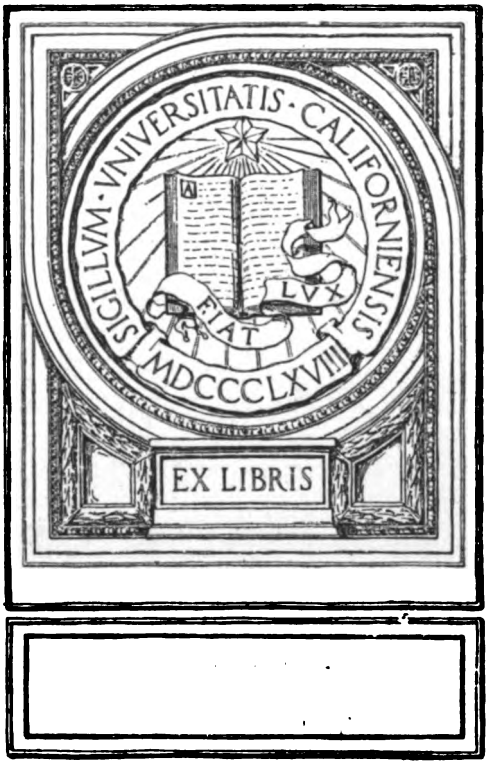
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Achtunddreißigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1913

Stuttgart und Leipzig 1913 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXVIII

(Oktober bis Dezember 1913)

Seite

General **Izzet Fuad-Pascha**: Die Kriege von heute 1

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 4. 136. 265

Freiherr **von der Goltz**, Generalfeldmarschall: 1813. Die Entscheidung — Nachklänge 25. 193

Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 35

Vizeadmiral a. D. **v. Ahlefeld**: Ritterlichkeit bei der Kriegführung zur See 41

F. v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.: Ueber ritterliche Kriegführung 44

Vor hundert Jahren. Ungedruckte Briefe Wilhelm v. Burgsdorffs an Wilhelm und Karoline v. Humboldt 46

Georg Perthes, Professor und Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen: Ueber die Schmerzempfindung und die Verhütung des Operationsschmerzes 59

Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin: Eugen Richter. Ein politisches Charakterbild 77

Konteradmiral z. D. **Witschel**: Politische Ausblicke in den fernen Osten 86

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden 94. 217. 310

Vor und nach dem Friedensschluß von Bukarest. Aufklärungen über die Stellung Oesterreich-Ungarns zur Türkei und zu den Balkanstaaten. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. . . . 104

General der Infanterie **v. Goßler**: Ueber die Ansprüche an höhere Führer 109

F. Hoffmann, Konteradmiral z. D.: Deutschlands maritime Auslandsvertretung 116

Prof. Dr. **Konrad Lange** (Tübingen): Bühne und Lichtspiel 119

Internationale Verständigungspolitik 129

278456

Digitized by Google

Seite

Generalleutnant z. D. **Litzmann**: Ueber ritterliche Kriegführung . . . 152
Kurd v. Schlözer: Mexikanische Briefe 152
Luigi Rava, Minister a. D. und Deputierter (Rom): **Der letzte Sproß Virgils** 157
Robert Kohlrausch: Wo ein deutscher Kaiser starb 170
Generalmajor v. **Wenninger**: Wert oder Unwert der Kavallerie? . . 178
Geh. Rat Prof. Dr. **W. Branca** (Berlin): Hypothesen über die Herkunft des Lebens 199. 332
Mißhandlung Gefangener und Verwundeter im Kriege 211
K. Dove: Die Neutralisierung Afrikas 214
Generalarzt z. D. Dr. **Georg Körting**: Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges 226. 347
Prof. Dr. **K. B. Lehmann**, Vorstand des Hygienischen Instituts Würzburg: Die Konservierung der Nahrungsmittel vom Standpunkt der Gesundheitspflege 236
Therese v. Helldorf: Aus Kuno Fischers letzter Heidelberger Zeit . . . 248
Dr. Freiherr **v. Jettel**: Neue Gruppierungen auf dem Balkan . . . 257
Sir **Alfred Turner**, Generalmajor: Die Kriege von heute 263
T. Galimberti, Mitglied der italienischen Kammer: Die Lage des Papsttums in Italien 281
Graf **Posadowsky-Wehner**, Kapitän z. S. a. D.: Der Einfluß der Staatsformen auf die Entwicklung der Kriegsflotten 295
Fredrik Bajer, Ehrenpräsident des Internationalen Friedensbureaus in Bern: Ueber das Ideal des ewigen Friedens und des Krieges 300
Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Die Bevölkerungsfrage 302
Professor **v. Meß**: Die humanistische Bildung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft 318
Adalbert Wahl: Ein Frankfurter Kaiserkrönungsprojekt im Dezember 1870 328
Generalleutnant Freiherr v. Loë und General Salamanca 342
A. v. Kirchenheim (Heidelberg): Die Neutralisierung Jerusalems . . . 359
Dr. **Otto von der Pfordten**, Universitätsprofessor in Straßburg i. E.: Enthaltsamkeit und Freiheit 363
Justus v. Gruner: Neues zur Verhaftungsgeschichte des Staatsrats Justus Gruner 374

Kleine Revuen

Literarische Berichte 125. 252. 377
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Kriege von heute

Von

General Izzet Fuad-Pascha

„Krieg, aber nicht Vernichtung."

Wenn es eine heilige, gebieterische, absolute Pflicht für die Zivilisation gibt, deren sich unsre gegenwärtige Epoche rühmt, so ist es die, danach zu streben, daß der Krieg unter den Völkern so wenig grausam wie möglich gemacht werde. Nun haben sich seit einem Jahr auf der Balkanhalbinsel Dinge zugetragen, die uns dem erträumten Ideal vom humanitären Standpunkte aus nicht näher bringen — diese häßlichen Dinge entfernen uns vielmehr so bedeutend davon, daß man daran verzweifeln könnte, die Menschen eines Tages zu der Erkenntnis gelangen zu sehen, daß, wenn man den Krieg nicht vermeiden kann, man ihn wenigstens in edler, menschlicher Weise führen soll! ... Es ist bei dieser Gelegenheit sogar merkwürdigerweise festzustellen, daß sich die Alten viel ritterlicher schlugen als die Modernen: der persönliche Mut galt etwas, und die Waffe war nur ein Instrument, das den Menschen zur Verfügung stand, um gemeinschaftlich oder für sich allein die angegriffene Ehre zu verteidigen.

So wird denn eine großartige, gemeinschaftliche Maßregel, ein internationales humanitäres Werk zur Notwendigkeit ... Es soll der höchste Wille der modernen Zivilisation sein, ein Wille, der stärker, gebieterischer und unantastbarer ist als jeder andre bisher bekannte.

Wie könnte man heutzutage grausamer sein als im Mittelalter? Wie sollten die Menschen der Gegenwart nicht humaner sein als die von gestern? Wie sollten die Menschen von 1913 nicht ebenso edel denken wie jene, die die Genfer Konvention unterzeichnet haben? Es wäre eine Erniedrigung, die allen Evolutionsgesetzen vollständig widersprechen würde.

*

Prächtige Städte zu erbauen, herrliche Denkmäler zu errichten, zu produzieren, zu sparen, dem Armen zum Wohlstand zu verhelfen, die Kunst in allen ihren schönsten Kundgebungen zu fördern, es beinahe bis zur Vollkommenheit zu bringen ... und dann das alles wegen oft unrechtmäßiger und ungerechter Forderungen durch die Kanonen von Menschen, die sich zivilisiert nennen, be-

Digitized by Google

schädigt, durchlöchert, zerstört, eingeäschert, vernichtet zu sehen — nein, das geht wirklich gegen alle Logik und widerstrebt dem Gewissen unsers Jahrhunderts!

Zwei Gesichtspunkte sind ins Auge zu fassen: die Menschen und die Dinge. Was die Menschen betrifft, so ist das erste, was unverzüglich zu geschehen hätte, die Abschaffung jenes infamen Projektils, das man „Schrapnell“ [1]) nennt und das über den Köpfen der unglücklichen Soldaten platzt, um sie auf die grausamste Weise zu verstümmeln. Nein, wirklich, man kann, man darf nicht mehr den Menschen jagen wie jene reichen Jäger, die nach Afrika oder andern Ländern reisen und Treibjagden auf die wilden Tiere des fernen Westens, der Dschungeln und des Busches abhalten!

Wenn wir jetzt nicht in der Zeit leben, wo man einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiger oder dem Rhinozeros machen muß, wann werden wir sie dann haben? Es wäre zum Verzweifeln. Wir müssen so weit kommen . . .

Das zweite Ziel muß die Verhinderung der Zerstörung aller Dinge sein, die nicht militärischen Zwecken dienen: Wohnstätten, Dörfer, Städte, Denkmäler usw.[2])

Man könnte das alles erreichen, wenn man die kriegführenden Armeen von internationalen Kommissionen begleiten ließe, die für die Vergehen Strafen von entsprechender Schärfe festsetzen würden.

Anderseits müssen die Befehlshaber kleiner oder großer militärischer Einheiten endlich bedenken, daß die Soldaten, die ihnen anvertraut werden, Menschen sind. Sie müssen sich völlig auf der Höhe der humanitären Pflichten fühlen, die ihnen obliegen, und jeder Führer — besonders ein Armeeführer — muß, wo es sich um die Verhinderung von Grausamkeiten oder um die Schonung von Menschenleben handelt, außerordentlich energische und gewichtige Maßregeln ergreifen!

Ereignisse wie der Angriff der Franzosen (am 6. August 1870) in den Straßen des Dorfes Morsbronn und die bewunderungswürdige Reiterattacke der Division Margueritte bei Sedan dürfen nicht mehr vorkommen, während der Angriff der französischen Küraſſiere an demselben 6. August bei Reichshofen und der der preußischen Brigade von Bredow am 16. August desselben Jahres, so blutig sie verliefen, einen heiligen Zweck verfolgten, eine natürliche Kriegsnotwendigkeit darstellten. Man muß sich vor solchen Taten wie vor der großartigen Aufopferung der preußischen Garde am 18. August 1870 bei St. Privat verneigen!

In solchen Taten offenbart sich die Begeisterung einer ganzen Nation, die

---

[1]) Wir sprechen nicht von den „Dumdum“geschossen und andern Mordwerkzeugen, gegen die es Gesetze gibt. Man kann ohne Schrapnells Krieg führen!

[2]) Bei unserm prächtigen Vormarsch auf Adrianopel erhielten die Armeekorpskommandeure den Befehl, nötigenfalls mit der Todesstrafe gegen alle jene vorzugehen, die sich mit der Zivilisation im Widerspruch stehende Handlungen zuschulden kommen ließen.

Digitized by Google

sich für ein höheres Ziel ins Feuer stürzt, und solange man die Kriege nicht überhaupt verhindert, werden solche Ereignisse sich nicht nur nicht vermeiden lassen, sondern sie werden sogar zu wünschen sein: man kann das Herz einer Armee, so zivilisiert sie auch sein mag, nicht hindern zu schlagen.

*

Der Militärwissenschaft im eigentlichen Sinne wird in unsern Tagen die Kunst, die Truppen human zu führen, aufgepfropft. Die Armeeführer müssen dieses Ziel verfolgen.

Der Armeeführer ist ein Vollblutrennpferd; man darf ihn nicht vor einen mit falschen Lehren gefüllten Omnibus spannen ... Wollte man anderseits einen Organisator, einen Administrator an die Spitze einer Armee stellen, so würde das so viel heißen, wie ein gutes Arbeitspferd zum Derby von Epsom schicken!

Wenn der Administrator zugleich ein guter Heerführer ist oder umgekehrt, um so besser; aber man darf ihn nicht suchen und muß den feinen psychologischen Unterschied beachten, der den einen von dem andern trennt, um nicht zuviel von dem einen oder von dem andern zu verlangen! Das hieße sogar von dem einen verlangen, was der andre nicht geben könnte. Man muß natürlich einen Unterschied zwischen der Schule des einen und der des andern machen.

Doch den Krieg zu verhüten — daran ist nicht zu denken: er wird morgen wie gestern bestehen! Hat übrigens nicht Feldmarschall Moltke erklärt, daß die moralische und physische Hygiene der Völker der Krieg ist?

Wenn der Krieg nicht bestände, würden die Völker verkümmern, entarten, wie ich schon in meinem Buche: „Les Occasions perdues“ ausgeführt habe — denn „die Eintracht entsteht aus der Furcht“. Und ich glaube, daß die ganze heutige Weltpolitik auf dieser Tatsache beruht, die ich vor vierzehn Jahren formuliert habe ... Aber diese Furcht ergreift die großen Nationen in solchem Maße, daß sie in aller Gerechtigkeit und Billigkeit die Schwachen und Unglücklichen opfern und einander umbringen lassen ...

Es liegt darin — ohne Zweifel — ein selbstsüchtiger Geist, den man als „allgemeine Schwäche“ bezeichnen kann. Denn schließlich sehe ich nicht ein, mit welcher Billigkeit man die Kleinen dem Glück der Großen opfert.

Sollen die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und das Recht je nach der bloßen Stärke der einen und der andern Haut und Farbe wechseln?

Und was erwartet man von dem Bukarester Vertrag und der Auseinandersetzung der Türken mit den Bulgaren? Glaubt man, daß dies das Ende alles Elendes der Orientfrage ist, oder, wenn man nachdenkt, daß es leider nur der Anfang davon ist?

In einer nahen Zukunft, die ich mit meinen Fingern berühre, werden außerordentliche Ereignisse trotz allem, was man tut, um sie zu verhüten und fernzuhalten, trotz aller Geschicklichkeit, allen Kniffen und Listen der Diplomatie die Oberfläche der Erde umgestalten, und dann werden die Geographen und Topographen zu tun bekommen!

*

Digitized by Google

Was ich im Jahre 1908 in einem andern Werk über die modernen Verhältnisse des Krieges geschrieben habe, mußte als eine Utopie, als etwas Unausführbares erscheinen ... Tatsächlich predigte ich aber darin etwas, was viele heutigestags erreichen wollen, und sagte unter anderm: „Wenn man es im Haag nicht dahin bringt, den Krieg zu verhindern,[1]) so möge man wenigstens seine Uebel zu lindern suchen, indem man den Kriegführenden Einhalt gebietet, wenn sich einer von ihnen — wie im Duell — in einem offenkundigen Zustand der Inferiorität befinden sollte, der von der Versammlung und durch das Urteil der bei den Armeen anwesenden Militärattachés (oder von den Delegierten der internationalen Kommission) festgestellt wäre. Der Gedanke, den ich aussprach, würde die unmenschlichen Kämpfe zwischen zivilisierten Völkern in Wegfall bringen — besonders wenn die Ehre gerettet ist — Kämpfe, die die Vernichtung zum Ziel haben."

„Man wird den eigentlichen Geist des Krieges nicht hindern, aggressiv zu sein; aber wenn man kollektive Schiedsgerichte einsetzt, die nach einigen sehr mörderischen Schlachten in Funktion treten, um unnötigem Blutvergießen Einhalt zu tun, werden die Humanität und die Zivilisation einen großen Schritt auf ihr höchstes Ideal zu getan und man wird die Welt mit dem zivilisiertesten Werk beglückt haben, zu dem man es bis jetzt gebracht hat."

So sagte ich vor sechs Jahren, vielleicht ohne Hoffnung und ohne Wirkung; ist der Gedanke heute nicht reifer? Hoffen wir es.

Mein Urteil über den Balkankrieg

Ein Schreiben

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

Sehr geehrter Herr!

Sie wünschen mein Urteil über den Balkankrieg und die Stellung Rumäniens zu demselben in Form eines Briefes in der „Deutschen Revue" zu veröffentlichen.

Sie wünschen dies in dem Augenblicke, in welchem die wiederholten Bemühungen sämtlicher europäischer Großmächte, dem neunmonatigen Toben eines mörderischen und wilden Krieges zwischen Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Serbien und der Türkei ein Ende zu machen, scheiterten und die laute entschiedene Stimme des Königs Karl von Rumänien längs der unteren Donau beinahe drohend an Ruhe und Frieden mahnt.

---

[1]) Siehe „Autres Occasions perdues", erschienen bei Chapelot 1908.

Digitized by Google

Leicht ist es nicht, Ihrem Wunsche zu entsprechen, aber ich will den Versuch wagen.

War dieser Krieg wirklich unvermeidlich gerade jetzt, wo man im Haag die Eröffnung der dritten Versammlung sämtlicher großen und kleinen Staaten des Erdballs erwartet, um die Mittel und Wege ausfindig zu machen, ich will nicht sagen, den künftigen Weltfrieden zu realisieren, aber wenigstens künftige Ausbrüche einzelner Kriege zu vermeiden oder die Dauer derselben zu verkürzen?

Weshalb war der jetzige Balkankrieg unvermeidlich? Weshalb konnten Mahnungen und Bitten der Großmächte nichts ausrichten? Noch mehr! Weshalb wurde dieser Krieg immer wilder und sein Ende beinahe aussichtslos? Und wie kommt es nun, daß die Mobilisierung der rumänischen Armee, deren Donauübergang von Silistria längs der Donau bis an die serbische Grenze und deren strategisches Vorrücken nach Süden plötzlich den Krieg zum Stillstand bringt?

Wie läßt sich dieses erklären?

Die Verdrängung des Türkischen Kaiserreichs aus Europa ist seit langer Zeit im Gange: aber allmählich ist dieser Gang rascher geworden. Es gärte seit vielen Jahren im Innern dieses Reichs. Es wurde zeitweilig an den alten unhaltbaren Zuständen oft geflickt, aber zu einer dauerhaften Reorganisation gelangte man nicht, und die in allerneuester Zeit gemachten Versuche, die freiheitlichen und gleichheitlichen Formen westeuropäischer Regierung für das Reich einzuführen, mißlangen auch.

*

Man darf nicht vergessen, daß der Aufstand der Griechen vom Jahre 1821 — die Hetärie — seinen Weg nach Griechenland durch die Fürstentümer der Moldau und Walachei nahm, die ein volles Jahrhundert durch Griechen — Fanarioten aus Konstantinopel — regiert wurden, deren Mißwirtschaft in beiden Ländern unerträglich geworden war. Der Aufstand der Griechen fand deshalb in Jassy und Bukarest keine Sympathie: im Gegenteil, es erwachte in der rumänischen Bevölkerung der beiden Fürstentümer die Hoffnung, recht bald von der Mißwirtschaft der Fanarioten befreit zu werden.

In der Moldau hat ein sehr gebildeter, einem alten rumänischen Adelsgeschlechte angehörender Mann — Alexander Beldiman — den griechischen Aufstand, als eine für die Moldau beweinenswerte Tragödie, in einem langen Gedichte von 4266 Versen besungen. In der Walachei hat ein aus dem Mittelstand hervorgegangener Mann — Tudor Bladimirescu — einen förmlichen Aufstand gegen die Hetäristen hervorgerufen, wurde aber bei Tirgoviste von den griechischen Banden ermordet, welche wenige Tage nachher von den Türken bei Dragaschani vernichtet wurden. Dies hatte das Ende der Fanariotenherrschaft in beiden Fürstentümern zur Folge.

Es mag noch erwähnt werden, daß in Griechenland der Aufstand von 1821 mit seinen Kämpfen und Wirrnissen noch elf Jahre dauerte, bis durch die ge-

Digitized by Google

meinschaftliche Vermittlung Frankreichs, Englands und Rußlands der Prinz Otto von Bayern im Jahre 1832 die ihm angebotene Königskrone annahm. Nach seiner Abdankung im Jahre 1863, also nach einer zweiunddreißigjährigen Regierung, wurde der Prinz Wilhelm von Dänemark König von Griechenland unter dem Namen Georg I. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung übergab England die Jonischen Inseln in förmlicher Weise Griechenland. Von 1821 bis 1913 ist beinahe ein Jahrhundert verflossen, genau zweiundneunzig Jahre.

*

Wie gestalteten sich die Verhältnisse der beiden rumänischen Donaufürstentümer in diesen zweiundneunzig Jahren?

Das Jahr 1821 war für sie verhängnisvoll, denn sie wurden verheert von griechischen Banden, bis diese von türkischen Truppen vernichtet wurden. Erst im Juli 1822 ernannte und installierte die Hohe Pforte in Jassy und Bukarest rumänische Hospodare. Ihre Regierung trug alle Zeichen der Unsicherheit und währte kaum sieben Jahre.

Am 5. April 1828 wurden die Fürstentümer von den Russen durch Feldmarschall Wittgenstein besetzt und die Regierung dem Grafen Pahlen als kaiserlich russischem Bevollmächtigten übertragen. General Diebitsch Zabalkanski vollzog 1829 den Balkanübergang, und am 3. September 1829 wurde zwischen Rußland und der Pforte ein Vertrag in Adrianopel abgeschlossen, auf Grund dessen eine von Rußland ernannte, unter dem Vorsitz des Generals Kiseleff tagende Kommission das Réglement Organique ausarbeitete. Sieben Jahre dauerte die russische Okkupation und Regierung. Am 29. Januar 1834 wurde der russisch-türkische Vertrag von St. Petersburg abgeschlossen, der folgende Bestimmungen enthält: „Par l'instrument fait séparément à Adrianople relativement aux Provinces de Valachie et de Moldavie, la Sublime Porte a pris l'engagement de reconnaître formellement les Réglements faits, pendant que les troupes russes occupaient ces Provinces, par les principaux habitants sur leur administration intérieure. La Sublime Porte, ne trouvant rien dans les articles de cette Constitution qui puisse affecter ses droits de Souveraineté, consent dès à présent à reconnaître la dite Constitution. — Elle s'engage à publier à cet effet un Firman accompagné d'un Hattscherif, deux mois après l'échéance des ratifications et à donner une copie du même à la mission russe à Constantinople. — Après la reconnaissance formelle de la Constitution, les Hospodars de Valachie et de Moldavie seront nommés, mais pour cette fois-ci seulement, et comme un cas particulier, de la manière qui a été convenue, il y a quelque temps, entre les deux Puissances contractantes, et ils commenceront à gouverner ces deux Provinces conformément à la Constitution, laquelle est une suite des stipulations dont il a été parlé plus haut. — Sa Majesté l'Empereur de Russie, voulant donner une nouvelle preuve des égards et de la considération qu'il a pour Sa Hautesse, et hâter le moment où la Sublime Porte usera des droits, que les Traités

Digitized by Google

lui assurent sur les deux Provinces, ordonnera à ses troupes, une fois que les Princes auront été nommés, de se retirer des deux Provinces. Ce point aura lieu deux mois après la nomination des Princes." — So verließ die russische Armee die Fürstentümer in der zweiten Hälfte des Jahres 1834.

Kraft dieser Bestimmungen regierten rumänische Hospodare in Jassy und Bukarest vierzehn Jahre unter der Oberhoheit der Pforte und der Oberaufsicht Rußlands.

Die französische Februarrevolution vom Jahre 1848 fand ein lebhaftes Echo in den Fürstentümern. Man verlangte eine Konstitution nach westeuropäischem Muster. In Bukarest ging man noch weiter; man setzte eine provisorische Regierung ein und verbrannte das Réglement Organique auf einem öffentlichen Platze. Darauf wurden die Moldau und Walachei durch russische und türkische Truppen, unter General Lüders und Fuad-Pascha, in der zweiten Hälfte des Jahres 1848 besetzt; und am 19. April (1. Mai) 1849 wurde von der Pforte und Rußland die Convention de Balte-Liman abgeschlossen. Dieser Vertrag enthält folgende Bestimmungen: Ernennung der beiden Hospodare durch ein Einverständnis zwischen der Pforte und Rußland auf sieben Jahre, die durch das Réglement Organique eingeführten gesetzgebenden Wahlversammlungen wurden aufgehoben, und deren Befugnisse gingen auf Divans über, die ad hoc gebildet worden waren, deren Mitglieder von den Hospodaren ernannt und deren Beschlüsse als Gesetze publiziert werden, nachdem sie von der Pforte und Rußland revidiert und sanktioniert worden sind; die Okkupation der russischen und der türkischen Armee wurde auf unbestimmte Zeit verlängert und beide Regierungen unter die Aufsicht eines russischen und eines türkischen Commissaire extraordinaire gestellt. Im Mai 1849 wurden Alexander Gregor Ghika in der Moldau und Barbu Stirbey in der Walachei zu Hospodaren ernannt.

Die Regierung dieser beiden Fürsten währte viereinviertel Jahre, bis zum Krimkriege, welcher am 16. Juli 1853 infolge der Okkupation und Pfandnahme der beiden Länder durch russische Truppen ausbrach.

Dieser große weltgeschichtliche Krieg zwischen Rußland einerseits, Frankreich, England, Sardinien und der Türkei anderseits endigte nach drei Jahren mit dem — von Frankreich, England, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sardinien und der Türkei — in Paris am 30. März 1856 abgeschlossenen Vertrag.

Diese verworrenen, von großen Kriegen begleiteten Zustände also dauerten fünfunddreißig Jahre, von 1821 bis 1856.

Mit dem Jahre 1856 kam eine neue Zeit heran, in welcher die Italiener und die Deutschen aus ihrer politischen Zerrissenheit heraustraten und in der nationalen Einheit eine Lösung suchten, um auf einer höheren kulturellen, weltgeschichtlichen Grundlage eine gleichberechtigte Stellung innerhalb der europäischen Staaten einzunehmen. Es sollte sich nun zeigen, ob die Rumänen der beiden Fürstentümer Verständnis, Gewandtheit, Kraft, Mut und Ausdauer genug besäßen, um einen Staat zu bilden, der für das friedliche Zusammenleben Europas von Bedeutung werden konnte.

Digitized by Google

Graf Camillo Cavour hatte am Krimkrieg mit England und Frankreich teilgenommen, um die Schöpfung des Königreichs Italien zu ermöglichen und zu sichern. Sein scharfer Geist, der überall Hilfe für seinen großen Plan suchte, charakterisierte in folgender Weise die Stellung der Rumänen (in einem Briefe an den sardinischen Geschäftsträger in London, Corti, vom 4. September 1856, fünf Monate nach dem Pariser Frieden vom 30. März desselben Jahres): „Die rumänische Nationalität bildet ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte und zum Nutzen Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus entgegenstellt. Man werfe einen Blick auf die Karte und man wird sich überzeugen, daß die slawische Rasse sich vom Ural und der Nordsee, ohne andre Unterbrechung als die von der rumänischen Rasse bewohnten Länder, bis zum Adriatischen Meere ausdehnt. Da nun der Panslawismus nicht bloß für die Türkei, sondern auch für den ganzen Westen eine Gefahr ausmacht, ist es da nicht ein gewaltiges Interesse, inmitten der slawischen Länder eine Nationalität aufzurichten, welche ausschließlich mit dem Westen sympathisiert und welche der Vereinigung der Völker, die einen so mächtigen Zug zur Einheit haben, daß sie vielleicht den Rest der zivilisierten Welt unterjochen könnten, ein ernstes Hindernis bereiten?"

Der Pariser Vertrag vom 30. März 1856 enthält folgende Bestimmungen über die rumänischen Donaufürstentümer: „Die Fürstentümer der Walachei und der Moldau bleiben, unter der Oberhoheit der Pforte und unter Sicherstellung der Vertragsmächte, im Besitz ihrer früheren Privilegien. — Keine der garantierenden Mächte wird ein ausschließliches Protektorat über sie ausüben. — Die Hohe Pforte verpflichtet sich, den genannten Fürstentümern eine unabhängige und nationale Verwaltung und die volle Freiheit des Kultus, der Gesetzgebung, des Handels und der Schiffahrt zu erhalten. — Die derzeitigen Gesetze und Statuten werden revidiert; zu diesem Zwecke wird eine europäische Kommission, in welcher auch die Pforte vertreten sein wird, zusammentreten, um die Grundlinien der neuen Organisation vorzuschlagen. — Der Sultan verspricht in jeder der beiden Provinzen sofort einen Divan ad hoc einzuberufen, der so zusammengesetzt sein wird, daß er die genaueste Vertretung der Interessen aller Gesellschaftsklassen darstellt, um die Wünsche der Bevölkerung in betreff der endgültigen Einrichtungen der Fürstentümer zum Ausdruck zu bringen."

Die Fürsten Ghika und Stirbey, die im Anfange des Krimkrieges aus der Regierung der Fürstentümer ausgetreten waren, wurden, nachdem die russischen Truppen am 31. Juli 1854 aus der Walachei und der Moldau sich zurückgezogen hatten, in ihren früheren Stellungen am 13. September 1854 wieder eingesetzt. Mitte Juli 1856 setzte aber die Pforte die beiden Fürsten ab und ernannte in Jassy und Bukarest, nach früherer Gepflogenheit, Kaimakame, die unter dem Einflusse der Türkei ihren ganzen Einfluß aufwandten, um die Wahlen der Divans unter Hochdruck zu vollziehen. Die Bevölkerung war in zwei Teile gespalten: die große Majorität war unionistisch gestimmt und stark organisiert, die kleine Minorität stützte sich bloß auf die „Kaimakame", welche

Digitized by Google

sich als Beamte der Pforte betrachteten. Dies veranlaßte große Kundgebungen und Proteste der Bevölkerung der Fürstentümer, hauptsächlich in der Moldau. Die aktenmäßigen Beweise des von der Türkei geübten Hochdrucks wurden der Regierung der Königin Viktoria vorgelegt, die in der Moldau eilig vollzogenen Wahlen wurden kassiert und neue Wahlen ausgeschrieben.

Die „Divans ad hoc" in Jassy und Bukarest faßten dann am 7./19. und 9./21. Oktober 1857 die nationalen Wünsche in folgende fünf Punkte zusammen: Achtung der Rechte der Fürstentümer und insbesondere ihrer Autonomie in den Grenzen der alten mit der Hohen Pforte in den Jahren 1393, 1460, 1511 und 1634 abgeschlossenen Kapitulationen; — Vereinigung der Fürstentümer zu einem Staate unter dem Namen Rumänien; — Wahl eines fremden Fürsten aus einer der regierenden Dynastien Europas, dessen im Lande geborene Nachfolger in der Religion des Landes zu erziehen sind; — Neutralität des Gebiets der Fürstentümer; — die gesetzgebende Gewalt wird einer aus Wahlen hervorgegangenen Versammlung anvertraut, in welcher die Nationalinteressen vertreten sein müssen; — alles dies ist unter der Garantie der Signatarmächte des Pariser Vertrages.

Nach der Tagung der Divans ad hoc bis zu Ende des Jahres 1857 wurde in Paris die Konferenz der Großmächte wieder einberufen, und am 18. August 1858 von denselben ein Uebereinkommen betreffend die Organisation der rumänischen Donauländer ausgefertigt. Diese Konvention enthielt folgende Hauptbestimmungen: Die Fürstentümer der Moldau und Walachei, die nunmehr unter der Benennung Vereinigte Fürstentümer der Moldau und der Walachei konstituiert werden, bleiben unter der Oberhoheit des Sultans; kraft der von den Sultanen Bajazid I., Mohammed II., Selim I. und Soliman II. verliehenen Kapitulationen, welche durch mehrere Hattischerife, namentlich durch den vom Jahre 1834, feierlich bestätigt worden sind, und entsprechend den Artikeln 22 und 23 des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 behalten die Fürstentümer, unter der gemeinsamen Garantie der Vertragsmächte, die Privilegien und Immunitäten, in deren Besitz sie sich befinden. — Sie werden sich daher, in den durch das Uebereinkommen der Garantiemächte mit dem suzeränen Hofe festgesetzten Grenzen, frei und ohne jede Einmischung der Pforte selbst verwalten. — Die Regierung wird in jedem Fürstentume einem Hospodar und einer aus Wahlen hervorgegangenen Versammlung anvertraut. — Eine beiden Fürstentümern gemeinsame, in Fokschani tagende Kommission schafft eine in ihren Hauptbestimmungen übereinstimmende Gesetzgebung für beide Länder. — Die Hospodare werden auf Lebenszeit nur aus Inländern gewählt.

Dies war der erste Sieg, den die energische Manifestation der Volkswünsche der Rumänen im Kampfe gegen die Pforte und die dieselbe unterstützende Minorität der Großmächte errang. Der Sieg war ein friedlicher, aber deshalb auch entscheidend in seinen Folgen.

Die Kaimakame der beiden Fürstentümer traten zurück, und es wurden die in den unionistischen Protestkundgebungen energisch verlangten — merkwürdiger-

Digitized by Google

weise auf einen Artikel des Réglement Organique gestützten Commissions Intérimaires à trois feierlich in Jassy und Bukarest eingesetzt, um die Fürstenwahlen zu vollziehen.

In den nun folgenden Kämpfen um die Union der Fürstentümer war der Hauptsitz der Bewegung in Jassy, und es war natürlich, daß man sich beeilte, die Fürstenwahl so schnell als möglich zu vollziehen, um dann mit derselben auf die Wahl in Bukarest in entscheidender Weise zu drücken. So wurde am 17. Januar 1859 der Oberst Cuza zum Fürsten der Moldau einstimmig gewählt und dann am 5. Februar 1859 ebenso einstimmig auch als Fürst der Walachei proklamiert.

Dies war der zweite, in seinen Folgen noch weiter zielende Sieg der Rumänen zur Erlangung des von den Divans ad hoc ausgedrückten Wunsches nach Vereinigung der rumänischen Fürstentümer zu einem Staat unter dem Namen „Rumänien" und der Wahl eines Fürsten aus einer regierenden Dynastie Europas.

Sehr bezeichnend für die methodische und energische Organisation der Unionisten in Jassy, daß diese in einer Vorwahl ihre verschiedenen Kandidaten durch mehrere Wahlgänge wandern ließ, bis zuletzt der Oberst Cuza sämtliche Stimmen vereinigte. Man wollte nicht einen dem hohen Adel gehörenden Mann wählen, weil nur dadurch die Wahl von zwei Fürsten in Jassy und Bukarest verhindert werden konnte. Die Wahlversammlung in Jassy erließ vor dem einstimmigen Votum auf den Namen Cuza noch eine von allen anwesenden Deputierten, Cuza mitinbegriffen, unterschriebene Erklärung, daß die Wahlversammlung auch weiter auf der Einigung Rumäniens unter einem aus einer europäischen Dynastie gewählten erblichen Fürsten verharre.

Die Wahlen in Jassy und in Bukarest wurden sogleich dem Sultan in von allen Deputierten unterschriebenen Adressen mit der Bitte um umgehende Investitur nach Konstantinopel gesandt. Die beiden Commissions Intérimaires à trois übergaben sogleich nach der Wahl dem gewählten Fürsten die Regierung, so daß dadurch ein Fait accompli geschaffen war.

Nach längeren Verhandlungen mit der Pforte und den übrigen Großmächten wurde Fürst Cuza als Fürst der Moldau und als Fürst der Walachei auf Lebenszeit anerkannt. Alle Großmächte, die Türkei mitinbegriffen, knüpften an diese Anerkennung formelle Reserven für den Fall, daß Fürst Cuza in irgendeiner Weise aufhören würde zu regieren.

Fürst Cuza war weder nach Anlage noch Bildung ein Staatsmann, und deshalb schwankte seine Regierung von Anfang an und allen Großmächten gegenüber. Man erlangte allmählich auch in den Fürstentümern die Ueberzeugung, daß man die alten Pläne wieder aufnehmen müsse, wenn die weitere Sicherstellung Rumäniens nicht Schiffbruch erleiden sollte, falls Kriege und stürmische Zeiten wiederkehrten.

Gewitterwolken zogen gegen Ende 1865 von allen Seiten herauf, und geübte Beobachter warteten sorgenvoll der kommenden Ereignisse.

Digitized by Google

Die Regierung des Fürsten Cuza war in jener Zeit sehr erschüttert durch die leichtsinnige Führung der Staatsfinanzen. Bedeutende Defizite konnten nicht mehr gedeckt werden und ließen das Schlimmste erwarten.

Am 11./23. Februar 1866 übergab Fürst Cuza seine Abdankung einer Lieutenance Princière — dem General Nicolas Golesku, Oberst Nicolas Haralambie und Lascar Cartagi — getreu dem allgemeinen Volkswunsche und seiner eignen Ueberzeugung, daß nur ein fremder Fürst die Zukunft Rumäniens sicherstellen könnte.

Am selben Tage wurde durch den Senat und die Wahlkammer einstimmig, dem von den Divans ad hoc im Jahre 1856 ausgesprochenen Wunsche gemäß, der Graf von Flandern zum souveränen Fürsten der vereinigten rumänischen Fürstentümer gewählt unter dem Namen Filip I.

Sämtliche Staatsbeamte und die ganze Armee leisteten sogleich den Eid der Treue dem Fürsten Filip I.

Der Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen der provisorischen Regierung — Jon Ghika — erließ dann eine Note an sämtliche Großmächte, um ihnen diese Wahl anzuzeigen, welche im Zeitraume von zehn Jahren, seit den „Divans ad hoc" von allen Landesvertretungen wiederholt als die einzige Lösung für den sicheren, dauernden Aufbau eines friedlichen rumänischen Staates verkündet wurde.

Zugleich ernannte die Lieutenance Princière zu diplomatischen Agenten in Paris Jon Balaceanu und in Konstantinopel Alexander Golesku, sowie zu Spezialagenten für Vertretung der Wünsche des Landes in Paris Jon Bratianu, Scarlat Falcoyanu, Vasil Boeresku und Ludwig Steege, in Konstantinopel Manolaki-Costaki-Jepurcanu und Georg Costaforu.

Den 10. März, also fünfzehn Tage nach der in Bukarest vollzogenen Wahl des Grafen von Flandern zum Fürsten, wurde in Paris die Konferenz der Großmächte einberufen, um über die Abdankung des Fürsten Cuza zu beraten. Der Entschluß lautete: „Les Représentants des Puissances signataires du Traité du 30 Mars 1856 se sont constitués a Paris en Conférence et ont décidé à en informer le Gouvernement Provisoire des Principautés, en lui recommandant de se borner au maintien de l'ordre et de l'administration, en s'abstenant de tout acte préjugeant les decisions de la Conférence."

Die zweite Konferenz vom 18. März faßte zwei noch viel merkwürdigere Entschlüsse.

Der erste Entschluß ist folgender: „Le Plénipotentiaire de France, Président de la Conférence, expose qu'il a reçu de l'Agent des Principautés-Unies une communication, lui annonçant que le Gouvernement Provisoire de Bucarest a désigné MM. Charles Falcoyano et Jean Bratiano comme ses délégués auprès de la Conférence. M. Drouyn de l'Huys donne lecture d'une lettre que lui a adressé M. Bratiano en son nom et en celui de son collègue, pour demander a être admis à exprimer,

Digitized by Google

en présence de la Conférence, les aspirations et les besoins des populations. — Les Plénipotentiaires délibèrent et décident que la demande ne peut être admise: toute fois chacun des Plénipotentiaires sera prêt à recevoir toutes les communications, soit écrites soit verbales, que les délégués croiraient leur faire, à titre de renseignements."

Der zweite Entschluß war, von den betreffenden Regierungen der Großmächte Instruktionen über folgende fünf Punkte zu verlangen:

1. „Convient-il de laisser l'Assemblée qui siège actuellement à Bucarest la mission de nommer un Hospodar en remplacement du Prince Couza? En cas où spontanément les Membres Moldaves manifestaient des intentions différentes et demandaient soit le vote séparé sur l'Union ou la Séparation des Principautés, ils pourraient être admis à voter de leur côté, tandis que les Députés Valaques voteraient du leur — mais sans quitter Bucarest.

2. Convient-il, sans attendre que les Députés Moldaves aient manifesté leur intention, d'inviter l'Assemblée siégeant à Bucarest à se prononcer sur l'Union ou sur la Séparation avec une votation separée?

3. Y aurait-il lieu de décider que l'Assemblée se trouvant appelée à se prononcer sur la question de l'Union, les Députés Moldaves iraient voter à Jassy, tandis que les Députés Valaques voteraient à Bucarest?

4. Convient-il de faire un appel direct à des Elections Générales, ayant expressément pour objet de nommer une seule Assemblée, qui se rendrait à Bucarest pour nommer un nouvel Hospodar et au besoin pour se prononcer sur la question de l'Union? — Il serait entendu dans le dernier cas, que le vote favorable à l'Union ne serait valable qu'autant qu'il aurait rallié la majorité des Députés Moldaves faisant partie de l'Assemblée.

5. Enfin vaudrait-il mieux de recourir à la convocation de deux Assemblées — l'une à Bucarest et l'autre à Jassy — à l'instar de ce qui s'est déjà fait en 1857 pour les Divans ad hoc?"

Zugleich wurde beschlossen, daß man in der dritten Konferenzsitzung, die für den 28. März festgesetzt wurde, die Ratification de l'Acte Public signé à Galatz le 2 Novembre 1865 par les membres de la Commission Européenne du Danube vornehmen werde.

Auf diese Weise vergingen vom Tage der in Bukarest vollzogenen Fürstenwahl des Grafen von Flandern, die eine ausgesprochene Tat war, bis zur dritten Konferenz, welche die Donaufrage behandelte, zweiunddreißig Tage, ohne daß irgendein Entschluß gefaßt wurde, als Fragen aufzustellen, auf die seit 1857 zu wiederholten Malen Wünsche und Tatsachen geantwortet hatten.

Es war natürlich, daß die Lieutenance Princière auf solche Unentschlossenheit der Konferenz keine Rücksicht nehmen konnte.

Schon am 24. März sandte der Ministerpräsident Jon Ghika an den Pariser Agenten Balaceanu ein Telegramm folgenden Inhalts: „Erklären Sie, wir haben

Digitized by Google

den Grafen von Flandern nicht zum Fürsten gewählt gegen Frankreich; wir sind entschlossen, jeden andern Kandidaten zu wählen und garantieren seine Wahl; unsre Delegierten sollen eilig die offizielle Absage des Grafen von Flandern aus Brüssel einholen; geben Sie uns den Namen des neuen Kandidaten."

Die Delegierten gingen am 28. März nach Brüssel und erhielten am 30. März vom Könige von Belgien die gewünschte Absage des Grafen von Flandern.

Am 26. März bekam Jon Ghika von Bratianu und Balaceanu die Drahtnachricht, daß die Kandidatur des Prinzen Karl von Hohenzollern dem Kaiser Napoleon sehr angenehm wäre.

Am 29. März wurden in Bukarest der Senat und die Wahlkammer aufgelöst, und am 30. März wurde von der Lieutenance Princière eine Proklamation erlassen, welche die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern befürwortete.

Man beeilte sich in Bukarest, den Tatsachen die Tür weit zu öffnen.

Was diesen schnellen Entschluß bestimmte, ist in den Denkwürdigkeiten des Königs Karl von Rumänien zu lesen.

Hier ein Auszug des Hauptsächlichsten:

Am Karfreitag, den 30. März 1866 langt der rumänische Abgesandte Joan Bratianu in Düsseldorf an und ersucht den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern um eine Audienz. Diese wird am 31. März am Vormittage gewährt und dauert drei Stunden. Bratianu eröffnet dem Fürsten, daß die Lieutenance Princière Rumäniens, einer Anregung des Kaisers Napoleon folgend, beabsichtigte, seinen zweiten Sohn, den Prinzen Karl, dem Volke zum Fürsten vorzuschlagen. Bratianu wird zur Tafel gezogen; auch Oberst v. Rauch, Kommandeur des 11. Husarenregiments, nimmt an ihr teil. Die Unterhaltung ist lebhaft; es wird viel über Bukarest und die wirtschaftlichen Verhältnisse der Donauländer gesprochen. Nach Tische tritt Bratianu auf den Prinzen zu und sagt: „On m'a beaucoup parlé de V. A. à Paris, où on m'avait dit qu'Elle était à Berlin, je suis bien heureux d'avoir eu la bonne fortune de trouver V. A. ici." Prinz Karl erwidert, daß er nur auf Urlaub in Düsseldorf sei und in zwei Tagen zu seinem Regiment nach Berlin zurückkehre. Er fügt hinzu: „D'autant plus que nous aurons peut-être la guerre."

Oberst Rauch begleitet Bratianu ins Hotel zurück und überbringt bei seiner Rückkehr dessen Bitte um eine Privatunterredung mit dem Prinzen. Sie wird ihm gewährt.

Um $^1/_2$7 Uhr abends erscheint der rumänische Abgesandte, trägt dem Prinzen die Krone an und orientiert ihn in zweistündigem Gespräch über die Zustände seines Landes. Er weist dabei auf die Gefahren hin, denen Rumänien ausgesetzt sein würde, wenn das jetzige Provisorium noch länger andauere, und bittet um günstige Entscheidung.

Prinz Karl entgegnet, daß er zwar den Mut in sich fühle, eine solche Mission auf sich zu nehmen, aber doch fürchte, ihr nicht gewachsen zu sein;

Digitized by Google

deshalb könne er jetzt noch keine bestimmte Antwort erteilen. Außerdem wisse er noch nichts von den Intentionen des Königs von Preußen, des Oberhauptes der Familie, und ohne dessen Erlaubnis dürfe er einen so wichtigen Schritt nicht unternehmen.

Bratianu berührt dann das staatsrechtliche Verhältnis der Donaufürstentümer zur Türkei. Prinz Karl vermag darin kein Hindernis für sich zu sehen, zumal da es kaum schwerfallen werde, dieses Band zu lösen; vorläufig sei dasselbe überhaupt eher eine Garantie als eine Fessel, denn Rumänien sei noch nicht stark genug, um auf eignen Füßen zu stehen.

So trennen sie sich, ohne daß es zu einer bindenden Erklärung von seiten des Prinzen gekommen ist. Bratianu verspricht, keine weiteren Schritte in dieser Angelegenheit zu tun, und reist nach Paris zurück.

Bratianu hat persönlich den besten Eindruck auf den Prinzen und die fürstliche Familie gemacht, sowohl durch sein einnehmendes Aeußere als durch die staatsmännischen Eigenschaften, die er in diesen Konferenzen bewiesen hat.

Am 4. April übersendet Fürst Karl Anton von Hohenzollern dem Könige von Preußen, Chef des Gesamthauses Hohenzollern, eine Denkschrift, in welcher es heißt:

„Es scheint in den Donaufürstentümern die Ueberzeugung stets mehr Boden zu gewinnen, daß die rumänische Thronfrage nur dann eine dauernde Lösung finden könne, wenn von der Wahl eines den Bojarenfamilien zu entnehmenden Regenten gänzlich abgesehen und diese Wahl auf ein Mitglied eines auswärtigen Fürstenhauses gelenkt werde.

„Hieran anknüpfend melde ich Eurer Majestät, daß ich vor wenigen Tagen durch den Besuch des rumänischen Repräsentanten bei den in Paris gegenwärtig stattfindenden Donaufürstentümerkonferenzen, des Herrn Bratianu, überrascht worden bin, welcher an mich die direkte Anfrage gestellt hat, ob eventuell einer meiner Söhne in der Lage sich befinde, eine auf ihn fallende Wahl zum Fürsten von Rumänien anzunehmen.

„Durch diesen Antrag einesteils überrascht, andernteils mit der ganzen politischen Sachlage nicht vertraut, habe ich selbstverständlich dem Herrn Bratianu nur erwidern können, daß eine bejahende oder verneinende Beantwortung mir aus dem Grunde nicht zustehe, weil Eure Majestät als Allerhöchster Haus- und Familienchef allein und ausschließlich hierüber Entschließung zu nehmen und Verfügung zu treffen haben.

„Aus einer eingehenden Unterredung mit Herrn Bratianu habe ich die Gewißheit geschöpft, daß er nur mit ausdrücklicher Billigung des Kaisers Napoleon diese vertrauliche Anfrage stellen konnte, wobei auf meine vielfachen schweren Bedenken von ihm nur erwidert wurde, wie gerade eine auf ein Mitglied meiner Familie fallende Wahl die meisten Chancen der Anerkennung in sich schließe. Ein zum Beispiel auf österreichische Verbindungen sich stützender Fürst würde niemals die Billigung der andern Großmächte erhalten, und umgekehrt würde in jeder französischen, englischen, russischen

Digitized by Google

oder italienischen Kandidatur die Geltendmachung und Durchführung eines dynastischen Interesses oder das drohende Uebergewicht eines exklusiven Sonderinteresses erblickt werden ... Es wäre also nur Preußen, dessen Interessen hierbei nicht unmittelbar berührt würden, welches einen Kandidaten aus seiner Mitte zu stellen imstande sei, bei dem die vorerwähnten Bedenken nicht zuträfen.

„In der jüngsten Zeit ist die unter dem Fürsten Cuza einberufene Kammer aufgelöst worden, weil der nunmehr in den Vordergrund gerückten Wahlfrage eine neue konstitutionelle Unterlage gegeben werden mußte. Nun ist nach der Auffassung des Herrn Bratianu leicht möglich, daß aus der ad hoc konstituierten neuen rumänischen Kammer die Wahl eines meiner Söhne hervorgehe, und zwar nicht deshalb, weil nur einer von diesen als der einzig geeignete Regent zu bezeichnen wäre, sondern aus dem weiteren politischen Grunde, um den Konferenzmächten die Absicht Rumäniens zu zeigen, kein Bojarenregententum über sich zu dulden, moralischen Protest einzulegen gegen die von Rußland gewünschte Trennung der Fürstentümer, die monarchische Gesinnung dieser Länder zu konstatieren und einen fertigen Kandidaten zur Abkürzung des Konferenzverfahrens und zur Beseitigung aller weiteren Herrschaftsintrigen aufzustellen. Der Graf von Flandern sei nicht um seiner Person, sondern um des Prinzipes willen per Akklamation gewählt worden; rumänischerseits sollte dadurch lediglich mit größter Offenheit gezeigt werden, daß nur einem fremden Fürsten die Gründung einer neuen Dynastie in Rumänien anvertraut werden dürfe.

„Vorstehendes wäre in Kürze der politische Stand der Angelegenheit, wie ich denselben aus den Mitteilungen des Herrn Bratianu entnommen habe.

„Eure Majestät wollen huldreichst gestatten, auch meine persönliche Anschauung über dieselbe kundgeben zu dürfen.

„Es ist nicht zu verkennen, daß die vorliegende Frage, und namentlich eine Lösung derselben auf dem angedeuteten Wege zu großen Bedenken Anlaß gibt.

„Die an sich stabilen, aber durch den stets genährten Kampf um die Superiorität russischen und türkischen Einflusses gestörten inneren Verhältnisse der Fürstentümer, ihr scheinbares Abhängigkeitsverhältnis zur Pforte und die Vasalleneigenschaft des künftigen Landesherrn zu derselben sind wesentlich hemmende Ursachen. Nicht zu leugnen sind aber die großen, noch unentwickelten innern Hilfsquellen dieser Länder, welche unzweifelhaft eine ebenso große Zukunft haben werden, als sie ehemals Kulturdistrikte ersten Ranges gewesen sind. Der dortige Herrscher wird demnach eine ebenso große als dankbare Aufgabe zu erfüllen haben, deren Früchte wohl schwerlich seiner Person, unzweifelhaft aber den Deszendenten seiner neubegründeten Dynastie zustatten kommen müßten."

Am 19. April kommt Legationsrat v. Keudell, um den Prinzen Karl im Auftrage des preußischen Ministerpräsidenten zu bitten, diesen zu besuchen, Graf Bismarck selbst sei durch ein Fußleiden ans Haus gefesselt, sonst würde er den Prinzen aufgesucht haben. Prinz Karl setzt seinen Besuch um ½1 Uhr an.

Graf Bismarck beginnt die anderthalbstündige Unterredung mit der Bemerkung: „Ich habe Eure Durchlaucht zu mir bitten lassen nicht als Staats-

Digitized by Google

mann, sondern, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, als Freund und Ratgeber frei und offen zu sprechen — Sie sind von einer ganzen Nation einstimmig zum Fürsten gewählt; folgen Sie diesem Rufe, gehen Sie direkt in das Land, zu dessen Regierung Sie berufen sind."

Prinz Karl erwidert, daß dies ohne Genehmigung des Königs, als seines Familienoberhauptes und obersten Kriegsherrn, unmöglich sei, obgleich er den Mut zu diesem Entschlusse wohl in sich fühle.

„Um so mehr also!" ruft der Ministerpräsident aus. „Die Genehmigung des Königs brauchen Sie in diesem Falle nicht direkt. Verlangen Sie Urlaub vom Könige, Urlaub ins Ausland — der König ist fein genug, ich kenne ihn ja genau, um dies zu verstehen und die Absicht zu durchschauen. Sie nehmen ihm dadurch außerdem die Entscheidung aus der Hand, was ihm sehr willkommen sein muß, da ihm politisch die Hände gebunden sind! Vom Auslande kommen Sie dann um Ihren Abschied ein und begeben sich im strengsten Inkognito nach Paris, wo Sie den Kaiser im geheimen um eine Audienz bitten lassen. In dieser mögen Sie ihm Ihre Absichten darlegen, mit der Bitte, daß Napoleon Ihrer Sache sein Interesse schenke und dieselbe bei den übrigen Mächten befürworte. — Dieses ist nach meiner Ansicht, wenn Eure Durchlaucht überhaupt an die Annahme der in Rede stehenden Krone denken, die einzige Art und Weise, die Sache anzufassen. Kommt letztere dagegen vor die Pariser Konferenz, dann wird sie sich nicht monate-, sondern jahrelang hinziehen: die am meisten beteiligten Mächte, Rußland und die Pforte, werden den entschiedensten Protest gegen Ihre Wahl erheben, Frankreich, England und Italien werden auf Ihrer Seite stehen, und Oesterreich wird alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Doch ist gerade von dieser Seite nicht viel zu befürchten, da ich Oesterreich für einige Zeit zu beschäftigen gedenke! — Was nun Preußen betrifft, so sieht es sich in die schwierigste Situation von allen versetzt; wegen seiner politischen und geographischen Lage hat es sich stets von der orientalischen Frage ferngehalten und nur seine Stimme im Rate der Großmächte geltend gemacht. Zu diesem speziellen Falle aber müßte ich als preußischer Ministerpräsident gegen Sie stimmen, so schwer mir das fallen würde, denn ich dürfte im gegenwärtigen Augenblicke keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und unser Staatsinteresse nicht zugunsten des Familieninteresses engagieren. — Durch eigenmächtiges Handeln von seiten Eurer Durchlaucht würde der König aus der für ihn peinlichen Situation herausgelangen, und ich bin überzeugt, daß er dieser Idee, die ich ihm gern mündlich mitteilen würde, wenn er mir die Ehre eines Besuches schenken wollte, nicht abgeneigt sein würde, obwohl er als Familienoberhaupt seine Zustimmung nicht geben dürfte. — Sind Eure Durchlaucht einmal in Rumänien, so wird die Frage bald gelöst sein, denn wenn Europa sich einem Fait accompli gegenübersieht, werden die zunächst beteiligten Mächte zwar protestieren, aber ein Protest

Digitized by Google

steht auf dem Papier, und die Tatsache wird nicht mehr rückgängig zu machen sein!"

Den Einwand des Prinzen, daß Rußland und die Pforte offensiv auftreten könnten, läßt Bismarck nicht gelten: „Aus Gewaltmaßregeln würden, namentlich für Rußland, die schwersten Folgen entstehen können. Ich würde Eurer Durchlaucht raten, vor Ihrer Abreise dem Kaiser von Rußland einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in welchem Sie aussprächen, daß Sie in Rußland Ihren mächtigsten Beschützer sähen und daß Sie mit Rußland dereinst die orientalische Frage lösen zu können hofften. Auch ließe sich eine Familienverbindung, die bald ins Werk gesetzt werden müßte, Sie in Rußland einen großen Anhalt finden."

Auf des Prinzen Anfrage, wie Preußen sich zu diesem Fait accompli stellen würde, erklärt Bismarck: „Wir werden nicht umhin können, das Faktum anzuerkennen und der Sache unser volles Interesse zuzuwenden, Ihr mutiger Entschluß wird also sicher sein, von hier aus beifällig aufgenommen zu werden!"

Der Prinz fragt nun, ob Bismarck ihm überhaupt zur Annahme der Krone raten könne, oder ob es besser sei, die Sache fallen zu lassen?

„Wenn ich nicht für die Sache wäre," lautete die Antwort des Ministers, „hätte ich mir überhaupt nicht erlaubt, meine Ansicht darüber auszusprechen. Die Lösung der Frage durch Fait accompli halte ich für die glücklichste und für Sie ehrenvollste. Und selbst wenn Sie nicht reüssierten — Ihre Stellung zum preußischen Gesamthause bliebe dieselbe: Sie würden hierher zurückkehren und sich stets mit Vergnügen eines Coups erinnern dürfen, der Ihnen nie zum Vorwurfe gereichen kann. Reüssieren Sie aber, wie ich glaube, so kann Ihnen diese Lösung von unberechenbarem Vorteil sein. Sie sind durch Volksabstimmung, im vollsten Sinne des Wortes, einstimmig gewählt, Sie folgen diesem Rufe und erwerben sich dadurch von vornherein das volle Vertrauen des ganzen Volkes!"

Dem Einwande des Prinzen, daß er dieser Abstimmung nicht ganz traue, weil dieselbe zu rasch gekommen, begegnet Bismarck mit folgenden Worten: „Die sichere Garantie könnten Sie von der Deputation erhalten, welche demnächst kommen wird, und welche Sie auf preußischem Boden nicht empfangen dürften; überhaupt würde ich mich baldigst mit dem rumänischen Agenten in Paris in Verbindung setzen. Dem französischen Botschafter Benedetti hab ich sous discrétion, nachdem uns der Wunsch des Kaisers Napoleon, unsre Ansichten kennen zu lernen, kundgegeben worden, diese Idee mitgeteilt, und derselbe erklärte, daß man Ihnen in Frankreich ein Schiff zur Disposition stellen würde, um von Marseille aus die Reise nach Rumänien zu unternehmen — besser scheint es mir aber, einen gewöhnlichen Dampfer zu benützen, damit die Sache ganz geheim bleibt."

Digitized by Google

Im Laufe dieser Unterredung liest der Ministerpräsident dem Prinzen die Depeschen und Aktenstücke vor, welche über die Frage seiner Kandidatur bisher eingegangen sind.

Um 4 Uhr begibt sich der Prinz zum Könige, der ihn aufs herzlichste empfängt, sich aber mit Bismarcks Ansicht, die der Prinz ihm mitteilt, nicht einverstanden erklärt, im Gegenteil, er betont die Schwierigkeiten, die dem Unternehmen im Wege ständen, und hält es für ratsam, die Entscheidung der Pariser Konferenz abzuwarten. Selbst aber wenn letztere günstig ausfallen sollte, bleibe doch immer ein schweres Bedenken bestehen: es sei eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern unwürdig, sich unter die Oberhoheit eines Sultans zu stellen!"

Prinz Karl erwidert, „daß er für den Augenblick die türkische Suzeränität anzuerkennen bereit sei, doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich von demselben durch Waffengewalt zu befreien und dem Lande, das ihn heute erwählt, die volle Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde zu erobern. Er bittet den König, überzeugt zu sein, daß er stets seinem Namen Ehre machen werde, wo und in welcher Lage er sich auch befinden werde!"

Der König gewährt dem Prinzen Urlaub nach Düsseldorf, er schließt ihn beim Abschied in die Arme, und seine letzten Worte sind: „Gott beschütze dich!"

*

Am 20. April wurde in ganz Rumänien das Plebiszit votiert mit 685 969 Stimmen für den Prinzen Karl von Hohenzollern und 224 negativen Stimmen.

Es lautete wie folgt: „Wir ernennen zum erblichen souveränen Fürsten der vereinigten rumänischen Fürstentümer Seine Hoheit den Fürsten Karl Ludwig von Hohenzollern unter dem Namen Carol I.

Den 13. Mai wird das Plebiszit bekräftigt durch die Majorität der Deputierten der neugewählten Kammer (Konstituante) unter namentlicher Stimmenabgabe und Unterschrift. Die in der Kammer anwesenden Deputierten waren 120, unter denen 46 Moldauer und 74 Walachen; nur 6 Moldauer enthielten sich beim Votum, die übrigen 114 Stimmen gaben folgendes Votum ab:

„In Anbetracht unsrer Deferenz für die Hohe Pforte und die garantierenden Großmächte bekräftigt diese Versammlung, als treuer Dolmetscher des nationalen Willens, von neuem den Ausdruck des ununterbrochen kundgegebenen Willens der Divans ad hoc sowie aller gesetzgebenden Versammlungen und in den allerletzten Tagen, am 23. Februar und durch das Plebiszit vom 20. April; — und erklärt zum allerletztenmal vor Gott und vor den Menschen, daß der unabänderliche Wille der vereinten Fürstentümer ist, immerdar zu bleiben, was sie sind — ein untrennbares Rumänien unter der erblichen Regierung eines fremden Fürsten aus einer der souveränen westeuropäischen Dynastien, und daß der erbliche Fürst des einen und untrennbaren Rumäniens der Fürst Karl Ludwig von

Digitized by Google

Hohenzollern-Sigmaringen ist, der heute auch von dieser Versammlung proklamiert wird unter dem Namen ‚Carol I.'"

*

Am Freitag den 11. Mai nimmt Prinz Karl Abschied von den Mitgliedern des väterlichen Hofes und tritt um 10 Uhr bei seinen Eltern ein, um hier das schwere Lebewohl zu sagen. Vater und Mutter segnen tiefergriffen ihren Sohn, der für einen Augenblick seine Fassung verliert, als seine innig geliebte Mutter ihn mit ihren Tränen benetzt und nicht aus ihren Armen lassen will. Dann umarmt er seine beiden Brüder. Die Erbprinzessin Antoinette und seine Schwester Prinzessin Marie begleiten ihn bis zum Bahnhofe.

So beginnt in den Denkwürdigkeiten des Königs Karl von Rumänien die Erzählung seiner Reise von Düsseldorf nach Rumänien. Wir folgen derselben in der Wiedergabe des Hauptsächlichsten.

Die Reise des Prinzen geht über Köln, Siegburg, Bonn, Mainz, Darmstadt, Freiburg i. B., Umkirch, Klein-Basel nach Zürich. Unterwegs trifft er mit dem von seinem Vater vorausgeschickten Begleiter, dem Kabinettsrat v. Werner, dem preußischen Kammerherrn Baron v. Mayenfisch und zwei Dienern aus dem väterlichen Hause (einer von ihnen Seelos) zusammen.

Der Prinz benützt unterwegs seine freie Zeit, um dem Könige von Preußen einen Brief und sein Gesuch um Verabschiedung aus der preußischen Armee zu schreiben, sowie zwei Briefe an den Kaiser der Franzosen und an den Kaiser von Rußland, die von Düsseldorf an ihre Adresse weiter befördert werden sollen. Sodann verfaßt der Prinz ein Schreiben an den Sultan Abd ul Aziz, welches nach seiner Ankunft in Rumänien nach Konstantinopel abzusenden ist.

In Zürich trifft er den Landamman Aepli aus St. Gallen, der ihm einen Schweizer Paß besorgt auf den Namen Karl Hettingen (nach Fürst Karl Antons Schloß Hettingen in Hohenzollern), in Geschäften nach Odessa reisend.

Von Zürich an reist er am 15. Mai mit seinen Begleitern ab, denen noch Leutnant Linche, aus Paris kommend, sich anschließt. Die Reise geht über den Bodensee, Lindau, Augsburg, München, Salzburg, Wien und Budapest nach Baziasch, der Endstation der österreichischen Eisenbahn an der Donau. In Baziasch wird die Reise um einen Tag unterbrochen, weil man die Abfahrt des Eilschiffes nach Turnu-Severin abwarten muß.

Am Pfingstsonntag den 20. Mai besteigen der Prinz und seine Begleiter das Eilschiff, auf dem sie Herrn Joan Bratianu begegnen, der mit dem Pester Eilzug direkt aus Paris eben angekommen war. Um 4 Uhr trifft das Eilschiff in Turnu-Severin ein.

Das Schiff legt an der Landungsbrücke von Turnu-Severin an. Ohne auf seine Reisegesellschaft zu achten, sucht der Prinz eiligst das Schiff zu verlassen; der Kapitän hält ihn aber mit dem Bemerken zurück, daß sein Billett doch auf Odessa laute; weshalb er also hier aussteigen wolle? Der Prinz antwortet, daß er nur für einige Augenblicke ans Land zu steigen beabsichtige.

Digitized by Google

Unterdessen sind Bratianu und Leutnant Linche herangetreten und drängen den Prinzen vorwärts, so daß er mit raschem Schritt auf die Landungsbrücke springt und das Schiff hinter sich läßt.

Sowie er das Land betreten, zieht Bratianu den Hut, macht Front vor seinem Fürsten und ersucht ihn, einen bereitstehenden Wagen zu besteigen. Bratianu, der nun von den rumänischen Mautbeamten begrüßt wird, durchschreitet mit dem Fürsten das Publikum, das sich, da es Sonntag ist, zahlreich eingefunden hat, um das Schiff zu begleiten. Erstaunt starren die Leute die Ankömmlinge an, deren Aeußeres gleich erkennen läßt, daß es Ausländer sind; daß aber ihr neuerwählter Fürst in ihrer Mitte weile, davon hatten sie keine Ahnung.

Fürst Karl fährt an Bratianus Seite direkt nach dem Präfekturgebäude. Die Herren v. Werner, v. Mayenfisch und Linche folgen später, nachdem sie die nötigen Anordnungen wegen des Gepäcks getroffen haben.

Der Präfekt fällt aus den Wolken, als Bratianu ihm sagt, wer der junge Herr sei, der eben vorgefahren ist. Es wird beschlossen, das Inkognito des Fürsten noch zu wahren.

Bratianu begibt sich nach der Telegraphenstation, um die provisorische Regierung von des Fürsten Ankunft in Kenntnis zu setzen. Die umgehend eintreffende Antwort der Minister ersucht den Herrscher, sofort die Weiterreise nach der Hauptstadt anzutreten.

Auf das Begrüßungstelegramm Fürst Karls an die Lieutenance Princière antwortet diese mit den herzlichsten Glückwünschen; sie gibt ihrer Freude Ausdruck, endlich ihren freigewählten Fürsten zu besitzen.

Bei seiner Rückkehr ins Regierungsgebäude findet der Fürst dort die Behörden der Stadt versammelt, denn die Nachricht von seinem Eintreffen ist inzwischen doch wie ein Lauffeuer durch den Ort gegangen. Der Empfang, der keinen offiziellen Charakter trägt, wird rasch abgetan, da die Postpferde schon vor der Tür stehen.

Punkt 8 Uhr besteigt der Fürst mit Bratianu — die deutschen Herren folgen — den mit acht Pferden bespannten offenen Wagen, und in rasendem Tempo fahren sie in die Nacht hinein.

Wie es Tag wird, tauchen den 21. Mai in der Ferne die Kirchtürme von Krajowa, der rings von grünen Hügeln umgebenen Hauptstadt der kleinen Walachei, auf. Um $^1/_2$7 Uhr erreicht der Fürst die Akziselinie der Stadt. Hier harrt eine unabsehbare Menschenmenge der Ankunft des Fürsten, denn die Lieutenance Princière hat das ganze Land von dem glücklichen Ereignis benachrichtigt. Ein donnerndes, nicht endenwollendes Hurra empfängt den Fürsten, als der Wagen vor einem improvisierten, aus grünen Reisern hergestellten Zelte Halt macht. Der Bürgermeister hält eine Ansprache, und Fürst Karl gibt in französischer Sprache seiner Freude Ausdruck, daß er sich jetzt inmitten seiner Landeskinder befinde. Nach einem Aufenthalte von drei Viertelstunden wird die Reise fortgesetzt, eskortiert von Dorobanzen.

Gegen 12 Uhr trifft der Fürst am breiten Oltflusse ein; am jenseitigen

Digitized by Google

Ufer baut sich das Städtchen Slatina malerisch auf. Die Bevölkerung ist von überallher zusammengeströmt und steht auf beiden Ufern des Flusses, um ihrem jugendlichen Herrscher zuzujubeln.

In Slatina gibt Fürst Karl folgendes Telegramm an den Fürsten von Hohenzollern nach Düsseldorf auf: „Mit bewegtem Herzen sende ich meinen teuren Eltern und lieben Geschwistern die ersten innigsten Grüße aus meinem neuen Vaterlande. Ich werde ihm mit ganzer Seele angehören, aber stets die teuren Erinnerungen und dankbarsten Gefühle für die Heimat bewahren. Soeben war in Slatina ein herzlicher Empfang. Morgen Ankunft in Bukarest."

Um 2 Uhr wird die Reise unter zahlreicher Begleitung mit derselben Schnelligkeit fortgesetzt.

In raschem Tempo eilt man Pitesti zu. Schon von ferne erblickt der Fürst einen Triumphbogen, um den sich eine große Menschenmenge angesammelt hat, zu Wagen und zu Pferde, um ihren Herrscher zu erwarten. Freundlich liegt Pitesti da mit seinen lieblichen Weingeländen, im Hintergrunde der hohe Bucegi und die schneebedeckten Berge von Muscel.

Um 6 Uhr treffen die Reisenden an der Akziselinie der Stadt ein. Hier wird dem Fürsten abermals ein begeisterter Empfang mit Anreden und Musik bereitet. In Pitesti meldeten sich beim Fürsten General Golesku, Mitglied der Lieutenance Princière, und Jon Ghika, Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nachdem ihm die Autoritäten der Stadt vorgestellt worden sind, besteigt der Prinz mit Golesku und Jon Ghika die mit acht Pferden bespannte fürstliche Equipage uud fährt durch das mit Fahnen, Teppichen und Girlanden festlich geschmückte Städtchen; wie überall werden ihm aus den Fenstern zahlreiche Buketts und Tauben in den Wagen geworfen.

Nach einstündiger Fahrt wird Goleschti erreicht, der Stammsitz der Familie Golesku, die sich stets durch Patriotismus und Uneigennützigkeit ausgezeichnet hat. Die sechsundsiebzigjährige Mutter Goleskus, eine würdige Matrone, deren edle, klassische Züge auf ihre einstige große Schönheit schließen lassen, empfängt den Fürsten.

Um 8 Uhr wird das Diner eingenommen; die ganze Familie nimmt daran teil. Bratianu hat sich inzwischen auf sein Landgut Florika begeben, das in nächster Nachbarschaft von Goleschti liegt.

Nach Tisch werden dem Fürsten durch Golesku und Jon Ghika die ersten Regierungsgeschäfte unterbreitet.

Den 22. Mai steht der Fürst um 6 Uhr auf, damit er Zeit hat, die Vorbereitungen zu dem wichtigen Akte des Einzuges in die Hauptstadt seines Landes zu treffen. Man sucht den Fürsten zu bewegen, in rumänischer Generalsuniform in Bukarest einzuziehen; das lehnt er aber ab, da er dieselbe erst bei der ersten Truppenrevue anlegen will.

Um 8 Uhr verläßt der Fürst Goleschti. In Gajeschti und Titu, kleinen Marktflecken, wird kurzer Halt gemacht. In Ciokaneschti, einem Gute der Familie Ghika, erwartet Prinz Demeter Ghika, Minister des Innern, den Fürsten. Hier

Digitized by Google

vertauscht der Fürst seinen mit Staub bedeckten Reiseanzug mit Frack, weißer Krawatte und Ordensband.

Schon von ferne bezeichnet eine schwarze, unabsehbare Menschenmenge den Ort, wo die Bukarester Bevölkerung ihren Fürsten erwartet.

Die Empfangsfeierlichkeiten nehmen unweit Baneassa ihren Anfang. Der Bürgermeister von Bukarest, Demeter Bratianu, Bruder des in Piteschti zurückgebliebenen Joan Bratianu, überreicht dem Fürsten die Schlüssel der Stadt und hält eine feurige Anrede, die von den versammelten Menschen jubelnd aufgenommen wird.

Fürst Karl hält eine französische Dankrede und drückt in warmen Worten seine Hoffnung aus, daß er die Kraft haben werde, die schwere Mission, welche er im festen Vertrauen auf den Beistand des Himmels übernommen hat, zum Glücke Rumäniens zu Ende zu führen.

Nach dem Empfange durch die städtischen Behörden bei Baneassa besteigt der Fürst mit General Golesku und Jon Ghika einen offenen, von sechs Schimmeln gezogenen Galawagen und fährt, umgeben von einem glänzenden Stabe, darunter Oberst Haralambie, Mitglied der provisorischen Regierung, der Stadt zu. Ein Regiment Ulanen eröffnet den Zug. Dann kommen die Minister, der Bürgermeister der Hauptstadt, der Polizeipräfekt; in einem Hofwagen Herr v. Mayenfisch; Herrn v. Werner ist im Wagen des Fürsten der vierte Platz angewiesen.

Der Zug bewegt sich über die sog. Chaussee, den Korso der Bukarester Gesellschaft, wo Infanterie, Jäger und Artillerie aufgestellt sind, hinter denen Kopf an Kopf die Menge des Volkes harrt, und endlos pflanzt sich ihr Hurra fort, sowie der Wagen des Fürsten sich nähert.

Der Zug bewegt sich weiter im langsamen Tempo in dem endlosen Podu Mogoschoae, das mit Fahnen, Teppichen und Girlanden geschmückt ist.

Nach anderthalbstündiger Fahrt, unter Glockengeläute und Kanonendonner, langt der Zug vor der Metropolie, der Hauptkirche Bukarests, an. Von der Anhöhe, auf der sie liegt, hat man einen prächtigen Blick auf die Stadt.

Der fürstliche Wagen fährt vor, und aus dem Hauptportal tritt Seine Heiligkeit der Metropolit Niphoa, Primas von Rumänien, dem Fürsten entgegen, eine ehrwürdige Greisengestalt mit schönem weißem Barte und in reichem golddurchwirktem Gewande, mit Tiara und silbernem Stabe; er ist umgeben von einer ganzen Schar seiner mit den kostbarsten Ornaten bekleideten Geistlichen. Feierlich überreicht er dem Fürsten Kreuz und Evangelienbuch zum Kuß, ergreift ihn über dem Ellbogen am Arme und führt ihn in die Kirche zu einem Throne, dem Ikonostas gegenüber.

Auch Lascar Catargin, Mitglied der provisorischen Regierung, und alle Minister sind in der Metropolie zugegen.

Nach dem Tedeum begibt sich der Fürst, geleitet vom Metropolitenprimas im vollen Ornate sowie von der provisorischen Regierung und dem ganzen Ministerium, zu Fuß nach der Kammer, welche der Metropolie gegenüberliegt.

Digitized by Google

Klopfenden Herzens betritt der Fürst den Sitzungssaal, wo die Mitglieder der Konstituante versammelt sind. Am Eingange empfängt ihn der Präsident Kostaki Jepuseanu und führt ihn zu dem auf der Tribüne errichteten fürstlichen Thron.

Unbeschreiblicher Jubel begrüßt den Fürsten.

Der Metropolit legt Kreuz und Evangelienbuch auf den vor dem Throne aufgestellten Tisch und fordert den Fürsten auf, den Eid auf die Gesetze des Landes zu leisten.

Dann verliest Oberst Haralambie die rumänische Eidesformel, welche dem Fürsten in französischer Uebersetzung vorliegt: „Jur de a pazi legile Romaniei, drepturile sale si integritatea teritoriului!“ (Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde.)

Fürst Karl legt die rechte Hand auf das Evangelienbuch und spricht mit fester Stimme auf rumänisch: „Jur!“, worauf ein donnernder Jubel und Händeklatschen ausbricht.

Der Kammerpräsident richtet nun an den Fürsten eine schwungvolle Ansprache.

Der Fürst antwortet in französischer Sprache folgendermaßen:

„Élu spontanément par la nation Prince de Roumanie, j'ai quitté, sans hésiter, et patrie et famille pour répondre à l'appel de ce peuple qui m'a confié ses destinées.

En mettant le pied sur cette terre sacrée, je suis devenu Roumain.

L'acceptation du Plébiscite m'impose, je le sais, de grands devoirs; j'espère qu'il me sera donné de les remplir. Je vous apporte un cœur loyal, des intentions pures, la volonté ferme de faire le bien, un dévouement sans bornes envers ma nouvelle patrie et ce respect inébranlable des lois que j'ai puisé dans mes aïeux!

(Andauerndes Hurrarufen.)

Citoyen aujourd'hui, demain, s'il le faut; soldat, je partagerai avec vous la bonne et la mauvaise fortune.

(Abermalige Zurufe.)

Dès ce moment tout est en commun entre nous. Croyez-moi, comme je crois en vous! Dieu seul peut savoir ce que l'avenir réserve à notre patrie; — de notre part contentons-nous de faire notre devoir! Fortifions-nous par la concorde; unissons nos forces pour être à la hauteur des événements!

La Providence qui a conduit Votre Élu jusqu'ici et qui a éloigné toutes les entraves de mon chemin, ne laissera pas non-accomplie son œuvre!

Vive la Roumanie!“

(Immer aufs neue ausbrechende Rufe: „Vive Charles I^{er}!“)

Digitized by Google

Der Sturm der Begeisterung läßt nur nach, als Fürst Karl, begleitet vom Kammerpräsidium und den Ministern, den Ausgang des Sitzungssaales erreicht hat.

Unter brausendem Zurufe des Volkes besteigt der Fürst den Wagen, und der Zug setzt sich wieder in Bewegung, bis er das Palais erreicht hat.

*

Die Entwicklung der Moldau und der Walachei zu einer lebensfähigen Monarchie hat sich langsam, aber auf sicheren Grundlagen vollzogen. Es war eine schwere Arbeit, die durch den Pariser Vertrag von 1856 theoretisch sanktionierten Volkswünsche in die Tat umzusetzen. Man mußte zuerst die Türkei bekämpfen, bis die Bevölkerung dieser Länder ihre Wünsche in freier Weise zum Ausdruck bringen konnte. Dieser Kampf wurde aber ohne Waffen geführt; er war ein friedlicher, ein Rechtskampf, wodurch das nationale Bewußtsein in allen Schichten der Bevölkerung gestärkt wurde. Als man aber im Jahre 1858 vor den Richterstuhl der Pariser Konferenzen trat, wurde von den Großmächten beschlossen, daß die beiden Länder getrennt bleiben sollten und zwei eingeborene Fürsten auf Lebenszeit gewählt werden müßten. Die Rumänen wählten jedoch einen Inländer für beide Länder. Als dieser dem Volke gegenüber in eine Zwangslage kam und zurückzutreten gezwungen wurde, da sollte sich die Lebensfähigkeit des rumänischen Volkes betätigen. Diese Arbeit vollzog sich in friedlicher Weise, obgleich sie rasche Entschlüsse beanspruchte.

Im Unionskampfe erstarkte Männer bildeten die provisorische Regierung in Bukarest. Sie traten sogleich mit deutlicher offener Sprache hervor, als sie am 23. Februar 1866 den Grafen von Flandern zum Fürsten Rumäniens proklamierten. Die Lieutenance Princière blieb aber nicht tatenlos stehen, als der Gewählte erklärte, die ihm angebotene Krone nicht anzunehmen; sie suchte sogleich einen möglichen andern Kandidaten.

Auf diese Weise kam Jon Bratianu den 30. März nach Düsseldorf und fand sowohl den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen als seinen Sohn, den Prinzen Karl, bereit, dem Wunsche der Rumänen zu willfahren. Es wurde zuerst festgestellt, daß Bratianu in Paris den Kaiser Napoleon sondiert und eine günstige Antwort von ihm erhalten hatte. Beide Teile aber stimmten darin überein, daß man vorsichtig vorgehen und sich vergewissern müßte, ob der König Wilhelm von Preußen und seine Regierung geneigt wären, auf den Plan einzugehen.

Da nahm Prinz Karl die Angelegenheit in die Hand, um klare Einsicht zu bekommen über die Modalitäten, die das Gelingen der Unternehmung sichern könnten, und wenn die Sache in Fluß gerate, dieselbe nicht auf einmal auf unerwartete Hindernisse stoße. Prinz Karl ging Schritt für Schritt vorwärts, planmäßig und methodisch. Er wägte mit Entschlossenheit und Klarheit die nahen und fernen Ziele, die zu erreichen wären, und bewies dabei die Klugheit eines über seinen Jahren stehenden Staatsmannes.

Digitized by Google

Wenn man seiner schlichten, hier nur im Auszuge gegebenen Erzählung folgt, wie er sich vorbereitete, bis er vor der großen begeisterten Versammlung am 22. Mai mit seinem Programm auftritt, welches in kurzen Sätzen alle seine sittlichen und staatlichen Regierungsaufgaben zusammenfaßt, muß man um so mehr den Fürsten bewundern, der darin am ersten Tage seines Regierungsantrittes zugleich sein Lebensprogramm schwungvoll und entschlossen darlegt.

Es war nötig, den Leser dieser Zeilen auf diese Dinge hinzuweisen, denn der König Carol von Rumänien regiert jetzt über ein Reich, das durch ihn zu einem wichtigen Faktor der Zivilisation und des Friedens herangewachsen ist. Sein Land hat in nicht ganz fünfzig Jahren eine vollständige Umwandlung in jeder Hinsicht erreicht. Auf diese Weise konnte auch König Carol in den letzten Wirren auf der Balkanhalbinsel mit fester Hand und klarer Einsicht in die schwierigsten politischen Verhältnisse eingreifen und den vier miteinander um ihre gegenseitigen Grenzen kämpfenden Alliierten zu einem ehrlichen Frieden raten, den diese unter seinem Vorsitze in Bukarest unterschrieben.

(Fortsetzung folgt)

1813

Die Entscheidung

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall

Wenn auch die Lage der Franzosen sich im Laufe des Monats September bereits so ungünstig gestaltet hatte, daß die Aussicht auf eine glückliche Beendigung des Feldzuges für sie zu schwinden begann, wagten die Verbündeten sich doch immer noch nicht ernsthaft an sie heran. Der Schrecken, der des Kaisers Namen voranging, hielt sie gebannt. Clausewitz vergleicht sie einmal dem treuen Hühnerhunde Münchhausens, dessen Knochengerüste er im nächsten Jahre noch vor den Gerippen des Volks Rebhühner fand, die er im letzten Herbste gestellt hatte. Ein gemeinsames Vordringen aller Armeen gegen Napoleons Hauptmacht hätte allein durch das numerische Uebergewicht der Angreifer die langersehnte Entscheidung bringen müssen. Aber der Entschluß dazu fehlte. Die Hauptarmee begann erst am 1. Oktober sich bedächtig links zu schieben, um die französischen Rückzugslinien zu bedrohen, und der Kaiser schöpfte daraus die Hoffnung, daß er sie werde angreifen und schlagen können, ohne zuvor die schwierigen Pässe des Erzgebirges durchschreiten zu müssen. Er sandte ihnen den König von Neapel entgegen, der den Angriff einleiten sollte. Der Kronprinz von Schweden trieb sich nach seinen beiden Siegen zwischen Elbe und Nuthe umher; er führte seine Armee, daß es, nach einem Worte Tauentziens, geradezu „Gottes Wille sein

Digitized by Google

mußte, daß die Sachen noch so gut stehen". Bernadotte hätte die Abrechnung mit der böhmischen Armee wahrlich nicht gestört.

Da trat eine Ueberraschung ein, die den Anstoß für die ganz neue, unerwartete Wendung gab. Sie führte zum letzten großen Schlage und der Befreiung des vaterländischen Bodens vom fremden Joche.

Der Kaiser hatte Blücher aus den Augen verloren und dieser war ihm bis Harthau und Bischofswerda gefolgt. Weiteres Vorgehen widerriet Gneisenau. Was aber nun? Blieb er dort, die Elbe überwachend, stehen, so drohte abermals ein allgemeiner Stillstand. Der Alte von der Katzbach und Gneisenau waren indes nicht die Männer, es dazu kommen zu lassen. Sie scheuten sich durchaus nicht, den Löwen in seinem Lager aufzusuchen, der schon dabei war, die Vorbereitungen für einen künftigen großen Feldzug zu treffen.

„Wir wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die andern es nicht wollen," schrieb Gneisenau in jenen Tagen, und Blücher war mit Leib und Seele dabei. Der Rechtsabmarsch wurde beschlossen, um weiter unterhalb über die Elbe zu gehen und den Waffengang jenseits des Stromes zu wagen, von dem alles weitere abhing. Auf Bernadotte, der am nächsten stand, war allerdings nicht mit Sicherheit zu rechnen. Aber Bülow und Tauentzien hoffte Blücher mit sich fortzureißen, mit ihnen vereint im Notfalle seinem großen Gegner gewachsen zu sein und ihn mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen, auch wenn die andern zunächst noch nicht kamen. Das war ein Gedanke für ihn. Scharnhorst, der ihn am besten kannte, hatte recht gehabt; von den möglichen Lösungen einer Aufgabe wählte er immer die kühnste.

Freilich wurden in seiner Umgebung Bedenken laut. Die Russen verlangten vor dem gewagten Unternehmen einen Kriegsrat, den Blücher schroff zurückwies. Er hatte mit den „Sicherheitskommissaren" eine „Teufelsarbeit", blieb aber fest. So „bewährte er hier die großen Führereigenschaften, die ihn auszeichneten, den richtigen Blick für die Verhältnisse im großen, die unwandelbare Festigkeit des Charakters, die kühne und großartige Gleichgültigkeit in Beziehung auf alles, was persönliche Verantwortung und überhaupt seine persönlichen Verhältnisse betraf".[1])

Die Bewegung begann am 26. September und vollzog sich von Napoleon unbeachtet. Er glaubte die schlesische Armee durch ihre alte Aufgabe, Schlesien zu schützen, an ihr bisheriges Kriegstheater gebunden, während Blücher dort nur unbedeutende Kräfte zurückgelassen hatte.

Der Elbübergang sollte anfänglich bei Mühlberg stattfinden, aber plötzlich erklärte Bernadotte, die Bewegung mitmachen zu wollen. Dies gebot, sich ihm zu nähern, um gleich nach dem Uebergange gemeinsam mit ihm weiter vorzugehen. Es wurde bis zur Elstermündung fortmarschiert. Mit dieser Wendung, d. h. mit der Idee, die Elbe mehr unterhalb und mit der Nordarmee gemeinsam zu überschreiten, war man auch im großen Hauptquartier der Monarchen ein-

[1]) Urteil seines neuesten Biographen Unger.

Digitized by Google

verstanden. Die böhmische Armee sollte nunmehr in Sachsen einfallen. Alles kam in Bewegung. Auch hier zeigte sich, wie immer, daß in kritischen Lagen immer nur der Mann nötig ist, der sich entschließt, die Fackel ins Pulverfaß zu schleudern. Jetzt waren die Zweifel und Bedenken überwunden. Frischen Mutes und mit frohem Vertrauen auf das Gelingen ging Blücher an den bis dahin für unmöglich, jedenfalls für höchst gefährlich geltenden Elbübergang. Schon am 22. September hatte er an seinen Freund Bonin geschrieben, daß die Sachen gut gehen, „und vor winter sind wir sicher am Rein". Seiner treuen Lebensgefährtin aber teilte er siegesgewiß mit, daß er über die Elbe gehen werde, „um dem Herrn Napoleon bei die Ohren zu kriegen".

An der Elstermündung macht die Elbe einen tiefen Bogen nach Osten, dessen innerer Raum von sumpfigem, vielfach von Gräben und Wasserlinien durchzogenem Gelände erfüllt ist. Ein Brückenschlag konnte dort leicht durch Artillerie geschützt werden. Gegenüber, auf der Sehne des Bogens, aber zog sich ein Damm und ein ziemlich bedeutendes Altwasser entlang. Dahinter erhob sich Dorf und Schloß Wartenburg, die eine starke Verteidigungsstellung bildeten. Durch die ersten Uebergangsvorbereitungen aufmerksam geworden, hatte Marschall Ney diese durch das ganze Korps Bertrand besetzen lassen, das trotz der Niederlage von Dennewitz noch immer 14000 Mann mit 32 Geschützen zählte. Ein harter Strauß war also zu bestehen.

Der Uebergang gelang am 3. Oktober früh dem zuerst ankommenden Korps Yorck auf zwei bis dahin fertiggestellten Kriegsbrücken. Dann wurde es in der französischen Stellung lebendig. Die vordersten preußischen Truppen merkten bald, daß sie einen stärkeren Feind vor sich hatten als vermutet. Das Vorgehen mußte verzögert werden, um zunächst mehr eigne Kräfte herankommen zu lassen. Als dies geschehen, begann der Angriff. Es stellte sich heraus, daß Wartenburg wegen des verwachsenen dichten Buschwerks und der moorigen Wassergräben direkt gar nicht zu erreichen war, sondern nur südlich umgangen werden konnte, wo, an der Elbe entlang, der Boden etwas fester wurde. Dort stand die württembergische Division Franquemont, die erst nach heftigem Kampfe vertrieben werden konnte. Das wirkte. Bertrand begann nun auch die Front zu räumen und trat den Rückzug an. Yorcks siegreiche Bataillone besetzten Wartenburg, die russischen Korps Sacken und Langeron folgten — die schlesische Armee stand am linken Elbufer; die große Barriere, die Napoleon den Verbündeten in Deutschland gezogen, war durchbrochen.

Verluste und Siegesbeute waren nicht unbedeutend, weit wichtiger aber die indirekten Folgen des Tages. Blücher erkannte sie sofort. Am 4. Oktober schrieb er an Bonin: „Gestern ist mich das wigtigste unternehmen waß nuhr stadt haben kan, wenn man so brawe Truppen Führt gelungen, der kronprintz von Schweden, General von Bulow und Tauenzien standen seit 8 tagen an der Ellbe, ich brach herunter bis Ellster, Schlug im angesicht einer feindligen armeh unter den Schutz meiner Batterien 2 brücken über die Ellbe, Passirte den Fluß und griff den Feind in seine verschantzungen an und nach ein gefegt von

Digitized by Google

4 Stunden, daß möhrderisch wahr hatte ich einen volligen Sieg erfochten, es sind keine anderen Truppen als meine Preußen zum gefechte gekommen, mein verlust ist nicht unbetregtlich, 16 Canonen und 70 amunizions wagen und ville gefangne sind in meine Hende der Feind flieht uf Dessau und ich vervollge ihm die Tro Peen sind bei weittem nicht so bedeuttendt als an der Katzbach, aber die vollgen deß sigs müssen groß sein denn nun geht alles über der Ellbe und die große armeeh kan aus Böhmen vor dringen."

„Der große man soll in Leipzig sein und ich werde ihm in einigen Tagen auffwahrten meine landwehr hat mervellie getahn."

Im Schlosse von Wartenburg gedachte Blücher an diesem Abend mit tiefer Rührung seines alten Freundes und Gehilfen Scharnhorst, der am 21. Juni zu Gitschin seinen bei Großgörschen empfangenen Wunden erlegen war. In ergreifenden Worten brachte er seinen Manen eine echt soldatische Huldigung dar. Ein tragisches Geschick hatte ihn die Früchte seiner treuen, rastlosen Arbeit nicht mehr sehen lassen. Aber sein Geist lebte in den Männern fort, die in Blüchers Stabe vereint waren. Sein tiefer Ernst, sein strenges Pflichtgefühl, seine Vaterlandsliebe und seine Selbstlosigkeit hatten sich auf sie übertragen und waren in ihren Herzen rege. Wieviel Blücher durch ihn gewonnen, hat er oft genug selbst anerkannt. Sein Andenken wirkte auch in seiner Umgebung nach — bei dem genialen, großangelegten Gneisenau begonnen. In der gemeinsamen heiligen Sache fand sie sich, trotz aller Verschiedenheit der Charaktere, der Temperamente und der Beanlagung nach jedem Streit der Meinungen immer wieder zusammen. Eine Fülle eigenartiger Individualitäten, die hier aufeinander angewiesen waren, blieb doch in sich völlig einig. „Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergebens suchen" — so hat Clausewitz das Wesen gekennzeichnet, das in Blüchers Hauptquartier herrschte. Es ist das Muster für alle späteren geworden. Wieviel davon abhängt, weiß jeder, der den Krieg kennt. Der Geist, der im Oberkommando herrscht, wird auch der Geist des Heeres.

Am 4. Oktober begann Bernadotte die Elbe zu überschreiten; vor Wittenberg und Torgau blieben schwache Kräfte zurück. Gleichzeitig stiegen die Heersäulen der böhmischen Armee von den Höhen des Erzgebirges herab und erreichten tags darauf Chemnitz und Zwickau. Das Netz begann sich um den wunden Löwen bei Dresden mehr und mehr zusammenzuziehen.

*

Napoleon kam Blüchers Elbübergang unerwartet. Er hatte nicht angenommen, daß dieser Schlesien sich selbst überlassen könne. Eine ganz neue Kriegslage trat ein. Trotz der Unfälle, durch die sie herbeigeführt worden war, barg sie auch Vorteile für ihn. Die Entfernungen verringerten sich, die weiten, anstrengenden Märsche, welche die Truppen so schnell schmelzen ließen, wurden unnötig, um die einzelnen Gruppen der Verbündeten zu erreichen. Dabei standen diese voneinander noch so weit entfernt, daß sie vereinzelt zu schlagen

Digitized by Google

waren. Das gewährte Aussicht auf Erfolg. Er hatte bei Dresden und Meißen noch 132000 Mann mit 450 Geschützen. Ney, der hinter die Mulde zurückgewichen war, wurde von ihm auf 70000 mit 200 Geschützen verstärkt. Der König von Neapel stand mit 45000 Mann und 150 Geschützen vor der Hauptarmee. Leipzig war besetzt, und von rückwärts rückte Augereau heran, so daß dort und in der Umgegend noch 25000 Mann mit 40 Geschützen verfügbar wurden. In diesem von ihm besetzten Raume konnte er auf der inneren Linie operieren. Ueberließ er das befestigte Dresden für kurze Zeit sich selbst und wendete sich mit seinen Hauptkräften zur Südfront, so konnte er der böhmischen Armee gleich stark sein. Begab er sich zu Ney an die Nordfront, war er den vereinten Armeen Blüchers und Bernadottes überlegen. Das übrige mußte sein Schlachtengenius tun. Zunächst wollte er sich nach Wurzen östlich Dresden begeben, wo er etwa in der Mitte stand. „So werde ich Herr sein, zu tun, was ich will. Von Wurzen kann ich mich gegen Torgau oder gegen den Feind wenden, der über Wittenberg vorgedrungen ist, oder ich kann meine ganze Armee nach Leipzig zusammenziehen und dort eine allgemeine Schlacht haben." Dies schrieb er für sich selbst nieder, um Klarheit über die eigne Lage zu gewinnen. Er gab das Spiel keineswegs verloren. Allein Bedingung für das Gelingen war, daß die Verbündeten in den jetzt eingeschlagenen Richtungen gegen Leipzig blieben und daß er alle seine Kräfte zu den bevorstehenden Schlägen vereinigte.

Am 8. war Napoleon in Wurzen und erfuhr, daß Blücher mit 60000 Mann bei Düben stünde. In der Tat traf der Alte an diesem Tage dort ein. Er hatte 64000 Mann mit 330 Geschützen bei sich. Längst hatte der Kaiser in ihm den gefährlichsten Gegner erkannt. „Der alte Teufelskerl hat mich stets mit gleicher Wut angegriffen; kaum hatte ich ihn geschlagen, stand er schon wieder kampfbereit vor mir," hat er später von ihm gesagt. Jetzt schien die Gelegenheit gegeben, endgültig mit ihm abzurechnen. Sein Heer hatte sich an der Muldestrecke Bitterfeld—Eilenburg, die Front nach Leipzig, entwickelt. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß der Kaiser mit großer Uebermacht in dessen linker Flanke stand und daß sich namentlich das, den linken Flügel bildende, Korps Sacken in großer Gefahr befand. Blücher sowohl wie Sacken waren über Napoleons Bewegungen im Augenblick völlig im unklaren. Es schien wirklich, als sollten beide in ihr Verderben gehen. Aber noch rechtzeitig brachte ein zur Erkundung vorgesandter Offizier die Nachricht ins Hauptquartier, daß Napoleon in Düben sei und die „große Armee" sich von Dresden her gegen die schlesische gewandt habe. Sofort war Blücher entschlossen, die Schlacht im verschanzten Lager von Wartenburg anzunehmen. Die Nordarmee sollte dem Kaiser in die linke Flanke fallen. Die Aussichten waren gut; er hoffte bestimmt auf den Sieg. Aber Bernadotte verweigerte die Mitwirkung. Eine Schlacht gegen Napoleon und noch dazu mit der Elbe im Rücken erregte seine höchste Besorgnis. Er wollte sogleich hinter den Strom gehen, oder, wenn Blücher dies durchaus nicht genehm wäre, über die Saale zurückweichen, um den Kaiser so lange festzuhalten, bis die böhmische Armee heran sei und mittun könne.

Digitized by Google

Der letzte Vorschlag war wohl nicht sehr ernst gemeint; Bernadotte wäre die nahe Stellung hinter der rettenden Elbe lieber gewesen. In Blüchers Seele aber zündete er. Er war ungewöhnlich; denn alle eignen Verbindungen mußten aufgegeben werden, wenn man den Feind an der Saale, mit dem Rücken gegen Westen gewendet, erwartete. Der Troß konnte dorthin nicht mehr vollzählig herankommen. Aber dafür versprach das Wagnis auch die größten Erfolge; denn es führte zugleich auf die Rückzugslinie des Feindes. Die Aussicht, sich mit der böhmischen Armee zu vereinigen und die Franzosen in einer großen Schlacht mit verkehrter Front zu vernichten, entflammte Blüchers Tatkraft aufs höchste. Sofort wurden die Befehle zum Abmarsch an die Saale gegeben. Bernadottes mattherziges Streben, jeder Begegnung mit dem Kaiser aus dem Wege zu gehen, gebar im Blücherschen Hauptquartier einen Entschluß, der an Kühnheit und Umfang seiner Folgen dem zum Rechtsabmarsche nach der Elstermündung völlig gleichkam. Blücher war in der besten Laune, wie bei allen verwegenen Unternehmungen. Selbst um Sacken machte er sich keine Sorge. Er kannte dessen Geschicklichkeit. Es war ganz der Mann nach seinem Herzen. Als am andern Morgen alles glücklich in Bewegung muldeabwärts war, ritt der Alte den Truppen voraus, um mit seinen Windhunden Hasen zu hetzen.

Der Kaiser fand, als seine Kolonnen sich von allen Seiten Düben näherten, das Nest leer. Unmutig erkannte er daß Blücher seine Pläne abermals gekreuzt hatte. Anfangs gedachte er, mit einem der kühnsten Züge zu antworten, die er jemals ersonnen. Er wollte Bernadotte und Blücher einholen, sie, wenn möglich, noch beim Stromübergange fassen und schlagen, dann selbst über die Elbe gehen, sich auf Magdeburg wenden, mit den Kräften an der Unterelbe vereinigen und seine alten Ideen für einen Feldzug in Norddeutschland wieder aufnehmen. Der König von Neapel selbst sollte sich inzwischen, so gut wie es ging, bei Leipzig gegen Schwarzenberg behaupten, oder, wenn er es nicht vermochte, sich an ihn heranziehen. Die bisherigen Verbindungen mußten dabei ganz aufgegeben werden, aber die Erfolge im Norden konnten alles ausgleichen. Der geniale Entwurf aber hätte der tatkräftigsten Ausführung bedurft, und des Kaisers Energie stand nicht mehr auf der Höhe seiner Erfindungsgabe. Auch war sein Vertrauen in das Werkzeug, das er handhabte, nicht mehr das alte. Er wurde schnell wieder unschlüssig und erwog Murats Verstärkung oder die Rückkehr nach Leipzig.

Fatal war, daß er gegen die eigne bessere Ueberzeugung St. Cyr mit 40 000 Mann in Dresden gelassen und daß über Blüchers Verbleib nichts Sicheres bekannt war. Einige Bewegungen gegen die Elbe erfolgten und setzten das Hauptquartier der Nordarmee in große Unruhe. Bernadotte sah den Gefürchteten schon auf dem Wege nach Berlin und wollte wieder über die Elbe zurück. Da traf am 12. Oktober die unerwartete und unerwünschte Nachricht ein, daß Blücher nach der Saale abmarschiert sei. Der „alte Teufelskerl" hatte wieder etwas getan, was niemand vorausgesehen und was höchst ungelegen kam. Ingrimmig mag der Kaiser sich in der Tiefe seiner Seele eingestanden haben, daß Blücher sich diesmal ihm selbst als Führer überlegen gezeigt habe.

Digitized by Google

Nun blieb nichts übrig, als die Armee um Leipzig zur entscheidenden Schlacht zu vereinigen. 190000 Mann rechnete der Kaiser dort zusammenbringen zu können; damit glaubte er den Verbündeten gewachsen zu sein. Am 13. Oktober begannen die Bewegungen mitten in den Halbkreis hinein, den seine Gegner um ihn zu bilden begonnen hatten. Daß er dabei die einzige ihm noch verbliebene Verbindungslinie nach Frankreich hin aufgab, schlug er gering an. Er kannte die Anziehungskraft, die ein großes versammeltes Heer stets auf alle in der Nähe befindlichen Gegner ausübt. Auch sie würden sich auf dem allgemeinen Rendezvous bei Leipzig einfinden und ihm zur Not wieder einen Ausweg öffnen. So geschah es denn auch. Aber man bewundert die Verwegenheit, mit der er sich in die gefährlichste Lage hineinbegab, welche die moderne Kriegsgeschichte kennt.

Seit dem 12. Oktober stand Blücher mit der schlesischen Armee bei Halle schon hinter der Saale, die Nordarmee zu seiner Linken bei Alsleben — bis auf Tauentziens Korps, das vor Bonapartes Anrücken nach Zerbst über die Elbe hatte ausweichen müssen. Die böhmische Armee hatte den König von Neapel unter einer Reihe von Gefechten vor sich her getrieben, am 10. Oktober Rötha und Borna erreicht und mit Blücher die Verbindung aufgenommen, der Merseburg besetzen ließ. Vor Dresden erschien Bennigsens Reservearmee; auf ein Herankommen St. Cyrs zur „großen Armee" war nicht mehr zu rechnen. Das Bild, das man öfters von Napoleons Stellung bei Leipzig gebraucht hat, trifft zu. Er stand auf dem Grunde eines Trichters, den seine Feinde bildeten.

Am 14. Oktober befand sich sein Heer im vollen Anmarsche auf Leipzig. Er selbst eilte dorthin voraus, traf mittags ein, umritt die Stadt und begab sich dann zu Murat, der wieder im Gefecht stand. Dieser hatte, da er wußte, daß sein Kaiser die Schlacht in den Ebenen von Leipzig vorhabe, rechts an die Pleiße gelehnt, eine ausgedehnte Stellung längs der flachen Bodenwelle eingenommen, die sich, 10 Kilometer südöstlich der Stadt, über Wachau und Liebertwolkwitz bis zum Hügel des Kolmberges hinzieht. Die Reiterei der Verbündeten traf vor dieser Stellung ein, griff übereilt an, da sie den Gegner in unaufhaltsamem Rückzuge wähnte. Murat wehrte sie ab. Auf beiden Seiten wurden Verstärkungen herangeholt. Es entwickelte sich ein achtstündiges hin und her wogendes Reitergefecht, das größte des ganzen Feldzuges, nach dem Dorfe Liebertwolkwitz benannt. Die Franzosen behaupteten schließlich ihre Stellung und verblieben die Nacht hindurch auf dem schützenden Höhenzuge, die Oesterreicher ihnen nahe gegenüber.

*

Blücher trieb unausgesetzt zum gemeinsamen Angriff. „Die drei Armeen stehen nunmehr derart nahe aneinander, daß ein gleichzeitiger Angriff auf den Punkt, wo der Feind seine Kräfte vereinigt hat, stattfinden kann," meldete er dem Kaiser Alexander. In der Tat nötigten jetzt die Umstände dazu, das allein Richtige zu tun. Daß es so weit gekommen, war aber entschieden dem Alten zu danken. „Unsre schlesische Armee erwirbt sich große Verdienste!" jubelte Gneisenau.

Digitized by Google

Kühn war das Wagnis gewesen, sich ganz von den rückwärtigen Verbindungen loszumachen und der Schlacht mit verkehrter Front auszusetzen — aber entscheidend war dafür auch der Erfolg.

Am 15. Oktober marschierten alle verbündeten Streitkräfte südlich, westlich und nordwestlich um des Kaisers eng versammelte Macht herum auf. Es nahte die Schlacht, die, nach menschlicher Berechnung nur mit deren völliger Vernichtung enden konnte und die so über Europas Schicksal endgültig entschied.

Napoleon hatte südöstlich Leipzig nahe an 100000 Mann mit 368 Geschützen vereint. Sie bildeten den Kern seines Gesamtheeres, mit dem er die böhmische Armee anfallen wollte. 53000 Mann mit 214 Geschützen standen nordöstlich der Stadt auf den historischen Gefilden von Breitenfeld; sie sollten ihm den Rücken gegen die schlesische und die Nordarmee decken, die er beide noch weiter entfernt glaubte, als sie es tatsächlich waren. Bei Taucha nordöstlich Leipzig stand Macdonald mit 20000 Mann und 68 Geschützen, um nach der einen oder andern Front herangezogen zu werden. 24000 Mann mit 56 Geschützen waren noch von Duben her im Anmarsch und 15000 standen als Besatzung in Leipzig. Mehr als 200000 Mann mit über 700 Geschützen standen ihm also zu Gebote, um den Entscheidungskampf über seine Herrschaft in Deutschland durchzuführen. Um die 40000 Mann St. Cyrs hätte er stärker sein können, und das wäre wichtig gewesen; denn die Verbündeten waren ihm mit insgesamt 340000 Mann und 1000 Geschützen sehr erheblich überlegen. Unter gewöhnlichen Umständen schließt dies Uebergewicht einen Sieg aus. Sie blieben am 16. Oktober im Marsch, die böhmische Armee von Süden und Südosten her geradeswegs gegen Leipzig, zugleich aber mit ihrem linken Flügel jenseits der Elster bis zur Straße nach Weißenfels herumgreifend — die schlesische von Skeuditz, bis wohin sie schon herangekommen war. Die Nordarmee forderte Blücher auf, geradeswegs über Breitenfeld auf Leipzig zu marschieren. Der Kronprinz von Schweden aber behauptete, sie der Sicherheit der Versammlung halber erst hinter die schlesische setzen zu müssen, und blieb noch 40 bis 50 Kilometer entfernt. Bennigsen wurde gleichfalls herangerufen.

Schon in der Frühe begann die gewaltige Schlacht. Napoleon rief Macdonald und noch einige andre Truppen nach der Südfront heran, so daß er im Laufe des Tages 130000 Mann vereinigen konnte, und ging Schwarzenberg entgegen, der heute die gleiche Stärke heranführte. Schlägt man Napoleons überlegenes Führergenie an, so war ihm der Sieg sicher. Aber er ließ sich daran nicht genügen. Wenn, wie er hoffte, es im Nordwesten am Vormittage ruhig blieb, so sollte Ney, der dort kommandierte, ihm das VI. Korps, Marmont, durch Leipzig hindurch nach Liebertwolkwitz zuschicken. Mit diesem gedachte er dann den Ausschlag zu geben und seinen Triumph zu vervollständigen.

Anfänglich war Schwarzenberg im Vorteil, seine Truppen nahmen Liebertwolkwitz und den Kolmberg. Aber ihr Angriff dehnte sich übermäßig in die Breite aus und hatte daher nirgends die nötige Wucht. Dies erkannte der Kaiser schnell und bereitete um Mittag seinen Gegenstoß vor, als Macdonald

Digitized by Google

herankam. Der Kolmberg und Liebertwolkwitz wurden wiedergenommen, die Mitte der Verbündeten zurückgedrängt, die vom linken Flügel herankommenden Verstärkungen an der Pleiße aufgehalten. Ein heftiger, hin und her wogender Kampf dauerte dort tagsüber fort. Ein großer Reiterangriff Murats, durch gewaltige Artillerie unterstützt, sollte um 2 Uhr bei Wachau die Entscheidung bringen. Tatsächlich gelang es, die Geschützlinien der Verbündeten zu durchbrechen. Aber seine Kraft erlahmte unter den Flankenangriffen der Gegner. Die erschöpften Kavalleriemassen fluteten wieder hinter Wachau zurück. Zwischen 5 und 6 Uhr kamen Schwarzenbergs Reserven heran; der französische Angriff geriet ins Stocken. Selbst den Garden gelang es am Ende nicht, die österreichisch-russischen Linien in der Mitte zu durchbrechen. Der umfassende linke Flügel, den Macdonald führte, machte nur geringe Fortschritte. Die früh hereinbrechende Dunkelheit setzte ihnen ein Ziel. Die Kürze des Oktobertages trug wesentlich dazu bei, daß dem Kaiser der entscheidende Erfolg, den er brauchte, nicht zuteil wurde. Das VI. Korps war ausgeblieben, das er sehnsüchtig erwartet hatte, um durch sein Gewicht die Wage des Sieges auf französischer Seite zum Neigen zu bringen. Die Schlacht von Wachau blieb, trotz der vorübergehenden Erfolge, die er errungen hatte, doch im ganzen unentschieden.

Marmont aber hatte nicht kommen können, weil er inzwischen selbst eine schwere Niederlage bei Möckern erlitt.

Er hatte den Vormittag über in einer verschanzten Stellung nordwestlich von Leipzig auf Blüchers Angriff gewartet. Aber dieser blieb aus, und er setzte sich in Marsch, um noch rechtzeitig den großen Kampfplatz bei Liebertwolkwitz zu erreichen. Kaum war dies geschehen, als ihm der Anmarsch des Yorckschen Korps gemeldet wurde. Nun war keine Zeit mehr für ihn, umzukehren und sich auf dem vorbereiteten Gefechtsfelde aufzustellen. Er mußte sich bei Möckern schlagen, wo er sich gerade befand. „Die feindliche Armee marschierte mit Schnelligkeit auf mich los; ihre Kräfte schienen aus der Erde herauszuwachsen; sie vergrößerten sich im Zusehen," berichtet er.

Die schlesische Armee war etwas weiter nördlich vorgegangen. Yorcks Korps, das den rechten Flügel bildete, schwenkte aber nunmehr gegen Möckern ein. Seine Vorhut, die geradeswegs gegen Leipzig marschierte, hielt Marmont in der Front fest, während er mit voller Macht gegen dessen rechte Flanke eingriff. Bald tobte der Kampf mit äußerster Heftigkeit. Am Ende wurden die Franzosen total geschlagen. Nur Trümmer von Marmonts Korps kehrten nach Leipzig zurück und waren unfähig, weiteres zu unternehmen. Zur Linken von Yorck beteiligten sich die Russen der schlesischen Armee am Kampfe gegen Neys weichende Truppen. 53 Geschütze und 4 Fahnen waren erobert, mehrere Tausend Gefangene aufgegriffen, Napoleons Rückendeckung eingedrückt. Yorck hatte freilich schwere Verluste erlitten. Mit 16 000 Mann Infanterie war es in die Schlacht gegangen; mit 9000 stand es am nächsten Morgen unter dem Gewehr. Seine Waffentat aber war für das Schicksal des Tages bestimmend gewesen. Wäre Marmont nach Wachau gelangt, hätte es sich voraussichtlich anders gewendet.

Digitized by Google

Am 17. ruhten die Waffen zum größten Teile. Nur auf der Nordwestfront kam es zu Gefechten. Die Franzosen wichen hier ganz auf Leipzig und die Parthe zurück. Dorthin kamen auch die letzten Truppen von Düben her noch heran. Sie näherten sich Napoleons Südfront so weit, daß sie zu einer Entscheidung auf dieser mitwirken konnten, ehe der Gegner vor der Nordfront dessen inne wurde. Der Sieger von Ulm, Austerlitz und Jena würde vielleicht nicht gezögert haben, sie auf den Hauptkampfplatz zu rufen. Unbekümmert um das, was in seinem Rücken geschah, hätte er die gesammelte Macht zu einem großen Schlage bei Wachau vereint. Der Kaiser, der die Katastrophe von 1812 und die Rückschläge von 1813 erlebt hatte, verhandelte mit den verbündeten Monarchen, doch vergebens. Dann erst entschloß er sich, einen zweiten Schlachttag vorzubereiten und zog seine Armee näher um Leipzig zusammen. Einem Moltke gegenüber wäre ihm die völlige Einschließung ebenso sicher gewesen wie Mac Mahon bei Sedan. Ihm öffnete aber der Glanz, in dem sein Name noch immer bei den Verbündeten stand, und seine Kühnheit den Weg zum Rheine und nach Frankreich zurück. Die Oesterreicher zogen ihren linken Flügel von jenseits der Elster heran, um stärker in der Front zu sein. Sie machten die Straße nach Weißenfels im entscheidenden Augenblick, wo ihr Verschluß am notwendigsten war, wieder frei.

Auch die Verbündeten hatten den Kampf am 17. nicht fortsetzen können. Die Nordarmee stand noch hinter Blücher, und Bennigsen sowie ein Teil der Reserven vermochten erst tags darauf heranzukommen. Aber mit jeder Stunde gestaltete sich Napoleons Lage gefährlicher.

Am 18. Oktober schlug er sich im Grunde genommen nur noch um seinen Rückzug. In der Nacht waren starke Regengüsse niedergegangen und hatten den zuvor schon durchnäßten Boden noch mehr aufgeweicht. Am Morgen brach die Sonne durch das Gewölk und beleuchtete das ausgedehnte Schlachtfeld. Von allen Seiten rückten die Heersäulen der Verbündeten gegen die eigentümliche, fast kreisrunde Stellung des Kaisers heran. Die drei Monarchen verfolgten ihre Bewegungen von einer Anhöhe beim Vorwerk Meusdorf aus, die seitdem „der Monarchenhügel" heißt. Heute vermochten sie ihre Uebermacht voll zur Geltung zu bringen. Sogar Bernadotte erschien auf der Szene. Hochherzig hatte Blücher ihm noch die beiden russischen Korps St. Priest und Langeron abgetreten, um ihn zum Eingreifen auf der noch nicht geschlossenen Nordostfront zu bewegen. Von Südosten näherte sich Bennigsen. Der Zusammenbruch des französischen Widerstandes konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Ein nächtlicher Rundritt überzeugte den Kaiser wohl selbst davon, daß seines Bleibens bei Leipzig nicht länger sei. Schon sandte er Mortier mit einigen Truppen nach Lindenau auf der Weißenfelser Straße voraus. Ihm blieben danach noch etwa 160 000 Mann mit 630 Geschützen gegen eine jetzt doppelte Uebermacht.

Auf allen Fronten begann in den Morgenstunden der Donner zu rollen. Sie wurden im Süden und Südosten behauptet. Dort hielt sich das feste, von Lehmmauern umgebene Probstheida hartnäckig. Die Monarchen befahlen am

Digitized by Google

Ende, von den nutzlosen Angriffen abzustehen. Der Einbruch erfolgte auf der Nordostfront. Bernadottes Anmarsch dorthin, eine von ihm für gefährlich gehaltene Flankenbewegung verzögerte sich außerordentlich. Gegen 2 Uhr nachmittags aber traf die Nordarmee endlich auf der Straße von Taucha, zwischen der schlesischen und der böhmischen Armee, ein und schritt zum Angriff. Das war das Finale des großen Dramas. Um 6 Uhr abends fiel nach hartnäckigem Kampfe das nahe, nordöstlich Leipzig gelegene, Dorf Schönfeld. Nicht in Bernadotte aber, sondern in Blücher, der auch heute unausgesetzt getrieben hatte, sieht die Nachwelt mit Recht den Helden von Leipzig.

An einem langen Sommertage wäre die französische Armee unrettbar verloren gewesen; die früh hereinbrechende Dunkelheit wendete ihre völlige Vernichtung ab. Die Schlacht aber und mit ihr der Feldzug waren beendet. Der Kaiser selbst gab seine Sache in Deutschland auf. Er mußte sie aufgeben und ordnete den Rückzug an. Die Erstürmung Leipzigs am 19. war nur noch das blutige Nachspiel. „Die 2 großen und Schönen Tage sind verlebt, den 18. und 19. Fihl der große Coloß wie die Eiche vom Stuhrm, er der große Tiran hat sich gerettet, aber seine knappen sind in unseren Henden" — schrieb Blücher triumphierend nach Hause.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

VI

Bismarck über das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen. — Die deutsche Frage. — Der polnische Aufstand. — Der Frankfurter Fürstentag. — Der Tod Friedrichs VII. von Dänemark und die schleswig-holsteinische Frage

Karolyi befand sich zur Zeit von Bismarcks Ernennung nicht in Berlin. Als er dahin zurückkehrte, war Bismarck nach Paris gefahren, um dort Abschied zu nehmen und seine Rekreditive zu überreichen. Die ersten offiziellen Berührungen des österreichischen Gesandten mit dem neuen Minister fanden daher erst im November statt.

Bismarcks Gegnern im eignen Lande ist seine Größe erst nach seinen Erfolgen klar geworden. Die österreichischen Diplomaten, die seine Bestrebungen zu bekämpfen hatten, haben dieselbe früher erkannt. In Paris dinierte Bismarck bei Metternich, der dann über die stattgehabte Unterredung an Rechberg schrieb:

Digitized by Google

„Ich wiederhole hier, was ich Ihnen schon mündlich gesagt — der Staatsmann, den der König von Preußen zu sich berufen hat, ist mutig, geschickt und ergeben. Er wird vor allem versuchen, das Autoritätsprinzip zu stärken und scheint entschlossen, aus der gegenwärtigen Krise mit einer Stärkung der monarchischen Gewalt und neuem Glanz der Krone herauszukommen. Soll dies etwa bedeuten, daß er die Revolution mit dem Cavourismus bekämpfen wird? Ich glaube es nicht, wenigstens nicht für den Moment.

Bismarck wird den Bund nicht umwerfen, ohne — wenigstens beiläufig — sicher zu sein, was er an dessen Stelle setzen wird. Er wird damit beginnen, auf den großen Vorteil des offenen Dualismus in Deutschland für Oesterreich und Preußen hinzuweisen. Der Norden, was den Zollverein, Armeekommando und Truppeninspektion betrifft, unter Preußens Leitung, der Süden unter der Oesterreichs, dem er ohne Kummer auch Herrn v. Beust und sein Land überlassen würde. Die Herstellung der militärischen und politischen Führung im Norden, mit allen Mitteln, ohne Skrupeln, aber ohne Aergernis, ohne Heuchelei, offen und kühn und, wenn möglich, innerhalb einer Verständigung mit uns, dies ist sein Ziel.

Kaiser Napoleon ist für solche Ideen empfänglich, er hat mir vor kurzem angeregt, daß wir unsern Einfluß auf Bayern ausdehnen sollten. Wenn Bismarck geschickt, klug und umschauend ist, wird er den Kaiser gewinnen können."

Was Bismarck dem Fürsten Metternich im vertraulichen Dinergespräch angedeutet, das setzte er sehr bald in amtlicher, klarer und ausführlicher Weise dem Grafen Karolyi dar. Am 4. Dezember fand die berühmte Unterredung zwischen den beiden Staatsmännern statt, von der damals die Kunde sehr bald in die Presse drang und die seither in allen deutschen Geschichtsbüchern erwähnt ist. Wir lassen hier deren Wortlaut folgen, so wie Karolyi denselben unter dem frischen Eindruck am nächsten Morgen nach Wien berichtet hat:

„Gestern hatte ich mit dem Herrn Ministerpräsidenten eine längere Unterredung über den Stand der allgemeinen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen.

Dieselbe nimmt wegen des dabei eingehaltenen unumwundenen offenen Tones mehr einen vertraulichen Charakter in Anspruch, doch sie gewährt dafür ein höchst bedeutungsvolles Bild der augenblicklichen Stimmung und Tendenzen des preußischen Kabinetts, und die rückhaltlose, allem Anscheine nach durchweg aufrichtige Sprache des Herrn v. Bismarck weist gleichzeitig auf die aus der weiteren Entwicklung des von ihm vertretenen Standpunktes hervorgehende Schlußfolgerung hin.

Der Minister ergriff hierzu die Initiative, indem er meine Aufmerksamkeit auf die wiederholten, gegen die innere preußische Regierungspolitik gerichteten Angriffe mehrerer dem demokratischen Lager angehörigen Zeitungsorgane lenkte, von denen man hier mit Bestimmtheit annehmen zu können glaubt, daß sie Beziehungen mit dem kaiserlichen Kabinett unterhalten. Er wies auf die Hamburger „Reform" und den Wiener Botschafter hin, welchem letzteren Froebel

Digitized by Google

seine Feder widme. Diese Tendenz der österreichischen und der durch die kaiserliche Regierung inspirierten deutschen Presse hätte auf den König sehr peinlichen, verletzenden Eindruck gemacht, so daß selbst die Abberufung des Freiherrn v. Werther erwogen worden wäre.

Dies letztere ist wohl nur Redensart, beweist aber die jetzt herrschende Irritation. Ich antwortete in ähnlichem Sinne und wies den Vorwurf, daß das kaiserliche Kabinett die jetzige Wendung in der inneren preußischen Politik bekämpfen wolle, zurück. Gerade im Gegenteil wäre der Sieg des monarchischen Prinzips über reinen Parlamentarismus in Wien sympathisch.

Bismarck erwiderte, daß sonach die liberalere Fraktion des österreichischen Kabinetts, Schmerling, anders denke und durch ihre eignen Preßorgane im angedeuteten Sinne wirke. Gleiches habe sich früher auch hier zugetragen.

Auf meine weitere Entgegnung, daß seine Behauptungen bezüglich Inspirierung erst bewiesen werden müßten und Oesterreich auf diesem Felde weit hinter Preußen zurückbleibe, sagte der Minister, daß er keine Reklamation erheben, sondern nur Eindrücke und deren Folgen schildern wollte.

Dies alles war nur Einleitung. Bismarck drang nun in das Mark der Situation.

Die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen, so sagte er, sind an sich schon nicht besonders, stationär werden und können sie nicht bleiben. Ich wünsche, daß sie sich bessern mögen, weswegen ich jetzt auf die feindselige Haltung der Presse hingewiesen habe, wo nicht, werden sie unfehlbar noch schlechter werden und über kurz oder lang zu einem förmlichen Bruch und schließlich zum Kriege führen. Warum waren die beiderseitigen Verhältnisse im ganzen und großen erträglicher Natur bis 1848? Weil Metternich dafür, daß er dem kaiserlichen Kabinett die erste entscheidende Stimme in der europäischen Politik vindizierte, so ziemlich Preußen freie Hand auf dem Gebiete der deutschen Politik ließ. Er kannte die wahre Natur des Handels und wußte, daß man ohne einen gewissen Preis nichts erhalte. Wir folgten gerne Ihrer Leitung in den großen europäischen Fragen, weil wir uns hingegen auf unsre natürlichen Verhältnisse in Deutschland, auf die wir so wesentlich zur Stärkung unsrer Machtstellung angewiesen sind, ohne Rivalität seitens Oesterreichs stützen konnten. So entstand unter anderm der Zollverein.

Für uns ist es Lebensbedingung, in unserm natürlichen Rayon, Norddeutschland, frei und unbehindert uns bewegen zu können. Hannover und Kurhessen dürfen keinem andern als preußischem Einflusse zugänglich sein. Hiergegen hat sich Ihr gegen uns gerichteter Einfluß immer mehr in diesen beiden Ländern festgesetzt. Ich habe selbst Platen gesagt, daß seine Politik unfehlbar zur Folge haben würde, daß beim ersten Kanonenschuß in Deutschland Hannover sofort durch Preußen okkupiert werden würde. Daß wir ein gleiches mit Kurhessen tun müßten, versteht sich von selbst. Ihr dortiger Einfluß würde daher bei kriegerischer Eventualität Ihnen doch nichts nützen, da wir Ihnen immer zuvorkommen könnten. Als weiteren Beweis, wie sehr Oesterreich überall seinen

Digitized by Google

Einfluß geltend macht, führe ich Ihnen Dessau und Bernburg an, welche doch für die allgemeine deutsche Lage ganz unbedeutend und wirkungslos sind.

Wollen Sie eine der Politik Metternichs einigermaßen entsprechende Richtung einschlagen, so werden Sie uns bereit finden, eine feste Allianz mit Ihnen abzuschließen. Ich kann wohl sagen, daß ich nur ein Wort habe, und zudem werden Sie nicht sobald einen preußischen Staatsmann finden, der so entschieden und so unbeirrt durch die öffentliche Meinung reine Kabinettspolitik zu machen geneigt wäre, weil niemand die öffentliche Meinung so sehr verachtet wie ich.

Der österreichischerseits stets entgegengestellte Einwand, daß in europäischen Krisen Preußen ebensosehr an Oesterreich als Oesterreich an Preußen angewiesen ist und daß es sich daher um kein Markten handeln könne, erscheint wohl zur Redaktion einer Depesche geeignet, aber damit gelangt man zu keiner Verständigung. Die Gleichartigkeit der Situation gebe ich nicht zu. Vor einem Kriege mit Frankreich fürchten wir uns nicht. Einmal könnten wir uns mit Frankreich so stellen, daß dasselbe auf jeden Angriff gegen uns verzichten würde. Gewisse Erfahrungen mit dem Kabinett der Tuilerien, wobei wir uns allerdings wie Joseph zu Frau Potiphar benommen haben, würden uns stets die geeigneten Mittel an die Hand bieten. Käme es zum Kriege, so würden wir zum ersten auf unsre eignen wie auf die gesamten national-deutschen Kräfte rechnen können, dann würde Preußens Unterwerfung uns Rußland zuführen, auch England. Wir hätten daher in letzter Analyse auch ohne österreichische Bundesgenossenschaft gegründete Aussicht auf einen definitiven Sieg.

Nach meiner Anschauung" — fuhr Bismarck, auf die inneren österreichischen Zustände übergehend, fort — „würde eine Politik, wobei Sie den maßgebenden Einfluß, den Sie in Deutschland einzunehmen bemüht sind und der erst durch Fürst Felix Schwarzenberg in seiner jetzigen Gestalt inauguriert worden ist, zum Teil wenigstens an Preußen überließen, der Konsolidierung Ihrer eignen Interessen am besten entsprechen. Wenn Sie, anstatt den Schwerpunkt in Deutschland zu suchen, denselben nach Ungarn übertrügen, so würden Sie den wichtigsten wesentlichsten Bestandteil Ihres Länderkomplexes mit einem Male versöhnen, da es doch den Anschein hat, daß die ungarischen Länder sich nicht als Appendix regieren lassen, während Sie keineswegs Gefahr liefen, dadurch die deutschen Provinzen sich zu entfremden, deren Interessen nach dem Gesamtkörper der Monarchie gravitieren. Oesterreich würde in dieser Weise ein höchst wertvoller Alliierter für Preußen werden, und wir würden anderseits Ihre Vitalinteressen in Italien wie im Orient zu den unsrigen machen und Ihnen darin unbedingt beistehen.

Preußens Stellung in Deutschland verstehe ich folgendermaßen. Parallel mit dem Zollverein müßten auf dem materiellen Gebiete, wie Eisenbahnen usw., nicht durch den Bund, sondern durch freie Vereinbarung zwischen Preußen und jedenfalls den norddeutschen Staaten ähnliche Institute gegründet und die Führung der beiden norddeutschen Armeekorps Preußen überlassen werden, während die beiden andern dem österreichischen Kommando zufielen. Wir müssen die für

Digitized by Google

unsre politische Existenz notwendige Lebensluft erhalten. In bezug auf Norddeutschland tritt praktisch für Oesterreich die Wahl zwischen einer Allianz mit Preußen oder Hannover heran. Es ist eine Illusion, zu glauben, daß Sie sich durch die Mittelstaaten jemals unsrer Bundesgenossenschaft versichern können. Die Verhältnisse, wie sie einmal sind, werden zum geraden Gegenteil führen.

Im Jahre 1859 waren drei Möglichkeiten vorhanden. Entweder wir standen Ihnen bei oder wir gingen mit Frankreich oder wir blieben neutral. Das letztere haben wir getan, ich habe es für die schlechteste Politik gehalten, war zu jener Zeit für das Eintreten in den Krieg mit Oesterreich. Daß die dritte der genannten Alternativen, solange ich am Ruder bin, nicht eintreten wird, dafür kann ich einstehen; welche von den beiden andern, ist eine Frage, die davon abhängt, ob wir uns in dem angedeuteten Sinne verständigen können oder nicht. Während Jahren war es Sitte, die schönsten Depeschen und Versicherungen zwischen Berlin und Wien zu wechseln. Wenn es aber zum Handeln kam, schlug dies alles fehl, weil man sich nicht über die wirklichen Erfordernisse und Lebensbedingungen eines jeden klar geworden war. Man gab sich sonach verderblichem Heucheln hin.

Wenn sich Oesterreich und Preußen auf der von mir bezeichneten Basis einigen und hierbei den Bogen nicht zu straff spannen, bloß die notwendigen Zugeständnisse von den andern deutschen Staaten verlangen, so wird deren Widerstand ohne zu große Schwierigkeiten zu besiegen sein. Wenn aber Oesterreich in seiner gegenwärtigen Richtung verharrt und unsre Aktion und Lebensluft einengt, beschwören Sie Katastrophen herauf, welche in letzter Analyse zum Kampfe führen müssen, wobei jeder seine Alliierten haben wird, wir vielleicht schlecht fahren werden, doch dessen Ausbruch nicht verhindern können.

Hinsichtlich der in Frankfurt verhandelten Bundesreform scheinen Oesterreich und die Würzburger den preußischen Standpunkt erforderlicher Stimmeneinhelligkeit bezüglich der vorläufigen Frage sachlicher Behandlung unberücksichtigt lassen zu wollen. Ich werde mich solchem unerträglichen Verhältnisse gegenüber wohl bald zur Abberufung unsers Bundestagsgesandten ohne Substitution entschließen müssen.

Kommt es zur Sprengung des Zollvereins, so werden wir uns mit wenigen kleinen Bundesgenossen auf eignes Gebiet und Kräfte zurückziehen und unsre Grenzen absperren. Die Zukunft wird lehren, wer hierbei den größten Nachteil haben wird.

Als ich 1852 nach Frankfurt kam, hoffte ich auf ein Zusammengehen mit Oesterreich. Meine dortigen Erfahrungen haben mir aber die Unmöglichkeit davon vor Augen geführt. Die maßgebende Verstimmung gegen Oesterreich greift immer tiefer und weiter um sich. Ich, der ich in der öffentlichen Meinung als der entschiedenste Widersacher des österreichischen Einflusses in Deutschland gelte, bin nun hier schon weit überflügelt und ein milderndes Element geworden. Es läßt sich diese Stimmung in mancher Hinsicht bis zum König hinauf führen. In bezug auf Kurhessen war es der Wunsch Seiner Majestät, die Drohung des

Digitized by Google

Einrückens preußischer Truppen im letzten Schreiben an Herrn Dehn Rothfelsen unumwunden auszusprechen. Auf mein Anraten unterblieb dies, aber beim ersten Rückfall werden wir es sicher und sofort tun. Wie ich Ihnen schon früher sagte, gebieten uns unsre inneren Schwierigkeiten, unsre äußere Aktion um so höher zu spannen.

Die Gereiztheit des Königs über den Stand der beiderseitigen Beziehungen ist sehr groß. Gleichzeitig mit dem Besuche des Kronprinzen in Wien hat Werther eine Depesche des gleichen Inhalts zur Mitteilung an Rechberg erhalten. Es war mir lieb, mit Ihnen offen zu sprechen und die Gefahren der Situation auch durch Ihr Organ dem kaiserlichen Kabinett zukommen zu lassen."

Diese tiefeingehenden Ausführungen haben mit meinen Gegenbemerkungen zwei Stunden in Anspruch genommen. Die Wiedergabe der letzteren übergehe ich. Augenblicklich handelt es sich vielmehr darum, klaren Einblick in die Stimmung, Richtung und Aktionsfähigkeit der preußischen Regierung zu gewinnen, als um polemisierende Repliken. Ich war bemüht, die namentlich wegen der Presse in maßgebenden Sphären unverkennbar tiefgreifende Gereiztheit zu beschwichtigen. An reichhaltigem Material, um gründlich die vorgetragenen Postulate einer Verständigung zu widerlegen, um auf die Verkennung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse Oesterreichs sowie der allgemeinen europäischen Lage hinzuweisen, und darzutun, wie sehr das Recht und die allgemeine deutsche Wohlfahrt spezifisch preußischer Interessenpolitik untergeordnet wird, und eine solche Verständigung Oesterreich seiner Sympathien, Stellung in Deutschland und daraus erwachsender Stärkung berauben würde, ohne Preußen in einen zuverlässigen Alliierten umzuwandeln — an Material hierzu hätte es mir nicht gefehlt; ich behalte mir aber dessen Verwertung im Verlaufe meiner späteren Beziehungen zu Herrn v. Bismarck vor.

Der praktische Zweck des Ministers dürfte zum Teil in der Hoffnung bestehen, durch die überaus trübe, gefahrdrohende Färbung unsrer gesamten Beziehungen doch vielleicht einen den preußischen Interessen zugute kommenden Eindruck auf das kaiserliche Kabinett zu machen, zum Teil hat ihn wohl auch die in seiner Natur liegende Offenheit und Ungebundenheit veranlaßt, auf die Möglichkeiten einer nicht entfernten Zukunft hinzuweisen.

Den Dualismus betreffend, habe ich Bismarck bemerkt, daß wir denselben bei jedem eintretenden europäischen Falle zur Ausführung zu bringen geneigt sind. Was er wollte und als maßgebend für eine Aenderung der Lage betonte, war dessen grundsätzliche Feststellung, also die preußische Hegemonie in Norddeutschland.

Die Andeutungen eines unvermeidlichen Krieges haben wohl nur spekulativen Wert. Die Aeußerungen wegen Kurhessen und Bund betrachte ich aber nicht als eitle Drohungen, sondern als fertige Entschlüsse.

Digitized by Google

Ritterlichkeit bei der Kriegführung zur See

Von

Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld

Jeder Krieg und jede Kriegführung setzt sich zusammen aus den eigentlichen Schlachten und den Zwischenzeiten. Jene sind zwar die Hauptsache, aber diese, die Zeiträume vor der ersten, nach der letzten und zwischen zwei aufeinanderfolgenden Schlachten, sind langfristiger. Die Ritterlichkeit bei der Kriegführung muß verschieden behandelt werden, je nachdem man von den Schlachten oder den Zwischenzeiten spricht. Die Ritterlichkeit in der Schlacht ist bei den Mitgliedern des Soldatenstandes nicht beliebt; denn sie gefährdet den Sieg. Das lehrreichste Beispiel dafür bietet die Schlacht von Tannenberg (1410). In ihr wartete der Deutschordensmeister Ulrich v. Jungingen aus Gründen der Ritterlichkeit so lange, bis seine Gegner, die Polen und Litauer, sich in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Das wurde aber sein Verderben; denn darüber verlor er die Schlacht und sein Leben. Auch Napoleon der Große hat Fultons Vorschlag, Unterseeminen gegen die Engländer zu gebrauchen, als unritterlich abgewiesen. Wer weiß, ob er nicht die Vorbedingung seines Einfalles in England, nämlich die Seeherrschaft im Kanal, wenn auch nur für einen Tag, hätte erfüllen können, wenn er Seeminen gegen die englischen Schiffe verwendet hätte. Heutzutage denkt man anders. Torpedos, Seeminen und Unterseeboote, die dem Gegner von unten, oder Luftschiffe, die ihm von oben mit Sprengstoffen zu Leibe gehen, gelten nicht mehr für inhuman. Der kluge Mann weiß, daß die Anwendung äußerster Gewalt und List letzten Endes immer noch humaner ist als irgendeine Schonung, die den Krieg in die Länge ziehen könnte. Ein letzter Rest von Ritterlichkeit in der Schlacht kann vielleicht in dem internationalen Abkommen gesehen werden, wonach Sprenggeschosse bei Kleinfeuerwaffen (Gewehre) nicht angewendet werden dürfen.

Einen beinahe entgegengesetzten Verlauf hat die Ritterlichkeit in der Zwischenzeit genommen. Hier ist auf dem Gebiete der Verwundetenpflege, der Schonung von Privatpersonen und Privateigentum (Verbot der Plünderei), der Gefangenenversorgung u. a. mehr eine so humane Auffassung — wenigstens unter den gebildeten Nationen — herrschend geworden, daß man schon wegen ihrer großen Verbreitung nicht eigentlich von Ritterlichkeit sprechen mag; denn diese setzt unwillkürlich die Gesinnung und Handlung eines einzelnen oder doch von einigen wenigen voraus.

Indessen, diese Ausdehnung der Ritterlichkeit oder Humanität in der Zwischenzeit ist in Wirklichkeit nur dem Landkriege eigen. Zur See bestehen noch ganz merkwürdige Anomalien. Zwar ist der früher staatlich gebilligte und unterstützte Seeraub (Piraterie) mit dem Pariser Vertrag von 1856 abgeschafft worden, aber die Blockade und das Prisenrecht bestehen noch heute, weil noch u. a. Eng-

Digitized by Google

land auf diese angeblich wirksame, aber unritterliche Kriegführung nicht verzichten will.

Beide, Blockade und Prisenrecht, richten sich gegen das Privateigentum. Das auf Schiffen befindliche Privateigentum unterliegt einfach der Wegnahme durch den Gegner, bei der Blockade sogar das Eigentum der Neutralen. Ein neutrales Schiff, das die Blockade zu brechen, in einen blockierten Hafen hinein- oder aus einem solchen herauszukommen sucht, wird als gute Prise erklärt, d. h. es wird einfach weggenommen und von dem Blockierenden vereinnahmt. Das Prisenrecht unterscheidet sich mithin nicht von dem im Landkriege abgeschafften Plündern.

Diese Seite des noch heute gültigen Seekriegsrechts hat übrigens nicht nur eine stark unritterliche Seite, sondern sie ist auch in hohem Maße unpraktisch — darauf hat Earl Loreburn in seinem Buche „Capture at sea", Mai 1913, hingewiesen —, denn heutzutage wird jeder Kaufmann seine Ware auch gegen Kriegsgefahr versichern. Die hohen Kosten dieser Versicherung wälzt er natürlich auf seinen Abnehmer weiter. Der eigentlich Geschädigte ist also nicht der als Eigentümer bezeichnete Kaufmann, sondern einerseits sind es die Konsumenten, die einen um so viel höheren Betrag für die Ware bezahlen müssen, als die Versicherung ausmacht, anderseits die Versicherer. Nun ist es ja aber keineswegs sicher, daß die Konsumenten überhaupt der blockierten Nation angehören. Vor allem aber sind die Versicherungsgesellschaften aller Nationen untereinander rückversichert, so daß ein Schlag, der seiner Idee nach nur die gegnerische Nation treffen sollte, tatsächlich ein Schlag gegen die Weltwirtschaft wird und damit seinen eigentlichen Zweck gänzlich verfehlt. Das sind die Folgen davon, daß wir, im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo die Blockade und Wegnahme noch einen Sinn hatte, im Zeitalter des Verkehrs leben.

Wir wollen indes den Faden der Ritterlichkeit bei der Kriegführung zur See nicht verlieren und darum zu einer bisher noch nicht oder doch wenig öffentlich besprochenen Seite des Prisenrechtes und der Blockade zurückkehren, die in der Tat das äußerste an notgedrungener Unritterlichkeit und Grausamkeit, ja sogar Unmenschlichkeit bietet, was man sich vorstellen kann.

Denken wir uns England mit Frankreich im Kriege, ein Gedanke, der bis 1890 jedem geläufig war. Frankreich ist blockiert und hat seine Kreuzer zur Störung des englischen Handels entsandt. Ein solcher trifft auf hoher See einen großen englischen Passagierdampfer, von England nach Sidney unterwegs, zwischen dem Kap und Australien. Der Dampfer hat außer Post und Ladung 1500 Passagiere, den verschiedensten Völkern angehörig, an Bord. Der französische Kreuzer zwingt den Engländer durch einige Drohschüsse zu stoppen, nimmt ihn nach Prisenrecht in Besitz und muß sich nun entschließen, was er mit ihm anfangen will. Am ritterlichsten wäre es, wenn er ihn laufen ließe; aber das wäre ein ganz schroffer Fall von Ungehorsam gegen den ihm von der französischen Regierung erteilten Auftrag, ein Auftrag, der dahin lautet, das englische Privateigentum, wo er könne, wegzunehmen oder zu zerstören. Er kann auch

Digitized by Google

die Passagiere nicht an Bord nehmen und dann das Schiff vernichten, dazu reicht der Platz auf seinem Schiffe nicht aus, auch würde er sein Schiff gefechtsunfähig machen. Höchstens seine eignen Landsleute könnte er auf diese Weise retten. Seinem Befehle würde genügt sein, wenn er dem Engländer eine Prisenbesatzung, etwa einen Offizier und zwanzig Mann (mehr kann er schwerlich entbehren), an Bord gäbe mit dem Auftrage, die Prise in den nächsten neutralen oder heimischen Hafen einzubringen. Die Ausführung stößt aber auf die größten Bedenken. Die schwache Besatzung kann nämlich, trotz ihrer Bewaffnung, von der des Dampfers nur zu leicht überwältigt werden, und auch die Begegnung mit einem englischen Kriegsschiffe, das natürlich sogleich die Prise wiedernehmen und in Freiheit setzen würde, ist sehr groß, wenn man die weite Strecke bis zu einem Hafen und die zahlreichen englischen Kreuzer, die natürlich ausgesandt sind, um den französischen das Handwerk zu legen, in Betracht zieht. Da nun aber der Befehl, den der französische Kreuzer mitbekommen hat, unzweifelhaft erkennen läßt, daß es darauf ankommt, den Gegner (England) in seinem Privateigentum zu schädigen, so muß der Kommandant sich entscheiden, entweder die Passagiere in die Boote zu setzen und sie auf hoher See ihrem Schicksale zu überlassen und dann das Schiff zum Sinken zu bringen oder das Schiff mit den Passagieren zu versenken. Beides ist unritterlich, grausam und grausig, unmenschlich sogar und doch nach dem gegenwärtigen Seerecht unvermeidbar. Nicht der Kreuzerkommandant würde für solche Schreckenstat verantwortlich zu machen sein — er ist vielmehr in einer höchst bedauernswerten Lage —, sondern England, das, nach seiner eignen Ansicht, tugendhafte, kulturtragende und kulturfördernde England, weil es das Prisenrecht nicht abschaffen will. Solche gesetzmäßige Grausamkeit ist um so verbrecherischer, als, dank des hochentwickelten Handelsverkehrs aller Staaten untereinander, die Unterbindung des Handels, den der Gegner treibt, den eignen Handel (Englands) in gleichem Maße schädigt, es wird also mit der Beibehaltung des Prisenrechts nicht einmal ein erheblicher Vorteil erzielt. Es muß daher England notwendig und sofort, dem Vorschlage fast aller andern Staaten folgend, das Prisenrecht und die Blockade abschaffen, sonst verfällt es dem Urteile der Welt und der Weltgeschichte, ein ernstes Zivilisationshindernis zu sein.

Zum Schluß dieser Abhandlung über Ritterlichkeit in der Kriegführung zur See muß noch von den Kämpfen der Kriegsschiffe gegeneinander gesprochen werden. Im großen und ganzen wird sie sich nicht unterscheiden von der bei Landkämpfen geübten. In der Schlacht ist sie nicht zu verlangen, nach der Schlacht wird man dem Besiegten alle Schonung, selbst Hilfe, die man ohne Gefahr für sich selbst bieten kann, angedeihen lassen. Unterschiedlich von den Landkriegen ist nur die Art und Weise, wie Schiffe ihre Unterwerfung bekanntgeben. Es geschieht nach Seegebrauch dadurch, daß sie ihre Flagge niederholen. Sehe ich, daß mein Gegner seine Flagge niederholt, so muß ich aus Gründen der Ritterlichkeit mein Feuer einstellen. Ich kann ein Boot mit einem Offizier hinübersenden, um die Prise zu übernehmen, selber aber wegfahren, um gegen

Digitized by Google

andre Gegner weiterzukämpfen. Würde der Gegner diese augenblickliche Entlastung von dem Drucke, den ich auf ihn ausübte, zum Anlaß nehmen, meine Leute zu überwältigen, seine Flagge wieder zu hissen und, nach einer Erholungspause, weiterzukämpfen, so würde er sich eines ehrlosen Treubruchs nach den noch heute gültigen, wenn auch ungeschriebenen Gesetzen der Ritterlichkeit schuldig machen.

Eine Eigenart des Seekampfes ist es endlich auch, daß die Gegner bestrebt sind, die Basis, die schwimmende Unterlage, wenn man so will: das Stück des Kampffeldes, auf dem das feindliche Regiment kämpft, zu zerstören, um dadurch das ganze Regiment auf einmal zu vernichten. Das ist und war immer nur natürlich und selbstverständlich. Seeminen und Torpedos könnten als eine unritterliche oder inhumane Waffe erscheinen, wenn, was man in Laienkreisen vielfach annimmt, es dagegen keine Abwehrmittel gebe. Das ist aber durchaus irrig. Sie sind durchaus nicht anders gestellt als irgendeine andre Waffe.

Ueber ritterliche Kriegführung

Von

F. v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.

Der Krieg ist in vieler Hinsicht ein Segen für die Menschheit. Er verschafft den lebenskräftigen, starken Nationen die ihnen gebührende politische Machtstellung und bewirkt damit die Auslese, die für den allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechts nötig ist. Er läßt die edleren menschlichen Eigenschaften in die Erscheinung treten, entlarvt die Scheingrößen und ermöglicht den höchsten Altruismus und die größte Selbstverleugnung, indem er den einzelnen veranlaßt, sein wertvollstes materielles Gut, das Leben, für ideale Zwecke hinzugeben. So wird nur im Kriege die höchste Sittlichkeit betätigt. Wer die menschliche Natur wie die Gesetze der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Völker studiert, wird fast daher niemals den Krieg als solchen beseitigen wollen; er wird aber mit allen Mitteln bestrebt sein, ihn auf die Fälle zu beschränken, bei denen er seiner hohen Aufgabe wirklich gerecht werden kann, und das Kriegführen selbst in Bahnen zu lenken, die mit dem sittlichen Wesen des Krieges nicht in Widerspruch stehen. Dieses Ziel nun kann nur dann erreicht werden, wenn der Krieg ausschließlich um wirkliche Lebensfragen der Völker und anderseits mit ehrlichen und ritterlichen Waffen geführt wird.

Wenn wir den letzteren Gesichtspunkt ins Auge fassen, so ergibt sich in allererster Linie die Forderung, daß, wenn auch der Krieg zahlreiche materielle Leiden notwendigerweise im Gefolge hat, doch jede unnütze Grausamkeit vermieden, der Kampf nur gegen den bewaffneten und kampffähigen Gegner geführt, und anderseits alles getan wird, um die notwendigen Leiden nach Möglichkeit

Digitized by Google

zu mildern. Jede Gewalttat gegen die nicht kämpfende Bevölkerung, jede unnütze Vernichtung von Eigentum muß vermieden, und für die Verwundeten von Freund und Feind muß in wirksamster Weise gesorgt werden. Die Energie der Kriegführung darf unter diesen Gesichtspunkten natürlich nicht leiden, denn Mangel an Tatkraft erweist sich im Verlauf der Ereignisse meist als die größte Grausamkeit; der Zweck des Krieges darf nicht in Frage gestellt werden: aber innerhalb dieser Grenzen muß alles geschehen, um die Grausamkeit des Schlachtfeldes zu mildern. Nur wenn das geschieht, kann vor einem höheren Richterstuhl als dem rein politischen die Verantwortung für das Kriegführen getragen werden.

Es ist in dieser Hinsicht schon viel durch internationale Vereinbarungen geschehen — man braucht bloß an die Genfer Konvention zu erinnern —, und alle wirklichen Kulturvölker sind bestrebt, die Verwundetenpflege in weitgehender Weise vorzubereiten und im Kriegsfall durchzuführen; auch verfallen unnütze Grausamkeit und Roheit im Kriege der allgemeinen Verurteilung: dennoch dürfte es nicht möglich sein, durch materielle Fürsorge und internationale Vereinbarungen allein alle Roheit und Grausamkeit zu verhindern. Wie wollte zum Beispiel durch derartige Abmachungen dem vorgebeugt werden, daß in einem europäischen Kriege die afrikanischen Turkoregimenter Frankreichs ihrer rohen und ungebändigten Natur entsprechend verführen? Selbst die strengste Kontrolle durch die Vorgesetzten wird dazu schwerlich imstande sein; wie aber könnte sich da eine diplomatische Vereinbarung an Ort und Stelle geltend machen? Das ist nicht recht denkbar. Meines Erachtens kann nur durch eine Vertiefung und Verallgemeinerung der Kultur der Zweck erreicht werden, den Krieg zu humanisieren. Nur wo im Volksempfinden die rohen und grausamen Instinkte ausgeschaltet werden, kann man darauf rechnen, daß der Krieg im einzelnen wie im ganzen in ritterlicher Weise geführt wird.

Mit Schaudern hat man während des letzten Balkankrieges von den unnützen und scheußlichen Grausamkeiten aller beteiligten Heere vernommen. Mag auch manches übertrieben worden sein, so bleibt doch noch genug übrig, um den allgemeinen Abscheu zu erregen: die Niedermetzlung der wehrlosen Bevölkerung andrer Nationalität, das Plündern und Sengen im eroberten Lande, die Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit gegen Verwundete, das alles drückt den Balkanvölkern für alle Zeiten das Brandmal einer schmachvollen Art der Kriegführung auf. Am wenigsten belastet scheinen noch die Türken, die überhaupt im nahen Orient das weitaus beste Element darstellen; am schwersten gesündigt haben allem Anschein nach die Bulgaren, und das schlimmste ist, daß auch die Offiziere, also die Vertreter der gebildeten Klassen, niemals versucht zu haben scheinen, dem scheußlichen Vorgehen Einhalt zu tun und die Bestialität ihrer Mannschaften zu zügeln. Diese Völker haben bewiesen, daß sie als Kulturvölker noch lange nicht zählen können und daß sie auch den Namen „Christen" nur der Form nach tragen. Von dem Wesen des Christentums ist offenbar noch sehr wenig in ihr Fühlen und Denken übergegangen.

Digitized by Google

Im politischen und diplomatischen Verkehr sollte man sie das fühlen lassen, um einen Druck dahin auf sie auszuüben, daß sie ihre Heeresausgaben beschränken und anstatt dessen mehr für die Kultivierung der rohen Volksmasse tun, vor allem wohl durch Hebung des Schulunterrichts, vertiefte Ausbildung der Geistlichkeit und Verbesserung der Kommunikationen, die als Kulturadern betrachtet werden können. Die europäischen Großstaaten drängen auf Reformen in der Türkei; mir scheint, daß Reformen in den Balkanstaaten, die den christlichen Namen verunehrt haben, viel nötiger wären. Bevor nicht von innen heraus die Barbaren des Balkans zu der Gesinnung von Kulturmenschen erzogen werden, werden auch ihre Kriege sich nicht menschlicher gestalten als der jüngst vergangene. Für alle Staaten aber sollten die Ereignisse auf dem Balkan eine Mahnung sein, immer von neuem darauf hinzuwirken, daß zwar der kriegerische Geist der Massen erhalten bleibt, zugleich aber das Verständnis dafür lebendig erhalten wird, daß gerade im Kriege den Forderungen der Menschlichkeit im weitesten Maße Rechnung getragen werden muß.

Vor hundert Jahren

Ungedruckte Briefe Wilhelm v. Burgsdorffs an Wilhelm und Karoline v. Humboldt

Wilhelm von Burgsdorff, der bekannte Jugendfreund der Rahel und auch mit dem Humboldtschen Paar eng befreundet, hat keine bedeutendere öffentliche Stellung bekleidet und auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß ausüben können. Wie leidenschaftlich er aber die Not der Zeit empfand, wie er, gleichsam hellsehend, schon im Sommer 1812 Napoleons Untergang und die Morgenröte der Freiheit ahnte, das sprechen seine Briefe an die Humboldts in ergreifender Weise aus und versetzen uns mitten in jene große Zeit, die gerade jetzt ein Jahrhundert zurückliegt.

Humboldt war damals Gesandter in Wien, hatte aber im Juni 1812 eine Reise über Karlsbad und die thüringischen Güter seiner Frau nach Berlin angetreten und war auf dem Rückweg nach Wien im August einige Tage in Teplitz, wo er mit Friedrich Wilhelm III. zusammentraf und wohin Burgsdorff ihm den ersten Brief schreibt.

Deuben bei Tarant, 14. August 1812.

Ich stehe ganz erhitzt von einem Gespräche auf, welches ich diese Nacht halb träumend mit Ihnen führte. Mir selbst erscheint es fast als im Rausche geführt jetzt am grauen Morgen, wie müßte es Ihnen nicht erst erscheinen, den es so völlig ernüchtert durch die Dresdener Gespräche anträfe? Was ist aber trauriger, als daß wir uns so leicht jeder Begeisterung schämen und stolz auf unsre Nüchternheit sind! Ich will das Lächerliche nicht scheuen und vor

Digitized by Google

Ihnen hier schriftlich sprechen, wie ich in meinem Bette zu Ihnen im Geiste sprach; Sie erhalten ja den Brief auf die sicherste Weise und alles kann daher für gesprochen gelten, was ich übrigens vor Ihren großen Augen nie den Mut gehabt hätte, so zu sprechen, weil Ihr Verzweifeln an den Menschen und am Gelingen kühner Pläne mit ihnen zu ansteckend ist.

Nichts andres als die kritische Lage von Europa ist es, die mir hier in der Einsamkeit so schwer auf dem Herzen liegt. So oft der große Moment wiederkehrt, in welchem das Schicksal die Rettung anbietet, kostet es ein Stück von meinem Leben, ihn verloren vorübergehen zu sehen. Ein günstigerer wie der jetzige war nie vorhanden (ihr könnt es so sicher tun wie schlafen, sagt Falstaff), und auch dieser soll dahingehen, weil die wenigen Menschen, welche regieren könnten, lieber spotten als handeln, weil sie ihre hilflosen Fürsten lieber ihrem Blödsinn überlassen, als sich ihrer und der Begebenheiten bemächtigen.

Was wird die Zukunft davon sagen, was wir selbst in Zukunft, daß zur Zeit, als noch die letzte Hoffnung möglich war, die Fürsten sich zu ihrem eignen Verderben verbanden, und daß wir die Gegenwart gleichsam als Vergangenheit und als ein historisches Schauspiel ruhig ansahen? Nein, nicht einmal als ein solches betrachten wir das Gegenwärtige, sonst würden wir es wenigstens mit andern ähnlichen Geschichtsepochen vergleichen, würden die Kühnheit und List jetzt achten und herbeiwünschen, die wir dort, z. B. in der Zeit Karls V., an den deutschen Fürsten ehren. Wir betrachten das Gegenwärtige, sage ich, nicht einmal so ernsthaft, als wir die Geschichte lesen, wir teilen alle Augenblick die elende Ansicht der Regenten, die in der Knechtschaft moralisch geworden sind, wir teilen ihre armselige Habsucht nach einer ausgesogenen Provinz, ihre Furcht vor der Uebermacht, die Alliierte gewinnen könnten, wir weisen im voraus jede Hoffnung auf glückliches Gelingen von uns, weil wir über der nächsten Erfahrung die aller Zeiten vergessen; wir verwerfen jeden kühnen Gedanken, weil er im Resultate der schwachen Geburt des leeren Enthusiasmus ähnlich sieht.

Wo aber soll das hinaus? fragen Sie, und ich antworte: Es soll die Betrachtung des gegenwärtigen Krieges vorbereiten und dessen, was wahrscheinlich und möglich ist. Ich gehe bei dieser davon aus, daß alles, was man in Berlin vom linken Flügel der Russen erzählte, falsch ist; daß sie von Blindheit geschlagen und ohne Feldherrn sind, daß ihre kleinen Vorteile, wie die über die Sachsen, nichts bedeuten, daß diese und alle Bundestruppen sich für die Franzosen ebenso tapfer schlagen werden, als ihre Fürsten sie feige hinschicken und immer nachzuschicken gesonnen sind; daß diese im Gemüte Besiegten nur für ihre Familie zittern und nichts wagen, daß auch sie keine Feldherrn haben, daß aber der Kaiser die ungeheuren Ressourcen seines Genies der Größe der Verlegenheiten gemäß entwickeln wird. — Ich exaltiere mich also nicht in falschen Hoffnungen. Ich setze aber doch voraus, daß der Friede mit den Türken gemacht ist, daß Schweden auf russischer Seite steht, daß der Krieg

Digitized by Google

schon jetzt länger dauert und anders geht, als er in Paris berechnet war, und behaupte nach diesen Voraussetzungen, daß die Stunde des Unterganges des Quälers von Europa gekommen ist, wenn zwei Fürsten nur eines Gedankens fähig sind, dessen sie früher fähig waren. Sollten sie es nicht einsehen, wenn man ihnen zur rechten Zeit sagte: Weil ihr es nicht verstanden habt, euch gegen ihn zu schlagen, hattet ihr jetzt recht, es für ihn zu tun; ihr mußtet euch gut schlagen, um die Ehre eurer Armeen herzustellen, und bei denen selbst, die ihr bekriegt, erst Achtung wieder zu erobern. Ihr habt recht, eurem Herrn mit ganzer Treue zu dienen, weil die halbe Politik euch zugrunde gerichtet hat, er übt das Recht des Eroberers und des Starken über euch; aber vergeßt nicht, daß er kein anderes hat als dieses, und daß er aufhört, euer Herr zu sein, sobald er die Macht dazu verliert; nennt eure Feigheit nicht Gewissenhaftigkeit und begreift, daß ihr, sobald ihr es vermögt, von Gott und Rechts wegen den verderben dürft, der euch und eure Völker verdarb.

Diese Sprache, nur höflicher, soll man nicht gegen die deutschen Fürsten führen, wer würde die vereinigen wollen? Nein, nur gegen zwei von ihnen.

Wenn Sie, mein Freund, es für möglich halten, und wie sollten Sie es nicht, daß die Kraft des einzelnen Menschen, daß die Kraft des Gedankens, ehe noch äußere Macht ihm zu Hilfe kommt, Staaten umzuwälzen vermag, so kann Ihnen jetzt ein solches Wirken nur als groß erscheinen und alles unser Treiben außerdem nur als nichtig. Dann aber wäre es jetzt Zeit, sich zu dem zu rüsten, was Sie vor allen anderen vermögen. Ich wiederhole es, es kommt hier nur darauf an, zwei Fürsten (aber die eigentlichen Regenten ihrer Länder) in ihrem Kabinette mit der Kraft des Geistes zu bezwingen, es ist also das Werk eines Staatsmannes im größten Sinne. Varro ist durch seine alliierten Deutschen aufs neue in die Wälder zu einem scheinbaren gemeinschaftlichen Feinde geführt, diese Wälder und Wüsten sind um ebensoviel größer und entlegener, als größer und mächtiger der heutige Varro ist, der in ihnen verbluten soll. Es fehlt freilich ein Hermann, aber glücklicherweise bedarf es keines Helden, denn nicht eine Schlacht, sondern die mächtigeren Naturhindernisse, die in schneller Progression zunehmende Unrichtigkeit einer einmal falsch gewordenen Rechnung entscheiden diesmal die Sache. Hat nicht der Tollkühne, der Uebermütige alles so auf die Spitze gestellt, daß, wenn etwas ihm fehlschlägt, alles für ihn verloren ist? Und was würde ihm fehlen, wenn ihm im kritischen Augenblick die Deutschen fehlten! Er spielt wie immer va banque, wenn er sich auch das Ansehen der höchsten Vorsicht gibt. Sie sprechen den König in Teplitz, wenn Sie es wollen, Sie können ihm vorbereitende Worte auf die möglichen Fälle sagen.

Der französische Kaiser hat seine ganze Rechnung auf die gewohnte Handlungsweise unsrer Fürsten gestellt, er hat das Unmögliche unternommen, sobald ein Mensch es vermag, die Automaten auch nur für eine Stunde zu regieren, denn ein solches Wort, einmal ausgesprochen, wäre nicht wieder zurückzunehmen, und die Umstände täten alles Uebrige selbst. Nur auf diese, auf Meilenzahlen und Menschenmassen rechne ich diesmal (zum erstenmal) und

Digitized by Google

auf das Verderben, welches in dem Uebermütigen nun erst reif geworden ist. Dieser Krieg, möglichst schlecht durch die Russen geführt, bringt Momente herbei, wo ein schneller Separatfrieden zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland und der Allianz am folgenden Tage das Schicksal von Europa entscheidet, wenn auch nicht gewonnene Schlachten die Folge davon sind.

Ohne daß das hiesige kriechende Kabinett ein Wort davon weiß, würde die sächsische Armee halb gezwungen, halb überredet, die Bayern und Württemberger würden bezwungen, Rußland schlösse keinen Frieden, der Krieg zöge sich in die Länge und wäre schon deshalb verloren für Frankreich. Die Gegend um die Oderfestungen — meine Dörfer — würden verwüstet, aber das Land würde der Rest unsrer Truppen sowie Deutschland der Rest der österreichischen leicht gegen die aus Frankreich kommenden behaupten. Mit der treuesten Ergebenheit müßte Preußen Oesterreich als deutsches Oberhaupt erkennen, und wie vorbereitet ist diesem Hause alles durch Napoleon selbst. Verbannt müsse der Blöde sein, der Gefahren von seiten Rußlands und Polens sieht, wenn Frankreich bezwungen ist. Wie könnte Polen, hergestellt unter einem russischen Prinzen, Deutschland gefährlicher sein, als es ihm unter Napoleon sein wird? Was hat Deutschland, nachdem es auf Jahrhunderte zum Bewußtsein gekommen wäre, von den feigen Barbaren, den Russen, zu fürchten? Und was liegt daran, ob einmal ein Krieg entsteht und die Kalmücken unsre Hütten verheeren, da sie doch nie unsre Freiheit unterjochen können!

Jetzt, sage ich, ist die Zeit, die Fürsten auf solche Gedanken zu führen, früher wäre eine edle Verschwörung wie diese unmöglich und verderblich gewesen. Die Fürsten mußten sich mit Napoleon verbinden, und da sie nicht Charakter genug haben, um es mit tiefem Planen zu tun, mußte es de bonne foi geschehen. Auch jetzt kann ein solches Werk nur unter wenigen Menschen, ohne Vertrauten, ohne Unterhandlungen, nur mündlich geführt werden.

Fänden Sie sich berufen, etwas so Großes zu unternehmen, so erbiete ich mich selbst, Ihr Organ in Berlin zu sein. (Ihre Briefe kommen mir ja sehr sicher zu und sind ja von selbst chiffriert genug.) Ich, den Sie als träge und verlegen kennen, bin mir in solchem Falle einer Tätigkeit ohne Grenzen bewußt und der Fähigkeit, das mit der kältesten Ruhe zu führen, was ich am heißesten empfinde; ein Tag kann mich zum geschmeidigsten Hofmann machen, die höchste Verschwiegenheit ist mir natürlich, jeder Verstellung bin ich fähig, ich trete allen Königen ohne Verlegenheit ins Gesicht, wenn es gilt; ich verlasse alles, was ich liebe, und lasse mich nach Rußland schicken und wohin Sie wollen in demselben Inkognito, was ich mein Leben lang beobachtet habe, und meine beste Eigenschaft zu allem diesem ist der innerliche Stolz, der mich von aller Eitelkeit entfernt.

Leben Sie wohl und verzeihen Sie es wenigstens, daß ich wie Posa zum Philipp zu Ihnen gesprochen habe.

Ihr

*

W. B.

Digitized by Google

Deuben bei Tarant, 15. August 1812.

Meine teuerste Freundin!

Ich erhielt Ihren lieben Brief vom 30. Mai in Berlin zu einer Zeit, in der ich unfähig war, ihn zu beantworten. Ich war krank ... Nur in solchem Zustande nimmt man recht eigentlich Anteil an den Krankheitsgeschichten andrer, und so nahm ich ihn recht herzlich an denen, die Sie mir erzählten. Ein beträchtlicher Teil vom Leben geht in der Krankenstube verloren (denn außer Humboldt, der auch deshalb allen einen Vorsprung abgewinnt, ist jeder einmal krank), und doch gehört sie zum Familienleben, ja, es wäre unvollständig ohne dem. Wieviel Liebe käme gar nicht zur Sprache bei ewiger Gesundheit! Bei Ihnen trifft es oft die Kinder, ich muß alles allein abtun und kann es auch am ersten, weil eine gewisse Tapferkeit in mir ist, die alle Kränklichkeit besiegt, so oft es etwas eigentlich Wichtigeres zu tun gibt. So wurde ich diesmal mit durch das Interesse gesund, welches ich an den öffentlichen Geschäften, um derentwillen ich in Berlin bin, nahm.

Mit diesen hat es folgende Bewandtnis: Ein tauber alter Mann[1]) regiert unsern Staat, er fließt in Tränen über vor lauter gutem Willen, so oft man es verlangt; in ihm und dem König ist mehr guter Wille als in allen übrigen Regierungen zusammengenommen, aber es ist ein schlechter guter Wille. Er möchte es gern allen recht machen und gibt dem letzten, den er spricht, jederzeit recht, den stehenden Einfluß aber haben angewöhnte Menschen bei ihm; sein ehemaliger Oekonomieinspektor, Scharrenweber, ein Verwandter, Bülow, einige andre, die ihm das Regieren ebenso leicht machen wie er dem Könige, indem sie die Schwierigkeiten bis morgen zu heben wissen, endlich der Mann einer Dame, von dem man zu viel Schlechtes sagt, als daß ich ganz darin einstimmen möchte. Um es aber allen und besonders der Menge (den Bürgern und Bauern) recht zu machen, um in den Progressen der Zeit nicht zurückzubleiben, auch um nicht so allein der Kritik über die Edikte bloßzustehen, hat der Minister der Nation (die eine werden soll) eine Repräsentation versprochen. Seine Ratgeber meinen es aber noch anders. Diese haben bei ihren revolutionären Plänen in der nur allzu geringen Opposition von seiten des Justizministers und der andern praktischen Administratoren nach ihrem Sinne noch zuviel Widerstand gefunden und meinen, daß nichts ihnen zu ihren Zwecken (zur Auflösung aller Verfassung, aller Verhältnisse, zur neuen Kolonisierung des Staates) dienlicher sein könne als solche Versammlung von Menschen, die in der Regel deshalb von den andern gewählt werden, weil diese sie für diejenigen halten, die am weitesten im Geiste der Zeit fortgeschritten sind. Darin haben die Ratgeber denn auch gar nicht unrecht, denn diese wie jede so erwählte Versammlung lehrt, daß die Ursache alles dessen, was wir erleben, in den Meinungen der Menschen selbst steckt, daß diese nur dem Scheine nach seit zehn Jahren geändert sind, daß aber

[1]) Hardenberg.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

die Luft immer noch, nach wie vor, in ihnen steckt, die Welt nach dem, was sie in Journalen und Reisebeschreibungen gelesen, zu reorganisieren, daß sie in trauriger Verblendung voraussetzen, es sei nun einmal der neuen (leeren) Form nicht zu entgehen, weil sie sie im Herzen verehren. Auf solche Weise kommt der Geist dieser Versammlung jenen Herren entgegen, und sie hilft Edikte und Paragraphen machen, schon weil 40 Menschen doch zu tun haben wollen, sie unterstützt die Willkür, wenn sie sie nicht hemmt. Eines von beiden gibt es nur, und die Aufgabe eines ordentlichen Menschen, der sich damit befaßt, kann nur der Versuch sein, ihr jene letzte Bestimmung zu geben, und sich dazu mit den Besten zu verbinden. Dieser Versuch ist wichtig und interessant genug, um daß er mich für jetzt recht sehr beschäftigt. Ich bin durch meine Unabhängigkeit qualifiziert, ihn zu machen, denn mich werden sie weder durch ein Band noch durch einen Posten einfangen. Sehr bald muß es sich zeigen, ob so ein Wirken möglich ist, aber auch im besseren Falle kann es nicht wünschenswürdig sein, lange preußischer Nationalrepräsentant zu bleiben.

Wären Sie, meine Freundin, nur nicht in Wien, sondern, wenn Sie einmal nicht in Rom sein können, lieber hier. Ich kehre immer und immer gleich befriedigt wieder hierher zurück, der Aufenthalt von einigen Wochen im Sommer in diesem Tale ist mir zum Bedürfnis geworden, und wenn der König, wie der Graf Goltz es mir einmal aus freien Stücken verhieß, mich nicht einmal nach London oder Madrid schicken will, wohin ich mich auf eine Zeitlang schicken ließe, so würde ich nicht leicht ein ganzes Jahr von hier entfernt sein.

*

Berlin, 4. Januar 1813.

Meine teuerste Freundin!

Vor fünf Monaten schrieb ich Ihnen zuletzt und habe seitdem keinen Brief von Ihnen erhalten. Ich habe seitdem viel erlebt . . .

*

Den 7. Januar.

Ich hatte einen Brief an Sie geschrieben, wovon ich das erste Blatt abschneide, als ich Ihren Brief vom 28. Dezember erhielt und alsbald darauf der Graf Roß zu mir kam und mir auch noch mündlich Nachricht von Ihnen brachte. Lange hatte ich mich Ihnen nicht so nahe gefühlt. Auch Sie haben einen traurigen Herbst verlebt . . .

Meine hiesige Existenz ist durch die unwürdige Stelle, welche ich bekleide, eher verdorben als verbessert, und nichts würde mich bewegen, einer Provinz länger unnütze Kosten und mir unnütze Arbeit aufzulegen, wenn nicht die Wichtigkeit des Zeitpunktes immer schwankende Hoffnungen zu besserer Wirksamkeit gäbe. Grüßen Sie den Freund, der mir in diesem Sommer das Hindernis aller erfreulichen Anstellung hier bezeichnete, und sagen Sie ihm, daß er selbst eben jetzt mehr als irgendeiner dieses wegzuräumen vermöge. Für jedes seiner Worte ist er jetzt vor Mit- und Nachwelt verantwortlich, denn durch ihn hoffen seine Freunde hier zu erfahren, was ihnen die eigne Seele sagen sollte. Hum-

Digitized by Google

boldt gebührt es, Impulse zu geben und den Schwachen zu beweisen, daß ihre stereotypen Klugheitssätze zur Stunde dumm geworden sind. Möchte Gott doch nur auf kurze Zeit den kleinen Verstand von den Regierenden entfernen und Menschen herbeiführen, über die ein höherer Instinkt gebietet. Eine tüchtige gesunde Dummheit, die Unterhandlungen mehr fürchtet als den verdoppelten Kampf, wäre uns besser als diese feige Klugheit, die das tragische Unglück des Alliierten behutsam zu benutzen denkt, um auf einige Jahre einigen Vorteil daraus zu ziehen.

Humboldt wird sich schon zu finden wissen, und kleine Winkelzüge werden ihn nicht irremachen. Ich verzweifle noch nicht am Rechten. Gibt er uns nur die Versicherung, daß wir, indem wir den Kampf von neuem beginnen, nicht zuletzt allein stehenbleiben, so zweifle ich nicht, daß wir alles für uns und die Alliierten wagen. Dieses unser Wagen würde mir aber die Erfüllung seines Wortes verbürgen, da nur so das Verlorene ganz wiederzuerringen und auf immer zu befestigen ist.

Für eine Verbesserung unsers Zustandes auf fünf bis zehn Jahre gebe ich nichts, nicht einmal viel Geld, und eine solche würde es doch nur sein, wenn kleine Austeilungen vorfielen und übrigens die Weichsel die Grenze bliebe. Die vereinigten Mächte können die Beschränkung des Feindes des zivilisierten Europa in seine alten Grenzen fordern. Nur so kann Deutschland wieder mächtig werden, nur bei solcher Handlungsweise hat es die Macht des fremden Beschützers nicht zu fürchten, der erste Kühne aber, der es noch ferner passiv oder gar negoziierend findet, wird es von neuem berauben.

Ich möchte auch dies Blatt wieder zerreißen, weil es so voll unnützer Worte ist. Wären Sie nur in Dresden statt in Wien, ich käme statt zu schreiben ...

*

Berlin, 16. Februar 1813.

Meine teuerste Freundin!

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen ein Bild unsers hiesigen Zustandes zu entwerfen, von dem Sie auch ohne mich hören, an den Sie aber kaum glauben werden, wenn Ihnen ein glaubwürdiger Zeuge nicht Bürge dafür ist. Seit dem Tage, wo der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung ergangen ist, hat eine Trunkenheit die ganze Stadt befallen. Nicht allein alle Studenten, die schwächlichsten ausgenommen, sondern die Jugend aller Stände wetteifert, dem Rufe zu folgen. Die Mütter lassen zwei bis drei Söhne, sehr viele den einzigen ziehen. Leute im Amt verlassen Frau und Kind und gehen zum König — wenn die Russen hierherkommen, werden sie kaum einen jungen Menschen hier finden. Man darf erwarten, daß Berlin allein 6—8000 Freiwillige stellt. Gutsbesitzer, Bankiers, die jüdischen à la tête, unterzeichnen Tausende, mancher Justizkommissarius 500 Taler zur Equipierung der Unbemittelten. Vom ersten Tage an übt sich alles im Schießen mit der Büchse. Um das ruchlose Tresorscheinedikt zurückzunehmen, hat man von der Kaufmannschaft hier 1 200 000 Taler

Digitized by Google

gefordert, und alles drängt sich freiwillig zur Unterzeichnung. Das gedrückte, so oft getäuschte Volk beweist eine rührende Treue. In andern Provinzen geschieht noch weit mehr. Ein Landtag hat die Aufbringung von 5 Millionen und einen Landsturm, zu dem sich alle unter 35 Jahre stellen, außerdem noch eine Landwehr, aus älteren bestehend, beschlossen und führt ihn auf der Stelle aus.

Indes mustert und uniformiert der König die neue Mannschaft, und eine Zeit, in der der Feind sich nähert, in der jeder Tag kostbar ist, geht verloren. In Kantonnements, in verschanzten Lagern wird der Mut der Jugend sich abkühlen müssen, indes täuschende Unterhandlungen jenem die Zeit lassen, mit seinen Massen vorzudringen. Bei solchem Benehmen dürfte das Königreich Preußen leicht auf immer verloren gehen. Großen Mächten ist es wenigstens möglich, so zu verfahren, obgleich es elend bleibt, in großer Zeit klein zu handeln, aber wer wird sich denn für uns weiter schlagen, wenn jene miteinander übereingekommen sind? Sie werden aber nicht übereinkommen, und dann wird ein ebenso regelmäßiger, wohlgesitteter Krieg wie in den Jahren 5, 6, 9 beginnen, bei dem der Vorteil auf der Seite derer ist, die ihn im feindlichen Lande führen. Unsre Alliierten werden uns dann nicht schnell genug zu helfen vermögen und werden ihre Grenze (des Rheinbundes) decken. Der König wird durch alles, was geschieht, unendlich kompromittiert, und man läßt ihn zweideutig erscheinen, statt daß ihm die einfachste Sprache, die kühnsten Maßregeln, gleich als die Russen sich unsern Grenzen näherten, die Herzen aller Welt gewonnen hätte. Welch ein Verdienst für Europa und Deutschland und welcher Lohn, wenn er vor zwei Monaten die Barbaren gedemütigt hätte! Das konnte er ohne den Verräter Yorck, dann erst hatte er im Frieden das große Wort gewonnen, und alle Entschlüsse langsamer Kabinette folgten seiner Tat spät nach.

Sie sehen, ich bin trostlos über die vergangene, fast hoffnungslos für die künftige Zeit, und dennoch handle ich hier täglich, als wäre ich voll Hoffnung. Heute fliehen die Franzosen wahrscheinlich durch meine Gegend, nachdem sie, wie es heißt, bei Posen zerstreut wurden, vielleicht verteidigen sie nicht einmal die Oder. Doch auf die Festungen ist viel zu rechnen, diese, in welchen vor zwei Monaten 200 Mann und kein Pulver war, sind jetzt völlig versehen.

Ein Schüler von G., der ihm wenig Ehre macht, steht zwischen dem König und dem Kanzler und hat die Phrasen für ihr zweifelndes Gemüt immer in Bereitschaft: Man müsse den Feind nicht reizen, sonst gäbe man ihm Mittel, unzählige Horden aufzubringen, die Nation zu elektrisieren, als wenn das in einer solchen Despotie möglich wäre, in welcher alles auf mechanischer Anspannung beruht. Diese ist zu erschöpfen, aber das elegante Studium der Geschichte wirkt auf viele Köpfe nur schwächend.

Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben und Nachricht von sich und den Ihrigen und auch von Wien zu geben.

Wenn auch Theodor noch zu halten ist, so wird Röder es vielleicht nicht

Digitized by Google

sein.[1]) Die meisten, Schrötter, Voß, Knobelsdorff, Präsident Gerlach, alle rufen ihre Söhne augenblicklich von fremden Universitäten zurück und entschuldigen sich inzwischen beim König, daß sie nicht auf der Stelle da sein können. Der Referendarius Voß, den Humboldt kennt, ist auch nach Breslau. Aus Drehnow sind alle 3 Söhne, von Präsident Gerlach 3, von Graf Reuß 2 dabei und ebenso unzählige andre. Nicht einige, viele Partikuliers equipieren 10, 20, 30 Infanteristen und Kavalleristen, unzählige eine geringere Zahl.

*

Dresden, 27. April 1813.

Ich beantworte Ihren lieben Brief von hier aus, meine teure Freundin, wo ich mich seit zwei Tagen und nur auf acht Tage befinde. Die Begierde, den entscheidenden Menschen in einem entscheidenden Augenblick näher zu sein, hat mich hierhergeführt, und der Zufall will, daß ich die Freude habe, den Dragoner Theodor hier zu finden. Körner wird Ihnen über ihn schreiben. Seine Krankheit, die ihn für den Augenblick hierher zurückgeführt, ist ganz unbedeutend, aber eine große Frage ist es, ob er, den der Marsch allein schon übermäßig angreift, den härtesten Fatigen des Krieges gewachsen sein wird. Er ist in einem Alter, in dem eigentlich nur der Stärkste Soldat sein darf. Der Schwächere kann es nur, wenn ihm Bequemlichkeiten zu Gebote stehen, die er als Gemeiner entbehrt. Das Kriegsleben selbst kann ihn bald zum Starken machen, das Glück kann ihn im Anfang begünstigen, aber es bleibt ein Wagestück. Ich sage damit nicht, daß Sie unrecht taten, denn auch auf diese Weise soll jetzt gewagt werden. Auch der einzelne soll seine Kräfte nicht berechnen; es ist recht, daß der Junge um jeden Preis nach dem Ruhme strebe, der ihm fürs ganze Leben bleibt, bei diesem Kampfe mit Hand angelegt zu haben, und daß die Eltern es nicht hindern, nur hätte ich gewünscht, daß Sie ihm einen Führer in Gestalt eines Dieners oder Kameraden mit in den Krieg hätten geben können.

Von meinen Verwandten sind über fünfzehn im Felde. Ich selbst habe mir eine vernünftige Raison darüber gemacht und gehe so lange nicht, als es mir gelingt, daheim für die Sache mehr zu wirken, als ich es im Felde als ein unerfahrener Offizier zu tun vermöchte. Auch hier bin ich nicht müßiger Zuschauer, ich schreibe Humboldt darüber einen eignen Brief. Ich war nicht wenig tentiert, mit seinem Kurier zu reisen und ihm mündlich zu hinterbringen, was der sächsische Hof in Prag eben jetzt meint. Hier sehe ich Stein, Rödiger, Arndt, Knesebeck, Schön und alle Sachsen von Bedeutung gerade genug, um zu begreifen, wie die Sache (die nächste politische) eben jetzt hier im argen liegt.

Ich grüße herzlich Ihre lieben Kinder und bitte Sie, mir recht bald zu schreiben. Ewig Ihr Freund B.

*

[1]) Theodor v. Humboldt, geboren 1797, studierte seit dem Juni 1812 unter Karl v. Röders Aufsicht in Heidelberg.

Digitized by Google

Dresden, 4. Mai 1813.

Gestern lebten wir hier in banger Erwartung; man wußte, daß am 2. und schon früher geschlagen worden sei, und widersprechende Gerüchte statt authentischer Nachrichten kamen von Leipzig her. Heute früh wurden vier Zeilen ausgegeben. Die Schlacht habe am 2. zwischen Leipzig und Weißenfels stattgefunden, und die Verbündeten hätten das Schlachtfeld behauptet. Beide Teile werden sich den Sieg zuschreiben, aber zu fürchten ist, daß nur der Feind ihn benutzt, weil seine Absicht tiefer, sein Verfahren entschlossener und schneller zu sein pflegt. Er hat die Ebene nicht gefürchtet, und unsern Generalen mag leicht die Erreichung dieser einen Absicht zu sehr genügt haben. Die seinige war es, uns anders zu stellen, als wir es wollten, uns von der Elbe und von Berlin durch Manöver abzuschneiden. Dies ist ihm bis auf einen gewissen Grad, wie es scheint, geglückt, da Halle und Leipzig verlassen werden mußten. Es ist ihm geglückt, die Schlacht so zu stellen, daß sie von seiten der Verbündeten nicht allgemein wurde, und daß eigentlich nur das Blüchersche und Yorcksche Korps gekämpft haben. Gefangene hat man nicht gemacht. Unser Verlust wird auf 8—10000 angegeben, der französische weit höher. Der Kampf daure fort.

Es ist eine spätere Nachricht eingegangen, daß der General Bülow Halle mit Sturm genommen habe, doch fehlt noch Bestätigung. Wir haben keine Kanone verloren, fünf erbeutet. Die Freiwilligen und alle Truppen haben sich vortrefflich geschlagen. Heute nachmittag kommt der König. Alle umständlichen Berichte fehlen noch. Ich reise sogleich vielleicht mit Depeschen nach Berlin ab, wo die Franzosen in wenigen Tagen sein können, wenn nicht glückliche Gefechte alles gutmachen, zu denen noch alle Kräfte vorhanden sind, und wenn die Maßregel des Landsturms nicht zur vollen Ausführung kommt.

Viel ist hierdurch wiederum in Humboldts Hand gelegt. Diese Schlacht könnte politisch besser wirken als die entscheidendste, wenn die Lage der Dinge so ist, wie manche sich einbilden. Am sächsischen Hofe in Prag wünschten die Gutgesinnten, daß diese erste Schlacht gewonnen werde.

Die sächsischen Regimenter in Prag haben dem König erklärt, daß sie nicht gegen die Deutschen fechten, und ihr General ist ihnen dabei vorangegangen. Ebenso sind die in Torgau gesinnt, und man behauptet, daß der König von Sachsen mit den Polen, die er an sich zieht und denen in Torgau gegen 30000 Mann sehr bald stellen könne. Auch diesmal, wie im Dreißigjährigen Kriege, kann Sachsen den Ausschlag geben.

Senfft steckt sich hinter Redensarten und will hier glauben machen, man dürfe um Oesterreichs willen nicht sogleich aktiv beitreten. Man gibt in Prag am sächsischen Hof vor, daß die Allianz schon abgeschlossen sei, hier aber zweifeln viele daran und halten es für eine Vorspiegelung. Ebenso weiß man nicht, ob man es glauben soll, daß der Kaiser von Oesterreich am 6. nach Prag komme, dort aber wird es am sächsischen Hofe versichert.

Digitized by Google

Mittags 2 Uhr.

Die Franzosen haben wahrscheinlich am 1., von welchem Tage man nichts Genaues weiß, die beiden Flügel getrennt und auf diese Weise Leipzig besetzt. Sie sind 24 Stunden dort gewesen, haben alles bar bezahlt. Napoleon hat eine Deputation der Stadt in Lützen freundlichst aufgenommen und den Sachsen seinen Schutz versichert. Am 2. nachmittags haben die Russen wieder Leipzig besetzt, nachdem es geräumt worden, und gestern soll die Fortsetzung des Kampfes zum Vorteil der Verbündeten ausgeschlagen sein. Bessere Nachrichten als diese vernommenen haben auch Stein und Hardenberg bis zur Stunde nicht.

*

Ziebingen, 11. Oktober 1813.

Mein hochgeschätzter Freund!

Sie haben wahrscheinlich den Brief erhalten, den ich Ihnen vor 14 Tagen über Breslau schrieb, und erhalten diesen über Berlin durch Friedländer schneller als jenen.

Sie werden mich nach den Zeitungen vor Küstrin glauben, und wirklich war ich nach der ersten Order mit dem ganzen Landsturm bereit, dahin abzugehen. Ich war dort und fand, daß nur ein paar hundert Mann und diese auf solchen Posten gebraucht werden, wo sie so sicher stehen als in ihren Dörfern. Hätte man früher die Landwehrreserve errichtet oder eilte man nur jetzt, es dem endlich erschienenen Edikte gemäß zu tun, so konnte der größte Teil der vor den Festungen stehenden Truppen zur Armee abgehen, ihre Gewehre an die Reserven zur Not gleich abgeben und auf der sächsischen Grenze von den eroberten andre empfangen.

Würde in Schlesien, Böhmen und den besetzten Provinzen eben die Strenge beobachtet wie hier, so würden Tausende von Verlaufenen der Armee wiedergegeben sein. Ich schreibe dies, damit Sie daran erinnern.

Wenn ich an den Frieden denke, über welchen die Begriffe sich nach und nach in den Köpfen der Regierenden bilden, so verlasse ich mich am meisten auf Sie. Sie werden unsern wichtigen Alliierten, den Papst, nicht vergessen. Gott gebe, daß ein großer Plan der neuesten Allianz zugrunde liege, und daß wir uns von den Fürsten des Rheinbundes nicht täuschen lassen! Daß jede Macht begreife, wie ein Sichergehen das Unsicherste von der Welt sein kann! Ich wünsche nichts mehr, als Sie bald in Dresden zu sehen, und bin mit Hochachtung und Freundschaft Ihr ganz ergebenster B.

*

Ziebingen, 31. Oktober 1813.

Meine teuerste Freundin!

Ich erhielt Ihren lieben Brief vom 9. August erst Ende September. Indes schrieb ich am 26. September einen Brief an Humboldt, der mit an Sie gerichtet war und den er, wie ich aus einem gestern von ihm aus Leipzig erhaltenen Briefe sehe, nicht erhalten hat. Aus diesem Brief hätten Sie erfahren,

Digitized by Google

daß Ihr ausführlicher Brief vom 13. Mai durch Körners nicht in meine Hände gekommen ist, daß ich von dem Sturze mit dem Pferde gänzlich geheilt bin, daß mein Entzücken über den Fortgang unsrer Waffen sehr gestört war durch die Ungewißheit, in der ich über das Schicksal meiner Frau und Kinder war. Beim Ablauf des ersten Waffenstillstandes, als Oesterreich sich noch nicht erklärt hatte, als ein französisches Lager uns hier gegenüber an der Oder stand, ohne daß eine Armee uns schützte, als ich die Anführung des Landsturms in diesem Kreise übernahm und also die Verheerung meiner Güter als wahrscheinlich ansehen konnte, glaubte ich sie von hier entfernen zu müssen ...

Von den vielen Verwandten, die ich bei der Armee habe, ist bis zur Schlacht bei Leipzig keiner schwer verwundet worden. Ich schreibe morgen an Humboldt und lege einen Brief an meinen lieben Theodor ein. Wie lebhaft werden Sie den Verlust eines andern Theodors gefühlt haben! Ich denke mit Kummer an die armen Eltern. Kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten überraschte er mich in meiner Einsamkeit in Sandow auf seiner Reise von Schlesien nach Berlin. Seine kurze, genußreiche, schön beschlossene Jugend ist ein bleibend schönes Bild aus dieser schönen Zeit.

Ich sehe es als einen Verlust für immer an, daß ich hier müßig sitze, indes das Schicksal der Welt entschieden wird, und daß ich fast einsam dies Glück erleben muß. Der einzelne Mensch hat nicht die Kraft, sich über so große Dinge gehörig zu freuen, er bedarf der Freunde, ja sogar der Menge, um es bis zur Erschöpfung auszuempfinden, welch ein Schicksal uns geworden ist. Oft habe ich mich zu Ihnen hingewünscht, zur liebsten Freundin meiner Jugend, mit der die Fähigkeit zur höchsten Freude, die Uebereinstimmung heroischer Empfindungsweise, mich vor allem verband.

Meine rastlose Tätigkeit beim Landsturm ist nicht ohne Nutzen gewesen und hat auch dazu gedient, mich nicht ganz im Gefühle unwürdigen Müßiggangs versinken zu lassen, aber nun halte ich es nicht länger aus und habe Humboldt hoch und teuer gebeten, daß er mir irgendein bedeutendes Geschäft verschaffe, in welchem ich der Sache Preußens und Deutschlands dienen könne.

Meine herzlichsten Grüße an die Kinder. Ewig Ihr getreuer Freund

Burgsdorff.

*

Ziebingen, 20. Februar 1814.

Die Begebenheiten in meiner nächsten Umgebung und die auf dem großen Schauplatze der Welt haben sich seit Ihrem letzten Briefe vom 11. November so gedrängt, meine teuerste Freundin, daß ich nicht einmal gewiß bin, ob ich diesen lieben Brief gleich damals beantwortete oder ob der vom 31. Oktober mein letzter war. In der zweiten Hälfte des November reiste ich nach Dresden und fand die Meinigen in Tarant wunderbar glücklich erhalten ...

In Berlin wütete der Tod unter meinen Bekannten, indes meine Freunde im Felde unversehrt blieben. Reil gehört wie unser Grapengießer zu den edelsten Opfern, die gefallen sind. Er behandelte diesen mit besonderer Teil-

Digitized by Google

nahme, ward angesteckt, reiste halb genesen nach Leipzig, weil er dem Drange dort zu helfen nicht widerstehen konnte; gleich nach ihm erkrankte seine Frau und sein Schüler und Freund, der ihn gepflegt hatte, und alle drei starben. Roux hatte ein härteres Schicksal, er wurde verrückt und ist noch in der Charité. Aus dem Kreise meiner nächsten Freunde war indes wieder eine Schwester zum Tode gereift ...

Vor Trübsinn und Beugung des Muts schützt das Schicksal der Völker jetzt jeden einzelnen, es teilt dem Schicksal jeder Familie von seiner Großartigkeit mit. Wie selten sind in der Weltgeschichte Epochen gleich erfreulich der, welche wir jetzt erleben, von der man sagen kann, daß in ihr die Wirklichkeit selbst der kühnsten Hoffnung zuvoreilt! Sollte man nicht glauben, der alte Blödsinn sei entthront, und die Weisen regierten die Völker? Ohne Zweifel werden wir hierüber bald Enttäuschungen erleben, und eben deshalb ist zu wünschen, daß alles schnell geschähe, ehe die einzig glückliche Konstellation vorübergeht, so leid es uns tun kann, daß ein solcher Krieg dem mattherzigen Frieden weichen soll. Gott stärke die Starken unter den Handelnden und lasse noch ferner die Schwachen unschädlich sein, ja nützlich dienen! Auf Humboldt sind jetzt oft meine Augen gerichtet, und ich bedaure, daß Sie ihm nicht nahe sind. Wie übermütig wäre der Mann, der in einer solchen Lage sich nicht der Bekräftigung bedürftig fühlte, die aus den Augen einer edlen Frau über ihn kommt! Gneisenau steht ihm zur Seite, der alte Blücher mit seinem Heere repräsentiert die Jugend und bringt einen jugendlichen Geist in alle Unternehmungen, aber der höchste Heroismus strahlt in diesen Tagen doch nur aus weiblichen Augen, und dessen bedürfen unsre Friedensstifter. Daß ich nicht bei ihm sein kann, daß mir keine unmittelbare Teilnahme am großen Werk beschieden ist, darüber habe ich schon öfter gegen Sie geklagt, und ich möchte mich darüber beklagen, daß Humboldt mir nicht zu irgendeiner Tätigkeit verholfen hat. Es ist doch wahrlich Zeit, daß er aufhöre, sich als Subordinierter auf das zu beschränken, was sein Geschäft unmittelbar erheischt.

Ihre Reise nach Eger und in Ihr wiedererobertes Reich an der Saale führt uns hoffentlich zusammen, was aber meinen Sie von Ihrer Zukunft weiter hinaus? Italien wird mit neuem Reize vor Ihren Augen stehen, aber auch das verschmähte Berlin ist ohne Zweifel vor Ihnen zu Ehren gekommen.

In Wien sind Sie lange genug gewesen, und daß Sie da nicht länger bleiben, steht einmal fest bei mir. Wenn Humboldt aber nicht sogleich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhält, so wird man ihn vielleicht nach Paris schicken wollen, und ich fürchte, daß dafür ein tendre bei Ihnen erwache. Bedenken Sie nur, daß die größte Wirksamkeit in solcher Zeit der höchste Genuß ist, und Humboldt diese in Berlin findet. Dort also hoffe ich, Sie im nächsten Winter mit Ihren hübschen Mädchen und Theodor zu sehen. Nun hoffe ich, werden jene gern Deutsch sprechen.

Uebrigens hoffe ich, daß alle aus Deutschland geraubten Kunstsachen und der beste Teil der italienischen zurückgefordert werde, item: die Erstattung aller

Digitized by Google

Kontributionen und der einstweilige Besitz von Straßburg, Landau, Lille, daß der Papst den Frieden eigen sanktioniere, daß man über die Herabsetzung aller stehenden Heere einig werde, daß das Hauptexemplar des Friedensschlusses lateinisch abgefaßt werde. Ihr getreuer Freud W. B.

Ueber die Schmerzempfindung und die Verhütung des Operationsschmerzes[1]

Von

Georg Perthes,

Professor und Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Tübingen

Wen der Zahnschmerz nicht zur Ruhe kommen läßt, wem Gallensteinkoliken die Arbeitsfähigkeit rauben, wem immer wiederholte Anfälle von Gesichtsschmerz den Gedanken an Selbstmord näher und näher bringen, wie könnte der anders als in dem Schmerz den bittersten Feind erblicken! Wie anders ist dem gegenüber die Auffassung, die der Naturforscher sich zum wenigsten von den Schmerzen bilden muß, die äußere Verletzungen dem Körper bereiten. Da erscheint der Schmerz als Freund, der warnt, wenn schwerer Schaden dem Körper droht, ja noch mehr — der mit oft unwiderstehlicher Gewalt zur Abwehr von der drohenden Gefahr zwingt.

Statt langer Beweisführung ein kurzes Beispiel. Wenn der Nerv, der die Beugeseite des Daumens, des Zeigefingers und Mittelfingers versorgt, etwa durch einen Glassplitter oberhalb des Handgelenkes durchschnitten ist, dann pflegt dem Arbeiter, den solch ein Unfall traf, nach der glatten Heilung der Wunde der Schaden zunächst nicht groß zu scheinen. Das wenig taube Gefühl in dem genannten Gebiet wird er zunächst kaum beachten. Daß er auch die heißesten Sachen ohne Schmerz anfassen kann, schätzt er vielleicht als eine Kuriosität. Bald aber entstehen Verbrennungen in dem weniger empfindenden Gebiet, weil der Mann die Hand nicht vor der verderblichen Hitze rechtzeitig zurückzieht. Kleine Wunden, die wegen Schmerzlosigkeit vernachlässigt werden, entwickeln sich zu Geschwüren, die bald vollständige Arbeitsunfähigkeit bedingen. Der Verlust der Schmerzempfindung erweist sich als schwere Schädigung.

Ganz ähnlich ist das Auge bedroht, wenn der Nerv, der Hornhaut und Bindehaut mit ungemein lebhaft empfindenden Fasern versorgt, außer Funktion gesetzt ist. Jeder kennt den heftigen Schmerz beim Eindringen eines Kohlenstäubchens ins Auge. Lebhafter Lidschlag und Tränenträufeln kommt danach in Gang, und wenn diese unwillkürlichen reflektorischen Vorgänge nicht

---

[1]) Nach einem am 23. Januar 1913 zugunsten des Württembergischen Landesvereins vom Roten Kreuz in Stuttgart gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

genügen, um den Eindringling von der Hornhaut durch Wegwischen oder Wegspülen zu beseitigen, dann läßt der Schmerz keine Ruhe, bis von sachkundiger Hand der trotz seiner Kleinheit für die Hornhaut und ihre Klarheit gefährliche Fremdkörper entfernt ist. Wenn aber der Empfindungsnerv der Hornhaut gelähmt ist, so fallen diese unwillkürlichen reflektorischen Abwehrmechanismen ebenso aus wie der Schmerz, der für zweckmäßige willkürliche Abwehrmaßnahmen sorgt. Als Folge der Lähmung kann sich beim Eindringen kleiner Fremdkörper eine vielleicht geschwürige Hornhautentzündung entwickeln.

Die Abwehrbewegungen, welche der Schmerz verursacht, sind oft so wenig zu unterdrücken und erfolgen unter anscheinend so geringer Mitwirkung der Seelentätigkeit, daß sie den ohne Mitwirkung des Bewußtseins unwillkürlich erfolgenden eigentlichen *Reflexen* sehr nahe stehen. Im Prinzip ist der durch den Schmerz ausgelöste Abwehrtrieb nicht sehr verschieden von den rein reflektorischen Abwehrbewegungen, die wir bei den niederen Tieren beobachten.

Bringt man einem Frosch einen Tropfen Schwefelsäure auf die Haut des Rückens, so wischt er regelmäßig mit der Hinterpfote die ätzende Flüssigkeit ab. Taucht man das eine Bein in eine verdünnte Säurelösung, so zieht er es prompt und regelmäßig aus der Säure wieder heraus. Wer das so zum erstenmal sieht, muß auf die Idee kommen, daß der Frosch den Schmerz empfindet und sich mit willkürlichen, zweckmäßigen Bewegungen von dem schmerzenden Reiz befreit. Tatsächlich aber ist dabei von bewußten willkürlichen Bewegungen keine Rede, denn auch der geköpfte oder enthirnte Frosch führt die gleiche Bewegung in der gleichen, anscheinend zweckmäßigen Weise aus. Es handelt sich um einen rein automatischen Vorgang. Der Reiz läuft auf den Bahnen der sensiblen Nerven zum Rückenmark und es erfolgt ohne Mitwirkung des Gehirns durch Vermittlung ganz bestimmter Nervenbahnen in einem regelmäßig bestimmten, durchaus nicht geringen Zeitintervall die Weitergabe von Ganglienzelle zu Ganglienzelle, bis der Reiz schließlich in den verschiedenen motorischen Fasern angekommen ist und die wohlgeordnete Abwehrbewegung hervorruft.

Gewiß, es besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen den *reflektorischen* Abwehrbewegungen des enthirnten Frosches und den durch den Schmerz hervorgerufenen, *bewußten* Abwehrbewegungen des Menschen; und doch: mit Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit erfolgen zweifellos die von dem Schmerz ausgelösten Bewegungen auch dann, wenn sie auf uns den Eindruck der frei gewollten machen. Hier wie dort, in dem geordneten Reflex beim Frosch so gut wie in dem durch den Schmerz hervorgerufenen, der Seele zum Bewußtsein kommenden Abwehrtrieb haben wir einen dem Wohl des Körpers dienenden, wunderbaren Mechanismus vor uns. Die Schädigung selbst schaltet die Vorgänge ein, die zur Beseitigung des Schadens führen. Es ist eine Selbststeuerung, wie das Pflüger genannt hat. Nur ist die durch den Schmerz und die Mitwirkung des Bewußtseins eingeleitete Abwehrhandlung unendlich viel anpassungsfähiger als ein rein automatisch sich abspielender Reflex. Während der Reflex nur im Momente der Schädigung wirken kann, hinterläßt der Schmerz eine

Digitized by Google

Erinnerung, die auch später noch vor Schaden warnt, noch ehe er eingetreten ist. Das gebrannte Kind scheut das Feuer.

Daß wir für diese so wertvolle Schmerzempfindung in der Haut besondere Organe, *Schmerzpunkte*, besitzen, die nur das Gefühl von Schmerz, nicht aber das Wärme- oder Kältegefühl vermitteln, das kann nach den Untersuchungen der Physiologen als wahrscheinlich bezeichnet werden. Fest steht jedenfalls, daß die Schmerzempfindung im Rückenmark auf besonderen, von den Bahnen der Tastempfindung verschiedenen Wegen geleitet wird.

Weiter steht fest, daß die schmerzempfindenden Nerven keineswegs gleichmäßig über den ganzen Körper verbreitet sind.

Jeder weiß, daß die Haut der Brust oder des Rückens weniger empfindlich ist als die der Fingerspitzen oder der Lippen. Aber der Nichtmediziner hat gewöhnlich die Vorstellung, je tiefer die Wunde, um so schmerzhafter müsse sie sein. Das ist ein Irrtum! Wenn das Messer die sehr empfindliche Haut durchtrennt hat, so kommt es in dem darunter liegenden Unterhautfettgewebe und in den Muskeln schon in weit weniger empfindliche Teile. Die besonders von dem Chirurgen Lennander in Upsala systematisch angestellten Beobachtungen haben ergeben, daß *den inneren Organen*, wenigstens in großen Teilen, *die Schmerzempfindung vollkommen abgeht*. So wird, wenn die bedeckenden Schädeldecken unempfindlich gemacht sind, ein Stich oder Schnitt in das Gehirn überhaupt nicht empfunden. Auch die Lunge hat selbst keinerlei Schmerzempfindung. Empfindlich, und zwar sehr empfindlich, ist nur das außen an die Lunge grenzende, die Innenwand des Brustkorbes auskleidende Rippenfell. Aehnlich liegen die Verhältnisse am Bauch. Das die Wand des Bauchraumes auskleidende Bauchfell ist aufs reichste mit schmerzempfindenden Nerven ausgestattet. Wenn aber dieses der Bauchwand anliegende Bauchfell ebenso wie die Bauchdecken unempfindlich gemacht und durchtrennt ist, dann erweist sich der innen davon liegende Darm als völlig empfindungslos. Man kann den Darm und den Magen schneiden, quetschen, stechen oder nähen, ohne daß es von dem Patienten verspürt wird. Trotzdem kann diese Empfindungslosigkeit des Darmes für Darmoperationen deshalb im allgemeinen nicht ausgenutzt werden, weil in dem zum Darm hinziehenden Gekröse — ganz besonders in der Nähe der Blutgefäße — doch reichliche, schmerzempfindende Nervenfasern sich finden, die genügen, um die bei Krankheiten auftretenden heftigen Bauchschmerzen zu erklären. Die Tatsache aber bleibt bestehen, daß die Organe der Schmerzempfindung im allgemeinen wie ein das selbst wenig empfindliche Körperinnere außen umgebender Panzer angeordnet sind. Auch diese Anordnung weist darauf hin, daß wir recht haben, wenn wir in der Schmerzempfindung nichts andres sehen als eine Schutzvorrichtung des Organismus.

Die Schmerzempfindung erfolgt selbstverständlich stets im Organ unsrer Seelentätigkeit, *im Gehirn*, nicht an der Stelle der Verletzung selbst. Das Gehirn verlegt, *projiziert* die Empfindung nur an die Körperstelle, welche den betreffenden Hirnzellen ihre Botschaften zu senden pflegt. Diese Projektion ist

Digitized by Google

meistens richtig, wenn die Endapparate erregt werden. Sie ist aber eine Selbsttäuschung, wenn der Reiz nicht so, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Endapparate in der Haut, sondern den Verlauf des Nerven betrifft. Das Gehirn ist dann nicht imstande, zu entscheiden, ob das ihm zugehende Telegramm in regelrechter Weise von der Endstation aufgegeben oder ob es von einer regelwidrig etablierten Zwischenstation eingeschmuggelt wurde. So verstehen wir, weshalb bei einem Stoß, der die bekannte Stelle am Ellbogen trifft, uns der blitzartige Schmerz aus dem kleinen Finger zu kommen scheint. Da ist der Nerv, der die Gegend des kleinen Fingers versorgt, in seinem Verlaufe getroffen. So muß uns die zunächst vielleicht frappierende Beobachtung nicht mehr wunderbar erscheinen, daß Amputierte in den einzelnen Zehen ihres längst abgenommenen und verwesten Fußes deutlichen Schmerz empfinden, bis die Stümpfe der Nerven, die einstmals zu diesen Zehen hinleiteten, in der heilenden Wunde zur Ruhe gekommen sind.

Die Tatsache, daß die schmerzleitenden Fasern im Rückenmark in wunderbarer, aber doch sehr geordneter Weise sich verzweigen, sich miteinander verflechten und durch Vermittlung eingeschalteter Ganglienzellen zueinander in Beziehung treten, macht es uns begreiflich, daß zuweilen bei schmerzhaftem Reiz der Endorgane das Gehirn die Empfindung in durchaus gesetzmäßiger Weise an Stellen verlegt, die mit der tatsächlich gereizten Stelle durchaus nicht übereinstimmen. Das sind für die Diagnostik des Arztes sehr wichtige Beobachtungen. Das Kind, das an tuberkulöser Hüftgelenkentzündung erkrankt, klagt zuerst nicht über Schmerzen in der erkrankten Hüfte, sondern im Knie, was selbst ganz gesund ist. Wenn der Arzt dann nur das schmerzhafte Knie untersucht, so kommt er niemals zur richtigen Diagnose. Die Schmerzen bei der Gallensteinkolik strahlen nach dem Rücken aus; vom Rippenfell ausgehende Schmerzen können in den Bauch verlegt werden, so daß zuweilen eine Blinddarmentzündung vorzuliegen scheint, wo es sich tatsächlich um eine beginnende Lungenentzündung handelt.

Sehr wichtig ist der Einfluß unsrer Seelentätigkeit auf den Schmerz. Die Ablenkung unsrer Aufmerksamkeit setzt die Schmerzempfindung herab. Der fechtende Student bemerkt den schnellen Schlägerhieb auf der Mensur nicht als Schmerz. Immer wieder ist aus den letzten Feldzügen berichtet, daß Kämpfer im Eifer des Gefechtes die erlittene Verwundung nicht bemerkten und erst in einem ruhigen Augenblick durch das herabrinnende Blut auf ihre Wunde aufmerksam wurden. Kant berichtet in seiner Schrift „Ueber die Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", wie der an schmerzhaften Gichtanfällen Leidende sich selbst geholfen hat. Er erzählt: „Nun aber aus Ungeduld am Schlafen mich gehindert zu fühlen, griff ich bald zu meinem stoischen Mittel, meine Gedanken mit Anstrengung auf irgendein von mir gewähltes gleichgültiges Objekt, was es auch sei, z. B. auf den viel Nebenvorstellungen enthaltenden Namen Cicero zu heften, mithin die Aufmerksamkeit von jener Empfindung abzulenken, dadurch diese dann, und zwar

Digitized by Google

schleunig, stumpf wurden und so die Schläfrigkeit sie überwog. Und dieses kann ich jederzeit bei wiederkommenden Anfällen dieser Art in den kleineren Unterbrechungen des Nachtschlafes mit gleich gutem Erfolge wiederholen. Daß aber dieses nicht etwa bloß eingebildete Schmerzen waren, davon konnte mich die des andern Morgens früh sich zeigende, glühende Röte der Zehe des linken Fußes überzeugen."

Dem gewöhnlichen Sterblichen allerdings schlägt leider solch stoischer Versuch meistens kläglich fehl. Der Schmerz drängt alle andern Empfindungen zurück und macht sich zum Alleinherrscher des Bewußtseins. Wer kennt nicht Wilhelm Buschs köstliche Beschreibung des Zahnschmerzes:

Vergessen ist die Weltgeschichte,
Vergessen sind die Kursberichte,
Die Steuern und das Einmaleins ...
Kurz jede Form gewohnten Seins,
Die sonst erscheint real und wichtig,
Wird plötzlich wesenlos und nichtig.
Denn einzig in der engen Höhle
Des Backenzahnes wohnt die Seele.

So sehen auch wir Aerzte viel öfter als eine Herabsetzung des Schmerzes durch anderweitige geistige Konzentration eine Steigerung der Schmerzempfindung durch Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf den Schmerz. Ein harmloser, unbedeutender Stich mit der feinsten Punktionsnadel tut dem Patienten wehe, der ihn fürchtet und seine ganze Aufmerksamkeit dem Momente zuwendet, wenn diese schreckliche Operation zur Ausführung kommt.

Ja es gibt Schmerzen, die überhaupt kein Substrat haben, welche die Seele sich selber schafft, allein durch die lebhafte Vorstellung des Schmerzes. Ein charakteristisches Beispiel referiert Goldscheider. Es betrifft eine Dame, „welche so tiefe Teilnahme an den Schmerzen ihres Sohnes, der einen Beinbruch erlitten, nahm, daß sie sechs Wochen lang — die Zeit, welche der Sohn zur Heilung brauchte — einen lebhaften Schmerz gerade an der Stelle ihres Beines empfand, welche seiner Fraktur entsprach." Solche, durch Autosuggestion entstandene, trotz mangels einer greifbar körperlichen Ursache keineswegs simulierten, sondern wirklich empfundenen Schmerzen sind den Neurologen, besonders bei dem Krankheitsbild der Hysterie, wohlbekannt. Auch die glücklicherweise nicht häufige Erscheinung, daß heftiger Körperschmerz in perverser Weise als Wollust empfunden wird, läßt erkennen, wie sehr die Schmerzempfindung psychischen Einflüssen zugänglich ist, wie sie nicht nur herabgesetzt oder gesteigert, sondern auch vollkommen umgefärbt werden kann.

Die Frage, ob die verschiedenen Menschen dem Schmerz gegenüber verschieden empfindlich sind, muß entschieden bejaht werden. Daß ein kräftiger, gut ausgeruhter Organismus dem Schmerz gegenüber viel widerstandsfähiger ist als ein übermüdeter, überarbeiteter, nervös reizbarer, das ist allbekannt. Aber man findet auch Differenzen in der Anlage zur Schmerzempfindlichkeit, besonders wenn man verschiedene Rassen miteinander vergleicht. Daß

Digitized by Google

die Chinesen den Schmerz überhaupt kaum verspüren, wie behauptet wurde, kann ich allerdings nicht bestätigen, nachdem ich fast ein Jahr lang eine ziemlich große Zahl von Chinesen chirurgisch zu behandeln hatte. Auch sie waren sehr dankbar, wenn die Operationen schmerzlos ausgeführt wurden. Aber es war doch kein Zweifel, daß sie sich viel weniger empfindlich zeigten als unsre europäische Klientel. Die ganze chinesische Kunst der Medizin besteht im wesentlichen darin, daß an ganz bestimmten Stellen des Körpers mit langen Nadeln tief eingestochen wird. Bei erschwerter Geburt helfen zum Beispiel Punktionen drei Zoll oberhalb der Knöchel des Fußes. Das Publikum, dem seit Jahrtausenden dieses Stechen und daneben auch das Brennen als Heilmittel geboten wird, kann nicht besonders empfindlich sein. Ein beweisendes Beispiel geringer Schmerzempfindung bei der Chinesin erlebte mein früherer Kollege Dr. Aßmy, Arzt am deutschen Konsulat in Tschungking am Oberlauf des Jangtsee. Ein chinesischer Arzt wird zu einer schwererkrankten alten Chinesin gerufen und erklärt, sie müsse sterben, es sei denn, daß ihr ein Stück frischer, menschlicher Leber als Medizin verabfolgt würde. Die Tochter hörte den Spruch, und rasch entschlossen griff sie zum Küchenmesser, schnitt sich selbst den Bauch auf und holte das verordnete Stück Leber aus dem eignen Leib. Da ihr Zustand durch die Blutung bedrohlich wurde, wurde schließlich der europäische Arzt gerufen, und Kollege Aßmy fand dann die Tochter mit klaffender Wunde, die mit chinesischem Papier austamponiert war. Das Stück Leber lag bereits in gekochtem Zustand vor. Es gelang ihm, Mutter und Tochter durchzubringen. Die Geschichte ist absolut verbürgt. Ob solche Ueberwindung des Schmerzes hier in Europa auch wohl bei größter Kindesliebe möglich wäre?

Wie der Schmerz den Körper gegen alle Verletzungen verteidigt, so stellt er sich auch den nützlichen und heilsamen Verletzungen entgegen, ohne welche die Hilfe des Chirurgen nicht möglich ist. Es ist daher selbstverständlich, daß die Chirurgie im Kampfe mit dem Schmerze liegt, solange es eine Chirurgie gibt. Die alten Wundärzte waren in diesem Kampfe fast ganz auf die rohe Gewalt angewiesen. Sie konnten gar nicht anders, wenn sie operieren wollten, als jenen treuen Türhüter, der jedem Eindringling den Eintritt ins Körperinnere verwehrt, niederschlagen und sich rücksichtslos hinwegsetzen über den Schmerz. In den vortrefflichen Forderungen, die der bekannte römische Arzt Aulus Cornelius Celsus — er lebte kurz nach Christi Geburt — an den Charakter des Chirurgen stellt, sagt er zwar schon: „Mitleidig sei der Chirurg," aber setzt hinzu, „jedoch so, daß er nur die Heilung seines Patienten im Auge hat, nicht daß er sich durch sein Wehgeschrei bestimmen läßt, mehr zu eilen, als die Sache will, oder weniger zu schneiden, als notwendig ist. Vielmehr verrichte er alles so, als ob das Stöhnen des andern bei ihm nicht den mindesten Eindruck hervorriefe."

Und danach handelten denn auch die Chirurgen vom Altertum bis in die neueste Zeit hinein. Wenn man die Chirurgiebücher des Mittelalters, den Pfolspeundt, den Heinrich v. Gersdorf oder Ambroise-Paré durchsieht, dann

Digitized by Google

muß man erstaunen über das Maß von Schmerz, was unbedenklich damals dem Patienten zugemutet worden ist. Denn es ist kein Zweifel, daß diese grausamen Operationen, die man da beschrieben und abgebildet findet, tatsächlich ausgeführt, und zwar mit Einwilligung der Kranken ausgeführt worden sind. Die natürliche Folge war, daß auch in jenen härter gearteten Zeiten nur im äußersten Notfall die Hilfe des Chirurgen in Anspruch genommen wurde.

Von dem römischen Feldherrn Marius weiß man, daß er sich wegen Krampfadern an einem Bein operieren ließ. Aber als der Chirurg auch das zweite, ebenfalls erkrankte Bein vornehmen wollte, da erklärte Marius:[1]) „Ich sehe, daß die Heilung der Schmerzen nicht wert ist," und zog zurück. So werden wohl die meisten von vornherein gedacht haben. Die Zahl der ausgeführten Operationen war also gering, und wenn operiert wurde, dann mußte die Notwendigkeit, an dem sich sträubenden Patienten einen Eingriff möglichst schnell zu vollziehen, ein regelrechtes Operieren auch dem geübten und gewandten Chirurgen sehr schwer, wenn nicht unmöglich machen. Anläufe und Versuche zur Schmerzbetäubung bei chirurgischen Operationen wurden daher seit den ältesten Zeiten immer wieder und wieder gemacht.

Von den Assyrern erfahren wir, daß sie mehr als tausend Jahre vor Christus verstanden haben, durch Kompression der großen, das Gehirn versorgenden Schlagadern für die Beschneidung ihrer Jünglinge vorübergehende Bewußtlosigkeit hervorzurufen; ein Handgriff, der, wie Dr. Steiner aus Surabaja[2]) berichtet hat, in der gleichen Weise in unsrer Zeit von den Javaner ausgeübt worden ist und vielleicht noch ausgeübt wird.[3])

Die Chinesen waren in ihrer Chirurgie vor zweitausend Jahren viel weiter, als sie es heute sind. Der chinesische Chirurg Wa-To — zur Zeit der späteren Handynastie im dritten Jahrhundert vor Christus — führte im Gegensatz zu allen späteren chinesischen Aerzten Operationen aus. Er gab seinen Patienten einen alkoholischen Trank von indischem Hanf, aus dem auch das bekannte Haschisch des Orients bereitet wird, und erzielte angeblich dadurch Schmerzlosigkeit.[4]) Wa-To mußte sogar seinen Kaiser Kuan-tai nach einem Pfeilschuß operieren. Freilich bekam ihm seine Chirurgie schlecht. Als er einem verwundeten Feldherrn die Trepanation vorschlug, kam er in den Verdacht, daß er den Feldherrn mit dieser damals noch ungewöhnlichen Operation habe umbringen wollen. Er wurde zum Tode verurteilt und seine zahlreichen Schriften

---

[1]) Vgl. Trendelenburg, Operation der Unterschenkelvarizen. Bruns, Beitr. z. Klin. Chir. Band VII.

[2]) Vgl. Winkel, Zur Geschichte der Betäubungsmittel für schmerzlose Operationen. Rektoratsrede. München 1902.

[3]) Für schmerzloses und zugleich blutsparendes Operieren ist diese Kompression der Karotiden in diesem Jahre von Prof. Ritter (Posen) aufs neue praktisch erprobt und empfohlen worden.

[4]) Ich verdanke diese Notizen dem Direktor des missionsärztlichen Institutes in Tübingen, Herrn Dr. Olpp.

Digitized by Google

verbrannt. Nur eine — über Veterinärmedizin — wurde erhalten und bildet bis heute das einzige bei den Chinesen über dieses Thema vorhandene Werk. Das war das Ende der chinesischen Chirurgie!

Wenn auch die meisten mittelalterlichen Chirurgen Versuche, schmerzlos zu operieren, nicht gemacht haben, so erwähnen doch einzelne in ihren Schriften theoretisch Schlaftränke, die vor den Operationen dargereicht werden könnten und als deren Hauptbestandteile Alraunwurzel (Mandragora), indischer Hanf, Opium und Bilsenkraut genannt werden.

Interessant sind die Schlafschwämme, die der Dominikaner und Arzt Theodorich v. Cervia, gestorben im Jahre 1298 als Bischof von Bologna, nachweislich hergestellt hat. Es begegnet uns da zum erstenmal ein Mittel, durch welches eingeatmete Dämpfe zur Schmerzlinderung verwendet werden. Die Schwämme wurden mit dem bereits oben genannten Safte der Alraunwurzel, des Bilsenkrautes und des Schierlings getränkt, an der Sonne getrocknet und dann in angefeuchtetem Zustand dem Patienten vor Mund und Nase befestigt, so daß der dem Schwamm entströmende Dunst seine betäubende Wirkung ausüben konnte.

Alles das war entweder wenig wirksam oder, wenn es, wie die Schlaftränke, wirksam narkotisierende Substanzen enthielt, so gefährlich, daß von einer ausgiebigen Anwendung solcher narkotisierender Mittel überhaupt keine Rede war.

Man griff dann auch zu anderm. Man versuchte noch vor hundert Jahren — freilich auch ohne wesentlichen Erfolg — den Hypnotismus oder, wie er damals benannt wurde, den magnetischen Schlaf oder Mesmerismus. Der sehr bedeutende Chirurg Dupuytren in Paris nahm am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sogar den Schreck zu Hilfe. Wenn es sich darum handelte, eine Oberarmverrenkung einzurichten, dann ging er wohl mit einem großen Messer auf den unglücklichen Patienten los, als ob er ihn amputieren wolle, und wenn dann der Betreffende[1]) vor banger Furcht ganz zusammenbrach, vollzog er rasch die Einrichtung. Man sieht, über höchst unvollkommene Versuche zum schmerzlosen Operieren ist die Chirurgie in ihren ersten zwei Jahrtausenden nicht hinaus gekommen. Nicht lange vor der Entdeckung der Narkose erklärte der berühmte französische Chirurg Velpeau: Den Schmerz bei den Operationen vermeiden zu wollen, ist ein Hirngespinst, dem man nicht weiter nachhängen darf. „Éviter la douleur dans les opérations est une chimère qui n'est pas permise de poursuivre."

Anders wurde es erst mit einem Schlage, als am 17. Oktober 1846 in dem Massachusetts-Hospital in Boston die erste Aethernarkose ausgeführt worden war.

Die große Entdeckung hatte ihre Vorläufer.[2]) Schon im Jahre 1800 hatte

---

[1]) Vgl. Dieffenbach, Der Aether gegen den Schmerz. Berlin 1847, A. Hirschwald.

[2]) Vgl. Binz, Der Aether gegen den Schmerz. Stuttgart 1896, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

der damals einundzwanzigjährige Chemiker Davy, der Erfinder der Sicherheitslampe der Bergleute, mit dem von dem englischen Pastor Priestley entdeckten Stickstoffoxydulgas experimentiert. Er hatte an sich selbst dessen Fähigkeit, einen rauschähnlichen Zustand, ja völlige Bewußtlosigkeit hervorzurufen, erkannt, und wegen der gehobenen Stimmung, in die er durch sein Mittel versetzt wurde, nannte er es Lachgas oder Lustgas. Bei einer von kranken Zähnen ausgegangenen schmerzhaften Entzündung verschaffte er sich selbst damit Erleichterung und erklärte in seiner Veröffentlichung: „Da das Stickstoffoxydul bei seiner starken Wirkung befähigt zu sein scheint, körperlichen Schmerz zu brechen, so dürfte es wahrscheinlich mit Erfolg benutzt werden können bei chirurgischen Operationen." Das war im Jahre 1800. Aber diese prophetischen Worte gingen spurlos an den Chirurgen vorüber. Nur in chemischen Hörsälen wurde unter Erheiterung der Zuhörer die rauscherregende Eigenschaft des Lustgases gelegentlich demonstriert. So kam es 1844, daß in einem solchen Vortrage des Chemikers Colton in Hartford in Nordamerika ein Student in dem Lachgasrausch zu Boden fiel und sich eine stark blutende Verletzung zuzog. Nur einem jungen Zahnarzt, der als Zuhörer zugegen war, Horace Wells, fiel es auf, daß der Verletzte keinerlei Schmerz verspürt zu haben angab. Er erkannte die Bedeutung, und schon am nächsten Tage ließ er sich selbst mit Stickstoffoxydul einschläfern und einen schadhaften Zahn schmerzlos ziehen. Konsequent ging er weiter und unterbreitete, um das Mittel auch größeren Operationen dienstbar zu machen, seine Entdeckung der medizinischen Fakultät in Boston. Unglücklicherweise wurde die Erfindung, die in aller Stille hätte erprobt werden sollen, gleich bei dem ersten Versuch mit einem einleitenden Vortrag, den Wells in der Klinik des Massachusetts-Hospitals halten mußte, vor der Oeffentlichkeit gemacht. Der erste Versuch der Stickstoffoxydulnarkose bei einer größeren Operation des Chirurgen Warren mißlang. Der Operierte schrie trotz der Inhalation vor Schmerz. Die Studenten riefen „Humbug" und zischten Wells, der selber zu narkotisieren suchte, als Schwindler aus. Damit war die — tatsächlich durchaus entwicklungsfähige — Methode zunächst vollkommen diskreditiert.

Aber in demselben Operationssaale in Boston kam — noch nicht zwei Jahre später — die Aethernarkose ans Licht.

William Morton, wie Horace Wells Zahnarzt und mit Wells persönlich bekannt, hatte nach den Mißerfolgen von Wells, die jenen völlig entmutigten, das Suchen nach einem Mittel zum schmerzlosen Zahnziehen nicht aufgegeben. Als er einen Chemiker, Jackson, um Rat fragte, wurde er von diesem auf den Schwefeläther aufmerksam gemacht, mit dem er das gewünschte Ziel sicher erreichen werde. Jackson selbst hatte früher einmal bei einer heftigen Luftröhrenreizung, die er sich beim Experimentieren mit Chlorgas zugezogen hatte, die nervenberuhigende Wirkung der eingeatmeten Aetherdämpfe selber erfahren und mehrmals bereits den Aether gegen den Schmerz der Zahnextraktionen gesprächsweise empfohlen. Nach einer andern Darstellung hat aber Morton selbst schon vor der Mitteilung Jacksons mit Schwefeläther experimentiert und nur in der

Digitized by Google

entscheidenden Unterredung mit Jackson seine Kenntnis törichterweise verheimlicht. Genug: Auf Jacksons Rat gelang dem Zahnarzt Morton mit Aether die schmerzlose Zahnextraktion, und derselbe Chirurg Warren, der den Mißerfolg von Horace Wells selbst erlebt hatte, erklärte sich nun auch Morton gegenüber zur Erprobung des neuen Mittels bereit.

Am 16. Oktober, zur bestimmten Stunde, wartete Morton noch ungeduldig in der Werkstatt des Instrumentenmachers auf die Vollendung seines Apparats, während Warren im Spital sich schon zur Operation anschickte. Es handelte sich um die Exstirpation einer vaskulären Geschwulst am Halse unter dem rechten Unterkiefer. Warren, das Messer in der Hand, sagte zu den zahlreichen im Amphitheater Versammelten unter ironischem Gelächter derselben: „Da Mr. Morton nicht gekommen ist, vermute ich, daß er anderweitig beschäftigt ist." Da tauchte plötzlich Morton auf. „Haben Sie Furcht?" fragte er den Kranken und begann auf dessen Versicherung des Gegenteils seine Manipulationen. Das Auditorium schaute neugierig und mit schlecht verhehltem Mißtrauen drein, besonders als der Kranke verworrenes Zeug schwatzte und sich umherwarf. Als er aber ruhig zu schlafen begann, trat tiefe Stille ein, und Morton bedeutete Warren, daß alles bereit sei. Aller Augen waren jetzt auf die Szene gerichtet, die nun auf dem Operationstisch sich abspielte, und folgten mit Spannung und wachsendem Erstaunen jedem Zuge des Messers. „In der Tat, meine Herren," rief Warren, das Messer noch in der Rechten, mit erhobener Stimme der noch im Schweigen versunkenen Korona zu, „in der Tat, dies ist kein Humbug!" Und ein Donner des Beifalls erschütterte die Halle, die ein solches Schauspiel noch nie gesehen. Draußen aber wandte sich einer der Zeugen, der später berühmte Chirurg Bigelow, zu einem andern mit den Worten: „Heute haben wir etwas gesehen, was die Runde um die Welt machen wird."[1])

In der Tat war es ein Siegeszug, den der Aether durch die Welt antrat. Bald kamen aus allen größeren Kliniken Europas Berichte über die im Schlafe ausgeführten Operationen, und Dieffenbach, der berühmte Berliner Chirurg, erklärte zwar, daß er prinzipiell neuen Erfindungen skeptisch gegenüberstehe, daß er „vorsichtig" gewesen sei „mitten im allgemeinen Aetherrausch". Aber er beginnt doch seine 1847 erschienene Schrift über den Aether gegen den Schmerz mit den Worten: „Der schöne Traum, daß der Schmerz von uns genommen, ist zur Wirklichkeit geworden. Der Schmerz, dieses höchste Bewußtwerden unsrer irdischen Existenz, diese deutlichste Empfindung der Unvollkommenheit unsers Körpers, hat sich beugen müssen vor der Macht des menschlichen Geistes, vor der Macht des Aetherdunstes."

Die Entdeckung, die so der Welt zum Segen wurde, hat den Entdeckern selbst kein Glück gebracht. Es rächte sich an ihnen bitter, daß sie nicht zufrieden

---

[1]) Vgl. Roth, Zur fünfzigjährigen Gedächtnisfeier der Entdeckung der Aethernarkose. Münchner Med. Wochenschrift 1896, Nr. 41.

Digitized by Google

mit dem Bewußtsein, der Menschheit einen unschätzbaren Dienst geleistet zu haben, und mit den Erfolgen, die sich daraus für sie ganz von selber ergeben mußten, ihre Entdeckung in erster Linie zu einer Quelle großen Reichtums machen wollten. Morton versuchte seine Erfindung patentieren zu lassen, und so begann zwischen Morton und Jackson eine Reihe erbittertster Prioritäts- und Patentstreitigkeiten, die das Nervensystem des einen zerrütteten und das Vermögen des andern verschlangen. So starb denn Jackson als Pflegling einer Irrenanstalt, und von Morton heißt es in einem späteren Jahresbericht des Massachusetts-Hospitals: „Er ist verarmt durch eine Sache, welche die Welt zu seiner Schuldnerin gemacht hat."

Auch Horace Wells, der oben genannte Entdecker der Stickoxydulnarkose, hat an dem tragischen Geschick sein Teil bekommen. In der Ueberzeugung, daß er doch tatsächlich der erste gewesen, der eine erfolgreiche Inhalationsnarkose gemacht hat, trat er, als auf Jackson und Morton die Ehren sich häuften, mit Prioritätsansprüchen hervor. Aber von den Gerichten ebenso wie von der Akademie der Wissenschaften in Paris abgewiesen, verfiel auch er in Irrsinn. „Um sich an der menschlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn — ihren Wohltäter — so undankbar behandelte, schlich er abends in den Straßen von Neuyork umher und begoß die Kleider der Frauen mit Schwefelsäure. Darüber wurde er ergriffen und unter Anklage gestellt. Er entfloh der Verurteilung, indem er sich am 24. Januar 1848 im Bad die Pulsadern öffnete und dann, um sein Sterben weniger hart zu machen, Aether einatmete. Es war die einzige Wohltat, die seine Entdeckung, daß die Narkose am Menschen möglich sei, ihm erwies."

(Binz.)

*

Ein Jahr nach der ersten Aethernarkose erwuchs dem Aether ein sehr beachtenswerter Konkurrent in dem Chloroform. Der Aether hatte bald Eigenschaften gezeigt, die mit seinem Rufe als eines in jeder Hinsicht idealen Narkotikums nicht vereinbar waren. Starke Speichelsekretion, Reizung der Atemwege, der für manche Patienten unangenehme Geruch, die Feuergefährlichkeit waren zweifellos Uebelstände bei der Verwendung des Aethers. So suchte man nach noch Besserem. Der Schotte Thomas Simpson in Edinburg kam 1847 zur Empfehlung des von dem deutschen Chemiker Liebig entdeckten Chloroform, das entschieden rascher und stärker wirkte als der Aether und in mancher Beziehung leichter zu handhaben war. Simpson war Gynäkologe und Geburtshelfer. Es lag für ihn nahe, das Chloroform auch zur Beseitigung der mit der Entbindung verknüpften Schmerzen heranzuziehen. Da begegnete er eigentümlichen Widerständen. Es wurden nicht nur, wie wir heute wissen, zum Teil berechtigte Einwände gegen das Chloroform vom ärztlichen Gesichtspunkte aus laut, besonders waren es Vertreter der Kirche, die darauf hinwiesen, daß es sündhaft sei, dem Fluche „mit Schmerzen sollst du Kinder gebären" mit Hilfe des Chloroform „dieser Lockspeise des Satans" entgegenzustreben. Nicht ganz ohne Mühe hat Simpson diese Widerstände überwunden. Geschadet haben sie

Digitized by Google

weder der Sache noch ihm selbst. England erkannte bald die Einführung des Chloroform als hochbedeutende Leistung an, und wenn man in London in die Westminsterabtei kommt, wo die Engländer nicht nur ihre Könige und großen Feldherren beigesetzt, sondern auch ihren Geisteshelden, den Newton, Darwin u. a. Denkmale errichtet haben, da findet man auch ein einfaches Standbild mit der schlichten und doch stolzen Inschrift: „Thomas Simpson, der Erfinder des Gebrauchs von Chloroform."

Eine Zeitlang schien das Chloroform den Aether vollkommen zu verdrängen, bis sehr bedauerliche Todesfälle in der Chloroformnarkose energisch Einhalt geboten. Der Tod wirkte in manchen dieser Fälle um so erschütternder, als er nicht etwa am Ende einer schweren eingreifenden Operation sich einstellte, die an sich schon ein gewisses Wagnis bedeutete, daß er keineswegs nur schwerkranke, kraftlose Personen dem Leben entriß. Da legt sich zum Beispiel ein kräftiger junger Mann, dem eine ganz gutartige, kleine Geschwulst durch eine unbedeutende Operation entfernt werden soll, in blühendem Allgemeinzustand auf den Operationstisch nieder. Nach den ersten Zügen Chloroform wird er leichenblaß, der Narkotiseur meldet, daß er keinen Puls mehr fühlt, Herzschlag und Atmung setzen aus und alle Gegenmaßregeln sind umsonst. Es gibt — oder man darf wohl sagen, es gab — wohl wenig Ereignisse, die auf die Angehörigen eines Patienten und auf seinen Arzt erschütternder wirken als solch ein Chloroformtod.

Gewiß, in den meisten Fällen dieser Art war die Ursache darin zu suchen, daß die Dämpfe, die der Betreffende zu atmen bekam, zu stark konzentriert waren. Man hat gelernt, diese zu starke Konzentration durch geeignete Narkotisierungsmethoden zu vermeiden. Aber es bleibt die Tatsache bestehen, daß das Chloroform ein starkes, auf das Herz wirkendes Gift ist, daß der Aether in dieser Hinsicht als ein sehr viel ungefährlicheres Narkotisierungsmittel betrachtet werden muß. Die Narkosenstatistik, deren Zusammenstellung die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie in den Jahren 1891/1895 zusammenbrachte und die sich auf fast 200000 Narkosen erstreckt, zeigte, daß auf 2600 Chloroformnarkosen ein Todesfall kam, während unter 13000 mit Aether Narkotisierten nur ein Patient in der Narkose gestorben war. Diese Zahlen lehren, daß die Narkosentodesfälle schon damals nicht häufig waren, und es ist zweifellos, daß die Zahlen heutzutage, nachdem die Narkotisierungstechnik große Fortschritte gemacht hat, noch sehr viel weniger ungünstig sich stellen würden. Es gibt viele sehr beschäftigte Chirurgen, die in ihrem ganzen Leben niemals Zeugen eines Narkosentodes gewesen sind. Die Narkosenstatistik zeigte vor allem unwiderleglich die geringere Gefahr des Aethers hinsichtlich der unmittelbaren Narkosentodesfälle und gab damit direkt den Anlaß zur Wiedereinführung der fast ganz verlassenen Aethernarkose durch Julliard in Genf, v. Bruns in Tübingen u. a.

Freilich auch der Aether hat seine Gefahren, die sich weniger auf das Herz als auf die Lunge beziehen. Die Reizung der oberen Luftwege und die über-

Digitized by Google

mäßige Schleim- und Speichelsekretion begünstigt die Entstehung von Lungenentzündung. Doch werden diese Schäden fast nur dann beobachtet, wenn konzentrierte Aetherdämpfe in Anwendung kommen.

Bei der Entwicklung der modernen Aethernarkose, wie sie jetzt an den meisten Kliniken, wenn auch nicht überall in ganz gleicher Form, geübt wird, war daher das Wichtigste die Verwendung eines Aetherluftgemisches, in welchem der Aether nur einen relativ geringen Bestandteil des Gemisches ausmacht.

Schon die Form der Aetherdarreichung ist dabei von Bedeutung. Luftabschließende Masken, mit denen man früher wohl den Zutritt der Atmungsluft verhinderte, um nach der sog. Erstickungsmethode zu narkotisieren, sind jetzt verlassen. Man tropft den Aether auf eine offene Maske oder, wie es jetzt zum Beispiel in der Tübinger Klinik nach einem von v. Brunn aufgegriffenen Vorschlage amerikanischer Chirurgen machen, in der einfachsten Weise auf eine mehrfache Gazeschicht.

Auch die Kombination des Aethers mit andern Narkotisierungsmitteln verfolgt den Zweck, mit Aetherdämpfen geringer Konzentration eine vollkommene Narkose zu erreichen. So hat es sich für die „Aethertropfmethode" als unbedenklich erwiesen, daß im Beginn der Narkose einige Tropfen Chloroform vorübergehend beigegeben werden. Die Chloroformdämpfe sind dann so verdünnt, daß sie wohl die Aetherwirkung in wünschenswerter Weise unterstützen, nicht aber selbst giftig werden können.

Aus dem gleichen Grunde verbindet man auch die Aethernarkose mit der Anwendung von Mitteln, die nicht wie der Aether oder das Chloroform eingeatmet, sondern vor der Narkose unter die Haut eingespritzt werden. Schon lange wußte man, daß eine Morphiuminjektion den Eintritt der Narkose erleichtert und das Stadium der Aufregung vermindert, welches sonst im Beginn der Narkose bei manchen Patienten, insbesondere bei den an Alkohol gewöhnten, störend wirkt. Eine Morphiumeinspritzung vor der Narkose wurde also schon lange geübt. Aber es war doch ein nicht ganz unbedeutender Fortschritt, als man auf den im Bilsenkraut enthaltenen wirksamen Stoff zurückgriff, der schon vor Jahrhunderten in den Schlafschwämmen des Mittelalters zur Anwendung gekommen war. Das Alkaloid des Bilsenkrautes, das von der Chemie unter dem Namen Scopolamin rein dargestellt war, wurde für die Narkose in Verbindung mit Morphium empfohlen. Vollständige Narkosen allein mit dem eingespritzten Morphiumscopolamin haben sich allerdings nicht bewährt. Da nicht alle Menschen auf die gleiche Menge des Narkotikums gleich stark reagieren, so muß man bei der Narkose das Mittel dem Verhalten des einzelnen Patienten und seinem jeweiligen Zustande anpassen. Man muß dosieren können; und das ist mit einem Mittel, das mit einem Male in wirksamer Dosis eingespritzt wird, nicht möglich. Wohl aber kann man mit der Einspritzung einer so geringen Menge von Morphiumscopolamin, daß sie für alle Patienten sicher ungefährlich ist, einen Dämmerschlaf erzielen, der die dann folgende Narkose in der nützlichsten Weise unterstützt. Das Morphiumscopolamin nimmt

Digitized by Google

dem Patienten die Aufregung vor der Operation. Es ermöglicht dann bei der Narkose mit geringeren Aethermengen auszukommen und es zieht endlich für den Patienten den Schleier der Vergessenheit über alles, was mit der Operation zusammenhängt. So ist es uns wiederholt gelungen, aufgeregte Patienten, die sich so sehr vor der Operation ängstigten, daß sie nicht einmal den Tag der Operation vorher wissen wollten, ganz unbewußt über die Operation hinwegzubringen. Sie glaubten sich noch zur Vorbereitung auf die Operation in der Klinik zu befinden, da erwachten sie eines Tages in ihrem Bett und entdeckten zu ihrem Erstaunen, daß die so sehr gefürchtete, aber doch unumgängliche Operation schon ausgeführt war. Eine Einspritzung, die die nichts ahnende Patientin am Tage der Operation in ihrem Bett erhalten hatte, hatte sie in einen Dämmerschlaf versetzt, so daß sie von allen Operationsvorbereitungen, den Transport zum Operationssaale und dem Auflegen auf den Operationstisch, sowie der Einleitung der Narkose auch nicht die Spur einer Erinnerung hatte.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier im einzelnen einzugehen auf die Technik der Narkosen, auf die sehr wichtigen Vorbereitungen, auf die Störungen, die sich im Verlauf der Narkose geltend machen können und auf ihre Verhütung. Gut zu narkotisieren ist eine Kunst, die nicht durch Beschreibung veranschaulicht, sondern nur durch lange Erfahrung erlernt werden kann. Nur eines sei auch an dieser Stelle betont: Auch der psychische Zustand des Patienten hat Einfluß auf die Narkose. Aufgeregte, überängstliche Kranke haben schlechte Narkosen. So sucht denn der Arzt alles zu tun, um die Aufregung des Patienten zu verhindern. Er vermeidet es, daß der Patient das Klappern der Instrumente hört oder gar blutbefleckte Wäsche von der vorhergehenden Operation zu sehen bekommt. Der Kranke selbst wird den Eintritt einer guten Narkose erleichtern, wenn er ruhig und mit vollem Vertrauen sich in die Hand des Arztes begibt. Und das kann er heute getrost. Wir kennen heute sehr gut die Gefahren der Narkose, aber wir haben auch gelernt, diesen Gefahren zu begegnen. Wenn heute ein gewissenhafter Arzt nach genauer Untersuchung des Patienten die Narkose für möglich und für notwendig erklärt, dann ist zur Besorgnis kein Grund mehr vorhanden.

Freilich das Ideal, nach dem wir im Interesse unsrer Patienten streben, ist auch mit der modernen Narkotisierungsmethode noch nicht vollkommen erreicht. Es ist ein Euphemismus, wenn wir die Narkose als Einschläferung bezeichnen. Denn Schlaf und Betäubung sind recht verschiedene Dinge. Der Schlaf erquickt, die Narkose aber schwächt und hinterläßt für manche Patienten ein fatales Gefühl des Katzenjammers, so daß die allermeisten nur ungerne sich ein zweites Mal narkotisieren lassen. Diese Nachteile und Unannehmlichkeiten der Narkose fallen aus naheliegenden Gründen, ganz besonders für kleinere Eingriffe ins Gewicht, während nach größeren Operationen die Unannehmlichkeit, z. B. des Erbrechens nach der Narkose eher in Kauf genommen wird. Gerade für kleinere, kurz dauernde Eingriffe ist uns daher eine Form unvollständiger Narkose sehr wertvoll geworden, der die ebengenannten Nach-

Digitized by Google

teile und Unannehmlichkeiten vollkommen abgehen. Ich meine den Aetherrausch.

Wenn man einen Menschen mit Aether narkotisiert, so wird er nicht etwa sogleich tief betäubt, er durchläuft vielmehr ähnliche Stadien wie einer, der sich betrinkt. Zuerst wird er angeheitert, berauscht und gelangt in einen Zustand, in welchem zwar das Bewußtsein nicht völlig erloschen, auch die Berührungsempfindung nicht ganz aufgehoben ist, die Schmerzempfindung jedoch vollkommen fehlt. So wird zum Beispiel ein Schnitt wohl als Berührung empfunden, auch wohl mit einer Abwehrbewegung oder einem Aufschrei beantwortet; eine Minute später aber erklärt der oft sehr vergnügt lachende Patient, daß er nichts verspürt habe, und kann selbst nach ganz kurzer Rast ohne Uebelkeit oder Schwindelgefühl vollkommen munter den ärztlichen Operationsraum wieder verlassen. Besonders für kurz dauernde Eingriffe, wie zum Beispiel die Einrichtung eines Knochenbruches am Vorderarm, die nur einen kurzen, aber doch recht schmerzhaften Ruck erfordert, ist der Aetherrausch eine ganz ausgezeichnete Methode.

Wenn schon durch das Operieren im Aetherrausch die Verwendung der vollen Narkose in der Chirurgie etwas eingeschränkt worden ist, so ist das noch mehr der Fall durch die Entwicklung der Lokalanästhesie, d. h. der Kunst, örtliche Schmerzlosigkeit bei Operationen ohne allgemeine Betäubung zu erzielen.

Im vorigen Jahrhundert wurde bekannt, daß die Indianer von Peru, die große Lasten über die Anden zu transportieren hatten, sich durch das Kauen der Blätter des Kokastrauches über das Ermüdungsgefühl hinweghalfen, und so vorübergehend zu höheren Leistungen anregten. Aus den Blättern dieses merkwürdigen Strauches wurde dann im Jahre 1860 im chemischen Laboratorium in Göttingen eine Substanz dargestellt, die sich außer durch ihren bitteren Geschmack, vor allem durch die Eigentümlichkeit auszeichnete, bei der Berührung der Zunge die Berührungsstelle zu betäuben und unempfindlich zu machen. Die große Bedeutung, die diese Substanz — das Kokain — für die ärztliche Kunst hat, wurde erst 1884 für das Gebiet der Augenheilkunde erkannt. Für diese Disziplin mußte es ja natürlich von der allerwesentlichsten Bedeutung sein, den Schmerz und die Reflexe ausschalten zu können, die es sonst dem Patienten ganz unmöglich machen, sein Auge ruhig zu halten und den Gang der Operation nicht durch unwillkürliche Abwehrbewegungen zu stören. Man denke nur daran, wie schwierig es sein kann, einen kleinen Fremdkörper von der Hornhaut zu entfernen, und wie leicht dieser kleine Eingriff wird, wenn einige Tropfen Kokainlösung das Auge unempfindlich gemacht haben. In ähnlicher Weise wie die Augenheilkunde ist die Kunst des Kehlkopfspezialisten dem Kokain zu Dank verpflichtet. Die moderne Laryngologie konnte ihren Aufschwung erst dann beginnen, als es gelungen war, die Würgreflexe, die durch Berührung des Kehlkopfspiegels mit dem Schlunde ausgelöst werden, und ganz besonders die Hustenreflexe auszuschalten, mit denen sonst unweigerlich die geringste Berührung der Kehlkopfschleimhaut beantwortet wird.

Digitized by Google

Für die Chirurgie lagen die Verhältnisse insofern schwieriger, als für Augenheilkunde und Laryngologie als eine Einträufelung oder Einpinselung des Kokain, welche in der Bindehaut des Auges oder auf der Kehlkopfschleimhaut Unempfindlichkeit hervorruft, auf der äußern Haut wirkungslos bleiben muß. Und als man dann dazu überging, das Mittel durch Einspritzung unter die Haut in innigeren Kontakt mit den Hautnerven zu bringen, da erkannte man bald, daß auch das Kokain ein Gift ist, das nur in einer sehr kleinen Menge, deren obere Grenze noch dazu für verschiedene Individuen verschieden ist, eingespritzt werden darf. Man hatte tödliche Kokainzufälle zu beklagen, so wie man früher Chloroformtodesfälle erlebt hatte. Erst als der Berliner Chirurg Schleich zeigte, daß auch mit Einspritzungen sehr verdünnter Kokainlösungen, wenn sie in geeigneter Weise gemacht werden, Schmerzlosigkeit der Haut erzielt werden kann, war für die Entwicklung der modernen Lokalanästhesie die Bahn gebrochen. Ihre Entwicklung zeigt auf das schönste, wie die praktische Medizin mit den Naturwissenschaften Hand in Hand arbeitet, wie sie eigentlich nichts andres ist als angewandte Naturforschung.

Die erste Hilfe kam der Medizin auf diesem Gebiet von der Chemie. Sie suchte unablässig nach Stoffen, die bei ähnlicher Wirkung wie das Kokain doch erheblich ungiftiger waren als jenes. Systematisch wurden auf Grund der chemischen Forschungen über die Konstitution des Kokainmoleküls, künstlich neue Stoffe aufgebaut, die vorher niemals in der Natur existiert hatten und die alle die nervenlähmende Atomgruppe des Kokainmoleküls enthielten. Systematisch wurden dann diese im Gegensatz zu dem aus der Pflanze gewonnenen Kokain synthetisch hergestellten Stoffe auf ihre Wirkung und auf ihre größere oder geringere Giftigkeit am Versuchstiere erprobt. Von den vielfachen, wertvollen Ersatzpräparaten des Kokain hat sich aufs beste das von den Höchster Farbwerken hergestellte Novokain bewährt, das unter nicht weniger als 370 verschiedenen neukonstruierten chemischen Körpern ausgewählt wurde. So wurde ein Präparat gefunden, das eine sehr bedeutende anästhesierende Kraft aufweist, und dabei doch so wenig giftig ist, daß beim Erwachsenen zum Beispiel die große Menge von 150 Kubikzentimeter einer halbprozentigen Lösung ohne jede Gefahr verbraucht werden darf. Wir haben damit erhalten, was wir brauchten.

Der zweite Fortschritt baut sich auf neueren Ergebnissen der Physiologie. Die Nebennieren, von deren wahrer Bedeutung man bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts keine Ahnung hatte — unscheinbare Gebilde — etwa von der Größe einer Ohrmuschel, die dem oberen Pol der Niere aufliegen, entpuppten sich als lebenswichtige Organe. Sie produzieren einen Stoff, welcher von dieser Blutgefäßdrüse in den Blutkreislauf hinein abgesondert wird und in dem Haushalte des menschlichen Körpers nicht entbehrt werden kann, einen Stoff, der die wunderbare Eigenschaft hat, die Blutgefäße zum Zusammenziehen zu reizen, und so den allgemeinen Blutdruck zu steigern. Dieser Stoff ließ sich in kristallinischer Gestalt darstellen. Es ist das Adrenalin oder Suprarenin. Er hat die Eigenschaft, bei Einspritzung auch minimalster Mengen in die Gewebe,

Digitized by Google

ja bei einer Verwendung einer verdünnten Lösung von 1:1000000 noch einen örtlichen Gefäßkrampf zu erzeugen. Man denke sich: Der tausendste Teil eines Grammes — also ein kaum sichtbares Stäubchen — wird in einem Liter Wasser gelöst, und die Einspritzung weniger Kubikzentimeter der Lösung von dieser schier überhomöopathischen Verdünnung macht das Hautgebiet, in das es eingespritzt wird, weiß und blutleer! Das Volk scheint diese Wirkung des Nebennierensaftes schon lange gekannt zu haben; wenigstens ist es in dem Leipziger Schlachthause nach alter Ueberlieferung Sitte, daß der Schlächter, der sich beim Schlachten eine stärker blutende Verletzung zuzieht, den Saft der Nebenniere des Schlachttieres auf die Wunde träufelt, um die Blutung zum Stehen zu bringen.[1])

Aber was hat das alles mit der Lokalanästhesie zu tun? Sehr viel. Der Zwickauer Chirurg Braun zeigte uns, daß dann, wenn man einige Tropfen des Nebennierenextraktes der Lösung des Kokain oder seiner Ersatzpräparate zusetzt, die Wirkung sehr erheblich gesteigert wird. Die gleiche geringe Menge des Kokain kann dann deshalb viel intensiver wirken, weil nun der Blutstrom unterbrochen ist. Der eingespritzte Stoff wird nicht vom Blutstrom ausgeschwemmt, sondern bleibt an Ort und Stelle liegen und entfaltet hier seine intensive Wirkung. Gleichzeitig ist die allgemeine Giftwirkung viel geringer, weil das Gift viel langsamer von dem Körperkreislauf aufgenommen wird. Die Verwendung der Nebennierenpräparate bedeutete also einen wesentlichen Schritt vorwärts in der Entwicklung der Lokalanästhesie.

Nächst dieser Verbesserung der anästhesierenden Mittel war es die Ausbildung der Methoden ihrer Anwendung, welche die Lokalanästhesie auf die Höhe brachte, die sie heute einnimmt. In der ersten Zeit wurde die anästhesierende Lösung an der Operationsstelle selbst eingespritzt, das Gewebe mit dem Anästhetikum infiltriert. Es ist das die Infiltrationsmethode des Berliner Chirurgen Schleich, die seinerzeit einen großen Fortschritt bedeutete und auch heute noch vielfach angewendet wird, zu der aber weitere wesentliche Verbesserungen hinzugekommen sind.

Es zeigte sich, daß das Kokain und seine Ersatzmittel nicht nur auf die Nervenendigungen, sondern auch auf die Nerven selber wirken. Man ist daher in der Lage, die nervöse Leitung in den vom Operationsfelde zum Gehirn tretenden Nerven zu unterbrechen. Das Gehirn empfindet dann den Reiz, der bei der Operation die Nerven in der Peripherie trifft, nicht mehr. — Ganz so wie eine telegraphische Zentrale keine Depeschen von Außenstationen mehr empfangen kann, wenn die von dort kommenden Drähte durchschnitten sind. Nur tritt im Gegensatz zum Telegraphendraht nach der Leitungsanästhesie der Nerven die Leitung von selbst ohne besondere Reparatur in vollkommener Weise wieder ein, sobald das eingespritzte Mittel von dem Blutstrom aufgesaugt worden ist, was in ein bis zwei Stunden geschieht.

In verschiedener Art läßt sich diese Leitungsunterbrechung wirksam voll-

[1]) Vgl. Braun, Lokalanästhesie. 2. Auflage. Leipzig, A. Barth. 1907.

Digitized by Google

ziehen. Man kann das Operationsgebiet mit einem Gürtel in nächster Nähe eingespritzter Lösung rings umgeben, der dann keine schmerzhafte Meldung mehr hindurchläßt, oder man kann weit entfernt vom Operationsfelde die größeren Nervenstämme mit der Anästhesiespritze aufsuchen. Zum Beispiel ist eine in bestimmter Weise ausgeführte Einspritzung oberhalb des Schlüsselbeines, welche dort das Armnervengeflecht trifft, imstande, fast den ganzen Arm vollkommen unempfindlich zu machen. Die großartigste Form dieser Leitungsunterbrechung an den großen Nervenstämmen ist die von Bier erfundene Lumbalanästhesie, die fälschlich auch wohl Rückenmarksanästhesie genannt wird. Die Lösung wird dabei nicht etwa in das Rückenmark selbst, sondern in den von der derben Rückenmarkshaut gebildeten Sack eingespritzt, welcher die von dem Rückenmark ausgehenden großen Nervenstämme enthält. Dadurch wird mit einem Schlage die ganze untere Körperhälfte für die Dauer von etwa einer Stunde vollkommen gefühllos. Die Erfindung dieser Methode, welche Bier nach dem Gelingen der erforderlichen Tierversuche zunächst an sich selber und seinen Assistenten erprobt hat, war zweifellos eine chirurgische Großtat, trotzdem die Anwendung heute mit Rücksicht auf die danach leider manchmal auftretenden Kopfschmerzen von den meisten Chirurgen wieder eingeschränkt worden ist. Prinzipiell ganz anders wirkt ein andres Verfahren, das wir demselben Chirurgen Bier verdanken: Die der Anästhesierung von an Arm und Bein dienende Venenanästhesie. In die Venen der mit einer Gummibinde vom Blutkreislauf ausgeschlossenen Extremität wird dabei die Lösung injiziert. An verschiedenen lokalanästhetischen Methoden haben wir also keinen Mangel.

Am meisten geübt wird die Einspritzung der Lösung in die Nähe des Operationsfeldes in Verbindung mit der Leitungsunterbrechung der Stämme peripherer Nerven. Es ist das eine Methode, von der man heute mit Fug und Recht sagen darf: sie ist vollkommen gefahrlos. Von den Patienten wird dabei nur der erste Einstich mit der sehr feinen Nadel gefühlt und auch dieser minimale Schmerz kann noch durch Anwendung von Kälte fast ausgeschaltet werden. Für manche wenig widerstandsfähige Patienten ist es freilich ein unangenehmes Gefühl, die Operation zwar nicht mitsehen, aber miterleben zu müssen. Aber auch dieses Bedenken gegenüber der Lokalanästhesie können wir dadurch beseitigen, daß wir bei großen Operationen die örtliche Schmerzlosigkeit kombinieren mit der Verwendung des Dämmerschlafes durch Pantoponscopolamin.

Durch diese Ausbildung der Methoden hat sich heute die Lokalanästhesie ein weites Feld in der Chirurgie erobert. Ganz verdrängen wird sie freilich die Narkose niemals, schon deshalb nicht, weil es Patienten gibt, für die die Lokalanästhesie nicht paßt. Bei sehr nervös Aufgeregten zum Beispiel wird das Bewußtsein besser während der Operation vollkommen ausgeschaltet. Auch für Kinder, die schon durch den ersten Nadelstich ängstlich und unruhig würden, ist die Lokalanästhesie im allgemeinen nicht geeignet. Trotzdem wird heute schon in den meisten Krankenhäusern wohl ein Dritteil aller größeren Operationen mit örtlicher Schmerzbetäubung ausgeführt. Es handelt sich dabei keineswegs

Digitized by Google

um die sog. kleine Chirurgie. Auch für Eingriffe, wie zum Beispiel Kropfoperationen, oder die Operationen von Unterleibsbrüchen wird heute fast nur die örtliche Schmerzlosigkeit angewendet. Ja, selbst eine so eingreifende Operation, wie die Entfernung eines krebsig erkrankten Oberkiefers läßt sich nicht nur ohne Grausamkeit in Lokalanästhesie durchführen, sondern hat sogar durch das Aufgeben der Narkose einen großen Teil ihrer Gefahren verloren.

Das alles sind Fortschritte, die in verhältnismäßig kurzer Zeit gewonnen wurden. Dank der Entwicklung der Narkose und Lokalanästhesie ist heute nicht nur die Chirurgie selbst, sondern vor allem auch das Verhältnis zwischen Chirurgen und Patienten ein ganz andres geworden als es noch vor hundert Jahren war. Heute brauchen wir nicht mehr entsprechend der vorhin angeführten Mahnung des Celsus die Klagen des Patienten ungerührt zu überhören. Wir dürfen, wir sollen Mitleid empfinden, und als Lohn für die Sorgfalt und Mühe, die wir zur Schmerzverhütung bei unsern Kranken aufwenden, ernten wir ein Vertrauen, wie es den alten Chirurgen niemals möglich erschienen wäre.

Eugen Richter

Ein politisches Charakterbild

Von

Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin

Ein Denkmal für Eugen Richter soll sich demnächst auf dem Askanischen Platze zu Berlin erheben. Ein Denkmal bedeutet nun ja in unsrer denkmalwütigen Zeit nicht viel. Aber doch muß man sich fragen: Soll es wirklich dazu kommen? Welche Leistungen hat Eugen Richter aufzuweisen, die es rechtfertigten, sein Standbild in Erz oder Stein künftigen Geschlechtern vorzuführen? Der schnellebenden Gegenwart ist seine Person fast schon entrückt. Er kann heute ohne politische Leidenschaft rein geschichtlich gewürdigt werden.

Eugen Richter wurde am 30. Juli 1838 zu Düsseldorf als Sohn eines Militärarztes geboren. Das Schicksal schien ihm eine ganz andre Lebensbahn bestimmt zu haben, als ihm tatsächlich später beschieden war. Nachdem sein Vater nach Koblenz versetzt war, besuchte der Sohn dort das Gymnasium. Die Anwesenheit des Prinzen von Preußen und seiner Familie in Koblenz blieb nicht ohne Einfluß. Die Prinzessin von Preußen, die mit Richters Mutter öfter in wohltätigen Frauenvereinen zusammenkam, interessierte sich für den vielversprechenden Knaben, auf den sie bei der Konfirmandenprüfung aufmerksam geworden war. Ihre Ratschläge wie die des Geistlichen, des späteren Feldpropstes Thielen, liefen darauf hinaus, der Junge müsse Theologe werden. So wurde er denn auch bestimmt, zur Königsgeburtstagsfeier des Gymnasiums am 15. Oktober 1855 die Rede zu halten über das Thema: „In Fährden und

Digitized by Google

in Nöten zeigt erst das Volk sich echt." Der böse Junge wollte allerdings schon hier das Vertrauen gründlich täuschen, indem er etwas von Verfassungsrechten und angestammten Freiheiten hineinbrachte. Dies wußte jedoch der Direktor noch glücklich zu verhindern, und der Knabe blieb auf dem guten Wege, so daß sich sogar der Oberpräsident v. Kleist-Retzow über die Rede höchlichst freute und den Vater beglückwünschte.

Immerhin zeigen sich doch hier schon Einflüsse, die später immer mehr die Oberhand gewannen und schließlich bestimmend wurden. In letzter Linie sind diese zurückzuführen auf den Vater. Wenn der Sohn selbst von ihm rühmt, daß er seinerzeit wohl der einzige Militärarzt gewesen sei, der öffentlich unter seinem Namen die bestehenden Mißstände des Militärmedizinalwesens gerügt habe, so wird man, unbeschadet der sachlichen Richtigkeit seiner Angriffe, diese Durchbrechung bestehenden Brauches und militärischer Disziplin nicht mit derselben Anerkennung betrachten können wie der Sohn. Auch sonst war im Richterschen Hause die damals in den Mittelklassen herrschende liberale Auffassung, die im Kampfe gegen ein kleinliches Polizeiregiment noch kleinlicher wurde, zum Durchbruche gelangt. So wurde denn der junge Richter, der 1856 das Abiturientenexamen machte, selbstverständlich nicht Theologe, sondern Jurist.

Während der Studienzeit von 1856 bis 1859 in Heidelberg, Berlin und Bonn erfuhr der Einfluß der liberalen Ideen selbstverständlich keine Abschwächung. Immerhin schien aus dem Studenten Richter wie aus manchem andern demokratischen Brausekopfe noch etwas ganz Vernünftiges werden zu können. Seiner ganzen Studienzeit ist charakteristisch die Abwendung von allen formalen Abstraktionen zu dem positiv Praktischen. So hat er sich denn mit Philosophie überhaupt nicht, mit den juristischen Fächern nicht mehr als nötig, desto gründlicher aber mit Nationalökonomie beschäftigt. Auf diesem Gebiete versuchte sich auch der zwanzigjährige Student zuerst schriftstellerisch, indem zwei kleine Vorträge, die im Rauschen Konversatorium zu Heidelberg gehalten waren, nach Wanderungen bei verschiedenen Redaktionen schließlich Aufnahme fanden in der — „Leipziger Illustrierten Zeitung".

Von den verschiedenen Kongressen und Tagen, in denen damals das Einheitsbedürfnis der gebildeten Klassen Deutschlands sich Geltung verschaffte, war es denn auch der von Karl Braun geleitete Volkswirtschaftliche Kongreß, der den jungen Richter anzog und von Anfang an zu seinen Teilnehmern zählte. Die damals herrschende Richtung war die der klassischen englischen Nationalökonomie, Entfesselung aller wirtschaftlichen Kräfte im Interesse jedes einzelnen und damit der Gesamtheit. Dieser Richtung, welche in dem preußischen Beamtentume unbedingt herrschte, verdankte man die glänzenden Ergebnisse der Stein-Hardenbergschen Reform und des Zollvereins. Sie wirkte auch damals noch segensreich, um die Trümmer der gebundenen wirtschaftlichen Ordnung des Mittelalters und des Polizeistaates zu beseitigen und auf wirtschaftlichem Gebiete den Einheitsdrang der Nation zu stärken. Noch traten auch die Schäden

Digitized by Google

unbedingter wirtschaftlicher Freiheit nicht allgemein sichtbar oder gar drohend hervor. Es war Realpolitik im besten Sinne, die hier getrieben wurde.

Die Auskultator- und Referendarzeit beim Gerichte in Düsseldorf seit 1859, ganz wie noch heute vorwiegend mit Protokollschmieren und Diktatschreiben angefüllt, verlief ohne Zwischenfall. Daß der junge Beamte nebenbei einige volkswirtschaftliche Aufsätze nicht nur für seine alte Freundin, die „Illustrierte Zeitung", die ihm sogar die Redaktion anbot, sondern auch für andre Zeitungen schrieb, verdarb vielleicht sein Juristendeutsch, schadete aber sonst nicht weiter.

Erst nach seinem Uebertritte zur Verwaltung ergaben sich Schwierigkeiten. Die kommissarische Verwaltung des Landratsamtes zu Mettmann erledigte allerdings der dreiundzwanzigjährige Regierungsreferendar noch ganz gut. Aber dann ging es schnell bergab.

Eine Schrift: „Ueber die Freiheit des Schankgewerbes" von Eugen Richter, Regierungsreferendarius, Düsseldorf 1862, die sich mit Entschiedenheit gegen jede polizeiliche Willkür wandte, ließ den Verfasser bei Präsident und Mitgliedern der Regierung tief in Ungnade fallen. Ein Verweis war die Folge der bösen Tat.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Um in der Domänenverwaltung ausgebildet zu werden, die es in den westlichen Provinzen nicht gab, wurde Referendar Richter der Regierung in Magdeburg überwiesen. Hier kam er nicht wie andre Leute durch schlechte Gesellschaft auf böse Wege, sondern dadurch, daß er einmal in gute Gesellschaft, den Konservativen Verein zu Magdeburg, geriet und seine dortigen Erlebnisse in einer rheinischen Zeitung als „eine Magdeburger Spukgeschichte aus dem Jahre 1862" schilderte. Der Verfasser des Feuilletons wurde erkannt, nachdem es durch alle Zeitungen gegangen war, und die Folge war — ein neues Disziplinarverfahren. Der Antrag auf Dienstentlassung, den die Regierung stellte, ging allerdings bei den Ministern des Innern und der Finanzen nicht durch, und so kam es nur zur Strafversetzung nach Potsdam, gegen Magdeburg gar kein schlechter Tausch.

Anrüchig, wie er nun einmal geworden war, mit dickgeschwollenen Personalakten, wurde er Weihnachten 1862 zum Assessorexamen präsentiert. Nach Ablieferung von drei schriftlichen Arbeiten und dem erforderlichen Aufenthalte bei dem Einpauker in der Assessorenfabrik in Baumgartenbrück, die er nachher in den „Preußischen Jahrbüchern" von 1869 höchst ergötzlich schilderte, bestand er im Mai 1864 das Examen als Regierungsassessor.

Doch nun kam die Katastrophe, und diesmal war nicht Eugen Richter, sondern allein die Regierung der schuldige Teil.

Wir sahen, der neue Assessor war ein junger Mann von einer gründlichen volkswirtschaftlichen Bildung, realpolitischen Auffassung der Dinge, mannigfachen Verbindungen mit der Presse, anderseits erfüllt von dem Drange nach einem seiner Befähigung entsprechenden Wirkungskreise, und ohne Mittel. Politisch anrüchig war er eigentlich ohne seinen Willen, das eine Mal aus Unerfahrenheit, das andre Mal aus sprudelndem Uebermute, geworden. Seine Kenntnisse und

Digitized by Google

Eigenschaften hätten ihn zum nützlichen Hilfsarbeiter im Finanzministerium oder zum Leiter der offiziösen Presse befähigt. Anderseits waren gerade seine Vorzüge Anlagen für einen ebenso kenntnisreichen wie entschiedenen und deshalb gefährlichen Führer der Opposition. Die Regierung tat nun um seiner unbedeutenden politischen Bocksprünge willen alles, um ihn auf letzteren Weg zu treiben.

Bei der Intendantur und bei den indirekten Steuern wollte man den neuen Assessor nicht haben, weil er nicht Reserveoffizier war, bei der Eisenbahn nicht, weil man nur Gerichtsassessoren brauchen könne. Nun hoffte er, wenigstens als Regierungsassessor nach Düsseldorf zu kommen, wo sein Vater als pensionierter Generalarzt mit 1250 Taler Pension lebte. Aber das Ministerium kam, entgegen der sonst beobachteten Regel, diesem Wunsche nicht nach, sondern schickte ihn wegen seines früheren Verhaltens als politisch unzuverlässig nach Bromberg. Auf seinen Einwand, daß er dort nicht leben könne, wurden ihm „bei entsprechendem Verhalten" ab und zu Unterstützungen in Aussicht gestellt, bis er zu Diäten heraufrücke.

Selbstverständlich ging er nicht, sondern ließ sich zum Bürgermeister von Neuwied wählen. Damit wäre allen Beteiligten geholfen gewesen: die Regierung hätte sich des lästigen Assessors entledigt, dieser einen angemessenen Wirkungskreis gefunden und endlich die Stadt Neuwied einen ganz vorzüglichen Bürgermeister bekommen. Nun beging die Regierung zu Koblenz — an den Minister Grafen Eulenburg ist die Sache überhaupt nicht gelangt — den weiteren Fehler, den Gewählten nicht zu bestätigen. Wegen eines darauf geschriebenen offenen Briefes an die Neuwieder Stadtverordneten und Nichtbefolgung der Anordnung, nach Bromberg zu gehen, wurde jetzt ein neues Disziplinarverfahren eingeleitet, dessen Fortsetzung Eugen Richter durch Einreichung seines Entlassungsgesuches zuvorkam. Dieses wurde auch gewährt, und so war Eugen Richter Regierungsassessor a. D.

Nach einer kurzen Tätigkeit in Magdeburg bei der dortigen Feuerversicherungsgesellschaft siedelte er Anfang 1866 nach Berlin über. Im regen Verkehre mit liberalen Abgeordneten trat er in die Genossenschaftsbewegung ein, leitete zeitweise die Verkaufsstelle des Konsumvereins, begründete mit Lina Morgenstern die Volksküchen und war daneben noch schriftstellerisch tätig. Daß er dabei unter beständiger Polizeiaufsicht stand, konnte gerade nicht dazu beitragen, seine Stimmung gegen die regierenden Kreise zu verbessern.

So nach allen Richtungen auf den parlamentarischen Beruf vorbereitet, trat Eugen Richter auf das lebhafteste in die Wahlbewegung für den verfassungberatenden Norddeutschen Reichstag ein und erlebte dabei die Genugtuung, daß ein von ihm verfaßtes Wahlflugblatt „An die Gewehre" mehrfach beschlagnahmt, schließlich aber gerichtlich freigegeben wurde. Mitten im Wahlkampfe erhielt er plötzlich einen Ruf, als Reichstagskandidat in Nordhausen aufzutreten. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es ihm, in der Stadt vorzugsweise gestützt auf den bekannten freireligiösen Prediger Eduard Baltzer, auf dem flachen Lande in

Digitized by Google

Begleitung eines Freundes seines Vaters, des früheren Militärarztes Dr. Rieke, eine lebhafte Wahlbewegung in Gang zu bringen und seinen Gegner, einen Erfurter Schulrat, zu schlagen. Damit beginnt die parlamentarische Tätigkeit Eugen Richters.

Bei den Wahlen für den ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes unterlag er allerdings, da sich inzwischen der beliebte Landrat des Kreises, v. Davier, als konservativer Kandidat hatte aufstellen lassen. Dagegen hielt er 1869 für Königsberg N. M. seinen Einzug in das Abgeordnetenhaus und kehrte 1871 für Rudolstadt auch in den Reichstag zurück. Seitdem blieb er dauernd bis zu seinem Tode Mitglied des Reichstages und bis zum Dezember 1905 des Abgeordnetenhauses, meist für Hagen, dazwischen zeitweise für einen Berliner Wahlkreis.

Während er in dem verfassungberatenden Reichstage überhaupt nicht das Wort ergriffen hatte, hielt er 1869 im Abgeordnetenhause über die Annahme ausländischer Kassenscheine seine Jungfernrede, die nach dem stenographischen Bericht viermal durch Heiterkeit und viermal durch Unruhe und Oho! rechts unterbrochen wurde. Seitdem entwickelte er sich zu einem immer gewandteren Redner, der alle Mittel der parlamentarischen Debatte, von der umfassendsten Rede bis zur persönlichen Bemerkung und zum Zwischenrufe, mit Meisterschaft zu handhaben verstand. Mochten die Zwischenrufe andrer später noch zahlreicher sein wie bei seiner ersten Rede, so wußte er doch immer mehr die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln. Daneben ging die publizistische Tätigkeit einher. Ihr wichtigstes Ergebnis war die 1885 erfolgte Begründung der „Freisinnigen Zeitung".

Er selbst hatte sich bald überzeugt, daß ein Abgeordneter dann am leichtesten zu Einfluß gelangen könne, wenn er sich auf ein bestimmtes Gebiet lege und dieses möglichst zu beherrschen suche. Seinen volkswirtschaftlichen Neigungen entsprechend, wandte er sich daher hauptsächlich dem Etatsgesetze und daneben, nach den Ueberlieferungen seines väterlichen Hauses, der Militärverwaltung zu.

Während er anfangs den anerkannten Führern der Fortschrittspartei, Freiherrn v. Hoverbeck, Schultze-Delitzsch usw., sich angeschlossen hatte, stieg mit deren Tode und zunehmendem Alter sein eigner Einfluß immer mehr und wurde schließlich allbeherrschend. Den Höhepunkt erreichte er, als 1884 die Sezessionisten aus der Nationalliberalen Partei sich mit der Fortschrittspartei zur Freisinnigen Partei vereinigten, die im Frühjahr 1884 im Reichstage 100 Mitglieder umfaßte. Im Herbst 1884 sank diese Zahl aber schon auf 65 und bei den Neuwahlen im Februar 1887 auf 32. Es war wesentlich die Opposition auf dem Gebiete des Heerwesens, die dieses schnelle Zusammenschmelzen bewirkt hatte. Als aber, unbelehrt durch diese Vorgänge, die Mehrheit der Partei und ihr Führer auch gegenüber der Militärvorlage von 1893 auf dem Standpunkte der Verneinung verblieb, kam es zum Bruche innerhalb der Partei selbst, die sich in die Freisinnige Volkspartei unter Eugen Richter und die Freisinnige

Digitized by Google

Vereinigung schied. Mit nur 25 Mitgliedern, die sämtlich erst in der Stichwahl, also mit Hilfe andrer Parteien, gewählt waren, konnte die Freisinnige Volkspartei 1893 in den Reichstag wieder einziehen. Damit hatte Eugen Richter nicht nur seine Partei, sondern auch seinen eignen politischen Einfluß bis auf weiteres zugrunde gerichtet.

Manche Partei hat sich geschadet durch schwankendes Verhalten, unsicheres Vorgehen, innere Gegensätze. Von alledem ist bei Eugen Richter und seiner Partei, mochte sie Fortschrittspartei, Freisinnige Partei oder Freisinnige Volkspartei heißen, nichts zu sehen gewesen. Der einzige ernstliche Gegensatz, der sich 1893 zeigte, wurde sofort durch Trennung beseitigt. Es war der schroffste Gegensatz zu der staatsmännischen Auffassung Bismarcks, daß alle praktische Politik in einer Kette von Kompromissen besteht. Die Parteigrundsätze selbst blieben fest und unerschütterlich in allem Wandel der menschlichen Dinge, „unentwegt" hielten Eugen Richter und seine Anhänger an diesen Grundsätzen fest, die sie „voll und ganz" vertraten. Kein Schritt rechts oder links führte von dem festen Boden ab. Ein energischer Führer sorgte für ein einheitliches Vorgehen. Wenn Parteidisziplin allein den Erfolg verbürgte, hätte Eugen Richter die dauernde Mehrheit in Reichstag und Abgeordnetenhaus erlangen müssen. Und doch waren die Fortschrittler und Freisinnigen Eugen Richters nur eine Versteinerung früher lebendiger Kräfte, die allmählich dem wahren Leben der Nation fremd geworden waren, in der Tat die konservativste und reaktionärste Partei. Einsichtige Parteimitglieder erhofften eine Besserung nur, wenn einmal der Parteipapst verschwinden würde.

Wir stehen hier vor einem Rätsel. Wie konnte ein praktisch und realpolitisch gerichteter Mann mit mannigfachen Anlagen, die ihn alle auf die Wirklichkeit hinwiesen, erstarren in einem Parteidoktrinarismus, der sonst nur beschränkten Köpfen von abstrakter Richtung wie einem Robespierre eigen ist?

Der Parteistandpunkt des jungen Eugen Richter war nicht auffällig. Es war die liberale demokratische Anschauung, welche im Anschluß an englisch-französische Vorbilder die deutschen Mittelklassen beherrschte. Auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete strebte man dem Phantom der Freiheit nach. Die Mittelklassen verlangten Teilnahme am staatlichen Leben und konnten sich diese nur in der Form des westeuropäischen Parlamentarismus denken; sie forderten Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung nach der Lehre der klassischen englischen Nationalökonomie.

Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen! Die parlamentarischen Bestrebungen stießen mit der kraftvollen deutschen Monarchie, die Lehren der Manchesterschule mit dem wachsenden Bedürfnisse nach Schutz der nationalen Arbeit und den Forderungen der Arbeiter zusammen. Die Nationalliberale Partei wußte aus diesen Gegensätzen die notwendigen Folgerungen zu ziehen und in einer Kette von Kompromissen den politischen Fortschritt zu erreichen. Damit wurde sie in mannigfachen Wandlungen und Windungen die Vertreterin wahrer Realpolitik im Anschlusse an die Forderungen des praktischen Lebens. Die

Digitized by Google

gleichen Wege zu gehen verhinderten Eugen Richter die Schroffheit seines Charakters und seine Jugenderfahrungen. Während der staatsmännische Geist eines Bennigsen schon im voraus die entgegenstehenden politischen Kräfte erwog und danach eine Diagonale zog, die sein eignes Auftreten bestimmte, erschien ein solcher Kompromiß, womöglich schon vor dem Kampfe, einer stärkeren Natur wie Eugen Richter einfach als charakterlos. Er gab nichts von seinen politischen Grundsätzen auf und suchte soviel wie möglich davon zu verwirklichen.

Diese Politik war anfangs, solange die Auseinandersetzung zwischen den liberalen Forderungen und den entgegengesetzten Machtfaktoren sich vollzog, nicht ganz erfolglos. Denn die Fortschrittspartei, nicht stark genug, die weitere Entwicklung zu hindern oder die Kraftprobe eines Konfliktes heraufzubeschwören, bot immerhin der liberalen Stellung, besonders dem linken Flügel der Nationalliberalen Partei, einen starken Rückhalt. Selbst solche Maßregeln, die der Fortschrittspartei überhaupt und Eugen Richter insbesondere immer zum schwersten Vorwurfe gemacht werden, erscheinen hiernach wohlverständlich.

Wenn die Fortschrittspartei gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes stimmte, geleitet von dem Grundsatze, keines der in der preußischen Verfassungsurkunde anerkannten Freiheitsrechte des Volkes ohne Aufnahme in die Bundesverfassung preiszugeben, so kann man ja über den Wert dieser sog. Freiheitsrechte verschiedener Ansicht sein. Aussichtslos war jedenfalls vom liberalen Standpunkte diese Politik nicht. Denn alle Beteiligten waren darin einverstanden, daß etwas zustande kommen müsse, und Bismarck selbst hat später anerkannt, daß bei festem Beharren der Reichstagsmehrheit auf ihrer Auffassung die verbündeten Regierungen nachgegeben haben würden.

Die Abstimmung gegen die Versailler Verträge wird auch mancher, der die linksliberale Anschauung nicht teilt, nicht mißbilligen können. Den Reservatrechten, insbesondere denen Bayerns, wurde damals eine erheblich größere Bedeutung beigelegt, als sie tatsächlich später erlangt haben. Für die süddeutschen Staaten war der Eintritt in den Bund eine unvermeidliche Notwendigkeit geworden. Mochte im Interesse eines bundesfreundlichen Verhältnisses die preußische Regierung ihr Entgegenkommen durch das Zugeständnis der Reservatrechte beweisen, die Regierung hätte dann eben das ihrige getan gehabt, und der Eintritt wäre nicht minder erfolgt, wenn der Reichstag die Reservatrechte ablehnte. Jedenfalls konnte das Verhalten der Fortschrittspartei die Reichseinheit nicht hindern, sondern ihr nur einen Dienst erweisen.

Daß dann die Fortschrittspartei schließlich doch für die Reichsverfassung stimmte, stand mit ihrer bisherigen Haltung nicht im Widerspruche. Denn die Reichsverfassung bildete nur eine neue einheitliche Redaktion dessen, was in verschiedenen Urkunden zerstreut, an und für sich schon geltendes Verfassungsrecht war.

Ebenso war die Haltung der Fortschrittspartei in Militärfragen von Anfang an nur folgerichtig. Man braucht kein Vertreter parlamentarischer Machtansprüche und des sog. Budgetrechtes zu sein, um anzuerkennen, daß die in dem

Digitized by Google

Entwurfe der Norddeutschen Bundesverfassung vorgesehene Auswerfung eines Pauschquantums für militärische Zwecke der Volksvertretung jeden Einfluß auf den größten Teil der Einnahmen und Ausgaben entzog. So wurde das Pauschquantum bloßes Uebergangsstadium, und nach Begründung des Deutschen Reiches galt es, eine feste Rechtsordnung zu gewinnen. Auch hier lief der Streit zwischen der Regierung und der liberalen Reichstagsmehrheit schließlich in einen Kompromiß, das Septennat von 1874, aus, gegen das natürlich die Fortschrittspartei stimmte. Jedenfalls hatte ihre Haltung dazu beigetragen, das absolutistische Pauschquantum zu beseitigen.

Auch sonst drang die Partei und besonders ihr Führer in die Einzelheiten des Militärbudgets ein und wirkte darauf hin, daß in erster Linie Ersparnisse, die sich namentlich aus der Zeit des Französischen Krieges ergaben, Verwendung fanden. Aber nachdem durch das Kompromiß des Septennates eine dauernde Rechtsgrundlage gewonnen war, wurde das weitere Verharren Eugen Richters und seiner Partei auf dem eingenommenen Standpunkt unhaltbar. Gegenüber den späteren Verlängerungen des Septennats blieb nur die einfache Verneinung ohne jede politische Bedeutung, gegenüber den einzelnen Positionen des Militäretats nur ein kleinliches Nörgeln und Feilschen übrig. Schließlich ging dieses Verhalten in großen nationalen Fragen selbst einem Teile der eignen Parteigenossen zu weit, so daß 1893 die Spaltung der Freisinnigen Partei erfolgte.

Dieses Verhalten in Militärfragen wurde vorbildlich für die Politik der Partei überhaupt. Anfangs handelte es sich um entschiedene Vertretung des liberalen Standpunktes und damit um eine Verstärkung der liberalen Kräfte im Kampfe gegenüber feindlichen politischen Machtfaktoren. Nachdem der Kampf entschieden war, wird aber nicht etwa das politische Ergebnis anerkannt, sondern man verharrt weiter in der von Anfang an eingenommenen Stellung. Damit ergibt sich die Politik der einfachen Verneinung infolge der Verknöcherung in Prinzipien. Das von Eugen Richter herausgegebene politische Abcbuch, das namentlich im Wahlkampfe zum Nachschlagen dienen sollte, verfehlte denn auch nicht, preisend hervorzuheben, wogegen seine Partei jeweilig gestimmt habe. Es war so ziemlich alles, positive Leistungen waren nicht aufzuweisen. Und dabei konnte man nicht einmal den Ruhm in Anspruch nehmen, manches Uebel verhindert zu haben. Denn die politischen Vorgänge vollzogen sich einfach neben der Partei.

Bei Eugen Richter war dieses Verhalten Charakteranlage. Als geschickter Agitator und Parlamentarier zum Führer seiner Partei berufen, hat er diese kraft seiner Persönlichkeit zu beherrschen gewußt, aber dem Untergange nahegeführt. Denn die Politik der Verneinung allein kann keinerlei ideale oder reale Interessen dauernd vertreten. Die antinationale Politik stieß die gebildeten Klassen ab, das starre Festhalten am Manchestertum trieb den kleinen Mittelstand zu den Antisemiten, die Industriearbeiter zu den Sozialdemokraten.

Daß er die Sozialdemokratie in Wort und Schrift bekämpfte, ihren Zukunftsstaat zutreffend als großes Zuchthaus schilderte, war immerhin noch ein

Digitized by Google

Verdienst Eugen Richters. Aber gegenüber dem Anwachsen der Sozialdemokratie bildete gerade seine Partei mit ihrer Politik der reinen Verneinung und des Gehenlassens am allerwenigsten ein Bollwerk. Trotz des grundsätzlichen Gegensatzes war dieser Fortschritt und dieser Freisinn nur eine Vorfrucht der Sozialdemokratie.

Eugen Richter wie seine Partei verloren daher außerhalb der stetig mehr abbröckelnden Kreise, die ihm noch aus alter Gewohnheit anhingen, mehr und mehr an Anhang. Mit besonderer Sorge wurde der Mangel an jugendlichem Nachwuchs betrachtet. Und wer bloß seiner Unzufriedenheit Ausdruck geben und die Regierung ärgern wollte, wählte eben nicht mehr fortschrittlich, sondern sozialdemokratisch.

In dieser Politik der Verneinung war Eugen Richter selbst ein andrer geworden. Der junge Realpolitiker, der in Arbeiter- und Handwerkervereinen wirkte, der Konsumvereine leitete und Volksküchen gründete, verwandelte sich in einen starren Doktrinär und kleinlichen Nörgler, noch immer ein Volksredner und Meister der parlamentarischen Debatte, aber rücksichtslos, nicht selten gesellschaftlich unanständig in den Formen, und ohne positiven Erfolg in seiner politischen Tätigkeit. Das Urteil einer Person über andre gibt oft ein Spiegelbild des eignen Charakters. Wie klein war doch der talentvolle Mann geworden, wie eng sein Gesichtskreis, wenn er in seinen Erinnerungen aus dem alten Reichstage die politische und wirtschaftliche Wendung Bismarcks Ende der siebziger Jahre auf nichts andres zurückzuführen weiß als auf persönliche Machtgelüste, wenn ihm die ganze innere Politik Bismarcks nichts andres ist als ein Kampf um die persönliche Herrschaft. Nur aus dieser verzerrten Auffassung der Dinge erklärt sich seine kleinliche Gegnerschaft gegen Bismarck, die ihn der Mitwelt nach den Karikaturen der Witzblätter kaum anders erscheinen ließ als eine neidische Hödurgestalt. Und spätere Geschlechter, die seine tüchtigen volkswirtschaftlichen Arbeiten, seine fleißige parlamentarische und schriftstellerische Tätigkeit vergessen haben, werden von ihm kaum etwas andres mehr wissen, als daß Bismarck hinausging, wenn Eugen Richter redete. So wird auch sein Name nur durch Bismarck auf die Nachwelt kommen.

Unter den späteren Reichskanzlern änderte sich seine grundsätzliche Stellung nicht, wenn sie auch an persönlicher Schärfe verlieren mochte. Als Verdienst ist ihm anzurechnen, daß er wenigstens den Obstruktionsversuch der Sozialdemokraten und der Freisinnigen Vereinigung gegen den Zolltarif von 1902 nicht mitmachte. Mit Recht sah er in der Obstruktion den Anfang vom Ende alles parlamentarischen Treibens. Während seiner letzten Krankheit fand denn auch Fürst Bülow im Reichstage Worte herzlicher Teilnahme.

Zur Entwicklung der Schroffheit seines Charakters hat vielleicht mit beigetragen, daß er das Familienleben entbehren mußte und weder der weibliche Einfluß einer Gattin noch einer Schwester mäßigend auf ihn einwirkte. Wie Albert Träger erzählte, hüteten sich seine Freunde, an diesen Punkt zu rühren. Aber in allen ihren Familien war namentlich bei den Kindern Onkel Richter

Digitized by Google

eine hochwillkommene Persönlichkeit. Erst einige Jahre vor seinem Tode reichte er der Witwe seines verstorbenen Parteifreundes Parisius die Hand zum Lebensbunde. Auch das wurde als eine Tat uneigennütziger Freundschaft gerühmt.

Am 10. März 1906 starb Eugen Richter in Lichterfelde. Für das politische Leben, in dessen Mitte er so lange gestanden, hinterließ er kaum eine Lücke. Man kann die Vergeudung so viel tüchtiger Kraft beklagen, seine Partei mag, aufatmend, von ihm erlöst zu sein, das Andenken des einstigen Führers ehren wie in dem Fortschrittlichen Jugendverein „Eugen Richter". Aber ein Denkmal? Nein!

Politische Ausblicke in den fernen Osten

Von

Konteradmiral z. D. Witschel

Während Europa im Banne des Balkankrieges liegt und die interessierten Großstaaten durch die Entladung des längst gefürchteten Ungewitters im südosteuropäischen Wetterwinkel in Atem und Spannung gehalten worden, sind in Ostasien allerlei Wandlungen im Gange, und bereiten sich im stillen Ereignisse vor, die dereinst die volle Aufmerksamkeit der Weltstaaten nach dorthin ablenken und manches an der politischen Situation ändern mögen. — Seit einem Dezennium stehen die sprunghafte Entwicklung und erstaunlichen Leistungen Japans im Brennpunkte der ostasiatischen Frage. In der Tat beansprucht dieses zähe, energische, mit wunderbarem Nachahmungstalent begabte Inselvolk, welches im Zeitraum eines halben Jahrhunderts eine Entwicklungsreihe von der Ritterzeit an bis zur modernsten abendländischen Kultur durchlaufen hat, ernste Beachtung. Nachdem Japan von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis 1854 von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen gewesen, wurde die Hülle dieses geheimnisvollen, mit bedeutender wirtschaftlicher Kraft geladenen Inselreiches durch die Kanonen der verbündeten amerikanischen, englischen, französischen und niederländischen Kriegsschiffe endgültig gesprengt, als letztere am 5. September 1864 die Befestigungen an der Straße von Simonoseki (westlicher Eingang der japanischen Binnensee) beschossen und eroberten. Der darauf folgende Vertrag von Yeddo öffnete Japan dem internationalen Verkehr — der Handel folgte der Flagge auf dem Fuße. Alsbald gingen die Japaner an die Schaffung einer Kriegsmarine, die Lehren der Beschießung Simonosekis beherzigend.

Sie beobachteten, lernten im Auslande auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kultur, Volkswirtschaft und Kriegskunst, sahen ab — Meister in der Nachahmung — mit unübertroffenem, angeborenem Geschick, verstanden es, unauffällig in allen ihnen passenden Ländern ihre Fühler auszustrecken und mit einem ihrer Rasse eignen Talent zu spionieren. Nach den ersten Ankäufen im Ausland begannen sie bald mit der Einrichtung eigner Schiffswerften und dem Bau von

Digitized by Google

Schiffen, zunächst ausländisches Lehrpersonal heranziehend und geschickt ausnutzend. Hand in Hand ging die Heranbildung von Offizieren und Mannschaften in Bedienung der Kriegsschiffe und Waffen nach englischem Muster.

Beim Ausbruche des Chinesisch-Japanischen Krieges 1894 war die japanische Flotte auf 35 Schiffe und 41 Torpedoboote gebracht worden. Nach dem siegreichen Ausgange dieses Krieges wurde die Marine mit Hochdruck weiterentwickelt, so daß Japan 1904 in den Russisch-Japanischen Krieg mit einer trefflich ausgebildeten modernen Flotte von 7 Linienschiffen, 6 Panzerkreuzern, 33 kleinen Kreuzern, 11 Torpedobootszerstörern und 115 Torpedobooten eintreten konnte. Die intensive Ausbildung des Personals im großen und kleinen, vor allem aber der von glühendem Patriotismus, vom Buschidoglauben und von unübertrefflichem militärischen Ehrgefühl getragene Geist und das hohe Selbstbewußtsein des ganzen Volkes brachten den glänzenden Sieg über Rußland und somit mit einem Schlage die ausgesprochene Großmachtstellung Japans.

Nachdem Japan durch diesen erfolgreichen Krieg mit der gewaltigen europäischen Großmacht sich gewaltsam Ellbogenraum für seinen sich stark vermehrenden Bevölkerungsüberschuß auf dem asiatischen Kontinent geschaffen hat, ist es ein tonangebender Machtfaktor im Rate der Völker geworden. Darüber darf man nicht zweifelhaft sein. Zähe und unentwegt, trotz innerpolitischer Krisen und schier unerträglicher finanzieller Lasten und Schwierigkeiten, steuert es auf das eine Ziel los: die vollkommene politische und wirtschaftliche Vorherrschaft in Ostasien zu erringen und sich zu sichern, zu expandieren, wie es sein Volkswachstum und seine Volkskraft verlangen. Diesem Endzwecke hat der Krieg mit China wie mit Rußland gedient. Japan hat zunächst festen Fuß auf dem asiatischen Kontinent gefaßt in Korea, als Auswanderungsgebiet — die erste Etappe —, dann in der Südmandschurei; weiteres wird folgen. — Mit bewunderungswertem Geschick versucht japanische Staatskunst das chinesische Reich japanischen Interessen politisch, wirtschaftlich und militärisch dienstbar zu machen. Ameisengleich durchsetzen japanische Agenten, Händler und Kaufleute das Riesenreich; Wissenschaft und Unterrichtswesen werden japanisch beeinflußt, die chinesische Presse ist meist in japanischer Hand, durch die in Japan ausgebildeten Chinesen werden japanischer Geist und Gesichtspunkte verbreitet. So wird alles vorbereitet für weitere japanische Expansion und Unternehmungen. Schon längst ist die Zahl europäischer — auch deutscher — Instrukteure bei den Kriegsschulen und Truppen in China im Schwinden begriffen, Japaner haben sich eingedrängt und das Heft in der Hand; sie stehen den chinesischen Verhältnissen naturgemäß viel näher, der Erfolg für Japan wird also nicht ausbleiben. Besonders in letzter Zeit ist das gegenseitige Verhältnis Japans zu China auffallend günstiger geworden. Regierung und Volk in China neigen mehr und mehr der Idee des Zusammenschlusses beider Reiche zu, gegen die vermeintlichen Gefahren von Westen her. Chinesische Würdenträger haben in offiziellen Reden die Notwendigkeit eines Bündnisses mit Japan betont, auch die chinesische Presse spricht davon, u. a.

Digitized by Google

das Organ des Präsidenten Yuan-Shi-Kai. Der Reise Dr. Sun-Ya-Tsens nach Japan und dessen bemerkenswert freundliche Aufnahme dort darf man auch politische Bedeutung in diesem Sinne beimessen. Die revolutionären Bewegungen in China zwischen Norden und Süden, die dieses Bild verschleiern, dürfen darüber nicht hinwegtäuschen; Japan nutzt gerade die noch ungeklärten Verhältnisse des Riesenvolkes aus und hat immer die Hand im Spiele. Angesichts der mongolischen Frage würde China, durch ein Bündnis mit Japan gestärkt, Rußland ganz anders gegenübertreten können wie bislang; Japan würde durch ein solches Bündnis an Gegengewicht gegen den russischen Einfluß in der Mandschurei gewinnen. — Charakteristisch für das wirtschaftliche Eindringen Japans in China ist die Einstellung von 60 Millionen Yen in den neuen Etat für Erwerbung von Vorzugsrechten bei der Ausbeutung der Erzgruben der chinesischen Hanyangwerke! Letztere gelangen somit in japanische Hand. — Nach Beendigung des siegreichen Krieges gegen Rußland hat Japan „den Helm noch fester gebunden" und militärisch und maritim rastlos weitergearbeitet, entschlossen und zielbewußt; das ganze Volk steht geschlossen dafür ein — es handelt sich um eine Existenzfrage. — Seit Besiegung der russischen Armee und Vernichtung der Flotte des Zarenreiches ist Japans Suprematie in Ostasien zunächst unbestritten — als Festlandsmacht im Besitz der Liantunghalbinsel, mit einem Fuße auf Korea, mit dem andern in der Südmandschurei, und als Seemacht alle Zugänge wie umgrenzenden Gewässer seines Besitzes und seiner Interessensphäre beherrschend. Auf die Befestigung seiner Stellung in Korea, dem Stütz- und Ausgangspunkte seiner Kontinentalpolitik, legt es besonderes Gewicht. Die militärisch ungünstige Lage Ryojuns — Port Arthur unglückseligen russischen Gedenkens — auf der vorgestreckten Halbinsel, die nur durch eine schmale Landenge mit dem Festlande verbunden ist und deren einziger Zufuhrweg nur abgeschnürt zu werden braucht, um den Platz zu erdrosseln, und die für einen Flottenstützpunkt zu beengten Hafenverhältnisse sind den Japanern aus eigner Kriegserfahrung bei Blockierung und Niederkämpfung der russischen Flotte und Port Arthurs genügend klar geworden. Deshalb ist der Weiterausbau Ryojuns als Kriegshafen aufgegeben und letzterer dem Handel freigelassen. Dafür wird Chinkaiwan bei Masampho an der Koreaküste als Hauptflottenstützpunkt auf dem Kontinent eingerichtet und mit allen Mitteln energisch ausgebaut. Nachdem im Etat 1910 die erste größere Summe von 1,16 Millionen Mark angefordert war, sind in den folgenden Jahren weitere Mittel bereitgestellt worden und ist bereits 1914 mit Benutzung eines Teiles der Neuanlagen zu rechnen. Chinkaiwan ist Sitz des „Marinestationsbezirks der koreanischen Gewässer" geworden, Masampho seit Januar 1911 für den freien Verkehr geschlossen. Auf der japanischen Seite der Koreastraße bildet das befestigte Sasebo den entsprechenden Flottenstützpunkt für Beherrschung des Zuweges zum japanischen, ostchinesischen und gelben Meere. Außerdem sind die Anlagen in den Kriegshäfen Maizuru, Kure und Yokosuka ständig verbessert und erweitert worden. Kure entwickelt sich zur Hauptwerft des Landes, in Sasebo sind drei große Docks und Liegeplätze für große Schiffe

Digitized by Google

angelegt, in Yokosuka soll ein großes Dock für 30000 Tonnen-Schiffe 1914 fertiggestellt sein. Die Torpedostation in Makung auf den Pescadoresinseln wird weiter ausgebaut, und man munkelt von Einrichtung einer Flottenstation auf den Boninninseln. Die ursprünglich als schmalspurige Militärbahn gelegte Linie Fusan(Koreaküste)—Antung—Mukden ist 1912 als Normalbahn ausgebaut; sie ist einerseits von großer strategischer Wichtigkeit für Japan im Falle eines abermaligen Krieges auf dem Kontinent und anderseits von handelspolitischer Bedeutung durch Erschließung des japanischen Gebietes für den Verkehr aus der Mandschurei — der ja auch die Südmandschurische Bahn nach dem nunmehr handelsfreien Ryojun dient. — Die finanzielle Kraftprobe des russischen Krieges hatte die Anforderungen an die Opferwilligkeit und Leistungsmöglichkeit des japanischen Volkes aufs äußerste gespannt; die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Geldnot und finanzielle Abhängigkeit vom Auslande charakterisieren die Folgezeit. Die gedrückte finanzielle Lage des Landes forderte besonders in den letzten Jahren große Einschränkung in allen Staatsressorts, so daß weiter ausgreifende marinepolitische Pläne, wie sie dem japanischen Expansionsdrange entsprechen mochten, zunächst zurückstehen mußten. Trotz fortbestehender drückender Geldschwierigkeiten wurde 1911 vom Ministerpräsidenten Katsura eine neue Flottenvorlage eingebracht, die von 1911 bis 1916 die Marineausgaben um rund 172 Millionen Mark steigert; 1912 abermals eine Novelle — unter Zurückstellung der Armeeforderungen —, die bis 1917 eine Flottenverstärkung um 4 Großlinienschiffe (zu je 31000 Tonnen Deplacement) und 4 Schlachtkreuzer (zu je 28000 Tonnen) sowie einen Aufwand von rund 194 Millionen Mark vorsieht. — Japan besitzt zurzeit mit 15 Linienschiffen (darunter 4 Großkampfschiffe), 12 Panzerkreuzern (darunter 1 Schlachtkreuzer von 28000 Tonnen — „Kongo"), 18 kleinen geschützten Kreuzern, 59 Torpedobootszerstörern, 16 Torpedobooten und 11 Unterseebooten eine Flottenmacht, die den im Osten befindlichen Seestreitkräften aller andern Nationen zusammengenommen bei weitem überlegen ist. — Für die allen finanziellen Widerständen trotzenden Anstrengungen des ostasiatischen Inselstaates, die mit schweren Opfern errungene Machtstellung im Stillen Ozean unter allen Umständen zu behaupten und seinem Expansionsbedürfnis zu genügen, sind wohl nicht allein der bevorstehende Ablauf des Bündnisvertrags mit England (1915) und der zu erwartende Ausbau der australischen und englischen Kolonialmarine maßgebend, sondern ein neues politisches Moment: Der Gegensatz zur neuesten Welt- und pazifischen Seemacht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Darauf deuten äußerlich sowohl die Bemerkungen des japanischen Marineministers Baron Saito in der Budgetkommission hin, „die japanische Flotte müsse mit einer Macht als Gegner rechnen, deren Programm 21 neue Kriegsschiffe vorsehe", wie auch die auffallende Bevorzugung des Baues von Panzerkreuzern — in Anbetracht der amerikanischen Panzerkreuzermacht, wie im Hinblick auf Fertigstellung des Panamakanals und der hieraus gefolgerten Situation. Der Gegensatz beider Länder hat sich naturgemäß entwickelt mit dem Werdegange der Union als Weltmacht,

Digitized by Google

seitdem diese im Kriege gegen Spanien als Sieger hervorgegangen ist, ihre politische und wirtschaftliche Interessensphäre energisch nach Ostasien vorgetrieben hat und in der japanischen Beherrschung Koreas und der Südmandschurei wie in der wachsenden Beeinflussung des chinesischen Reiches durch japanische Politik eine Schädigung ihrer Handelsinteressen und Sperrung der geforderten „offenen Tür" in Ostasien erblickt; er liegt tief begründet in der Besitzergreifung der Philippinen, welche die Amerikaner zur asiatischen Macht stempelt, mit der Front gegen Japan und China. Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß die Expansionsgedanken der Japaner auch über Formosa hinaus bis zu den Philippinen und Sundainseln schweifen, daß sie vom politischen wie geographischen und Rassestandpunkt aus das ganze der ostasiatischen Küste vorgelagerte Inselbereich stillschweigend eigentlich als zu ihrem Machtbesitz gehörig betrachten. Der reiche Kolonialbesitz der Philippinen in der Hand der rastlosen, tatkräftigen, findigen Amerikaner muß von den Japanern als sehr widriger, störender politischer Faktor empfunden werden im Vergleich zur früheren bedeutungslosen Regierung dieser Inseln durch die Spanier. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben seit dem siegreichen Ausgange des Krieges mit Spanien die Durchführung einer energischen Marinepolitik begonnen und sind somit als neue Weltmacht erstanden. Die Flottenidee fand in dem Präsidenten Roosevelt einen überzeugten, zielbewußten Vertreter und rastlosen Förderer, der den Bau einer starken Flotte ins Werk setzte und mit deren Rückhalt und Seegeltung die wirtschaftliche Expansionspolitik der Amerikaner im Stillen Ozean ermöglichte und inspirierte. Hiermit ist die Union in scharfe wirtschaftliche Konkurrenz mit der gelben Rasse, insbesondere mit dem nach dem russischen Waffengange vorherrschenden Japan, getreten. Den einen Arm über den Stillen Ozean hin — auf Hawai gestützt — bis nach Ostasien ausgestreckt, mit griffsicherer Faust die Philippinen gepackt, verursacht sie zweifellos eine ernste Störung der wirtschaftlich-politischen Kreise des Mikadoreiches. Der amerikanisch-japanische Gegensatz wird verschärft durch die Frage der japanischen Einwanderung in den Vereinigten Staaten. Die Japaner überschwemmen und durchsetzen dort das Land und bedrohen den Arbeitsmarkt. Auf den Hawaiinseln befinden sich mehr gediente japanische Soldaten als die ganze amerikanische Feldarmee beträgt; nach der letzten Volkszählung sind von 191000 Seelen 45 Prozent, also 80000 Japaner, die sich in zehn Jahren um 53 Prozent vermehrt haben! — Die stete Möglichkeit eines Konfliktes läßt sich bei den harten Reibungsflächen der widerstrebenden beiderseitigen Interessen nicht von der Hand weisen. Dieser Risikogedanke ließ 1905 in den Vereinigten Staaten eine Stimmung für Aufgabe und Veräußerung der Philippinen aufkommen, die aber bald vor dem imperialistischen Drange der maßgebenden Kreise und der weitzügigen Politik des Präsidenten schwinden mußte. Zur Sicherung der zirka 6000 Seemeilen vom Mutterlande abliegenden Philippinen ist Ende 1909 Pearl Harbour auf Hawai als Hauptstützpunkt, Kriegshafen und Werft für die pazifische Flotte bestimmt; es wird zu einem „uneinnehmbaren Gibraltar" ausgebaut und be-

Digitized by Google

festigt; die Insel soll mit rund 10000 Mann Besatzung belegt werden. Auf den Philippinen ist die Bucht von Manila stark befestigt worden, mit allen modernen Hilfsmitteln für Flotte und Hafenverteidigung versehen; die weiße Besatzung auf den Inseln beträgt 11000 Köpfe. So bereiten sich die Amerikaner auf alle Möglichkeiten vor. Vollwertig werden sie aber erst der Situation gewachsen sein nach Eröffnung des Panamakanals 1915, der den Handelsweg zwischen Osten und Westen der Unionstaaten erheblich abkürzt und erleichtert, die Kampfkraft der amerikanischen Flotte ungefähr verdoppelt und das politische Gewicht der Union im Osten Asiens vermehrt. Erst dann kann ihre atlantische Flotte Nordamerika bis San Franzisko hinauf decken und sich rechtzeitig mit den pazifischen Seestreitkräften vereinigen, um Operationen der Japaner im Stillen Ozean und an der amerikanischen Küste zu verhindern, erst dann könnte die amerikanische Flotte auch eine Entscheidungsschlacht in der Nähe Japans oder der Philippinen unter günstigeren Bedingungen schlagen. Die Unionsflotte wird 1915 einen voraussichtlichen Bestand von 35 Linienschiffen (davon 13 Großkampfschiffe) und 14 Panzerkreuzern aufweisen. — Unlängst hat die kalifornische Gesetzvorlage, welche allen Ausländern ohne Bürgerrecht den Landbesitz verbietet und die Japaner besonders trifft, da diese als „Mongolen" das Bürgerrecht nicht erwerben können, große Erbitterung in Japan hervorgerufen. Die hohe Spannung zwischen der Union und Japan wäre wohl mit Gewalt ausgelöst worden, wenn letzteres nicht durch seine Geldnot zurzeit zur „Entsagung" gezwungen wäre. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, am allerwenigsten bei diesem fanatischen, mit religiösem Patriotismus dem Ziele zustrebenden Inselvolke! Es hat noch Zeit, finanziell sich zu erholen und die Schlagkraft von Heer wie Flotte zu steigern, um dann mit seinen Gegnern abrechnen zu können.

Der Ausgang eines Krieges mit Amerika ist nicht vorauszusagen; Japan hat jedenfalls einen Trumpf im Spiele durch den Vorteil der „inneren Linie" und der Nähe heimischer Stützpunkte bei einem Kampfe um die Philippinen. — Japans Politik und Machtverhältnisse werden einst bei Gestaltung der Weltlage, wenn nicht alles trügt, entscheidend mitsprechen, alle andern Mächte werden ernstlich damit rechnen müssen. — Das hat auch England vor allem erkannt. 1902 stand die erstaunte Welt vor dem Faktum eines englisch-japanischen Bündnisses, welches die „splendid isolation" des britischen Reiches zerstörte. Schwerwiegende Gründe müssen England damals hierzu bestimmt haben: Die Massierung der russischen Flottenmacht in Ostasien, welche das Uebergewicht des isolierten Englands in den dortigen Gewässern unmöglich machte — wollte es nicht seine europäischen Seestreitkräfte bedenklich schwächen —, insbesondere auch die damals vorliegende Notwendigkeit der Verstärkung seiner Mittelmeerflotte. Für Japan bedeutete dieses Bündnis in dem bevorstehenden Kriege mit Rußland eine starke Rückendeckung; es verhinderte Frankreich, mit Rußland zu gehen. — 1905 (am 2. August) schloß England einen neuen Vertrag mit dem siegreichen Japan, noch vor Ablauf des schon bestehenden — eine Folgerung der durch den Russisch-Japanischen Krieg veränderten politischen Lage. Das

Digitized by Google

neue Bündnis bezweckte offenbar die militärische Sicherung Indiens, falls England in Europa engagiert wäre. Da eine russische Gefahr für Britisch-Indien damals nicht vorliegen konnte, so sollte es wohl Japans Expansionspläne auf ein gewisses Maß beschränken, die leicht Englands vitale Interessen im Osten gefährden konnten. Der japanische Sieg über Rußland bedeutete zugleich eine Einbuße an Autorität der weißen Rasse bei allen andern asiatischen Völkern, zumal auch in Indien — eine hohe Gefahr für das britische Weltreich. Das erneute Bündnis Englands mit Japan verhinderte zunächst für zehn Jahre letzteres, als Anführer der Asiaten gegen die weiße Rasse offen aufzutreten. Japan erhält in dem Bündnisvertrage von England Garantien für seine im Frieden von Portsmouth mit Rußland getroffenen Abmachungen bezüglich Chinas sowie Anerkennung seiner vorherrschenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Rechte in Korea und aller Maßnahmen zum Schutze seiner Interessen. So notwendig die Bundesgenossenschaft Japans den Leitern der englischen Politik erscheint, so unnatürlich und rassewidrig wird sie von den besseren Kreisen der britischen Nation empfunden. Die Konsequenzen dieser englischen Politik wird die Zukunft lehren; ob sie wirklich der britischen Weltmacht zuträglich sein werden? — Die Ausdehnung des englisch-japanischen Vertrages auf Indien ist dort als ein englisches Eingeständnis militärischer Schwäche aufgefaßt worden, die Japaner werden als vorherrschende Macht anerkannt, von ihnen erhofft man Befreiung von britischer Herrschaft. Wohl bilden nach wie vor die Indier keine Nation, es hält die zahlreichen Einzelstämme kein Band ausgeprägten Nationalgefühls zusammen, wohl ist es dank dieser Verhältnisse englischer kluger Politik bislang gelungen, dieses Riesenreich mit einer Handvoll Menschen zu meistern, indem sie einen Stamm gegen den andern ausspielt, indem sie eine geniale Regierungs- und Verwaltungsorganisation geschaffen hat, und durch die ernste, geschickte Tätigkeit der britischen Beamten; aber es machen sich nationalistische Bewegungen bemerkbar, ein erhöhtes Selbstbewußtsein beginnt sich bei den Indiern zu regen, sie fordern Anteil an der Regierung. Das ist noch keine Gefahr, aber doch ein Anzeichen! Die Bewegung *kann* einmal für England verhängnisvoll werden — und der Aufstand der „*indischen Nation*“ würde den Verlust Indiens für England bedeuten. Mit Indien aber steht und fällt die britische Macht. — Die japanischen „Bundesgenossen“ wühlen und wirken in Indien gleichsam „unter der Decke“ für Ausdehnung ihrer wirtschaftlichen Beziehungen und schließlichen Vorherrschaft, wie in China und der Mandschurei; sie suchen in aller Stille japanischen Einfluß bei den Indiern geltend zu machen. So rührt die „japanische Freundschaft“ an Großbritanniens Lebensnerv. Eine Abschwächung hat sie 1912, durch den Schiedsgerichtsvertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten, schon erfahren, indem ersteres Japan gegenüber sich nicht mehr zur Hilfe gegen die Union verpflichtet hat. Ob die gelbe Freundschaft nach Ende des Bündnisvertrages weiterbestehen wird, erscheint fraglich. Daß sie sich in weiter Zukunft mit der großzügigen Politik Großbritanniens im Osten vertragen wird, ist unwahrscheinlich. — Während England seine Suprematie

Digitized by Google

zur See und Großmachtstellung in Europa durch die Neuverteilung seiner Seestreitkräfte mit allen Mitteln aufrecht erhält, ist es zielbewußt auch im Osten tätig. Seine ostasiatische Politik scheint auf das große Endziel der Vorherrschaft im gesamten indischen und Sunda-Archipel (einschließlich Niederländisch Indien) loszusteuern.

Birma und die südliche Malakkahalbinsel mit Singapore (Strait-Settlement) wie Nordborneo sind völlig in britischer Hand. Wie lange wird es dauern, bis der schmale Landzug zwischen Birma und Südmalakka unter britische Herrschaft kommt! — Ein kurzer Sprung, und der Halbkreis um die Bengalische See und die Malakkastraße ist geschlossen! Das Königreich Siam wird den auf hohem Nationalbewußtsein gestützten Entwicklungsgang des großbritischen Volkes und seine zielsichere Politik wohl erschweren, aber nicht aufhalten können. Der vorbereitende englische Einfluß hat in Siam schon eingesetzt. — Und dann weiter, nach den Sundainseln hinüber. Nicht ohne Grund baut England Singapore allmählich zum festen Stützpunkte aus; Befestigungen und Hafenanlagen werden im großen Stile erweitert und verbessert. Das militärische, maritime Schwergewicht wird von Hongkong nach Singapore verlegt werden. Kolonialgeschwader werden gebildet, schon jetzt sind die Kommandoverhältnisse der vereinigten australischen, indischen und ostasiatischen Seestreitkräfte geregelt, mit dem Commander-in-Chief, dem Admiral des englischen ostasiatischen Geschwaders an der Spitze. Kampfkräftigere Schiffe werden nach dem Osten geschickt; das Linienschiff „Swiftsure" ist, für den kleinen Kreuzer „Highflyer", Flaggschiff der ostindischen Station geworden, das Schwesterschiff „Triumph" als Reserve in Hongkong bestimmt. Auf die Sicherung des freien Weges nach dem Osten — Gibraltar, Malta, Aegypten, Aden, Colombo, Singapore — ist England mit allen Mitteln bedacht, eine Lebensbedingung seiner Weltpolitik im Osten. — Das holländische Kolonialreich auf dem Sundaarchipel ist morsch, es krankt an falscher Sparsamkeit des Mutterlandes, an falscher, kurzsichtiger Ausnutzung des Landes und seines Bodenreichtums, und vor allem am Mangel zielsicherer, weitblickender Politik und moralischer, durch Nationalbewußtsein getragener Arbeitsenergie seiner Leiter und Beamten. Die sittliche Kraft, das Einsetzen und Leben der Person für die Kolonie, wie sie bei den britischen Regierungsbeamten und Kaufleuten in reichem Maße zu finden ist, fehlt den Holländern. Letztere saugen das Land möglichst aus, um nach Erwerbung von Reichtum alsbald nach Europa zurückzukehren und dort in behaglicher Ruhe zu leben. Der Engländer betrachtet seinen Aufenthalt in der Kolonie als Lebensaufgabe. Die moralische Selbstzucht den Eingeborenen gegenüber und die Arbeitskraft der englischen Beamten ist über jeden Zweifel erhaben; von den Holländern dort im Osten kann man das nicht behaupten. So scheint der Ausgang eines späteren Zusammenstoßes beider Kolonialmächte nicht zweifelhaft. Der wirtschaftliche Einfluß der Briten in Holländisch-Indien ist jetzt schon unverkennbar — vielleicht vollzieht sich der Besitzwechsel unmerklich, ohne Donner und Blitz. Diese Inseln unter englischer Herrschaft würden vollwertig dem indischen Reiche

Digitized by Google

zur Seite stehen. — Die seit Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervortretende ungeheuerliche Vernachlässigung der Seerüstung, welche die alte Weltmacht und Seegeltung Hollands gebrochen hat, will man jetzt wieder gutmachen — sehr post festum! Eine zur Untersuchung der Verteidigung von Niederländisch-Indien eingesetzte Kommission hat den Bau einer Flotte von 9 Großkampfschiffen, 6 Torpedokreuzern, 8 Zerstörern, 44 Torpedobooten und 22 Unterseebooten für notwendig erklärt, die auf die indischen und heimischen Gewässer zu verteilen ist. Ein englisches Marinefachblatt fragt hierzu: „Durch welche Macht Holländisch-Indien eigentlich bedroht sei und weshalb ein Teil der Flotte dort stationiert werden solle?" — sic! Die Frage dürften die Leiter der englischen Weltpolitik am besten beantworten können. Ein Erwachen der Niederlande aus ihrer Ohnmacht zur See wird aber jetzt den Flug großbritannischer Weltpolitik nicht mehr ablenken — höchstens erschweren können. Wann und ob die Weltlage und andre Machtfaktoren die Durchführung solcher Politik ermöglichen, ist eine andre Frage.

Ob nicht einst Japan, als Vorkämpfer und Führer der „gelben Gefahr", wirtschaftlich und politisch Großbritanniens Pläne durchkreuzen und eine andre Gruppierung der Großmächte verursachen wird?

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, den 6. November 1858.

Anbei schicke ich Dir die Zuschrift des Prinzen von Preußen an mich. Heute habe ich in Seine Hände den Eid auf die Verfassung abgelegt, und somit hat meine neue Lebenslaufbahn, einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben, begonnen. — Es versteht sich, daß ich nicht den Titel als „Ministerpräsident" führen kann, ich bleibe lediglich „Fürst von Hohenzollern" (Generalleutnant und kommandierender General) und bin nur mit dem Präsidium beauftragt, eine Nuance, die meiner Stellung ich schuldig bin und welche der Prinzregent sehr richtig betont hat. Karl Anton.

Es handelt sich um das Schreiben, das der Prinzregent am 5. November an den Fürsten richtete, in dem er seine Genugtuung ausspricht, daß der Fürst ein neues Ministerium bilden wolle, und so übertrage er ihm das Präsidium des Staatsministeriums.

*

Digitized by Google

Berlin, den 9. November 1858.

... Endlich komme ich nach und nach zur Ruhe, und heute ist der erste Abend, den ich ein wenig plaudernd mit Dir zubringen kann, um meinem Herzen ein wenig Luft zu machen. Bis jetzt geht alles gut, et tout le monde est rempli de procédés pour moi. Man anerkennt das enorme Opfer, welches ich gebracht, und ich bin, ohne deswegen nur im mindesten den Kopf zu verlieren, le héros du jour.

Ich will Dir bis jetzt meine Tageseinteilung erzählen.

Nach 7 Uhr stehe ich auf, trinke meinen Kaffee und rauche meine Zigarre, denn schon um 8 Uhr bis 11 Uhr habe ich immer Audienzen. Von 11 Uhr bis 1 Uhr gehe ich zum Regenten, um mit ihm zu arbeiten. Von 1 bis 2 Uhr expediere ich die Minister, von 2 bis 4 Uhr reite ich spazieren oder mache Bewegung. Um 4 Uhr esse ich entweder auswärts oder allein zu Hause mit Karl und Osten, gestern mit Leopold. Von 5 bis 8 Uhr arbeite ich und um 8 Uhr gehe ich zu Karl bis 10 Uhr, wo ich immer regelmäßig schlafen gehe. Ich habe ein deliziöses Appartement (diese Wohnung befand sich in der Beletage des königlichen Schlosses, zwischen der Schloßfreiheit und dem Schloßplatze), groß, gesund und sehr heimlich. Das danebenstoßende Doubleappartement ist für Dich bestimmt, und wir können chambre à chambre wohnen. Man erwartet Dich zum 19., am 21. ist sodann der Geburtstag der sehr starken Prinzeß Friedrich Wilhelm, für welche in acht Tagen schon die Gebete bestellt werden.

Bis jetzt fühle ich mich ganz au niveau meiner Stellung, und selbst die verwickeltesten Geschäfte und Ansichten habe ich bereits zu jedermanns Zufriedenheit gelöst, auch schon Memoiren für Innen und Außen geschrieben, die alsbald gebilligt worden sind. Je suis en excellente position. An die Königin habe ich nach Meran geschrieben; ich zeige mich mit offenem Visier im feindlichen Lager und halte es für geboten, schnurstracks entgegenzugehen.

Die Presse beschäftigt sich viel mit mir, namentlich die „Allgemeine Zeitung". Ich bleibe dabei ganz nüchtern und bin seinerzeit mit ruhigem Gewissen auch auf das Gegenteil gefaßt. Taktlos jedenfalls in der „Allgemeinen Zeitung" sind die Anspielungen auf französische Heiratsgedanken wegen Stephanie. Ich kann nichts dafür!! Ich schreibe heute Deiner Mutter ebenfalls ein paar Zeilen.

In Düsseldorf und am Rhein soll man ganz den Kopf verloren haben. Ich weiß noch nicht, wer mein Nachfolger in der Division werden wird; ich habe heute einen Scheidegruß an Düsseldorf erlassen ... Karl Anton.

Es ist gesagt worden, Napoleon III. habe die Absicht gehabt, Stephanie von Hohenzollern zur Gemahlin zu nehmen. Die Prinzessin war zwar erst fünfzehn Jahre alt, als Napoleon die Gräfin Eugenie Montijo im Januar 1853 heiratete. Wie dem auch sei, Stephanie war im Geiste früh gereift, dabei durch und durch deutschgesinnt, so daß sie diese Verbindung nicht wollte. Noch in dem Jahre 1859 — sie starb bekanntlich 1859, gerade zweiundzwanzig Jahre alt, als Königin von Portugal — schrieb sie ihrem Bruder Karl: „Preußen als

Digitized by Google

Großmacht muß jetzt endlich mit Entschiedenheit auftreten, um der Willkür des französischen Kaisers einmal ein Ende zu machen. Es ist empörend, daß das Wort eines Mannes ganz Europa Krieg oder Frieden diktieren soll."

Die Düsseldorfer hatten umsonst gebangt, Karl Anton zu verlieren. Der Fürst blieb in Düsseldorf und siedelte später, als er den Vorsitz des Ministeriums niedergelegt hatte, 1862, wieder ganz über, zumal er 1863 Militärgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens wurde mit dem Sitz in Düsseldorf.

Am 27. Januar 1859 kam die Prinzessin Friedrich Wilhelm nieder. Der Prinz, den sie gebar, ist der heutige Kaiser und König Wilhelm II.

Osten war der Adjutant des Fürsten.

*

Berlin, den 15. November 1858.

... Schreibe oder telegraphiere mir umgehend, ob Du glaubst, zum 19. hier sein zu können, am 21. ist sodann der Geburtstag der Prinzeß Friedrich Wilhelm, zu welchem auch ihr Bruder, der Prinz von Wales, erwartet wird. Außer zwei Diners wird es wohl nichts Größeres geben. Am 19. großes Diner zu hundert Couverts beim Prinzen von Preußen, am 21. November Familiendiner bei Prinzeß Friedrich Wilhelm in ihrem Palais, was zugleich eingeweiht werden soll; hiernach sich mit Toilette einzurichten. Du wirst, denke ich, Fräulein v. Lindheim (Hofdame) und Maercken (Kammerherr) mitbringen.

Mit Leopold und Karl habe ich eingehend gesprochen, und sie begreifen mein Opfer und die geschichtliche Bedeutung meiner Hingebung an den Thron und das Vaterland, die allerdings alle kleinlichen Rangfragen überdauern wird. Sie sind nunmehr ganz beruhigt. Es sollen solche Aeußerungen — gegen die Annahme des Vorsitzes — namentlich von Herrn v. Bennigsen herrühren, der sie wohlmeinend, aber unüberlegt vor den Kindern getan hat.

In Düsseldorf wirst Du gewiß noch die Auffassungen des Herrn v. Werner zu bekämpfen haben, der, soweit ich richtig fühle, meinen Schritt sehr zu bedauern scheint. Es sind das, wie ich glaube, katholische Kurzsichtigkeiten, Parteibeurteilungen.

Meinen gestrigen Sonntag Abend habe ich allein mit Leopold und Karl zugebracht. Wir machten einen Whist zu drei, ganz gemütlich bis 10 Uhr. Vorher waren wir bei einem nicht sehr ansprechenden Familiendiner ...

Karl Anton.

Karl Anton war der erste Vorsitzende im preußischen Ministerium, der der katholischen Konfession angehörte. — v. Bennigsen war der militärische Begleiter des Prinzen Karl.

*

Berlin, den 19. November 1858.

... Unter den obwaltenden Umständen begreife ich vollkommen, daß es Dir nicht möglich gewesen ist, hierherzukommen. — Ich würde in acht Tagen nach Düsseldorf auf kurze Zeit kommen können und nochmals wieder auf Weihnachten; sodann könntest Du im Januar auf etwa vier Wochen hierherkommen. Wenn

Digitized by Google

ich dann Ostern wieder nach Düsseldorf käme, so ginge der Winter herum und vielleicht bin ich zum Frühjahr erlöst von meiner schweren Stellung, wo wir sodann wieder in häuslichem Frieden zusammen sein könnten, um uns nicht mehr zu trennen. Karl Anton.

Die Hoffnung des Fürsten, im Frühjahr 1859 von seinem verantwortungsvollen Posten zurücktreten zu können, sollte sich sobald nicht verwirklichen.

*

Berlin, den 22. November 1858.

... Gestern war Geburtsfest der Prinzeß Viktoria in ihrem neuen Palais. Prinz Wales war angekommen. Er war soeben mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm bei mir. Dein Bukett für Prinzessin Viktoria hat Sensation gemacht. Il était magnifique.

Soeben erhalte ich meine Ernennung zum kommandierenden General vom VII. Armeekorps. General v. Roon hat meine Division bekommen. Herr Archivrat Maercker war gerade bei mir, um zwei Blätter des „Mannheimer Journals" zu bringen vom 13. und 14. November über meine Stellung zum Staate in Preußen.

Karl Anton.

Diese zwei Aufträge, klar und inhaltsreich, waren von dem Geschichtsprofessor Dr. Haeusser an der Universität Heidelberg, einer der Führer der Badener Liberalen, mit dem Karl Anton in Briefwechsel stand. (Siehe Karl Anton von Hohenzollern. Von K. Th. Zingeler, Deutsche Verlags-Anstalt, S. 99 und 112 f.)

*

Berlin, den 6. Dezember 1858.

... Man ist so überaus gütig und rücksichtsvoll für mich, daß ich nicht umhin kann, das Opfer zu bringen. Ich bin unberufen sehr wohl. Gestern promenierte ich drei Stunden mit Karl im Tiergarten. Du siehst, daß ich Bewegung mache.

A propos, der König Don Pedro hat die Masern. Kanitz telegraphierte es gestern hierher. Wenn nur Stephanie nicht angesteckt wird ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 7. Dezember 1858.

... Anliegend ein Brief von Joachim, der mich sehr in Verlegenheit setzt. Ablehnen läßt sich sein Begehren, mich zu sehen, unmöglich. Er würde es als Stolz meiner Seite auslegen, was gewiß nicht der Fall ist, während die Gründe, die mir sein Kommen nicht wünschenswert erscheinen lassen, in deutsch-österreichisch-italienischen Verhältnissen liegen. L'arrivée d'un partisan passionné de la jeune Italie et de la politique de la maison de Savois, jetterait de l'umbrage dans les régimes diplomatiques. Bevor ich antworte, will ich Deine Ansicht hören, schreibe mir umgehend, damit ich übermorgen antworten kann.

Karl Anton.

Digitized by Google

Joachim Pepoli, ein Verwandter des Fürsten, Gatte der Prinzessin Frida von Hohenzollern, einer Schwester von Karl Anton, war von Mutterseite ein Enkel Murats. Er war leidenschaftlicher italienischer Patriot und 1859 Präsident der provisorischen Regierung, als welcher er den Anschluß in Sardinien betrieb. Man kann sich denken, daß es für den preußischen Ministervorsitzenden höchst unangenehm war, Pepoli zu empfangen, wenn er auch dessen Schwager sich nannte.

Schon am 9. November schrieb Karl Anton seiner Gemahlin in derselben Sache:

... Ich kann als Staatsmann und Diplomat unmöglich Joachim sagen, daß wegen Oesterreich und Italien ich ihn nicht gern in Berlin empfange; denn er würde es sofort dem Prinzen Napoleon sagen, der daraus schließen würde, daß Preußen nicht für, sondern gegen Frankreich wäre, falls es zwischen beiden Ländern zu einer größeren Verstimmung komme, als es jetzt der Fall ist.

Man kann sich im voraus über solche Sachen nicht aussprechen, noch weniger die Hände binden. Mündlich kann ich ihm Andeutungen machen, aber schriftlich niemals.

Es ist wirklich hart, wenn man seinen eignen Verwandten gegenüber Diplomatie spielen muß und kein angenehmes laisser aller beobachten kann ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 13. Dezember 1858.

Ich danke Dir für Deinen Morgengruß! Gestern Sonntag war ich mit Leopold und Karl zusammen am nachmittag bis abends 10 Uhr, wir aßen auch bei Prinzeß Friedrich Wilhelm en famille. Von der Kaiserin von Rußland sind beunruhigende Nachrichten angekommen; sie hat eine Lungenentzündung; ihr Tod wäre ein großer Schlag für das vergnügungssüchtige Berlin. Den Prinzen von Preußen würde es sehr angreifen.

Ich schicke Dir einen Brief des Erzbischofs von Bordeaux mit der großen Bitte, Du möchtest mir die Antwort aufsetzen. Ich habe keine Zeit dazu, und Dir wird es nicht schwerfallen, einige verbindliche Phrasen zu schreiben, die allerdings auf seinen langen Brief nicht zu kurz sein dürfen ...

Karl Anton.

Kardinal Ferdinand Donnet, Erzbischof von Bordeaux, hatte, ein bemerkenswerter Umstand, dem Fürsten zur Uebernahme des Vorsitzes im preußischen Ministerium beglückwünscht und viele Hoffnungen an des Fürsten Tätigkeit daran geknüpft.

Ueber Weihnachten war Karl Anton mit seinen beiden ältesten Söhnen Leopold und Karl in Düsseldorf. Vor Neujahr reiste er wieder ab. Schon zu Neujahr sandte er der Fürstin einen Neujahrsgruß. Sodann begann sein sehr regelmäßiges Briefschreiben wieder. Auch von 1859 geben wir nur die wichtigsten Briefe und aus diesen das allgemein Interessante.

Digitized by Google

Berlin, den 18. Februar 1859.

... Diesen Brief schreibe ich im Herrenhause während einer äußerst langweiligen Sitzung, und ich bin sehr froh darüber, daß mir wenigstens außerhalb meines Zimmers mehr Zeit zu Gebote steht, als innerhalb desselben. Mein Leben gleicht sich stets, nur die Abende mache ich mir bequemer und habe einzelne Soireen nicht besucht, wofür ich meine freie Zeit bei Karl zugebracht habe. Gestern ist der Großherzog zu Schwerin angekommen in Angelegenheit seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, den Du nunmehr zu Düsseldorf zu sehen den Vorzug haben wirst. Er ist zum 11. Husarenregiment versetzt und wird bald dahin abgehen.

Gestern habe ich nach Tisch bei Prinzeß von Preußen, der Gräfin Hacke, einen Besuch gemacht. Sie klagt viel über die Prinzeß von Preußen, obgleich sie ihr sehr attachiert ist. Ich suchte sie zu kalmieren und namentlich dahin zu beschwichtigen, daß sie nicht nach außerhalb davon spreche; denn der Ruf der Prinzessin ist, was eine politische Notwendigkeit ist, intakt zu bewahren. Unter ihrem Ruf verstehe ich selbstverständlich nur jenen über ihren Charakter; denn über etwas andres steht sie ganz erhaben da.

Du wünschest zu wissen, was die Prinzeß mit mir über Dich gesprochen habe — es war nur Anerkennendes und ihr Bedauern über Deine Schwerhörigkeit, wodurch Du nicht so in der Außenwelt aufträtest, wie vermöge Deiner geistigen Fähigkeiten, Deines feinen Gefühls Du sonst auftreten würdest.

In der politischen Welt ist es zur Zeit ruhig, und es wehen gegenwärtig Friedenslüfte. Wie lange? kann niemand wissen. — Heute ist Familiendiner bei Prinz Karl, ich muß deshalb schließen und nach Hause gehen; ich sende Dir einen langen, herzlichen Kuß usw. Karl Anton.

Die Fürstin setzte in Düsseldorf das gastliche Haus der Hohenzollern überhaupt fort. Häufig kam sie in Gelegenheit, größere Diners zu geben. Von Interesse ist, daß sie damals schon schwerhörig war, was sich mit den Jahren noch steigerte.

Berlin, den 18. Februar 1859.

Fortsetzung von gestern!

Das Diner en famille war recht interessant. Prinzeß Clementine ist sehr artig, auch eine stattliche Frau, ziemlich stark und sehr prononcierte Züge à la Marie Antoinette! Prinz August, der Bruder des Königs Ferdinand, ißt nicht viel. Zwei Söhne waren mit, recht artige, gutgezogene Kinder von fünfzehn und dreizehn Jahren. Abends war ich nicht bei Radziwill, sondern beim Tee der Prinzeß von Preußen.

Prinz August von Koburg geht zur Vermählung nach Lissabon. Man spricht viel von Stephanie und äußert sich günstig über sie. König Ferdinand kann nur Gutes über sie nach Lissabon schreiben.

König Leopold hat in Erwägung der politischen Lage auf sein Herkommen verzichtet. Es ist mir persönlich leid, obgleich es für das Allgemeine vielleicht besser ist à causes des ombrages.

Digitized by Google

Neues gibt es eigentlich nichts, nur werden die Friedenshoffnungen stets schwächer, obgleich Lord Cowley ziemlich günstig nach London berichtet hat. In Wien aber hat man anscheinend den Kopf verloren, und der Kaiser Franz Joseph will jetzt auf einmal den Degen ziehen. Er sollte sich doch wohl hüten ...

Karl Anton.

Prinzessin Clementine war die Mutter des jetzigen Königs von Bulgarien, während König Ferdinand, ebenfalls ein Koburger, Vater des Königs Dom Pedro V. von Portugal war, mithin der Schwiegervater der Königin Stephanie.

Lord Cowley war damals englischer Botschafter in Paris.

*

Berlin, den 24. Februar 1859.

... Die auswärtigen Angelegenheiten scheinen sich immer mehr zu embrouillieren und die Friedenshoffnungen hängen nur noch an dünnen Fäden. Doch ist alles noch möglich. Frappant war mir die folgende Mitteilung des Herrn v. Savigny, der vor zwei Tagen hier ankam und tags zuvor Deine Mutter in Mannheim gesprochen hatte. Deine Mutter ist über die Haltung Preußens sehr enchantiert, namentlich der Artikel der „Preußischen Zeitung", welchen sie in der „Allgemeinen Zeitung" gelesen hatte. Im Falle Du ihn übersehen hättest, schicke ich Dir denselben nochmals. Sie ist sehr beunruhigt über die auswärtige Lage. Nach Paris geht sie keinenfalls, weil man sie dort nicht sehen wolle. Ich verstehe das nicht. Doch Deine Mutter hat es gesagt. Herr v. Savigny geht als Gesandter nach Dresden.

Zur Taufe am 5. März kommt wahrscheinlich König Leopold von Brüssel her. Es wird interessant sein, ihn hier zu sprechen, namentlich für mich.

Karl Anton.

Am 5. März wurde Prinz Wilhelm getauft.

*

Berlin, den 8. März 1859.

... Die Verhältnisse drängen wieder nach Frieden. Prinz Napoleon ist abgetreten, und der Kaiser scheint die goldene Brücke des Rückzugs betreten zu wollen, welche ihm Preußen und England gebaut haben. Deine Mutter wird wieder frischer aufatmen. Ob alles jedoch von Bestand sein wird, dies weiß nur die Vorsehung. Für den Moment wehen gleich Frühlingslüfte Friedenslüfte.

Die Taufe war schön, aber langdauernd. Das Diner dauerte furchtbar lange, so lange beinahe wie meine heutige Sitzung, welche von 11 Uhr bis 4 Uhr währte, an deren Schluß ich Dir diese Zeilen eiligst schreibe, denn um $4^1/_2$ Uhr ist heute kleines Diner bei Prinz Friedrich Wilhelm, wobei ich eigentlich die Wöchnerin genauer wiedersehen werde.

Bei der Tauffeier war sie während des heiligen Akts und bei der Defiliercour sichtbar. Sie schien mir blühenden Teints.

Eigentlich Neues weiß ich Dir gar nichts zu schreiben — von den Ge-

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

schäften in Gesellschaften und von Gesellschaften zu den Geschäften, dies bis jetzt meine Dir wohlbekannte Lebensweise.

Karl ist gestern zum Maskenball nach Dessau abgereist. Leopold konnte nicht wegen Inspektion. Karl hat ein prachtvolles Kostüm als Türke gemietet und wird als solcher hoffentlich sein Glück gemacht haben. Ich sehe ihn noch nicht wieder. Werner, der morgen nach Düsseldorf zurückkommt, wird die Details mitbringen ... Karl Anton.

*

Berlin, den 13. März 1859.

... Gestern machte ich mit Karl eine große Fußpromenade und abends war Soiree bei Prinzeß von Preußen — petit circle — wobei Kaplan Bock sein Werk über die Reichskleinodien zeigte und einen sehr amüsanten Vortrag hielt mit seinem prächtigen Feuer und fieberhaften Agitieren, welchem der Prinz und die Prinzessin mit gespanntestem Interesse folgte. Elisabeth Fürstenberg schien sich aber sehr zu ennuyieren. Für den guten Karl Fürstenberg war es ein neues Feld der Belehrung, er spitzte wenigstens beide Ohren.

Man blieb beinahe bis 12 Uhr, während Bock die gesamte Konversation beherrscht. Ich habe mit meiner Rekommandation viel Ehre eingelegt.

Details aus Venedig sprechen über den Tod der armen Fürstin Windischgrätz. Sie hatte aus Anlaß von Kopfschmerzen Chloroform genommen und wahrscheinlich das Mittel über Gebühr gebraucht. Man sieht, wie gefährlich es ist, solche Mittel als Hausmittel zu gebrauchen, ohne Zuziehung eines Arztes. Es ist zu traurig, an einer Unvorsichtigkeit sterben zu müssen.

In der Politik sieht es immer noch unklar aus. So viel ist sicher, daß Oesterreich jetzt am meisten zum Kriege drängt, weil der Zustand des Abwartens für seine Finanzen ungünstiger ist als der Krieg selber.

Wir lassen uns übrigens nicht drängen und werden unsre Unparteilichkeit bewahren. In den kleineren Ländern wie Württemberg und Baden fängt man schon an sich zu kalmieren und zu Preußen hinzuneigen ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 18. März 1859.

Morgen ist Dein Namensfest, welches ich im Geiste mit Dir feiern werde. Empfange den Inbegriff meiner zärtlichsten Wünsche aus vollstem Herzen und vollster Seele. Gott mit Dir auf allen Wegen! Es ist eine große Entbehrung, Dir nicht mündlich alles das sagen zu können, was mein Herz empfindet, aber es ist das fortgesetzte Opfer der Pflicht, was anderseits wieder einen Trost verleiht, wenn die Empfindungen und Gefühle zu stark nach einer Seite stürmen. In den Entbehrungen der Gegenwart liegt der Keim einer sorgenfreien Zukunft, und, so Gott will, eines ungeteilten häuslichen Glückes, das im Glück der Kinder und ihrem Gedeihen die höchste Befriedigung erhalten soll. Empfange als Angebinde zu Deinem Feste ein Album, von Anton Dir in meinem Namen zu übergeben. Es soll Dich an vergangene Zeiten erinnern, wo die Blüte unsrer

Digitized by Google

Häuslichkeit im höchsten stand, nicht aber die Blüte unsrer Liebe, die von Tag zu Tag wächst und in der erneuten Trennung eine wahrhafte Stütze und Bekräftigung erhält. Die Photographien sind wunderbar schön, und Du wirst der vergangenen Zeiten Dich erinnern.

Karl ist sehr wohl; ich bringe die Abende meist mit ihm zusammen zu. Heute abend treffen Großherzog und die Großherzogin von Baden hier ein. Ich freue mich recht auf das Wiedersehen, denn der Großherzog namentlich beobachtet unter den deutschen Fürsten die vertrauungsvollste und korrekteste Haltung gegen Preußen.

Die Situation ist wieder sehr alarmierend, und ich weiß wahrlich nicht, wie wir um den Krieg herum kommen sollen. Die Krisis ist ganz nahe, und in wenigen Tagen, wie Lord Cowley den Kaiser gesprochen haben wird, wird es hell werden, d. h. man wird wissen, woran man ist. Oesterreich ist kaum mehr zu bändigen. Preußen wird ruhig und korrekt bleiben, aber dennoch vielleicht eine bewaffnete Stellung einnehmen müssen. Hoffen wir das Beste!

... Soeben war der brasilianische Gesandte bei mir in großer Gala, um im Namen des Kaisers von Brasilien den Südkreuzorden mir zu überreichen, was eine sehr artige Attention ist.

Der Tod der Fürstin Windischgrätz an Chloroform bestätigt sich vollkommen. Sie hatte Zahnkopfschmerzen, nahm Chloroform auf ihr Taschentuch, legte es auf den Mund und schlief ein, um nicht mehr zu erwachen.

Die Großherzogin-Mutter soll auffallend gefaßt sein — ob Resignation, ob Oberflächlichkeit, wird nicht gesagt.

Heute war ich bei prachtvollem Wetter mit Prinzeß von Preußen bei Borsig in den Gewächshäusern. Ich ritt hin und gab ihr dort Rendezvous.

Und nun, meine teuerste Josephine, umarme ich Dich von Herzen am Vorabende Deines Namenstags, küsse Dich zärtlich und bleibe stets Dein

Karl Anton.

Wie hart sollte sich der Fürst täuschen! Oder war es keine eigne Täuschung? War es nur, um der sehr zartbesaiteten Gattin Liebes zu sagen als er davon sprach, daß ein „ungeteiltes, häusliches Glück" ihnen die Zukunft bescheren sollte? Karl Anton war ja zu klug, zu weitschauend, als daß er geglaubt hätte, des Lebens Sonnenschein würde ihm und der teuern Frau an seiner Seite stets treu bleiben. Schon das Jahr 1859 sollte ihnen einen schweren Schicksalsschlag bringen und das Jahr 1866 bittere Erfahrungen.

Wie Karl Anton an dem Großherzog Friedrich I. von Baden hing, wie er diesen hervorragenden Mann verehrte, das habe ich im Mai- und Juni-Heft der „Deutschen Revue" dargelegt. — Die Großherzogin von Mecklenburg ist gemeint.

*

Berlin, den 22. März 1859.

... Die politische Situation ist, obgleich im allgemeinen friedlicher — doch noch immer sehr unklar. Man wünscht jetzt entschieden in Oesterreich den

Digitized by Google

Krieg, weil die Spannung der Verhältnisse aus Finanzrücksichten für den Kaiserstaat unerträglich ist und die Gegenwart daher ebenso schädlich wirkt, wie eben nur ein Krieg wirken könnte. Die Mission des Lord Cowley ist ebenfalls wegen ihres Gelingens sehr unklar, und bevor er nach London zurückgekehrt sein wird, wird die Lage der Dinge ebenfalls nicht klar werden.

Also Geduld und Hoffnung, wenn auch noch nirgends Gewißheit. Preußen wird eine Zeitlang einen schweren Standpunkt zu behaupten haben, weil einesteils das Drängen Oesterreichs und der deutschen Staaten nicht aufhören wird, andernteils Frankreich und Sardinien eine strenge Neutralität verlangen werden, welch letztere wir nicht akzeptieren dürfen, sofern Deutschland bedroht wird. Wenn letzteres nicht der Fall, so kann der Friede vielleicht aufrechterhalten bleiben.

Jedenfalls ist die letzte Moniteurnote nicht derart, um allenthalben Beruhigung zu verschaffen. Sie ist kein Meisterstück eines diplomatischen Calmants.

Heute war eine heftige Sitzung im Herrenhaus; Du wirst die Details lesen. Herr v. Kleist-Rezow war maßlos in seiner Rede, wurde aber vom Fürsten Hohenlohe zur Ordnung gerufen. Es war sehr interessant und pikant. A propos, erkundige Dich bei Maler Lasinsky, ob die Kopie des Hohenzollernbildes fertig ist, die ich zum Geburtstag des Prinzen von Preußen diesem zu schenken gedenke.

Großherzog von Weimar ist wieder abgereist; er war sehr amikal und vertrauungsvoll mit mir und hat mir sehr gedankt für das von ihm hochanerkannte Opfer, das ich bringe. Herzog von Koburg geht morgen wieder zurück. Der Tod der Fürstin Windischgrätz ist ein großer Schlag. Ihr Mann war in Wien abwesend. Der Großherzog und Prinz Wilhelm von Mecklenburg sind gestern nach Venedig abgereist.

Karl Anton.

*

Berlin, den 24. März 1859.

... Lese die „Allgemeine Zeitung" von vorgestern über die Haltung Preußens. Es ist doch gar zu fanatisch österreichisch und verletzend für Preußen. Die Leute haben vollkommen den Kopf verloren und wollen uns für ihr liebes Oesterreich, selbst für seine Fehler, in den Krieg stürzen. Die Nachrichten wegen des Kongresses bestätigen sich, aber man kann noch nicht mit Bestimmtheit sagen, was daraus werden wird. Ich glaube vorerst noch nicht an die Möglichkeit einer friedlichen Beilegung, doch da ich keine providentielle Eigenschaften besitze, ist das Gegenteil leicht möglich. Prinz Solms ist gestern auch hier angekommen. C'est un bon garçon und ich glaube, uns aufrichtig zugetan ...

Karl Anton.

Prinz Solms war bei der Gesandtschaft in Paris.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Vor und nach dem Friedensschluß von Bukarest

Aufklärungen über die Stellung Oesterreich-Ungarns zur Türkei und zu den Balkanstaaten

Von einem österreichischen Staatsmann a. D.

Der Abschluß des Berliner Vertrags war für den europäischen Orient der Beginn eines längeren Zeitraums relativer Ruhe. Allerdings blieb im Lauf dieser durch drei Jahrzehnte währenden Epoche der Friede nicht ungestört; allein weder die durch einen unblutigen Aufstand vollzogene Fusion Ostrumeliens mit Bulgarien und die mit diesem Ereignis in ursächlichem Konnex stehenden kurzen Kriege, erst zwischen Serbien und Bulgarien, dann zwischen Griechenland und der Türkei, noch auch die Emeuten, welche bald da, bald dort im Osmanischen Reich aufflackerten, veränderten die wesentlichen Umrisse der durch den europäischen Areopag im Jahre 1878 auf der Balkanhalbinsel geschaffenen politischen Organisation. Im Zusammenhang mit den vorausgegangenen internationalen Vereinbarungen über den Orient betrachtet, stellt sich der Berliner Vertrag als deren organische Fortsetzung, als eine weitere Etappe des historischen Prozesses dar, welcher, mit dem Niedergang der türkischen Macht beginnend, erst die territoriale Ausdehnung der angrenzenden Großstaaten Oesterreich und Rußland, dann, vom Anfang des vorigen Jahrhunderts ab, das Emporsteigen der christlichen Balkanländer zur Folge hatte. Ebenso wie Griechenland, dem schon bei Begründung dieses Staatswesens volle Souveränität zuerkannt worden war, erhielten die nunmehr zum Rang unabhängiger Staaten erhobenen Fürstentümer Rumänien, Serbien und Montenegro einen Gebietszuwachs, Bulgarien und Ostrumelien wurden als autonome Gebiete organisiert, Bosnien der österreichisch-ungarischen Verwaltung unterstellt, während in den der Pforte verbleibenden europäischen Gebietsteilen zeitgemäße Reformen unter der Kontrolle der Mächte durchgeführt werden sollten.

Diese letztere Stipulation bildete unstreitig einen der heikelsten Punkte des auf dem Berliner Kongreß geschaffenen Werkes; ihre praktische Verwirklichung stieß auf Hindernisse aller Art, deren Ursache billigerweise wohl nur zum Teil in dem angeblich übeln Willen der Pforte, der Hauptsache nach aber in der offensichtlichen Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe zu suchen ist. Gleichviel, in welchem Maße die türkische Regierung für die Unzulänglichkeit der Reformen verantwortlich sein mag, so steht fest, daß die Balkanstaaten — von ihrem Standpunkt aus sicherlich mit Recht — die Lage ihrer Stammesgenossen jenseits der Grenze mit steigender Ungeduld empfinden mußten, ebenso daß auch außerhalb der Balkanländer stets lauter werdende Klagen über die Rückständigkeit der türkischen Verwaltung sich vernehmbar machten. Die an letzterer geübte abfällige Kritik verdichtete sich da und dort zu dem Axiom, es sei den Macht-

Digitized by Google

haben in Konstantinopel überhaupt die Fähigkeit abzusprechen, ihren christlichen Untertanen ein menschenwürdiges Dasein zu gewährleisten, die Abhilfe könne daher nur durch Anwendung radikaler Mittel gefunden werden. Angenommen, diese keineswegs als richtig erwiesene Behauptung wäre begründet, so würde daraus allerdings folgen, daß das türkische Regime sich außerstande zeige, den Aufgaben zu genügen, welche die nahe Berührung so disparater Kulturkreise wie der christliche und der mohammedanische an die Verwaltung stellen; allein daß gerade die christlichen Balkanstaaten ausnahmslos berechtigt wären, in dieser Hinsicht sich für wesentlich besser zu halten, ist angesichts so mancher dort vorgekommenen Manifestation von konfessionellem und nationalem Fanatismus füglich zu bezweifeln. Wie dem auch sei, die unter europäischer Mitwirkung durchgeführte Neuorganisation der Gendarmerie, die Verbesserung des Finanz- und Justizwesens hatten nicht Zeit, sich einzuleben, der Reformversuch blieb Stückwerk; es ist daher eine offene Frage, ob die vollständige Durchführung des Programms geeignet gewesen wäre, die daran geknüpften Erwartungen zu erfüllen.

Das vorzeitige Ende der Aktion sowie überhaupt der Beginn eines neuen Abschnitts in der Geschichte der Orientfrage werden durch zwei Ereignisse markiert; das eine ist der Sturz der durch dreißig Jahre in der Person des Sultans Hamid verkörpert gewesenen Regierungsmethode und die Wiederherstellung der türkischen Konstitution, das andre die nach der Entrevue von Reval sinnfällig werdende Aenderung der Balkanpolitik der Tripelententemächte.

Allenthalben mit lautem Enthusiasmus begrüßt, als vermöchte das Verfassungsregime in der Türkei wie mit einem Zauberschlag die bestehenden nationalen und konfessionellen Gegensätze auszugleichen und eine Aera reellen Fortschritts anzubahnen, zeigten sich die neuen Machthaber nur zu bald den ihrer harrenden schweren Aufgaben nach keiner Richtung gewachsen. Anstatt der erhofften Besserung der politischen Verhältnisse trat das Gegenteil ein. Hatte die unleugbare Geschicklichkeit des entthronten Sultans, die Balkanstaaten gegeneinander auszuspielen, sein Festhalten an strammer religiöser und militärischer Disziplin, sein im Lauf einer langen Regierung erworbenes Prestige die Aspirationen der türkischen Nachbarländer zurückgedämmt, so konnten diese ihnen jetzt freien Lauf lassen, wo in der Türkei ein Schattenherrscher nominell regierte, Phrasenhelden das große Wort führten, das Gefüge der Wehrmacht durch wiederholte Offiziersrevolutionen gelockert ward.

Diese für die Türkei schon genug bedenkliche Situation gestaltete sich noch kritischer, als die bis dahin für die Pforte im ganzen wohlwollende Politik Englands neue Wege einschlug. Sie führten dahin, daß das europäische Konzert außer Spiel trat und daß die beiden Machtgruppen Dreibund und Tripelentente dessen Stelle einnahmen. Die Divergenz der Interessen und politischen Ziele dieser Machtgruppen äußerte sich auch in der Behandlung des Orientproblems und mußte ihre in kontrastierender Richtung tätigen Kräfte nach außen wirkungslos machen. Auf diese Weise entglitt die Führung der Orientpolitik

Digitized by Google

der vordem maßgebend gewesenen höchsten Instanz, dem Willen des geeinten Europas; die Balkanstaaten konnten, indem sie diesen als ausgeschaltet ansahen, frei von allen andern Rücksichten so handeln, wie ihr Interesse es ihnen geraten erscheinen ließ.

Unter solchen Umständen lag die Eventualität eines bewaffneten Konflikts auf dem Balkan nahe genug. Dennoch wäre er kaum so bald zum Ausbruch gekommen, hätten nicht bestimmte Ereignisse, sowenig sie in direkter Verbindung mit den Balkanfragen selbst standen, beschleunigend gewirkt. Das eine war der Krieg, den die Türkei seit Jahresfrist mit Italien zu führen und der einen namhaften Teil ihrer militärischen Kraft gebunden hatte. Die Verlegenheit der Pforte, dies lag auf der Hand, bot den Balkanstaaten die beste Gelegenheit. Das zweite der erwähnten, für die Entwicklung der Dinge noch ungleich bedeutsamere Ereignis war der Abschluß der Balkanallianz. Wie immer man die Haltung jener Faktoren beurteilen mag, welche diese politische Kombination ins Leben riefen, wieviel Unaufrichtigkeiten und Hintergedanken dabei im Spiel waren und wie sehr das jetzt vorliegende Endergebnis für die Autoren der geschickt ersonnenen Idee zur geschichtlichen Ironie wurde — unter allen Umständen ist das Werk der Urheber dieses Bundes als ein diplomatisches Meisterstück seiner Art zu betrachten.

Wir waren eben Zeugen des zwischen den Alliierten von gestern wegen der Verteilung der Siegesbeute mit grauenvoller Wildheit geführten Kampfes, eines Kampfes, der mehr Blut kostete als der unmittelbar vorausgegangene gegen den gemeinsamen Feind. Der Abgrund von Leidenschaft, in den jener Krieg Einblick gewährt, läßt die Schwierigkeiten ahnen, welche sich dem Abschluß des Bündnisses entgegengestellt hatten. Daß der als neuer Machtfaktor gedachte Balkanbund alsbald und wohl für geraume Zeit zerfallen, daß der Löwenanteil politischen Gewinnes aus der letzten Krise gerade den nichtslawischen Ländern Rumänien und Griechenland zukommen sollte, dürften jene Faktoren, die der Allianz zu Gevatter gestanden waren, freilich nicht vorausgesehen haben.

Noch ist die Frage der südlichen Begrenzung Albaniens im Detail zu regeln, ebenso steht auch die Lösung der türkisch-bulgarischen Differenz bezüglich der Gebietsansprüche in Thrazien noch aus, in großen Umrissen aber kann die politische Neugestaltung der Balkanhalbinsel jetzt wohl als abgeschlossen angesehen werden. Hiermit ist auch der Zeitpunkt gekommen, um den großen wirtschaftlichen Fragen vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Oesterreich-Ungarn wird seiner den Balkanländern gegenüber zur Tradition gewordenen freundnachbarlichen Haltung auch weiterhin treu bleiben. War man in Belgrad wie in Cetinje bei Beginn des Balkankrieges darauf gefaßt, daß die Monarchie ihr Besatzungsrecht im Sandschak, auf das sie vor vier Jahren zugunsten der Türkei verzichtet hatte, unter den geänderten Verhältnissen beanspruchen werde, so erwies sich diese Besorgnis als grundlos; Serbien und Montenegro behielten dort vollkommen freie Hand. Ebensowenig wie an eine territoriale Expansion, dachte und denkt die Wiener Regierung daran, die

Digitized by Google

materielle Entwicklung der Balkanstaaten zu stören. Ganz im Gegenteil, die Geschichte der Monarchie, ihre geographische Lage wie auch die nationalen Bande, welche eine erhebliche Zahl ihrer Angehörigen mit einzelnen Balkanvölkern verknüpfen, haben von alters her zwischen Oesterreich-Ungarn und seinen Nachbarn im Südosten eine Gemeinschaft ökonomischer Interessen geschaffen, deren Intensität angesichts des großen Gebietszuwachses jener Länder ganz bedeutend erhöht werden kann. Ebenso wie diese in der Donaumonarchie ohne Schädigung der legitimen Interessen unsrer Agrarier den nächsten aufnahmefähigen Markt für einen großen Teil ihrer Produkte finden können, dürfen auch die österreichisch-ungarischen Kaufleute und Industriellen erwarten, daß ihnen in den von der Türkei losgelösten Gebietsteilen ein neues Feld der Betätigung zugänglich sein werde. Von der türkischen Backschischwirtschaft nicht zu reden, hatte das Regime des Sultans Hamid, sein unausrottbares Mißtrauen die Entwicklung des Verkehrs in einer mitunter geradezu grotesk anmutenden Weise gehemmt; es sei nur an das Verbot von Telephon und elektrischem Licht, die Aufhebung des Stadtpostdienstes u. dgl. mehr erinnert.

Freilich, das wirtschaftliche Aufblühen der bisher türkischen Provinzen wie überhaupt der Bestand der Ordnung auf dem Balkan haben zur selbstverständlichen Voraussetzung, daß der Expansionspolitik und Ländergier der rivalisierenden Balkanstaaten, einer Politik, deren abscheuerregende Ergebnisse vor aller Welt klarliegen, ein Ende gemacht wird.

Der englische Lordkanzler hat dieser Tage in einer bemerkenswerten Rede darauf hingewiesen, daß die Völker geneigt scheinen, in ihren wechselseitigen Beziehungen ein größeres Maß von Idealismus anzustreben und den Standpunkt ihrer Nachbarn so gut wie ihren eignen zu berücksichtigen; Viscount Haldane wünscht — und wer wollte einem solchen Wunsche nicht von Herzen zustimmen! —, es möge sich dieser Geist zu voller internationaler Sittlichkeit entwickeln.

Bedauerlicherweise ist im gegenwärtigen Zeitpunkt der Balkan das denkbar ungünstigste Milieu für die Verwirklichung eines derartigen Ideals; übermütiges Siegesbewußtsein auf der einen, brennender Vergeltungsdurst auf der andern Seite beherrschen dort die Gemüter, und man hat den Eindruck, als trüge das Resultat der Bukarester Konferenz in den Augen der Beteiligten mehr den Charakter eines Waffenstillstandes als den eines ehrlichen Friedens. Dieser Schwebezustand steigert sich zur Unerträglichkeit angesichts der zuletzt nur mit Mühe überwundenen und in Zukunft nicht weniger ernsten Gefahr, daß an dem Feuer der Kämpfe auf dem Balkan sich ein Weltkrieg entzünde.

Weder die in Bukarest rumänischerseits den Arbeiten des Kongresses zugrunde gelegte Gleichgewichtstheorie, deren praktische Anwendung den Bulgaren den besten Teil der Erfolge ihres siegreichen Feldzugs gegen die Türkei kosten sollte, noch auch die von der Sofianer Regierung beanspruchte Gebietsaufteilung nach dem Grundsatz der Nationalität vermöchten die vom Balkan her drohenden weiteren Verwicklungen zu bannen, da ja solche bloß durch Gewalt durchzuführende Maßnahmen den bösen Keim für künftige Komplikationen in sich bergen

Digitized by Google

würden. Wohl aber wäre eine Milderung der vorhandenen Gegensätze zu erhoffen, wenn die Balkanstaaten ihre Aufmerksamkeit mehr der Hebung des öffentlichen Wohlstandes und der kulturellen Güter als der territorialen Expansion zuwenden. Die Voraussetzungen hierfür zu schaffen, ist die nächste und wichtigste Aufgabe, das gemeinsame Interesse der Völker des Balkans wie nicht minder auch der Großmächte. Diese werden dabei zugleich die Rückwirkungen der neuen Ordnung der Dinge auf die Handels- und Verkehrsverhältnisse im nahen Orient und auf die darüber hinausreichenden Verbindungen zu erwägen haben. Der europäische Export nach dem Südosten des Weltteils muß damit rechnen, daß an Stelle des bisherigen türkischen Zollgebiets mit seinen mäßigen einheitlichen Finanzzöllen eine Mehrzahl von Staaten tritt, welche mehr oder weniger schutzzöllnerische Tendenzen verfolgen. Soll auch nicht verkannt werden, daß ebenso wie dies hinsichtlich andrer von der türkischen Herrschaft losgelöster Gebiete zu beobachten war, so auch in Mazedonien, Thrazien, Epirus usw. sich die Chancen eines wirtschaftlichen Aufschwungs und des Steigens der Konsumkraft eröffnen, so muß doch dem auswärtigen Handel Zeit gelassen werden, sich dem neuen Regime anzupassen; es wäre unzulässig, wenn ihm der Zutritt zu den altgewohnten Märkten durch exzessive Schutzzölle oder durch engherzige Maßregeln der Verkehrspolitik, sei es eisenbahntarifarischer, sei es schiffahrtspolitischer Art, erschwert werden sollte.

Die genannten Provinzen sind aber nicht nur als Handelsgebiete, sondern auch als Transitländer von Wichtigkeit für Europa, gleichviel, ob es sich dabei um die bestehenden Verkehrswege in nordsüdlicher Richtung gegen Konstantinopel und die Häfen des Aegäischen Meeres oder um die nach Westen, der Adria zu, geplante Eisenbahnverbindung handelt. Es versteht sich von selbst, daß insofern Teilstrecken der in Betrieb befindlichen Bahnen unter eine neue Territorialhoheit gekommen sind, diese Aenderung an sich eine einseitige Modifikation der mit der Pforte abgeschlossenen Verträge nicht zur Folge haben kann. Des weiteren wäre in Betracht zu ziehen, ob das Interesse des internationalen Transits, dessen Entwicklung auch den Durchzugsländern zustatten käme, durch spezielle tarifarische Vereinbarungen, eventuell auch durch den Abschluß von Péageverträgen gefördert werden sollte.

Möge den in ihrer normalen Entwicklung durch mehrhundertjährige Mißwirtschaft zurückgebliebenen Gebieten, welche zuletzt noch von allen Schrecken eines blutigen Krieges und furchtbaren Grausamkeiten heimgesucht wurden, nunmehr eine Aera dauernden Friedens beschieden sein. Mit den Gaben der Natur in verschwenderischer Fülle ausgestattet, vereinigen jene Länder alle Bedingungen, um ihren Bewohnern endlich den Weg zu Wohlstand und europäischer Zivilisation zu eröffnen.

Anfangs September 1913.

Digitized by Google

Ueber die Ansprüche an höhere Führer

Von

General der Infanterie v. Goßler

Napoleon I. verlangte von den unter ihm dienenden Marschällen Tapferkeit und Entschlußkraft, womöglich noch Glück. Auf wissenschaftliche Bildung legte er keinen Wert. Er selbst besaß außer Tapferkeit und Entschlußkraft so viel Umsicht und Voraussicht, daß er jeder persönlichen Unterstützung entbehren zu dürfen glaubte. Sein Generalstabschef, Marschall Berthier, war im wesentlichen nur das Sprachrohr für die Befehle und wurde später von Napoleon selbst als „Gänsekopf" bezeichnet. Auf Geburt und wissenschaftliche Bildung sah Napoleon I. bei Auswahl seiner Gehilfen nicht. Ob Handwerker oder Bauer, wenn der Mann ihm das Zeug zum Führer zu haben schien, nahm er ihn.

Um aus der großen Anzahl einzelne herauszugreifen, Masséna war Schiffsjunge gewesen, 1792 Bataillonskommandeur, wurde er unter Napoleon vier Jahre später Divisionskommandeur; 1804 Marschall, mußte er trotz großer Führergaben seine Laufbahn aufgeben, weil er zu schamlos sich bereicherte. — Marschall Lefebvre hatte, ehe er Soldat wurde, sich zum Geistlichen ausbilden wollen; Viktor, mit dreiunddreißig Jahren Divisionskommandeur, mit dreiundvierzig Jahren Marschall, hatte als Hautboist vor dem General Bonaparte gespielt; Junot tat bei der Belagerung von Toulon bei letzterem Dienst als Schreiber und erregte die Aufmerksamkeit des Generals durch seine Kaltblütigkeit. Als eine einschlagende Bombe das zu unterzeichnende Schriftstück mit Sand bewarf, rief er: „Das ist gut, ich hatte den Streusand vergessen." Oudinot war von Beruf Kaufmann, Gouvion Saint-Cyr Kunstmaler. Berufsoffiziere waren Bessières und Marmont, auch Sebastiani, welcher schon mit siebzehn Jahren an der Spitze einer Schwadron stand, dann aber eine langsame Karriere machte, denn er wurde erst 1840 unter den Orléans mit fünfundsechzig Jahren zum Marschall befördert.

1806

Die Besten, welche Napoleon I. hatte, nahm er zum Feldzuge gegen Preußen mit, lauter Marschälle, welche mit Ausnahme von Augereau schon bei Austerlitz kommandiert hatten; ausgezeichnete, tapfere, tatkräftige Führer, fest in Napoleons Hand und auf seine Befehle eingehend.

Außer Augereau, welcher damals schon achtundvierzig Jahre alt war, und dem Generalstabschef Berthier, welcher dreiundfünfzig Jahre zählte, hatten die andern kommandierenden Generale annähernd das Alter von Napoleon, d. h. siebenundddreißig Jahre. Dieselben waren sämtlich zwei Jahre vor 1806 Marschälle geworden; Murat, der Kavallerieführer, mit dreiunddreißig Jahren.

In der Tatkraft dieser Männer hat sich der Kaiser bei keinem getäuscht, ausgenommen Bernadotte, welcher am 14. Oktober mit dem I. Korps versagte.

Digitized by Google

Er war mit siebzehn Jahren 1780 als gemeiner Soldat eingetreten, wurde 1794 Hauptmann, avancierte jedoch in diesem einen Jahre bis zum Divisionskommandeur. Er machte dem Kaiser, welcher weitläufig mit ihm verwandt war, stillschweigend Opposition. — Marschall Davoust, welcher das III. Korps kommandierte, war Berufsoffizier, Leutnant der Kavallerie; er wurde während der Revolution als adlig nach Beschluß des Konvents aus der Armee entfernt; bald wieder aufgenommen und zum Brigadekommandeur ernannt, Marschall mit vierunddreißig Jahren, siegte er bei Auerstädt gegen doppelte Ueberlegenheit. — Soult, Sohn eines Bauern, gemeiner Soldat, war der fähigste General unter Napoleon; er brachte die Entscheidung bei Jena, da er mit dem IV. Korps rechtzeitig Lannes' rechten Flügel unterstützte. — Letzterer kommandierte das V. Korps, welches bei Jena die Hauptlast des Kampfes trug und den Angriff der preußischen Division v. Grawert abwies. Lannes war seines Zeichens Färber gewesen. Er überlebte seinen Ruhm nicht lange und starb im Mai 1809 infolge einer bei Eßlingen erhaltenen Wunde. — Ney, ein ehemaliger Schreiber aus Sarlouis, kommandierte das VI. Korps; bei ungewöhnlicher Tapferkeit wurden seine geistigen Gaben nicht hoch bewertet. — Augereau, kommandierender General des VII. Korps, war der Sohn einer Obsthändlerin und eines Maurergesellen.

Wissenschaftlich gebildet waren diese Führer, mit Ausnahme von Davoust, allesamt nicht. Auch Murat, Sohn eines Gastwirts und zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, konnte hierauf keinen Anspruch machen. Er war ein ausgezeichneter Kavallerieführer, aber nur, wenn Napoleon ihn durch seine Befehle leitete. Der Kaiser wollte gar keine hochgebildeten Generale haben; er führte die sechs, mit der Garde sieben Korps allein und verlangte nichts weiter als absoluten Gehorsam. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober war er in der vorderen Linie, am Tage des 14. leitete er die Schlacht, und am 15. früh 3 Uhr saß er in Jena schon wieder am Schreibtisch, um Befehle zu geben. Napoleon bedurfte damals keiner selbständigen Heerführer; später wurde das anders. — Man hat ihm vorgeworfen, daß er keine Heerführer erzogen habe; er hatte dazu weder Zeit noch Talent; auch fühlte er dazu nicht den Beruf. Er begnügte sich damit, zu befehlen, und verließ sich auf die in vielen Feldzügen erworbene Routine seiner Untergebenen.

*

Beim Gegner sah es im Jahre 1806 anders aus. Die höheren Führer waren sämtlich hochgebildete und zum Teil wissenschaftlich geförderte Männer. Oben jedoch fehlte die feste Hand der Leitung. König Friedrich Wilhelm III. war zu bescheiden und hatte zu wenig Vertrauen auf seine Gaben als Feldherr, als daß er die Zügel selbst in die Hand genommen hätte. „Die beschränkte Erziehung seiner Jugend hatte seinem von Natur gesunden Geist nicht die volle Stärke verliehen und die angeborene Schüchternheit und Unsicherheit seines Wesens genährt, und eine aus unbedeutenden, am Kleinlichen und Herkömmlichen

Digitized by Google

haftenden Männern bestehende Umgebung hielt ihn von jedem kräftigen Handeln zurück." Ein Heerführer war er nicht. Daher wäre es besser gewesen, wenn er im Jahre 1806 in der Residenz geblieben wäre.

Der Herzog von Braunschweig, der Generalissimus, war einundsiebzig Jahre alt. In der Schlacht bei Hastenbeck, am 26. Juli 1757, hatte er sich zum erstenmal ausgezeichnet. Seitdem hatte er sich berechtigten Kriegsruhm erworben, seine Tapferkeit war unbestritten. Körperlich rüstig und geistig frisch, fehlte ihm im Jahre 1806 die erforderliche Entschlußkraft. Im stillen erkannte er Napoleons Ueberlegenheit an und wagte aus anerzogener Devotion dem König gegenüber keine bestimmte Meinung auszusprechen. Mit seinem Generalstabschef, Oberst Scharnhorst, stand er nicht gut; am Tage vor dem 14. Oktober war sogar eine völlige Entfremdung eingetreten. Die Entschlüsse wurden in einem Kriegsrat gefaßt, an welchem außer dem etwa anwesenden König und dem Herzog noch Scharnhorst, Generaladjutant v. Kleist und Generalmajor v. Phull teilnahmen. Außerdem „besprach der Herzog noch mit vielen Generalen seine Pläne". Am Tage von Auerstädt ließ der Herzog die Divisionen vereinzelt auftreten, ritt, als es auf dem rechten Flügel nicht vorwärts ging, dorthin in die erste Linie und wurde schwer verwundet. Da Scharnhorst sich mit ihm überworfen hatte und mit einem Gewehr in der Hand als Grenadier focht, da der König es ablehnte, den Oberbefehl zu übernehmen, und da niemand etwas selbständig unternehmen wollte, ging die Schlacht trotz doppelter Ueberlegenheit verloren. Es lag nicht an der Haltung der braven Truppen, nicht an der veralteten Taktik, auch nicht an Fehlern der Strategie, sondern nur an der mangelhaften Gefechtsführung. Bei Auerstädt waren alle Bedingungen zum taktischen Siege gegeben.

Prinz Hohenlohe, bei Jena sechzig Jahre alt, „aus der Rheinkampagne her als ein entschieden kräftiger, selbst kühner, dabei glücklicher Führer bekannt; ... rasch in Entschlüssen und Handlungen, tapfer, von unerschütterlichem Gleichmut", war körperlich nicht mehr ganz frisch und kurzsichtig. Sein verschrobener Generalstabschef v. Massenbach hatte auf ihn Einfluß. Bei Jena ließ sich Hohenlohe eine Stunde Zeit, ehe er auf den Kampfplatz eilte; er verlor die Uebersicht, blieb stets bei der zuerst im Gefecht befindlichen Division v. Grawert, ließ die ihm unterstellten Truppen an vier verschiedenen Stellen zusammenhanglos sich schlagen und versäumte, sich wenigstens einen geordneten Abzug zu sichern. — Außer Prinz Louis Ferdinand, welcher bei Rudolstadt bei der Truppe zu spät eintraf, um zeitig durch Abmarsch sich dem Feinde zu entziehen, und daher bei Saalfeld geschlagen wurde, waren alle Generale alt. General v. Grawert stand als Divisionskommandeur im Alter von neunundfünfzig Jahren, Graf v. Kalckreuth war neunundsechzig Jahre alt. Blücher, welcher bei Auerstädt einen Teil der Kavallerie kommandierte, befand sich im Alter von dreiundsechzig Jahren. Moellendorff, welcher in Erfurt kapitulierte, war achtzig Jahre alt, der Chef des Kriegsdepartements v. Grusau siebzig Jahre. General v. Rüchel, welcher nur zweiundfünfzig Jahre zählte, hätte man, wie Clausewitz schreibt, „eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure nennen können".

Digitized by Google

Er wie die andern waren fast ohne Ausnahme tapfer, aber mangelten der richtigen Entschlußkraft und waren bar jeder Umsicht und Voraussicht.

Ihre wissenschaftliche Bildung befähigte sie zur Kritik und allerhand Spekulationen und ließ diesen oder jenen, wie Hohenlohe, sogar Entschlüsse, welche den Absichten des Oberkommandos entgegen waren, fassen. Wenn eine feste Hand von oben diese Männer, soweit sie körperlich noch rüstig waren, geleitet hätte, es würde wenigstens eine ruhmvolle Niederlage gegeben haben, aber die feste Hand fehlte.

Der Geistes- und Tatkraft Napoleons, der jugendlichen Führerenergie seiner Marschälle war die Unentschlossenheit des Feldherrn der sächsisch-preußischen Armee, die Unfähigkeit der in der Revuetaktik ergrauten, auf Befehle wartenden Generale nicht gewachsen.

1813

Sieben Jahre nach 1806 hatte sich das alles geändert. Napoleon war nicht mehr der alte. Schon 1807 hatte seine Spannkraft zuweilen nachgelassen. Blüchers Armee konnte er im Jahre 1813 in Schlesien nicht habhaft werden, nachdem der ziemlich unerklärlich abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen war. Nach dem Siege bei Dresden versagte er völlig in der Verfolgung, angeblich weil er erkrankt war. Der Abmarsch der schlesischen Armee nach Halle ließ ihn mehrere Tage untätig in Düben verweilen; er fing an, Marmont und andre um Rat zu fragen. Die Zentralstellung bei Leipzig, eine großartige Arrieregardenstellung, bezeichnete offenbar den Verzicht auf die Offensive. Er hatte aufgehört, dem Feinde das Gesetz zu diktieren.

Von den höheren Führern, welche 1806 unter ihm gefochten hatten, waren nur noch zwei unter seinem unmittelbaren Befehl: Ney und Murat. Die Marschälle, welche Napoleon für selbständige Führer hielt, kommandierten auf Nebenkriegsschauplätzen, Davoust in Hamburg, Soult in Spanien, Lannes war gefallen, Bernadotte focht gegen ihn. Noch zwei andre Feldherrn hielten weit ab von der Person Napoleons das Feld: Sein Adoptivsohn Beauharnais in Italien und Suchet in Katalonien. Napoleon hatte genug selbständige Führer um sich, aber der Kriegsschauplätze waren zu viele. Auf diesen vier kommandierten wissenschaftlich gebildete Offiziere. Beauharnais aus guter Familie, Davoust Berufsoffizier, Soult und Suchet Soldaten, welche, als solche eingetreten, von der Pike auf gedient und sich wissenschaftliche Kenntnisse erworben hatten.

Diejenigen Generale, welche Napoleon sonst noch selbständig auftreten ließ, versagten: Oudinot, Ney und Macdonald. Sie waren zu wenig daran gewöhnt, die Hilfe in sich selbst zu finden. Ihre Routine war den Anforderungen nicht gewachsen.

Wie anders ging es 1813 bei den im Jahre 1806 vernichteten Preußen her! Der König hatte sich in weiser Selbstbeschränkung des unmittelbaren Einflusses auf das Blüchersche Hauptquartier begeben. Blücher, wenn auch siebzig Jahre alt, war an Körper und Geist noch ein Jüngling. Was ihm an strategischer Ausbildung fehlte, ergänzte reichlich der Generalstabschef Gneisenau, welcher in

Digitized by Google

sieben Jahren vom Füsilierkapitän zu dieser Stellung avanciert war. Der Abmarsch aus Schlesien nach der mittleren Elbe, nach Wartenburg, der Flankenmarsch nach Halle bewiesen, daß ein andres als 1806, ein hohes strategisches Wollen das Hauptquartier der schlesischen Armee beseelte. Wissenschaftlich hochgebildete Offiziere, wie Grolman und Müffling, befanden sich neben Gneisenau in Blüchers Stabe.

Ein Teil der ehemaligen höheren Führer von 1806, wie Hohenlohe und Rüchel, wurde nicht mehr verwendet. Kleist, der damalige Generaladjutant, war noch da und erwarb sich hohen Kriegsruhm bei Nollendorf; Tauentzien, der 1806 eine Division kommandiert hatte, zeichnete sich unter anderm durch die Belagerung von Wittenberg aus, und Yorck, der berühmte Kämpfer von Altenzaun, stand schroff und bissig, aber mit unendlicher Energie an der Spitze des I. Korps. Bülow hatte die Niederlagen 1806 nicht mitgemacht, er war im Osten geblieben; als ungewöhnlich entschlossener, hochgebildeter General hat er sich 1813 unvergänglichen Ruhm erworben.

All diese genannten höheren Führer waren den Generalen Napoleons, welche nur durch die Routine groß geworden waren, überlegen. Sobald jene, der Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig entronnen, selbständig handeln durften, zeigten sie, was sie auf Grund des Studiums der Taktik und Strategie konnten.

1870

Napoleon III. hatte von seinem großen Onkel an militärischen Eigenschaften wenig mitbekommen. Entschlußkraft hatte er in Italien, soweit es strategische Verhältnisse betraf, gezeigt; sein taktisches Verständnis, seine Tapferkeit wurde von Eingeweihten bezweifelt. Das Glück war ihm im Jahre 1859 hold gewesen. Auf tiefere militärische Studien hatte er sich niemals eingelassen, wenn man nicht die Abfassung der Kriegszüge Cäsars dazu rechnen soll. Auch seine Untergebenen hatten als höhere Führer sich mit dem Ballast des Wissens nicht zu sehr beschwert.

Mac Mahon sprach es aus, daß er jeden Offizier, welcher ein Buch geschrieben hätte, von der Avancementsliste streichen würde. Canrobert hatte selbst Zweifel an seiner persönlichen strategischen Begabung. Bazaine, als gemeiner Soldat eingetreten, stets in Algier oder Spanien tätig, hatte durch den Feldzug in Mexiko den Zauber des Rufes eines Strategen um sein Haupt gewoben. Militärisch-wissenschaftlich gelernt hatte er nichts. Diese alle drei waren Männer der Routine, einer begrenzten Kriegserfahrung, ohne Kenntnis davon, wie große Heere zu bewegen waren. Immerhin wäre es noch besser gewesen, wenn Napoleon III. im Beginn des Feldzuges, wie er eigentlich gewollt hatte, diesen drei Armeen anvertraut hätte; er wäre noch besser dabei gefahren, als daß er selbst die Oberleitung übernahm. Körperlich und geistig völlig verbraucht, fehlte ihm außer Entschlußkraft jede Voraussicht und Umsicht; seine einzige Stütze war

Digitized by Google

der aus der Artilleriewaffe hervorgegangene Generalstabschef Leboeuf, und dem folgte er auch nur halb; denn wenn dieser im Großen Hauptquartier nicht anwesend war, hörte Napoleon III. auf den General Lebrun — und dabei lächelte noch den Franzosen das Glück. Frossard hätte bei Unterstützung durch Bazaine bei Spichern einen blutigen Abwehrsieg errungen, Mac Mahon hätte ohne große Schwierigkeit zwei Divisionen bei Wörth mehr vereinigen können, und wie glücklich es für Bazaine am 16. August stand, ist bekannt. Aber es fehlte jede Umsicht, von Voraussicht gar nicht zu reden.

Demgegenüber stehen die Leitung des deutschen Heeres und die höheren Führer unendlich hoch. Niemals hat eine innigere Ergänzung stattgefunden wie zwischen Kaiser und König Wilhelm I. und Moltke. Nur Einer befahl — der Kaiser und König, welcher trotz seiner dreiundsiebzig Jahre sich völlige geistige und körperliche Frische bewahrt hatte und klaren Blickes die strategischen Verhältnisse übersah. Die Armeeführer waren schon im Feldzuge 1866 erprobt; der Kronprinz verband mit einer großen Entschlußfreudigkeit die Gabe, auf den Rat seines Generalstabschefs zu hören, und wie ernst Prinz Friedrich Karl sich im Frieden auf seinen Beruf als Stratege vorbereitete, ist bekannt. Feldmarschall v. Steinmetz, schon Teilnehmer an den Befreiungskriegen, hatte eine lange Erfahrung hinter sich und eine ungewöhnliche Energie, die sich zuweilen in Starrsinn umsetzte.

Es war wissenschaftlich viel in der deutschen Armee gearbeitet worden. Generalstabsoffiziere wie Verdy, Bronsart, Caprivi hatten in freiwilligen Kriegsspielen, die heutzutage obligatorisch sind, taktische und strategische Lehren verbreitet; Verdy Schriften geschrieben, welche bahnbrechend wirkten. Es war bei Tapferkeit und Entschlußkraft bei allen höheren Führern eine ungewöhnlich hohe wissenschaftliche Bildung vorhanden. Wie hätte sonst Alvensleben bei Mars-la-Tour widerstehen, die Schlacht bei St. Privat durch die Umgehung des Kronprinzen von Sachsen, die aus eigner Initiative erfolgte, gewonnen werden können? Und die Schlacht von Sedan, deren Erfolg sich ohne Schlachtbefehl rein aus der strategischen Lage ergab?

Und als der Bedarf an Heerführern im Laufe des Feldzuges größer wurde, war ein Ueberfluß an solchen vorhanden, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Manteuffel, von der Tann, Werder, Goeben waren nicht nur routinierte, sondern wissenschaftlich gebildete Offiziere.

Die moderne Zeit

Aus einer Miliz ist nicht in kurzer Zeit ein Heer zum Angriff zu schaffen, höhere Führer lassen sich nicht improvisieren. Vor fünfzig Jahren brauchten die Föderierten in Nordamerika lange Zeit, ehe sie die geworbenen Mannschaften zum Angriff tüchtig machten. Kein Korpsführer, sowohl bei Nord- wie bei Südtruppen ging aus dem Zivilstande hervor. Der Süden war zuerst im Vorteil, weil er erfahrene höhere Offiziere wie Lee, Jackson, Ewell, Hill, Longstreet als

Digitized by Google

Armee- und Korpsführer verwenden konnte — Jackson war allerdings einige Zeit Professor der Mathematik gewesen. Der Norden war bezüglich der Qualität nicht in dieser günstigen Lage.

Die Ansprüche an höhere Führer sind seitdem gewaltig gewachsen. Nicht jeder hat, wie Benedek, die Bescheidenheit, zu versichern, daß er nur auf einem bestimmten Kriegsschauplatze leistungsfähig wäre; und wenn Kuropatkin im Mandschurischen Feldzuge den Erwartungen nicht entsprochen hat, so darf das wohl zum Teil auf die zu große Arbeitslast, auf die schwierige Verpflegung, auf die Unsicherheit der Verbindung geschoben werden. Mukhtar Pascha konnte im letzten Türkischen Feldzuge nicht siegen, da ein unfähiger Oberfeldherr ihm unausführbare Befehle gab.

Die Kunst der höheren Führung ist immer mehr zur Wissenschaft geworden.

Wenn Napoleon I. von den höheren Führern nur Tapferkeit und Entschlußkraft verlangte, heute kommt niemand damit aus. Zum Feldherrn, zum höheren Führer gehört Gesundheit — das Lebensalter ist hierbei gleichgültig — und wissenschaftliche Bildung.

Die modernen Armeen der Großmächte sind an Ausbildung und Bewaffnung im allgemeinen gleichwertig. Es wird für den Erfolg oder Mißerfolg außer auf die Charaktere der höheren Führer auf ihre militärwissenschaftlichen Kenntnisse ankommen. Systeme und bindende Regeln für die Strategie gibt es nicht. Napoleon I. sagte, er hätte niemals einen vorausbestimmten Feldzugsplan gehabt, und auch Suwarow meinte, er habe sich niemals um einen Plan gekümmert; wo der Feind sich befand, da wäre er hingegangen.

Der ehemalige Minister Ollivier spricht in dem siebzehnten Bande seines Buches „L'empire libéral" aus, die deutschen Generale hätten 1870 eigentlich verdient geschlagen zu werden, denn von Anfang an bei Spichern und bei Wörth sei ein großer Teil von ihnen ungehorsam gewesen. Es war nicht Ungehorsam, sondern bei allen war die Umsicht und Voraussicht vorhanden, wenn die Anweisung oder der Befehl von den Ereignissen überholt war, den neuen Verhältnissen gemäß entsprechend zu handeln; und Kaiser und König Wilhelm I. hat die Geistesgröße besessen, nicht befohlene Maßnahmen anzuerkennen, wenn sie vertretbar waren.

Gewiß ist zur Summe aller Feldherrngaben auch noch das Glück erwünscht, aber Moltke sprach sich in seiner lakonischen Weisheit dahin aus: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige."

Digitized by Google

Deutschlands maritime Auslandsvertretung

Von

F. Hoffmann, Konteradmiral z. D.

Wenngleich das Interesse an der Marine, ihren Aufgaben und ihrer Fähigkeit, diese zu lösen, gegen frühere Zeiten sehr erheblich gewachsen ist, so sprechen doch verschiedene Anzeichen dafür, daß gegenüber der allerdings wichtigsten Marinefrage, der Kriegsbereitschaft der Flotte, derjenigen der maritimen Auslandsvertretung nicht überall die Beachtung geschenkt wird, die sie nach ihrem Wert für das Deutschtum, für den überseeischen Handel, für die Kolonien und sonstige deutsche Interessen im Auslande verdient. Es scheint daher der Mühe wert, auch hier die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Fragen zu lenken und das Verständnis für die Bedeutung der maritimen Auslandsvertretung zu wecken.

Die Vertretung der deutschen Interessen im Auslande liegt bekanntlich allgemein und in erster Linie den diplomatischen und konsularischen Abgesandten ob, die das Deutsche Reich, wie alle selbständigen Staaten und Völker der Erde, in denjenigen Ländern unterhält, mit denen es in freundschaftlichen Beziehungen irgendwelcher Art steht. Nun aber lehrt die Geschichte, daß vielfach, besonders in kulturell weniger entwickelten Staaten, deren Verständnis für völkerrechtliche Begriffe oft noch sehr gering ist, bei denen der Anschauungsunterricht auch in Machtfragen ein besserer Lehrmeister ist als die diplomatische Note, daß die Vertretung durch Abgesandte nicht stets genügte, daß es oft notwendig war, die Worte der Abgesandten durch den Nachdruck militärischer Streitkräfte zu verstärken und ihren Forderungen erst dadurch Gehör zu verschaffen. Da es sich hierbei meist um Länder handelt, welche nur oder am schnellsten über das Meer zu erreichen sind, so ist es gegeben, zu solcher Unterstützung der diplomatischen oder konsularischen Vertreter in erster Linie maritime Streitkräfte heranzuziehen, und versteht man unter maritimer Auslandsvertretung die Kriegsschiffe, die sich zeitweise oder dauernd im Auslande befinden, jederzeit gewärtig und bereit, wo es deutsche Interessen erfordern, zu erscheinen und die deutschen Forderungen durch militärisches Eintreten durchzudrücken.

Oft genug sind solche Aufgaben deutschen Kriegsschiffen gestellt und von ihnen gelöst worden. Seit Gründung der deutschen Marine sind eben die Zeiten vorbei, in denen die Konsuln deutscher Staaten im Auslande als die „Konsuln ohne Kanonen" bezeichnet zu werden pflegten. Da es zu weit führen würde, eine größere Reihe von Fällen anzuführen, wo es deutscher Kreuzertätigkeit bedurfte, um deutschen diplomatischen oder konsularischen Vertretern Gehör zu verschaffen, so sei hier nur auf die Ereignisse des letzten Jahres hingewiesen, auf die Erledigung des Streits mit der Negerrepublik Liberia und auf die Beteiligung des Deutschen Reichs an dem Vorgehen der europäischen Großmächte gegen Montenegro. In beiden Fällen mußten maritime Streitkräfte, Kreuzer

Digitized by Google

herangezogen werden, und in beiden Fällen haben sie ihre Aufgabe zu voller Zufriedenheit gelöst.

Als besonders bezeichnend, wie wertvoll rechtzeitiges Eingreifen maritimer Auslandsvertretung sein kann, sei hier noch eines Falles Erwähnung getan, der die Gefahr kriegerischer Verwicklung mit England in besonderem Maße in sich barg, der sich aber durch die Mitwirkung eines deutschen Kreuzers erledigen ließ, ohne daß es nötig wurde, deutsches Recht mit Waffengewalt zu schützen.

Als im Jahre 1896 England sich daran machte, den ihm untertanen, aber deutschfreundlichen Sultan von Sansibar durch einen englandfreundlichen zu ersetzen, flüchtete ersterer nach Beschießung und Zerstörung seines Palastes durch englische Kriegsschiffe in das deutsche Konsulat und stellte sich unter den Schutz des deutschen Konsuls. Mit knirschenden Zähnen sah England, dessen Beziehungen zu Deutschland damals infolge der moralischen Unterstützung, die die Burenrepublik Transvaal in ihrem Widerstand gegen englische Ueberwältigung in Deutschland erfuhr (Einfall des Dr. Jameson in transvaalsches Gebiet) recht gespannte waren, daß ihm so die Person des Sultans aus den Händen geglitten war, und war nicht übel geneigt, sich des Sultans trotz der auf dem Konsulat wehenden deutschen Reichsflagge mit Gewalt zu bemächtigen. Da erteilte die Reichsregierung dem in Daressalam befindlichen, also nur wenige Stunden von Sansibar entfernten Kreuzer „Seeadler" den Befehl, nach Sansibar zu laufen und den Sultan unter dem Schutz der Reichskriegsflagge aus dem Konsulat an Bord des „Seeadler" und nach Daressalam zu bringen. Da das deutsche Konsulat in Sansibar am Strande liegt, konnte sich der Kreuzer dieser Aufgabe entledigen, ohne daß der Sultan dazu englisches Gebiet zu betreten brauchte, und er führte den Befehl mit solcher Geschwindigkeit aus, daß die englischen Kriegsschiffe der Entführung des Sultans erst gewahr wurden, als der Kreuzer „Seeadler" bereits wieder die Reede von Sansibar verlassen hatte.

So wurde eine Schwierigkeit, die leicht zum Kriege zwischen England und Deutschland hätte führen können, dadurch beseitigt, daß im rechten Augenblick ein deutscher Kreuzer zur Stelle war und erfolgreich einsetzen konnte, wo die Machtmittel des deutschen Konsuls versagen mußten.

Außer dem Schutz der Interessen in Fällen, wo die diplomatische oder konsularische Vertretung nicht mehr ausreicht, wo es militärischer Machtmittel, militärischen Drucks bedarf, um seinen Willen durchzusetzen, liegt der maritimen Auslandsvertretung noch eine Reihe andrer Aufgaben ob, die sich von jener allgemein dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur gelegentlich notwendig werden, sondern daß sie dauernd vorliegen, die daher von Kreuzern gelöst werden müssen, die sich dauernd im Auslande befinden, denen gewisse Gegenden dauernd als Tätigkeitsfeld, als Stationsgebiet überwiesen werden und die daher Stationskreuzer genannt werden.

Von diesen Aufgaben seien hier folgende als die wichtigsten aufgeführt:

1. In den Kolonien Unterstützung der Gouvernements bei Expeditionen an der Küste (z. B. zur Bestrafung unbotmäßiger Stämme oder Dorf-

Digitized by Google

schaften), Unterstützung der Verwaltungsbehörden an der Küste (besonders zum Schutz der Ansiedler), Lösung nautischer Aufgaben (z. B. Vermessung der Küstengewässer, Häfen und schiffbaren Flüsse).

2. In fremden Häfen Zeigen der Flagge zur Hebung des deutschen Ansehens in der fremden Bevölkerung, zur Unterstützung der diplomatischen und konsularischen Vertreter in der Erfüllung ihrer Aufgaben, zum Schutz der deutschen Landsleute, Schutzbefohlenen und des deutschen Handels.
3. Förderung des Deutschtums im fremden Lande durch Besuch und Unterstützung der deutschen Kolonisten, Vereine und deutscher Veranstaltungen (z. B. Kirchen, Schulen, Wohltätigkeitsanstalten).
4. Förderung des deutschen Handels durch Erkundung der für den Handelsverkehr, besonders der für die Handelsschiffahrt wichtigen Verhältnisse.
5. Förderung des Interesses der fremden Bevölkerung für deutschen Schiffbau, deutsche Technik und Industrie.

Wie wichtig auch diese Aufgaben der maritimen Auslandsvertretung sind, geht nicht nur aus den Berichten der diplomatischen und konsularischen Reichsvertreter, sondern weit mehr noch aus den oft genug in der Presse, in Reden bei festlichen Gelegenheiten und in Anträgen kaufmännischer Korporationen bekannt gewordenen Verlautbarungen der zunächst beteiligten Volkskreise hervor, und wer in unsrer Kolonialgeschichte Bescheid weiß, oder wer sich die Verfolgung unsers überseeischen Handels hat angelegen sein lassen, weiß, welche Erfolge die Auslandsvertretung der deutschen Marine dem Reich an Ehren und an wirtschaftlichem Nutzen eingebracht hat.

Um so mehr aber schädigt es das deutsche Ansehen in der Welt und um so bedauerlicher ist es daher, wenn, wie wieder erst die Vorgänge des letzten Jahres vor Augen geführt haben, eine maritime Auslandsvertretung nicht überall, wo es notwendig war, in Erscheinung treten konnte, weil es nicht möglich war, die erforderlichen Kreuzer verfügbar zu machen, wenn der Vertreter des Auswärtigen Amts im Reichstag auf eine Anfrage wegen des Schutzes deutscher Reichsangehöriger in Saloniki und Mexiko antworten mußte, daß das Reich dazu zu arm an Kreuzern gewesen sei.

Ganz unzweifelhaft geht aus diesem Geständnis des amtlichen Vertreters der Reichsregierung und nicht minder aus der Tatsache, daß zur Wahrnehmung unsrer Interessen im Balkankriege auf die den Bestimmungen des Flottengesetzes und seiner Novellen noch längst nicht entsprechenden Aufklärungsstreitkräfte der aktiven Schlachtflotte, also des Schutzes der heimatlichen Küste, zurückgegriffen werden mußte, hervor, daß unsre maritime Rüstung in der Kreuzerfrage eine Lücke aufweist, deren Beseitigung nicht nur als dringend notwendig, sondern als unaufschiebbar bezeichnet werden muß.

Diese Forderung ist nicht neu, ist im Flottengesetz und seinen Novellen niemals gänzlich übergangen, nur ist sie stets als eine Frage zweiter Ordnung behandelt worden; sie stand und mußte hinter der Schaffung einer stets schlag-

Digitized by Google

fertigen Flotte von Hochseekampfschiffen zurückstehen. Nachdem nun aber letztere erheblich fortgeschritten ist und zu erwarten steht, daß das dritte Geschwader der Hochseeflotte Ende nächsten Jahres vollzählig bereit sein wird, ist es jetzt, zumal bei der großen Unsicherheit der heutigen politischen Weltlage, an der Zeit, an die Schließung jener Lücke in der maritimen Rüstung, an die Beseitigung des Kreuzermangels, heranzugehen und von der Reichsregierung zu verlangen, daß sie im nächsten Winter den gesetzgebenden Stellen eine Novelle zum Flottengesetz vorlegt, welche geeignet ist, unsrer Kreuzernot und damit dem Mangel ausreichender maritimer Auslandsvertretung ein Ende zu bereiten.

Bühne und Lichtspiel

Von

Prof. Dr. Konrad Lange (Tübingen)

Man hat gesagt: „Die Kunst stirbt." Das glaube ich nicht, obwohl ich zugebe, daß sie auf verschiedenen Gebieten Anstalten dazu zu machen scheint. Zum Beispiel auf der Bühne. Und hier möchte ich die Behauptung wenigstens in einem gewissen Sinne gelten lassen. Die Schauspielkunst stirbt zwar nicht, aber das Wort auf der Bühne stirbt. Es tritt immer mehr zurück neben andern weniger wichtigen Dingen, die den Vorrang behaupten. Wie kommt das? Zunächst einmal eines: Die Sprachtechnik geht zurück. Das merkt man besonders, wenn man einen großen Sprachtechniker wie Possart auf den Brettern zu hören Gelegenheit hat. Wo gibt es heutzutage einen jüngeren Schauspieler, der so gut spräche, der überhaupt ordentlich sprechen könnte? Vielleicht an ein paar Bühnen unsrer größten Städte, sonst aber nirgends. Man fragt sich oft, wenn man dies Kauen und Mantschen im Munde hört, was diese Menschen eigentlich mit ihrer Zunge und ihrem Kehlkopf machen. Im Lustspiel, wo die Sprache sich nur wenig von der des gewöhnlichen Lebens unterscheidet, geht es noch allenfalls. Aber wie wenige können heute die Verse unsrer klassischen Dichter — ich will nicht einmal sagen schön, ich will nur sagen deutlich — rezitieren? Die Anfänger können es nicht, weil sie technisch nicht genügend geschult sind, die routinierten Schauspieler, weil sie längst Manieristen geworden sind und gar nicht mehr merken, daß sie sich eine fehlerhafte Betonung, eine gedankenlose Geläufigkeit angewöhnt haben. Der falsch verstandene Naturalismus (es gibt auch einen richtig verstandenen, den ich wohl zu schätzen weiß) ist schuld daran, daß viele unsrer Schauspieler stolz darauf sind, wenn sie es so weit gebracht haben, auf der Bühne genau so leise und undeutlich zu sprechen, wie wir es im gewöhnlichen Leben tun. Viele versteht man schon auf den ersten Bänken des Parketts nicht mehr. Wenn nun gar während der Reden ein paar Schüsse fallen oder die Waffen klirren oder der

Digitized by Google

Donner grollt, dann tritt an die Stelle der Worte, die der Dichter doch darauf berechnet hatte, verstanden zu werden, ein Chaos von Geräuschen, wie man es wohl in Wirklichkeit manchmal hört und sich auch im Leben wohl gefallen läßt, wie man es aber auf der Bühne, da das Drama doch Kunst ist, nicht hören mag.

Auch die unbedingte Herrschaft der Oper trägt zum Verfall der Wortkunst bei. Nicht nur, weil der Besuch der klassischen Dramen durch ihre Konkurrenz auf ein Minimum reduziert wird, sondern auch weil unser Musikdrama schließlich doch nichts andres ist als eine Ausschaltung des gesprochenen Wortes, der gut gehandhabten ausdrucksvollen Sprache. Täuschen wir uns doch darüber nicht: Wer kann in einer Oper, deren Text er nicht vorher genau studiert hat, die Worte auch nur so weit verstehen, daß er imstande ist, den Feinheiten der Handlung zu folgen? Die meisten Zuschauer begnügen sich mit einem ganz ungefähren Verständnis und halten sich an das Sichtbare, an Bewegungen, Mimik und Dekoration. Im übrigen geben sie sich dem Stimmungsgehalt der Musik hin. In Bayreuth mag es anders sein; in den Theatern, die einem normal situierten Menschen zugänglich sind, ist es so.

Kann man sich nun wundern, daß das Publikum durch diese Verhältnisse verflacht, daß es gedankenlos und äußerlich wird? Faul ist der Mensch ja von Natur, und wenn er sich amüsieren will, ist es ihm ganz recht, keine langen Reden hören und keine tiefen Gedanken wälzen zu müssen. Es ist so viel bequemer, sich in seinen Stuhl zurückzulehnen und die Formen und Farben, die man da sieht, auf sich wirken, die Masken und Gesten, den Ausdruck und die Bewegung der Schauspieler, die Kostüme und Dekorationen an sich vorübergehen zu lassen, als den psychologischen Feinheiten einer bedeutenden Handlung zu folgen.

Und dieser Faulheit leistet die gesteigerte Dekorationskunst noch Vorschub. Nachdem auf die Meininger eine Zeitlang eine Reaktion im Sinne der Einfachheit gefolgt war, hat das Dekorationswesen wieder in gesteigertem Maße um sich gegriffen. Die großen Ausstattungsstücke sind der Clou der Saison. Es fehlt nicht viel, daß man heute einen geschickten Regisseur dem schaffenden Dichter gleichstellt. Mit größtem Ernst werden die Fragen der Reformbühne behandelt, und in derselben Zeit, wo viele fest davon überzeugt sind, daß die Reliefbühne von geringer Tiefe das einzig Richtige sei, sehen andre das Ideal wieder im Zirkus, der seiner runden Form nach der schroffe Gegensatz zur Reliefbühne ist. So klammert man sich an gleichgültige Aeußerlichkeiten, und — das Wort stirbt. Sehen, Sehen und immer nur Sehen, das ist die Losung. Dahin geht der leidenschaftliche Wunsch aller. Und beim Hören denkt man nur an die Musik, nicht an das gesprochene Wort.

Das war nun der gegebene Moment für das Auftreten des Kinos. Der ungeheure Siegeslauf, den das Lichtspieltheater in den wenigen Jahren seines Bestehens erlebt hat, beweist, wie äußerlich und verflacht unser Publikum schon ist. Es läßt mit der größten Seelenruhe „Dramen“ über sich ergehen, die in dieser Form, d. h. ohne Worte, überhaupt nicht zu verstehen sind. Ich erinnere

Digitized by Google

mich, einmal ein französisches Stück im Kino gesehen zu haben, das von einem alten Bauern handelte, der sein Vermögen an seine Töchter vergibt, dann in ihren Familien eine Zeitlang hin und her gestoßen wird, bis er schließlich völlig verzweifelt ins Wasser gehen will, woran ihn aber seine brave alte Magd — wie rührend! — hindert. Da saßen die Schauspieler ganze Szenen hindurch am Tisch, machten ausdrucksvolle Gesichter und Handbewegungen, die dieses oder jenes bedeuten konnten, und bewegten die Lippen, als ob sie sprächen. Es schien, als ob sie bei der Aufnahme wirklich gesprochen, das ganze Stück ohne Abkürzung gemimt hätten. Aber hier hörte man natürlich keine Worte. Und was das Merkwürdige war, das Publikum nahm daran gar keinen Anstoß. Im Gegenteil, es schien froh zu sein, daß es das dumme Gerede nicht zu hören brauchte. Und den ungefähren Inhalt konnte man ja aus dem Programm und den Ueberschriften ablesen. Eines weiteren bedurfte es nicht. Die Musik hatte die Menschen so verdummt, daß sie sich mit einer allgemeinen Stimmung zufrieden gaben und diese nur durch das Programm ein wenig genauer präzisiert haben wollten. Wie tief müssen Schauspieler ihre Sprechkunst einschätzen, wenn sie bei Aufnahmen Modell stehen, die nur ihre Maske und ihre Gesten fixieren, ihre Worte aber unter den Tisch fallen lassen? Ich habe mich immer darüber gewundert, daß Künstler, die etwas auf sich halten, sich zu solchen Aufnahmen hergeben. Aber wenn man von den Honoraren liest, die die Filmgesellschaften den Hauptmatadoren bieten, begreift man manches. Auch trägt es wohl zum Weltruhm bei, wenn die Namen Asta Nilsen und Albert Bassermann auf den Kinoprogrammen stehen. Und ist es nicht ganz natürlich, daß Schauspieler, die nicht mehr sprechen können, die von der sinnlichen Schönheit des Wortes nichts wissen, denen das, was sie mimen, ganz gleichgültig ist, daß die gar kein Bedenken tragen, Modell bei Aufführungen zu stehen, bei denen das Publikum nur ihre stattliche Figur, ihre graziösen Bewegungen, ihr ausdrucksvolles Mienenspiel und ihre schönen Toiletten zu sehen bekommt? Es ist freilich wahr: Das Wort stirbt.

So ist also eines aus dem andern in notwendiger Entwicklung gefolgt: Zuerst der Verfall der Sprechtechnik, dann die Herrschaft der Oper, dann die Ueberfütterung mit Programmusik, weiter die Uebertreibung in der Ausstattung, zuletzt die Dienstbarkeit der Schauspieler gegenüber dem Kinotheater. Nun fehlte nur noch eins, nämlich das Zugeständnis der Dichter, daß das Wort gleichgültig sei. Auch das ist nicht ausgeblieben.

Allerdings hat es da einigen Widerstand gegeben. Noch am 18. März 1912 hat die Standesvertretung der deutschen Theaterdichter dem Lichtspieltheater den Fehdehandschuh hingeworfen. Damals stellte in der Generalversammlung des Vereins deutscher Bühnenschriftsteller Ludwig Fulda und mehrere andre, die über die Beziehungen des Theaters zum Kino referierten, den Antrag, die drei großen Körperschaften des Theaters, der Bühnenverein, die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger und der Verband deutscher Bühnenschriftsteller möchten sich zusammentun und ihre Mitglieder und die von ihnen abhängigen

Digitized by Google

Personen verpflichten, in keiner Weise für das Kinotheater tätig zu sein, in dem man, soweit es der Bühne Konkurrenz machte, ein kulturwidriges und kunstfeindliches Institut zu erkennen habe. Gleichzeitig wurde der Vorstand der deutschen Goethe-Bünde aufgefordert, eine Protestversammlung gegen die Mißbräuche der Kinotheater zu berufen. Diese Anträge wurden beinahe einstimmig angenommen.

Aber schon ein Jahr später trat die größte deutsche Lichtspielgesellschaft, die Union, an den Verband deutscher Bühnenschriftsteller mit dem Angebot einer Interessengemeinschaft heran, vermöge deren der Verband seinen Mitgliedern die Erlaubnis geben sollte, für den Kino zu schreiben oder ihre früher verfaßten Dramen dem Kino zur Umarbeitung zur Verfügung zu stellen, wogegen die Union gewisse Honorare und Tantiemen für solche Arbeiten garantierte. Und das Unglaubliche geschah: Der Verband, der zweimal, am 25. Oktober und am 11. November, über dieses Angebot beriet, nahm es an. Dieselben Männer also, die noch ein halbes Jahr vorher die kulturelle Minderwertigkeit des Kinos mit dem Brustton der Ueberzeugung in die Welt hinausposaunt hatten, klappten jetzt plötzlich wie Taschenmesser zusammen und verschrieben sich und ihre Kunst mit Haut und Haaren dem Lichtspieltheater.

Wie war das möglich? Was war inzwischen vorgegangen? Welches Novum war eingetreten, was diesen plötzlichen Umfall hätte wenn nicht entschuldigen, so doch wenigstens erklären können? Ganz einfach. Das Dezemberheft von „Bühne und Welt" 1912, S. 205, begeht die willkommene Indiskretion, zu erzählen, „daß inzwischen die rührigen Agenten der beiden größten Filmkompagnien die Reise in die Villeggiaturen Gerhart Hauptmanns, Hermann Sudermanns, Arthur Schnitzlers, Oskar Blumenthals und andrer bekannter Dramatiker nicht gescheut und beim Abschied vollgültig unterzeichnete Kontrakte mit nach Hause genommen hätten. Und diese Nachricht erhält noch einen besonderen metallischen Beigeschmack durch die Versicherung, daß diese Agenten sich nicht hätten lumpen lassen, sondern daß man den betreffenden Dichtern „mit vier- und fünfstelligen Ziffern" unter die Augen gegangen wäre. Dem Einfluß dieser „Dichter", die zum Teil an der Spitze des Verbandes stehen, ist es zu danken, daß der ganze Verband umgefallen ist und im Hinblick auf den in der Zukunft winkenden Mammon die Kunst an das Kinokapital verkauft hat. Denn nachdem diese hervorragenden Mitglieder, die man nicht ausschließen konnte, den Verband desavouiert hatten, war ein Fait accompli geschaffen, dem man sich, wie es heißt, nicht entziehen konnte. Der Beschluß wurde natürlich nicht einstimmig gefaßt, aber der Protest der Minorität war doch so schwach, daß er bisher meines Wissens seinen Weg in die Tagespresse überhaupt noch nicht gefunden hat. Wir müssen deshalb diese Dinge etwas tiefer hängen und sind überzeugt, daß das deutsche Volk, wenn es erst einmal über den Sachverhalt aufgeklärt ist, mit seinen „Dichtern" ein Hühnchen rupfen wird.

Man kann sich den Triumph der Filmgesellschaften denken. Mit steigendem

Digitized by Google

Mißbehagen hatten sie die Agitation gegen die teils obszönen, teils blutrünstigen, teils sentimentalen „Dramen" mit ansehen müssen, die bisher die Kosten der Unterhaltung in ihren Theatern vorwiegend getragen hatten. Die Empörung über diese Roheiten und Geschmackswidrigkeiten drohte allgemein zu werden. Da das Publikum nur dieser Dramen wegen den Kino besucht, war dessen ganze Existenz bedroht, wenn man nicht baldigst einen Ersatz dafür schaffte. Man war gern bereit, sie auf ein höheres Niveau zu heben — nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Geschäftsinteresse — und man wandte sich zu diesem Zweck an diejenigen, die dafür am kompetentesten waren, nämlich die Dichter. Die Agenten werden sich nicht übel ins Fäustchen gelacht haben, als ihnen dieser Coup gelungen war. Wir aber haben ein Interesse daran, zu wissen, wer im Verband der deutschen Bühnenschriftsteller für und wer gegen den Vertrag gestimmt hat. Es wird das klärend für unsre moderne Literaturgeschichte sein. Man wird sich zu entscheiden haben, ob man diejenigen noch als Dichter gelten lassen darf, die bei der Reproduktion ihrer Dichtungen auf das Wort verzichten zu können glaubten.

Theoretisch liegt die Sache ja sehr einfach. Ich habe darüber in der Flugschrift des Dürer-Bundes über den „Kino als Volksunterhaltungsmittel", die ich mit meinem Kollegen, dem Nervenkliniker Gaupp in Tübingen, zusammen herausgegeben habe, ausführlich gehandelt. Man muß hier zweierlei scharf voneinander scheiden: Erstens das Drama, zweitens die Pantomime. Solange der Phonograph nicht so ausgebildet ist, daß er die menschliche Stimme als Ausdrucksmittel restlos wiedergeben kann; solange er ferner nicht organisch derart mit dem Lichtbild verbunden ist, daß beide für die Wahrnehmung eine Einheit bilden, ist die vollgültige Reproduktion von Wortdramen unmöglich. Für das Drama ist das gesprochene Wort der Lebensnerv. Man kann keine psychologische Entwicklung, keine Charakterschilderung geben ohne Worte. Die Mimik dient auf der Bühne nur dazu, das Wort zu unterstützen, in seiner Wirkung zu steigern. Wie will man aber zum Beispiel den Mord oder den Selbstmord im Drama begründen, psychologisch motivieren, wenn man nicht das Wort zur Verfügung hat? Nur durch die psychologische Motivierung wird doch das Gräßliche auf der Bühne erträglich. Als bloßer Bewegungsvorgang gefaßt, bleibt es eben das Gräßliche, d. h. etwas, was uns abstößt, was nicht ins Niveau der Kunst emporgehoben ist, was wir mit einem Worte nicht sehen wollen. Man sagt, es würde nächstens der „Fuhrmann Henschel" im Kino aufgeführt werden. Ich werde jedenfalls nicht hingehen. Das heißt, ich werde hingehen und mich überzeugen, daß ich recht gehabt habe. „Der Andere" von Lindau wird ja, wie man hört, jetzt in Berlin gefilmt. Es muß aber nach meinen Informationen auch danach sein. Lindau ist, wenn ich mich recht erinnere, vor Jahren ein sehr scharfer Kritiker gewesen. Wie wäre es, wenn er einmal an sich selbst Kritik übte? Das heißt, wenn er nachwiese, wie unmöglich es ist, ein so schwieriges und psychologisch unfaßbares Problem wie das des „Doppelichs" ohne Worte glaubwürdig zu machen? Aber selbst einfachere, psychologisch anspruchs-

Digitized by Google

losere Stücke eignen sich nicht für den Kino. Am ersten noch die platte Situationskomik. Aber schon der witzige Dialog oder der Kalauer ist dem neuen Reproduktionsmittel nicht zugänglich. Was würde aber aus Moser und Schönthan, aus Blumenthal und Kadelburg werden, wenn die Kalauer wegfielen?

Nun ist ja allerdings die Möglichkeit einer Entwicklung des Kinos zum Wortlichtspiel nicht zu leugnen. Warum soll sich die Technik nicht so vervollkommnen, daß wir in einigen Jahren Dramen im Kino genau so wie auf der Bühne gleichzeitig sehen und hören können? Man tut gut, als Prophet vorsichtig zu sein. Ist es aber einmal so weit, dann steht man vor einem neuen Problem. Der Kino wird zwar auch dann noch die Bühne nicht ersetzen. Aber er wird vielleicht doch ein annehmbares Surrogat des Dramas bieten können. Und man dürfte es dann den Dichtern nicht übelnehmen, wenn sie ihre schon geschriebenen Dramen dem Kino gegen entsprechendes Honorar überließen oder gar neue Stücke für den Kino schrieben.

Vorläufig ist es aber so weit noch nicht. Und das Gravierende ist, daß die Dichter sich dem Kino in seinem jetzigen Zustande verschrieben haben. Ich kann mir die Kinematographierung eines Dramas nur so denken, daß die Handlung abgekürzt wird und daß ein gesprochenes oder projiziertes Programm den Inhalt erläutert. Gedruckte Programme nützen nichts, denn man kann sie bei der Verdunkelung des Zuschauerraumes ja doch nicht lesen, und die Augen sind schon durch die Bilder genug, ja allzusehr in Anspruch genommen. Die projizierten Ueberschriften der einzelnen Szenen aber, die eingeschalteten Erläuterungen, Briefe usw. sind eine häßliche Eselsbrücke, eine gräßliche Stillosigkeit, die außerdem die Augen maßlos anstrengt. Und daß eine abgekürzte Handlung mit solchen Erläuterungen kein künstlerischer Ersatz für das Drama ist, leuchtet ohne weiteres ein. Es ist etwa wie die Uebersetzung eines Gedichtes in Prosa oder die kurze Inhaltsangabe eines Romans in einer Literaturgeschichte. Mit einem Worte, es ist Prosa, keine Poesie; Unkunst, keine Kunst. Das Publikum wird dadurch nicht nur des Wortes entwöhnt, es verlernt auch wahre Kunst zu genießen, Kunst und Unkunst zu unterscheiden. Der Rhythmus im Fortschritt der Handlung geht verloren, nicht nur die psychologische Motivierung durch das Wort. Es ist vollkommen unmöglich, ein kinematographiertes Drama künstlerisch zu erleben. Man kann bestenfalls konstatieren, was für einen Inhalt es hat, wie sich die Ereignisse äußerlich entwickeln.

Ganz anders steht es mit der Pantomime. Denn für sie ist ja der Mangel des Wortes das eigentlich Charakteristische. Sie will ja nur durch Bewegungen und Gesichtsausdruck, durch rein mimische Mittel wirken. Und sie ist so gut eine Kunst wie jede andre. Die Beschränkung der Mittel degradiert ein Kunstwerk an sich noch nicht. Denn nicht die Zahl der verwendeten Mittel macht die Kunst, sondern die Kraft, die ihm innewohnt, mit möglichst wenigen Mitteln eine möglichst starke Illusion zu erzeugen. Wir haben ja in den letzten Jahren wiederholt Versuche gesehen, die Pantomime zu neuem Leben zu erwecken. Der Kino sichert ihr eine große Zukunft. Und ich begreife nicht, daß man die Dichter nicht

Digitized by Google

von vornherein auf die Kinopantomime hingewiesen hat. Das wäre eine andre Sache, als Wortdramen kinematographisch herzurichten und sie dabei der Hauptsache, des Wortes, zu entkleiden. Und für diese Kinopantomime wäre der Hinzutritt der Musik selbstverständlich. Nicht in der Form eines verstimmten Klaviers, auf dem ein gottverlassener „Musiker" herumpaukt, einerlei, was für einen Inhalt die Bilder haben, sondern eine Musik, die dem Inhalt angepaßt ist, den Stimmungsgehalt der Bilder zu entsprechendem Ausdruck bringt. Ich habe die Ueberzeugung, daß die musikalische Kinopantomime dem Musikdrama einst starke Konkurrenz machen, es vielleicht sogar ersetzen wird, und muß ganz offen sagen, daß sie mir künstlerisch reiner und entwicklungsfähiger scheint als dieses. Nicht ersetzen wird sie dagegen das Wortdrama, denn dieses ist etwas für sich, wobei das gesprochene Wort die Hauptsache bildet. In allen andern Kunstgattungen kann man sich damit aussöhnen, daß das Wort stirbt. Die Entwicklung geht da einmal in der Richtung, das Wort auszuscheiden. Im Drama, in der Poesie darf man das nicht dulden, denn ihr Leben beruht auf dem Wort.

Literarische Berichte

Werden und Wesen der Persönlichkeit. Von Dr. W. Stern. Biologische und historische Untersuchungen über menschliche Individualität. 215 S. in Klein 8°. Wien und Leipzig 1913. A. Hartlebens Verlag. Preis M. 3.—.

In der ersten Hälfte des Buches berichtet der Verfasser über die Ergebnisse, die die Forschung über das Leben, seine Entwicklung, sein Wesen und über den Tod zutage gefördert hat. In der zweiten Hälfte überwiegen historische Probleme; hier ist von der Bedeutung der Individualität die Rede, von dem Verhältnis des einzelnen zu den Massen, von Religion und Kunst und von ethischen Werten. Im Biologischen wie im Historischen verrät der Verfasser eine gute Belesenheit, und die Darstellung ist klar und mit treffenden Beispielen illustriert. Der Schluß, zu dem das Büchlein kommt, ist folgender: „Die Persönlichkeit ist das Produkt alles dessen, was vor ihr war, und ein wenn auch winziges Teilchen der Ursachen dessen, was nach ihr kommt." Dadurch, daß keine Gestaltung der Natur sich je wiederholt, ist jeder einzelne ein Glied in der großen Entwicklung und hat Anteil an ihr. So ist sein Dasein nicht zweck- und sinnlos. Diese allgemeine Folgerung aus der naturwissenschaftlichen Betrachtung ist einleuchtend. Im übrigen zeigt auch vorliegendes Werk, daß die historische Betrachtungsmethode sich nicht aus der naturwissenschaftlichen herausentwickeln läßt, sondern daß beide nur nebeneinander laufen können. Denn sie sind einander entgegengesetzt. Die erstere handelt vom Speziellen, Individuellen, die zweite sucht zum Allgemeinen, zu umfassenden Gesetzen zu kommen. Die Naturwissenschaft handelt von dem, was ist, nicht von dem, was sein soll, und von ihr gibt es keinen Weg zu ethischen Werten für das Individuum. K. Guenther.

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band Speisezimmer. Verlag Alexander Koch, Darmstadt. Braun gebunden M. 12.—, in Original-Japan M. 14.—.

Verhältnismäßig rasch ist dieser dritte Band von Kochs vorbildlichem Handbuch seinen beiden Vorgängern gefolgt. Und der Gedanke, nach dem Schlafzimmer und dem Herrenzimmer nun auch das Speisezimmer einer den Geschmack weiter Kreise veredelnden Würdigung zu widmen, verdient die gleiche freudige Zustimmung und Anerkennung, die die beiden voraufgegangenen Bände gefunden haben. Das, was dieser Band in Bild und Wort vom Speisezimmer zu sagen weiß, ist vornehmlich an die Hausfrau des vornehmen und gut bürgerlichen Hauses gerichtet. Insgesamt sind hier 300 Abbildungen vereinigt, die teils ganze Zimmer, teils Einzelstücke umfassen. Ein feiner intimer Reiz zeichnet sie alle aus, der eine erhöhte Wirkung noch dadurch erhält, daß es sich

Digitized by Google

ausnahmslos um durchgebildete künstlerische Entwürfe handelt, die alle Abstufungen vom einfachen Eßzimmer des bürgerlichen Wohnhauses bis zum eleganten Speisesaal umfassen und auch Frühstücks- und Teezimmer nicht ausschließen. Man kann nur mit froher Genugtuung feststellen, daß hier vom Verlag ein Musterbuch vorgelegt wird, dessen Reichhaltigkeit wohl kaum übertroffen werden konnte. Und es ist nicht daran zu zweifeln, daß unsre Hausfrauen aus dieser Fülle manche wertvolle Anregung schöpfen werden, deren Verwirklichung eine erhöhte Freudigkeit sowohl in die alltäglichen Mahlzeiten der Familie wie in die gelegentlichen festlichen Tischarrangements hineinzutragen geeignet ist. So wird auch dieser Band des Handbuchs, der sich in seiner äußeren und inneren Ausstattung den früheren Bänden würdig anschließt, allenthalben zahlreiche offene Türen finden. —z—

Der Dramatiker Herbert Eulenberg. Referat von Kurt Wolff. Mitteilungen der literar-historischen Gesellschaft Bonn. 7. Jahrgang, Heft 1 und 2. Bonn, F. Cohen. 58 Seiten. M. 1.50.

Ein guter Kenner und begeisterter Verehrer Eulenbergs stellt hier seine Untersuchungen über die einzelnen Bühnenwerke des Dichters an und sucht darüber hinaus den Sinn und Wert seines Schaffens zu erklären. Er zeigt seine Geistesverwandtschaft mit Kleist, Grabbe, Büchner; er sieht als Grund seines Wesens und zugleich als Vorzug an, daß bei Eulenberg Geschehnisse, Leidenschaften und Charaktere voll von Widersprüchen und Zufälligkeiten sind, daß er im Gegensatz zu Schiller und Hebbel alles „Moralisieren und Räsonieren" meidet. Mit Recht ist in der Diskussion, die man im Anhang wiedergegeben findet, diesem gedankenvollen, aber einseitigen Vortrag gegenüber auf manche Unzulänglichkeiten der Eulenbergschen Werke hingewiesen, besonders auf die innere Zwiespältigkeit seiner Art, Menschen zu sehen und darzustellen.

Br.

Hermann Hüffer. Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Ernst Sieper. Berlin, G. Reimer. Brosch. M. 10.—.

Diese autobiographischen Aufzeichnungen, die vom Herausgeber mit kundiger und liebevoller Hand ergänzt und zu einem einheitlichen Werk zusammengefaßt wurden, sind als authentische Zeugnisse einer großen Zeit der deutschen Politik von besonderer Bedeutung; die Schilderung und Abwägung der parlamentarischen Vorgänge um 1870, in die Hüffer selbst als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses miteinzugreifen berufen war, füllt den Hauptteil des Buches, daneben heben sich vor allem reizvolle Reiseberichte und literarisch interessierende Stücke aus dem hier gezeichneten Lebensbilde heraus. Man kann sich eigentlich wundern, wie dieser stille Mann, der alle guten Eigenschaften des deutschen Gelehrten in sich verkörperte, der von sich bekannte: „Ich habe stets an die Vortrefflichkeit der Welt geglaubt, aber ich mißtraue mir selbst," eine politisch-aktive Stellung einnehmen konnte; doch, solange er auf dem Platze war, hat er sich aufrechterhalten, und erst später widmete er sich, seiner eigentlichen Natur folgend, ganz der Dozententätigkeit. Hier war es ihm vergönnt, seine tiefsten und besten Fähigkeiten zu der beglückenden Reife zu bringen, von der diese Erinnerungen Zeugnis geben. — Eine größere Uebersichtlichkeit in der äußeren Darbietung des reichen Inhalts, vor allem aber ein Register hätte man dem Buche gewünscht.

O. Beyer.

Leonardo da Vinci. Von Br. Schrader. (Meisterbilder in Farben. Band 13.) Berlin, Schlesische Verlagsanstalt. Geb. M. 2.—.

Alles, was für weitere Kreise an Orientierung über das Leben Leonardos, über seine universale Tätigkeit und seinen Einfluß auf Schüler und Zeitgenossen in Betracht kommt, ist hier in sehr ruhiger, sachlicher Form zusammengestellt. Auch werden die mannigfachen kunstwissenschaftlichen Probleme eingehend erörtert und Angaben über das Wesentlichste an Bibliographie zwanglos eingefügt. — Acht Abbildungen nach den Hauptwerken, die man unter dem Namen des Meisters kennt, schmücken den handlichen, schön gedruckten Band aufs glücklichste und geben von dem Zauber dieser Farbenwelt einen guten Eindruck. O. B.

Lebensweisheit von Johann Heinrich Pestalozzi. Gesammelt und geordnet von Arnold Kaufmann. Liegnitz 1913, Kommissions-Verlag von Carl Seyffarth. XVII und 299 S. 8°.

Ein Landsmann des „edlen Schweizers", Lehrer in Rüttenen bei Solothurn, hat sich mit dieser Pestalozzi-Anthologie ein Verdienst erworben um seinen Helden, aber auch um uns. Seine Würdigung Pestalozzis im „Vorwort" ist zwar gewiß ein wenig zu panegyrisch geraten (objektiver bleibt das kurze, schlichte Lebensbild), aber Pestalozzis Werke sind in der Tat eine unerschöpfliche Fundgrube pädagogischer und politischer, wirtschaftlicher und sozialer Lebensweisheit, und der Gedanke, uns mit dieser reichgegliederten, geschickt angeordneten Sammlung von Aphorismen zur Pädagogik der Familie, der Schule und des Lebens ein „Zurück zu Pestalozzi!" zuzurufen, war daher ohne Zweifel berechtigt und praktisch. Nur darf es nicht heißen sollen: nur Pestalozzi, sondern auch Pestalozzi!

Digitized by Google

Den Texten ist L. W. Seyffarths zwölfbändige Pestalozzi-Ausgabe zugrunde gelegt. Eine sehr dankenswerte Beigabe sind je ein bisher unveröffentlichtes Bildnis von Pestalozzi und seiner Frau aus dem Pestalozzianum in Zürich.
Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Mein Junge und ich. Von Meta Schoepp. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 140 Seiten. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Das Buch macht auf jeder Seite den Eindruck, daß es unmittelbar dem Leben abgelauscht ist; es wirkt so echt und ursprünglich, es ist von so goldnem Humor, von so liebenswürdig anspruchsloser Art, daß man seine helle Freude daran haben kann und einige Schwächen darüber gern vergißt. Uebrigens ist es nicht nur unterhaltend, sondern enthält ohne aufdringliche Belehrung manche vortrefflichen Erziehungslehren, die an anschaulichen Beispielen eingeprägt werden. Besonders jungen Müttern wird es eine zugleich erfreuliche und nützliche Gabe sein.
Br.

Die urchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. Von Dr. Ludwig v. Gerdtell. Eilenburg, Thon. 133 Seiten. M. 1.50.

Die Wunderfrage muß natürlich zu immer neuen Lösungsversuchen reizen. Der von v. Gerdtell gegebene und jetzt schon in dritter Auflage erscheinende läuft darauf hinaus, daß nach der biblischen Anschauung Gott die allwirksame Wesenheit sei, folglich auch die Wunder habe wirken können. Aber so sehr auch in der Bibel die Lebendigkeit Gottes betont wird, so sind da doch die Zwischenursachen des natürlichen Geschehens keineswegs verkannt. Die Lösung des Wunderproblems liegt vielmehr darin, daß nicht Naturgesetze verletzt, sondern die gewöhnlich wirksamen Kräfte durch andre besiegt werden konnten, wie es in dem von mir aus dem Englischen übersetzten Buche „Die Wunder des Unglaubens" genauer dargelegt worden ist. Ed. König.

Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte. Von Theodor v. Sosnosky. Zweiter Band. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

Der zweite Band dieses Werkes ist vor allem einer eingehenden Darstellung des Einflusses gewidmet, den die Madjaren auf die Geschicke der Donaumonarchie geübt haben und noch üben. Sosnosky gehört zu denen, welche diesen Einfluß für äußerst verderblich halten, und als einziges Gegenmittel gegen die fortwährenden Untergrabungsversuche der Einheitlichkeit des Reichs sieht er die Aufteilung Ungarns unter die Nationalitäten an, wodurch die Madjaren aus einem „Staatsvolk" selbst zur Nationalität unter vielen werden würden. Das Mittel ist reichlich radikal; daß es überhaupt vorgeschlagen werden kann, ist charakteristisch genug. E.

Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung. Von Walter Sulzbach. Karlsruhe i. B., G. Braunscher Verlag.

Der Marxismus geht von der Voraussetzung aus, daß Erzeugung und Austausch wirtschaftlicher Werte die Grundlage aller Gesellschaftsordnung seien. Diese Lehre und was mit ihr zusammenhängt ist bereits vor Marx und Engels vertreten worden. Der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, die auf Quellenforschung gestützt und recht brauchbar ist, zeigt, daß nicht nur Saint-Simon, sondern verschiedene Schriftsteller der Aufklärungszeit sich ganz ähnlich über Wirtschaftsleben und Klassenkampf geäußert haben. Dies aktenmäßig belegt zu sehen, ist gewiß von Interesse. D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adrian, Prof. Dr., Das Nibelungenlied in moderner Erneuerung. Lichtenrade-Berlin, Friedrich Ruhland. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Altmann-Gottheiner, Dr. Elisabeth, Jahrbuch der Frauenbewegung 1913. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Antiquariats-Katalog Nr. 9. Leipzig, Rudolph Hönisch.

Bauer, Karl, Charakterköpfe aus Deutschlands großer Zeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Bellezza, P., Curiosità Dantesche. Milano, Ulrico Hoepli. L. 8.50.

Bergmann, Dr. Ernst, Die Satiren des Herrn Maschine. Ein Beitrag zur Philosophie und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Ernst Wiegandt. M. 3.—.

Bergsträßer, Dr. Ludwig, Die Verfassung des Deutschen Reiches vom Jahre 1849. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 2.20.

Carito, Diomede, Nella Terra Di Washington. Napoli, Libreria Detken & Rocholl.

Carnegie Endowment for International Peace. Year Book for 1912. Washington, Byron S. Adams.

Digitized by Google

Das Leben des Benvenuto Cellini. Uebersetzt von Heinrich Conrad. München, Martin Mörikes Verlag. Pappbd. M. 3.—, Leinen M. 4.50.

Dedreux, Dr. Rudolf, Der Suezkanal im internationalen Rechte unter Berücksichtigung seiner Vorgeschichte. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 5.—.

Der Zeitungsspiegel. Heft 2. Jahrg. 1912/13. Stuttgart, Evangelischer Preßverband. à 30 Pf.

Dumas Sohn, Alexander, Die Dame mit den Kamelien. Roman. Wien, A. Hartleben's Verlag. Geh. M. 2.25, geb. M. 3.—.

Ellissen, Adolf, Chinesische Gedichte. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Falke, Konrad, Wengen. Ein Landschaftsbild. Zürich, Rascher & Cie. M. 1.—.

Fester, R., Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Bd. I und II. Leipzig, B. G. Teubner. à M. 2.20.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte. Heft 1, 2, 3, 5 und 6. Wien IX/2, Selbstverlag.

Geiger, Ludwig, Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 12 Bänden. Bd. 6, 7, 9. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Gorion, Micha Josef bin, Die Sagen der Juden. Bd. 1. Von der Urzeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 6.—, Halbleder M. 7.50, Leder M. 10.—.

Hanssen, Dr. Peter, Medizinisches bei Theodor Storm. 1. Bändchen. Kiel, Wilhelm Handorff.

Haushofer, Karl, Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 8.50, geb. M. 10.—.

Idel, Wilhelm, Heimat und Fremde. Gedichte. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien G. m. b. H. Brosch. M. 2.25, geb. M. 3.—.

Igenstein, Wilhelm, Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Berlin-Pankow, Kavalierstr. 22, Selbstverlag. M. 1.60.

Katalog: Napoleon I. und seine Zeit. Sammlung Buhrig, Leipzig. I. Versteigerung bei Karl Hiersemann, Leipzig, am 13. und 14. Oktober 1913.

Keller, Ludwig, Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Volkserziehung. 21. Bd. Jena, Eugen Diederichs. Jährlich M. 4.—.

Kirchhoff, Dr. Hermann, Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Les Forces Nationales. Nr. 1. Paris, Boulevard de Courcelles, Administration. à Fr. —.75.

Lieutenant-Colonel Montaigne. Vaincre. 1. Bd.: Préparation a l'étude de la guerre. 2. Bd.: Étude de la guerre. 3. Bd.: La guerre. Paris, Berger-Levrault, éditeurs. Fr. 16.—.

Maas, Dr. Georg, Bibliographie der Sozialwissenschaften. 1 und 2. Heft. Berlin, Julius Springer. M. 34.—.

Meyer-Rotermund, Kurt, Der Rausch der Jugend. Schauspiel in 3 Akten. Wolfenbüttel, Heckners Verlag. M. 1.50.

Mönckmeier, Dr. Friedrich, Die Rhein- und Moselzeitung. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 4.—.

Nachtrag zur Deutschen Rangliste 1913, enthaltend den Marineteil und die Dienstalterslisten. Oldenburg, Verlag des Deutschen Offizierblattes.

Oehler, Richard, Zwischen Tod und Leben. Gedichte. Bonn, Albert Ahn. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Pastor, Ludwig v., Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 6. Band. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 11.—, geb. M. 13.—.

Rickert, Heinrich, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 18.—, geb. M. 20.—.

Rose, J. H., Gonner, E. C. K., Sadler, M. E. und **Herford, C. H.,** Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Karl Siegismund. Geh. M. 2.40, geb. M. 3.—.

Salzer, Anselm Dr., Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur. 53/54, 55 und 56/57. München, Allgemeine Verlags-Ges. m. b. H. à M. 2.—.

Schmelzer, F., Das Versicherungsgesetz für Angestellte. Band 159. Berlin, Hermann Hillger. 50 Pf.

Schulz, M. v., Das Einigungsamt. Heft 1. Berlin, Julius Springer. Jährlich M. 4.—.

Stauf von der March, Ottokar, Die Deutschösterreicher. Wien, Heinrich Feige & Co. Geh. K. 5.—, geb. K. 6.—.

Stöcker, Helene, Karoline Michaelis. Eine Auswahl ihrer Briefe. Berlin, Oesterheld & Co.

Stuttgarter militärische Blätter. 3. Jahrg. Januar 1913. Heft 4. Stuttgart, Geschäftsstelle der Stuttgarter Militärischen Blätter. Jährlich M. 1.75.

Thüringen. Ein Berater für Wanderungen. Gotha, Thür. Verkehrs-Verband.

Volkmann. Bewegungslehre. Heft 14/18. Charlottenburg, Friedrich Huth's Verlag.

Wagner, Lieutenant, With the Victorious Bulgarians. Leipzig, Brockhaus & Pehrsson.

Zebegény, v., Ritter Gründorf. Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Stuttgart, Robert Lutz. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Internationale Verständigungspolitik

Die 25 ersten Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. darf man mit Recht als eine Periode der deutschen Friedenspolitik bezeichnen. Die deutsche Reichsregierung und die deutsche Diplomatie haben an der Erhaltung des Friedens zwischen den europäischen Mächten redlich mitgearbeitet. Das erhellt nicht nur aus beinahe jeder Kundgebung des Kaisers und seiner verantwortlichen Staatsmänner, sondern das beweisen auch die Tatsachen des internationalen Lebens.

Aber auch die Regierungen der andern Großmächte sind heute eifrig bemüht, den Frieden zwischen der europäischen Staatenwelt zu erhalten. Das ist wohl noch nie so deutlich zutage getreten wie während der jetzigen Balkankriege. Die verantwortlichen Staatenlenker sind sich eben bewußt, daß das Interesse an der Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten größer ist als jedes andre Interesse, das vielleicht zugunsten eines Krieges sprechen könnte. Niemand, der in den Staatsgeschäften an verantwortlicher Stelle steht, würde, wie man nicht oft genug betonen kann, heute die Verantwortung für einen Krieg auf sich laden wollen, so lange nicht die ernstesten Lebensinteressen einer Nation auf dem Spiele stehen. Welche Kolonie wäre es wohl auch wert, daß man um ihretwillen einen europäischen Weltbrand entfesselt sehen möchte? Das nationale Interesse an der Erhaltung des europäischen Friedens überwiegt in allen Ländern zweifellos alle entgegenstehenden Interessen, und so sehen wir heute alle Großmächte einmütig in dem Bestreben vereint, Europa vor der Katastrophe eines allgemeinen Krieges zu bewahren.

Ob und auf wie lange dieses Bestreben von Erfolg gekrönt sein wird, entzieht sich der Beurteilung aller Lebenden. In der Politik muß man immer auch mit Unvorhergesehenem rechnen. Die Stimmungen und auch die Anschauungen über politische Dinge wechseln rasch. Daß man durch alle friedlichen Bestrebungen den Krieg nicht ganz aus der Welt schaffen kann, darüber sind sich wohl die meisten Menschen einig. Es wird immer wieder Kriege geben, sei es nun auf dem Balkan oder anderswo. Falsch aber wäre es, wenn man um dieser Tatsache willen die Friedenspolitik der europäischen Großmächte geringschätzen wollte. Es bedeutet immer und unter allen Umständen nicht wenig, daß es der Politik der Großmächte gelungen ist, wenigstens einige Kriege,

Digitized by Google

und darunter den zwischen den Großmächten selbst, zu vermeiden. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre dies kaum gelungen. In dieser Tatsache dürfen wir daher einen unzweifelhaften Fortschritt in der europäischen Politik erblicken.

Ueberhaupt, wenn man sich von dem Gange dieser Politik Rechenschaft geben will, dann darf man nicht an den Ereignissen des Tages kleben bleiben. Wenn wir aber auf die politische Entwicklung der letzten Dezennien im ganzen blicken, dann sehen wir, daß viele Staaten sich über eine ganze Reihe von Fragen, die kontroverser Natur waren und zum Teil gerade die gefährlichsten Konfliktstoffe in sich bargen, durch internationale Abkommen geeinigt haben. In diesen Abmachungen, deren Zahl in stetem Wachsen begriffen ist, braucht man keineswegs immer eine Spitze gegen andre, dabei unbeteiligte Mächte zu suchen. Es suchen ganz im Gegenteil gerade solche Mächte, zwischen denen Reibungsflächen bestehen, diese durch solche Verträge aus der Welt zu schaffen. So gelangen die Staaten nach und nach nicht nur zu einer Festlegung ihres gegenseitigen Rechtsbestandes, sondern darüber hinaus zu einer Abgrenzung ihrer politischen und wirtschaftlichen Interessensphären. Und so wie man durch diplomatische Verhandlungen, durch völkerrechtliche Vertragschließungen, schon manche Konfliktherde beseitigt hat, so sind auch durch Schiedssprüche, im Wege der völkerrechtlichen Rechtsprechung, schon manche Streitigkeiten aus der Welt geschafft worden, die an sich wohl zum Kriege hätten führen können. Die Friedenspolitik der Regierungen ist also doch nicht ohne Erfolg gewesen, trotz allem, was man ihr angesichts der Kriege der letzten Jahre zum Vorwurf machen mag.

Man kann gewiß Bedenken tragen, unsre heutigen politischen Zustände, unser heutiges politisches System für vollkommen zu halten. Die Politik von heute ist in der Tat noch zu sehr Machtpolitik und noch zu wenig Kulturpolitik, um auch nur im entferntesten als eine ideale Politik bezeichnet werden zu können. Und wenn auch das Streben nach Macht von der Politik wohl auf immer unzertrennbar sein wird, so sollte die Macht doch stets nur ein Mittel, niemals aber der Selbstzweck einer vernunftgemäßen Politik sein.

Aber über der Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen sollte man nie die Ansätze zu einer Besserung, nie die Richtungen, in denen die Entwicklung sich bewegt, übersehen. Und diese Richtungen, sie weisen unzweifelhaft darauf hin, daß die Regierungen der großen Staaten, wenn sie auch weit entfernt von dem utopischen Glauben sind, daß sie die Kriege auf der Welt beseitigen können, doch das ernsthafte Streben haben, sich über die zwischen ihnen bestehenden Differenzpunkte miteinander zu verständigen. Wenn wir die heutige europäische Staatenpolitik daher mit einem Schlagworte charakterisieren wollen, dann können wir sagen, daß die Staaten heute unter dem Zeichen der Verständigungspolitik stehen, daß die Regierungen mit dem zwanzigsten Jahrhundert in die Aera der Verständigungspolitik eingetreten sind.

Entspricht diese Verständigungspolitik, dieser Wille zum Frieden auf seiten

Digitized by Google

der Staatenlenker, nun nicht dem Willen der Völker? Wir glauben nicht, daß jemand es wagen wird, diese Frage zu verneinen. Gewiß gibt es überall, in allen Ländern, Minoritäten, die zum Kriege treiben möchten. Aber die Völker im ganzen, in ihrer überwältigenden Mehrheit, hegen sicherlich keinen sehnlicheren Wunsch, als den, daß Europa von der Kriegsfurie verschont bleiben möge. Schon die Balkankriege, die uns hier doch nur mittelbar berührten, haben ein Gefühl der Kriegsmüdigkeit erzeugt, man ist überall die ewigen Kriegsgerüchte und die drückende Kriegsatmosphäre satt geworden. Die Völker — und das deutsche Volk geradeso wie alle andern — sie werden es den Regierungen daher sicherlich nur Dank wissen, wenn es diesen gelingt, den Ausbruch eines europäischen Krieges auch weiter zu bannen. Mag angesichts mancher Ereignisse der letzten Jahre in weiten Kreisen auch eine gewisse Skepsis herrschen, die Tatsache bleibt jedenfalls bestehen, daß allenthalben der Wunsch besteht, daß wir einer solchen Katastrophe entgehen möchten. Denn eine Katastrophe wäre ein europäischer Krieg unter allen Umständen, auch für die Sieger, und es gibt keinen Siegespreis, der die Folgen dieser Katastrophe auch nur annähernd wieder wettmachen könnte. Die einfachste Rechnung zeigt, daß das, was Deutschland nach den alldeutschen Expansionspolitikern durch einen Krieg gewinnen könnte, in gar keinem Verhältnis steht zu dem, was dieser Krieg auch den Sieger im besten Falle an Kulturgütern kosten würde. Wenn ein solcher Krieg vermeidbar ist, dann muß man ihn also auch zu vermeiden suchen, darüber sind sich heute nicht nur die Regierungen, sondern auch die Völker einig.

Leider läßt sich nun aber nicht leugnen, daß diese Einigkeit nicht immer und nicht überall genügend zum Ausdruck kommt. Und doch wäre es natürlich nicht ohne Bedeutung, wenn die Regierungen sehen würden, daß sie bei ihrer Politik von der öffentlichen Meinung, vom Volkswillen, getragen werden. Die Verständigungspolitik der Regierungen würde dadurch erleichtert werden, und es würden nicht mehr so leicht Mißverständnisse vorkommen, die zu Trübungen der internationalen Beziehungen führen. Die öffentliche Meinung gelangt aber häufig nur sehr unvollkommen und oft auch keineswegs unverfälscht zum Ausdruck. In der Presse spiegeln sich die Wünsche der Bevölkerung nur teilweise wider, selbst da, wo an der Aufrichtigkeit ihrer Darstellungen nicht zu zweifeln ist. Und so könnte man manchmal zweifelhaft werden, ob denn die Bevölkerung die Verständigungspolitik der deutschen Reichsregierung auch wirklich billigt, um so mehr, als es Organisationen gibt, die ihr direkt entgegenzuarbeiten scheinen. Die schon oben angedeutete Skepsis hat allmählich in den weitesten Kreisen zu einer Schwarzmalerei in allen Fragen der auswärtigen Politik geführt, die von der Wirklichkeit mindestens ebensoweit entfernt ist, wie eine einseitige Schönfärberei und die die wirklichen Tatsachen des internationalen Lebens leider nur zu oft verschleiert. Und darüber hinaus gibt es, wie gesagt, Kreise, die in der Tat von einer Verständigungspolitik nichts wissen wollen und es lieber heute wie morgen sehen würden, daß es zum Kriege käme. Diese Kreise sind es und nicht die Kabinette, von denen heute die Kriege drohen, das ist von maßgebender

Digitized by Google

Seite mehr als einmal scharf betont worden. Die Bevölkerung aber ist durch die Bestrebungen dieser Kreise leider vielfach irregeleitet, und es gelingt der eigentlichen Volksmeinung oft nur schwer, sich ihnen gegenüber Gehör zu verschaffen.

Angesichts dieser Sachlage und gegenüber solchen Tendenzen ist es nun offenbar dringend nötig, aufklärend zu wirken. Wer täglich nur aufhetzende Sensationsberichte in seinen Zeitungen liest, verliert natürlich die Fähigkeit zu einer ruhigen und objektiven Beurteilung der Dinge. Es bedarf daher einer Aufklärung weiterer Volkskreise über die Fragen der internationalen Politik und über die gewaltigen Probleme, die mit ihr in Zusammenhang stehen. Man muß sich in der Bevölkerung doch vor allem auch über die schwerwiegenden Konsequenzen klar werden, zu denen die verschiedenen Wege der internationalen Politik unbedingt führen müssen. Es gibt hier nur zwei Wege. Entweder man fährt fort, gegenseitig Mißtrauen zu säen, ohne den darin sich kundgebenden Tendenzen entgegenzutreten. Dieser Weg bedeutet den Krieg. Oder man schreitet auf dem Wege der internationalen Verständigung weiter. Krieg oder Verständigung, das sind also die beiden Möglichkeiten. Kein Zweifel, welcher von beiden Wegen der wünschenswertere ist.

Ueber ritterliche Kriegführung

Von

Generalleutnant z. D. Litzmann

Man braucht nur an die Befreiungskriege zu denken, deren hundertjährige Erinnerung jetzt in zahlreichen Festen gefeiert wird, um zu erkennen, daß der Krieg das notwendige und edelste Unternehmen eines Kulturvolkes sein kann. Es bedarf nur des Hinweises auf die Balkanwirren von 1912 und 1913, um zu zeigen, daß mit ihm Greueltaten verbunden sein können, die jeder Kultur und Sitte hohnsprechen und als eine Schande für die Menschheit zu bezeichnen sind.

Liegt in diesen beiden Sätzen ein Widerspruch? Sicherlich nicht! Man müßte denn den zur Verteidigung der höchsten Güter des Vaterlandes tapfer und ehrlich geführten Kampf gegen die bewaffnete Macht des Gegners mit der unsinnigen Verwüstung seines Landes und den an wehrlosen Gefangenen und Verwundeten, an Frauen, Greisen und Kindern verübten feigen Grausamkeiten in einen Topf werfen wollen! Der Zorn über derartige Greuel ist nur zu gerecht. Wer aber darum den Krieg an sich fluchwürdig nennt, urteilt unbesonnen oder verständnislos. Der Krieg unter Kulturvölkern braucht eben nicht nach Art der Tiger geführt zu werden. Er darf es nicht, und ein Volk, das sich so verabscheuungswürdiger Formen der Kriegführung bedient, liefert damit den Beweis, daß es als Kulturvolk noch nicht anzusehen ist.

Digitized by Google

Man spricht im Gegensatz dazu von „ritterlicher Kriegführung“. Mancher hat dabei die von Geschichte und Dichtkunst überlieferten Bilder ritterlicher Zweikämpfe vor Augen. Indessen der Krieg zwischen Staaten, die um ihren Fortbestand und ihre als notwendig erkannte Weiterentwicklung miteinander ringen, ist unmöglich in den Formen jener Kämpfe zu führen. Um nur folgendes zu sagen: Man konnte vernünftigerweise nicht verlangen, daß die Preußen 1866 oder die Franzosen 1870 die Eröffnung der Feindseligkeiten aufschoben, weil das Zündnadelgewehr der österreichischen, das Chassepotgewehr der deutschen Infanteriebewaffnung überlegen war. Es wäre töricht gewesen, zu erwarten, daß die Deutschen beim Friedensschluß 1871 auf Kriegskostenentschädigung und Ländererwerb verzichteten, weil sie die Franzosen mit zahlenmäßiger Uebermacht zu Boden geworfen hatten. Man kann auch aus der neuzeitlichen Kriegführung nicht die Scheinmanöver zur Täuschung des Gegners oder seine Ueberrumpelung durch unerwarteten nächtlichen Ueberfall als „unritterlich“ ausmerzen wollen. Ritterliches Turnier und Völkerkrieg sind eben doch sehr verschiedene Dinge.

Dennoch darf in gewissem Sinne eine ritterliche Kriegführung gefordert werden, indem nämlich der Begriff ritterlicher Art einfach dem edler Männlichkeit gleichgestellt wird, was auch dem heutigen Sprachgebrauch angemessen ist. Ritterlich ist danach, wer den gerechten Kampf zwar nicht scheut und ihn mit aller Tatkraft durchführen will, aber jede zur Erreichung des Kriegszwecks unnötige Grausamkeit gewissenhaft vermeidet. Ritterlich ist, wer es mit seiner Ehre für unvereinbar hält, sich an Wehrlosen zu vergreifen, wer im Gegenteil sich der gefangenen, verwundeten und kranken feindlichen Soldaten fürsorglich annimmt und die nicht zur bewaffneten Macht des Gegners gehörende Bevölkerung in dem von ihm besetzten Gebiet unter seinen Schutz stellt. So haben die Deutschen in ihrem letzten großen Kriege, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, durchweg gehandelt, und im Zukunftskriege werden sie es ebenso oder noch besser machen. In diesem Sinne kann also der Krieg „ritterlich“ geführt werden, und man darf es, ohne Unmögliches zu verlangen, als eine der Kulturnationen würdige Aufgabe, ja geradezu als ihre Pflicht bezeichnen, daß sie auf solche Kriegführung hinzuwirken haben.

So leicht, wie dieser Gedanke ausgesprochen wird, ist freilich die Lösung der Aufgabe nicht zu erreichen. Man hätte dabei in erster Linie an die Arbeit der Haager Friedenskonferenz zu denken; aber deren Beschlüsse haben sich in der Praxis bisher als wenig wirksam erwiesen. Man könnte mit dem diplomatischen Einvernehmen der Mächte rechnen. Aber die „Demarchen“ und Noten der Diplomatie sind gerade in jüngster Zeit immer wieder ohne Erfolg gewesen. Nur die Ueberzeugung, daß der diplomatischen Mahnung, wenn sie fruchtlos blieb, der wirkliche Zwang durch Waffengewalt folgen würde, hätte dem sog. „Willen Europas“ Geltung verschafft. Diese Ueberzeugung hat aber niemand gewinnen können. Und das ist nur natürlich. Denn kein moderner Staat wird ohne zwingende Notwendigkeit die großen Opfer eines Krieges auf sich nehmen wollen. Aus rein menschlichen und sittlichen Gründen tut er's schwerlich. Die

Digitized by Google

Abstellung der Balkangreuel ist denn auch von den Mächten gar nicht erst gefordert worden. Würde das bei etwaiger Wiederholung anders werden? Würde dann irgendein bis dahin unbeteiligter Staat zum Schwert greifen, um eine menschliche Kriegführung zu erzwingen? Ich glaube es nicht. Es würde alles beim alten bleiben.

Was soll also geschehen? Ich meine, es sollte auf Grund von Haager Beschlüssen und diplomatischen Vereinbarungen die gesamte Kulturwelt sich zu dem Versuche vereinen, die in ihrer kulturellen Entwicklung noch zurückgebliebenen Völker erzieherisch zu beeinflussen. Die öffentliche Meinung sollte überall und mit allen Mitteln dahin beeinflußt werden, daß man es schließlich allgemein als unehrenhaft und eines „Kulturvolks" für gänzlich unwürdig ansieht, den Krieg in so schändlicher Weise zu führen.

Die Menschheit auf eine so ideale Höhe zu bringen, daß jeder Staat dem andern freudig zugesteht, was dieser zu seiner natürlichen Fortentwicklung und zur Ernährung seiner zunehmenden Bevölkerung an Landbesitz und Handelsvorteilen nötig hat — daß jede Nation womöglich mit der andern nach den Worten Christi verfährt: „So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel" —, diese fromme Hoffnung der Friedensschwärmer wird allezeit unerfüllt bleiben. Der Krieg wird nicht von der Erde verschwinden. Erreichbar aber scheint mir, daß ein Volk aus dem Urteil der gesamten gesitteten Welt allmählich erkennen lernt, wieweit es seine natürlichen Instinkte eindämmen muß, um sich die ehrende Bezeichnung als „Kulturvolk" zu verdienen. Dieses Urteil müßte eben nur einmütig von der Presse und den Parlamenten der fortgeschrittenen Nationen ausgesprochen und in deren Literatur ohne Rücksicht auf politische oder dynastische Interessen beharrlich verfochten werden. Es müßte den Schuldigen immer wieder in die Ohren gellen. Der krasse Unterschied zwischen „ritterlicher" Art der Kriegführung und der ihrigen müßte ihnen so lange vor Augen gehalten werden, bis er schließlich begriffen ist. Alle sollten sich zur Lösung der Aufgabe zusammenfinden, die öffentliche Meinung in der ganzen Welt ethisch zu beeinflussen: Rechtslehrer und Philosophen, Geistliche und Jugenderzieher, Politiker und Schriftsteller, Staatsmänner und nicht zuletzt alle ehrenhaften Soldaten, denen es am Herzen liegt, daß ihr Handwerk nicht geschändet wird. Es müßte eine große und gewaltige Demonstration werden, die keinen Zweifel darüber läßt, auf welchem Wege allgemeines Ansehen oder — Verachtung zu holen ist!...

Schließlich handelt es sich ja doch auch nicht bloß um Balkankriege und um ideelle Interessen Deutschlands. In „Danzers Armee-Zeitung" — die seit Jahr und Tag den berechtigten Unwillen der Deutsch-Oesterreicher über die unverständliche, selbstmörderische Politik ihrer Regierung in vortrefflichen Aufsätzen zum Ausdruck bringt — lese ich folgende Sätze: „Man sollte nicht übersehen in Oesterreich-Ungarn, daß dieselben disziplinlosen Horden, die gestern den Balkan in eine rauchende Trümmerstätte verwandelt haben, sich morgen über Ungarns Gefilde wälzen könnten, und daß kein vernünftiger Grund vorhanden, um an-

Digitized by Google

zunehmen, daß die Kosaken, Tataren und Usbeken bessere Kriegersitte angenommen als die in signo crucis fechtenden Völker des Balkans." — Droht der Einbruch dieser von Rußland ins Feld zu führenden unkultivierten Völkerschaften nicht auch deutschem Gebiet? Müssen wir nicht dauernd des Krieges nach zwei Hauptfronten gewärtig sein und daran denken, welche Massen der slawische Gegner im Osten gegen uns aufzubieten vermag, während wir noch den romanischen Gegner im Westen niederzuringen haben?

Ritterliche Kriegführung! Dazu gehört auch, daß ein Kulturvolk zum Kampf gegen ein andres Kulturvolk nicht Halbwilde heranzieht, für deren Verhalten es keine Verantwortung zu tragen vermag! Die Eingeborenen Algeriens, Tunesiens und Marokkos gehören ganz und gar nicht auf einen europäischen Kriegsschauplatz. Das müssen die Franzosen, die sich so gern als „ritterliche Nation" bezeichnen, immer wieder zu hören bekommen. Den so oft geäußerten Gedanken, dereinst mit den braunen Söhnen Nordafrikas die deutschen Gauen zu überschwemmen, müssen sie fallen lassen oder endgültig darauf verzichten, daß man ihr höchst unritterliches Verhalten gegen deutsche Gefangene 1870/71 und in neuester Zeit gegen deutsche Luftschiffer und harmlose Ausflügler vergißt und sie wenigstens annähernd für das hält, was zu sein sie sich einbilden.

Ritterliche Kriegführung! Man kann sehr wohl auf dieses Ziel hinarbeiten, ohne dem Kriege die notwendig gewaltsame Tatkraft zu rauben. Man kann sehr wohl das Waffenhandwerk veredeln, ohne auch nur einen Zug unmännlicher, sentimentaler Weichlichkeit hineinzubringen. Nicht in der Scheu vor dem Kriege zeigt sich die Gesittung der Völker, wohl aber in der Art, wie sie ihn führen. Und geachtet wird selbst vom Feinde der Soldat, der auch im Gegner einen Mitmenschen erkennt, den er schont, sobald er wehrlos geworden. Nur wer über den Krieg zum wilden Tier wird, macht den Krieg fluchwürdig, schändet ihn.

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt!

Niemand hat die Empfindung eines rechtschaffenen Soldaten besser zu treffen gewußt als unser großer deutscher Dichter!

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg[1])

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

König Carol von Rumänien hat in einfachen kurzen Sätzen, planmäßig und methodisch, schwungvoll und entschlossen, sein sittliches und politisches Lebensprogramm am 22. Mai 1866 dargelegt. Er ist demselben aufrichtig treu geblieben, und dies hat ihm in seinem Lande und überall auswärts eine große Autorität verschafft, die mit der Zeit gewachsen ist.

Am Abend des 22. Mai hat Fürst Carol sein erstes Ministerium, unter dem Präsidium Lascar Catargius, gewesenem Mitgliede der Lieutenance Princière, gebildet, in dem alle Parteien vertreten waren.

Am 23. Mai erläßt der Fürst folgende Proklamation:

„Roumains! Dans les destinées humaines il n'y a pas de plus noble devoir que d'être appelé à maintenir les droits d'une nation et à consolider ses libertés. Ce n'est qu'une mission aussi importante qui a pu me décider à quitter sans hésiter une position indépendante, une famille, une patrie auxquelles j'ai été lié par des liens et des souvenirs les plus sacrés, pour répondre à votre appel. L'acceptation du plébiscite qui a placé sur ma tête la couronne d'Etienne le Grand et de Michel le Brave, m'impose une grande responsabilité; mais j'espère qu'il me sera donné, avec l'aide de Dieu et un dévouement sans bornes, d'assurer à ma nouvelle patrie une existence heureuse et digne de son passé. — Roumains! Je suis le vôtre de tout mon cœur et de toute mon âme! Vous pouvez vous appuyer sur moi en tout temps, comme je m'appuyerai sur vous!"

Diese Proklamation ist das verstärkte Echo seiner Anrede vom 22. Mai, gerichtet an das ganze Volk, das er zu regieren berufen war.

Am selben Tage findet Empfang aller Staatsbehörden im Thronsaale statt.

Manolaki Costaki Epureanu, der Präsident der vollzählig erschienenen Constituante, hält folgende Ansprache: „Altesse! Je viens au nom de la chambre Vous exprimer notre profonde gratitude pour l'énergie et pour le dévouement avec lesquels Votre Altesse a répondu à l'appel de la nation roumaine. Cinq millions de Roumains, qui sont fiers aujourd'hui de pouvoir compter parmi eux un cœur roumain de plus, uniront, soyez en convaincu, toutes leurs forces, pour remplacer cette patrie, cette famille que Votre Altesse a quittées, pour venir les conduire à la grandeur et à la prosperité. Citoyens ou soldats, selon l'exigence des circonstances, sauront

[1]) Fortsetzung des im Oktober-Heft begonnenen Aufsatzes: „Mein Urteil über den Balkankrieg".

Digitized by Google

se dévouer et se sacrifier pour défendre le pays, ses libertés, ainsi que le trône et la dynastie de leur Elu. Quelques soient les destinées que les décréts de la Providence leur réserve, ils ont la volonté immuable de combattre le malheur avec courage et ils espèrent triompher avec un Chef qui est conduit par le sentiment d'honneur et de dévouement envers sa nouvelle patrie et le respect des lois."

Den 24. Mai begibt sich Fürst Carol in rumänischer Generalsuniform auf den Exerzierplatz von Cotroceni, wo die Vereidigung der Truppen stattfindet. Auf dem Felde sind aufgestellt zwei Infanterieregimenter zu zwei Bataillonen, ein Jägerbataillon, die Zöglinge der Militärschule, ein Regiment Ulanen, das einzige Artillerieregiment zu vier Batterien. Metropolit Niphon hält den Feldgottesdienst ab. Darauf folgt die Vereidigung der Truppen. In seiner französischen Ansprache hebt der Fürst hervor, „die heiligste Soldatenpflicht sei, dem Vaterlande in Treue und Hingebung zu dienen, und der eben geleistete Schwur müsse alle antreiben, wenn das Vaterland in Gefahr, demselben den letzten Blutstropfen freudig zu opfern".

Eine Kollektivadresse der Offiziere der Armee, die den Wunsch aussprach, diejenigen Offiziere, welche an der Entthronung des Fürsten Cuza teilgenommen hatten, zu entlassen, beantwortet Fürst Carol am 5. Juni durch folgende Ansprache: „J'ai accepté votre adresse, d'abord parce que je respecte le sentiment qui vous a dicté cette démarche, et ensuite pour avoir d'occasion de vous exprimer ma manière de considérer l'honneur militaire et le devoir du soldat. — Une prière collective gagne facilement l'apparence d'une pression morale, et il ne saurait être permis à un militaire de l'exercer sur le Chef suprême de l'armée. — Le serment oblige le soldat à une obéissance absolue. Ni les actes du Chef de l'armée, ni les motifs qui l'y engagent, ne doivent être soumis à la critique; la politique doit rester loin de lui; sa seule mission est de défendre son souverain et sa patrie, jusqu'à son dernier souffle contre tout ennemi. — Je suis pleinement convaincu que vous partagez toute ma manière de voir et reconnaissez aussi que votre démarche est dépourvue de droit, du point de vue du soldat. C'est pourquoi je demande, que confiants dans mes sentiments militaires, vous vous reposiez sur moi du soin d'agir, en tout ce qui concerne l'armée, selon mes propres convictions et mon devoir. — Toutefois, je le répète, je sais apprécier le sentiment honorable, qui a servi de base à l'adresse; mais je le répète de même que je demande toujours et de chacun un dévouement et une obéissance sans réserve. — J'ai été et je suis soldat par penchant, et c'est pour cette raison, comme aussi en considération de l'importance pour le pays, de posséder une armée bien disciplinée, qu'un de mes buts les plus empressés sera celui de lui assurer la position à laquelle elle a tout de droit d'aspirer. Je m'efforcerai de faire la connaissance de l'armée et de se chefs, pour pouvoir ne rendre mes décisions que selon le mérite et le droit, en reje-

Digitized by Google

tant complètement tout intérêt de parti et de personne. — Comptez fermement sur cette promesse, et n'oubliez pas, que je suis venu pour créer un avenir et non pas pour faire d'un passé, que j'ignore et ne veux même pas connaître, la base de mon activité."

Ende Juni inspiziert der Fürst die militärischen Etablissements. Er konstatiert großen Mangel an Kriegsmunition und findet kaum genug Pulver, um die Truppen mit einer mäßigen Anzahl Patronen zu versehen. Im Juni inspiziert er die Truppen, die südlich von Bukarest, am Sabar, standen, und findet, daß deren Ausbildung viel zu wünschen übrig läßt. Er begibt sich nach Giurgin, fährt auf einem kleinen Dampfschiff in die Nähe von Rustschuk, um das türkische Lager in Augenschein zu nehmen, und nichts läßt auf eine Kriegsbereitschaft schließen.

Diese Inspektionen waren sehr nötig, da die Nachrichten vom Auslande nicht besonders günstig waren. Balaceanu berichtete aus Paris, daß des Fürsten rasches Handeln auf den Kaiser Napoleon einen guten Eindruck gemacht hat, dagegen aber der Minister Drouyn de l'Huys sehr aufgebracht ist über des Fürsten Carols Vorgehen, denselben als einen Affront betrachtend gegen die in Paris tagende Konferenz. Alexander Golesku, der rumänische Vertreter in Konstantinopel, meldete, daß die Pforte entschlossen sei, bei der Pariser Konferenz einen Antrag zu stellen, die Donaufürstentümer sofort zu besetzen; auch habe der Sultan den Brief des Fürsten bisher nicht annehmen wollen. Balaceanu erhält die Weisung, die französische Regierung daran zu erinnern, daß die Türken nach dem Pariser Vertrage zu einem bewaffneten Einschreiten in den Donaufürstentümern nur nach Zustimmung sämtlicher Großmächte berechtigt seien, und auch dann nur, falls Unruhen ausgebrochen wären, solche aber seien nicht vorhanden, noch ständen welche zu befürchten.

Am 23. Mai schrieb der Fürst an die Königin Viktoria von England, um seine Thronbesteigung anzuzeigen und die Hoffnung auszudrücken, daß ihre Regierung mit der Anerkennung nicht zögern werde.

Anfang Juni wird Prinz Demeter Ghika nach Wien geschickt, namentlich um dem Kaiser Franz Josef die Versicherung zu geben, daß Rumänien seinem mächtigen Nachbar keine Ungelegenheiten verursachen will, und die Hoffnung auszusprechen, daß die kaiserliche Regierung es dafür in Konstantinopel unterstützen werde.

Um dieselbe Zeit wird Demeter Bratianu nach Serbien geschickt, offiziell mit dem Auftrage, dem Fürsten Michael den Regierungsantritt des Fürsten Carol anzuzeigen, unterderhand aber das dortige Terrain zu sondieren, die freundnachbarliche Gesinnung Rumäniens zu betonen und zugleich Serbien zu ersuchen, daß es der rumänischen Regierung Pulver und Munition abgeben möge.

In der Pariser Konferenz vom 4. Juni beantragt der russische Bevollmächtigte, daß die Hohe Pforte, laut des ihr am 6. September 1859 eingeräumten Rechtes, einen Kommissar nach den Donaufürstentümern schicken und daß die Garantiemächte demselben je einen Delegierten beigeben sollten. Die Türkei

Digitized by Google

erklärt, sie träte jedem Vorschlage bei, welcher bezwecke, den Prinzen von Hohenzollern aus den Fürstentümern zu entfernen. Frankreich, England, Italien und Preußen verwerfen aber diesen Vorschlag; nur der österreichische Botschafter pflichtet ihm „im Prinzipe" bei. Oesterreichs Stellung zur rumänischen Frage ist noch keine bestimmte, da der Kaiser sich noch nicht gegen ein Uebereinkommen mit Frankreich entschieden hat, welches die Abtretung Venetiens an Italien zur Basis hat, und Napoleon die Frage der Donaufürstentümer offen läßt, um ein Entschädigungsobjekt für Oesterreich in der Hand zu haben.

Mitte Juni bricht der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen aus, und Italien erklärt Oesterreich den Krieg. Am 4. Juli kommt die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz, und Kaiser Franz Josef tritt Venetien an den französischen Kaiser ab. Am 21. Juli wird der Waffenstillstand von Nikolsburg abgeschlossen.

Gerade in diesen Tagen wird die Konstitution Rumäniens in der Kammer unter erregter Stimmung diskutiert. Am 11. Juli wird die Konstitution einstimmig votiert, und am 12. Juli begibt sich der Fürst in die Metropolie, um dem Tedeum beizuwohnen. Nachdem begibt er sich wie am Tage seiner Ankunft nach der Kammer unter jubelndem Zurufe des Volkes. Der Kammerpräsident hält eine Ansprache, die mit den Worten endet: „Als Eure Hoheit den Boden unsers Landes betraten, haben Sie erklärt, von nun an seien Sie Rumäne; das konstitutionelle Rumänien antwortet Eurer Hoheit heute, daß Sie für dasselbe das Symbol seiner eignen Nationalität geworden sind." Darauf leistet der Fürst den Eid auf die Verfassung: „Ich schwöre, daß ich die Konstitution und die Gesetze des rumänischen Volkes halten, seine nationalen Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde." Sodann ergreift der Fürst das Wort und sagt: „Nur durch Ruhe und Würde kann Rumänien sich die Achtung des Auslandes und das Wohlwollen der Pforte sowie der Garantiemächte erwerben. Die Richtschnur, nach der wir unser Handeln zu regeln haben, ist einfach: wir müssen die von den europäischen Mächten garantierte Neutralität uns heilig bewahren und die sich aus ihr für uns ergebenden Pflichten treu und aufrichtig zu erfüllen suchen. Jahrhundertealte Verträge binden Rumänien an die Pforte, welche uns in schweren Zeiten ein Schutz gewesen sind. Diese Verträge müssen wir achten und aufrecht erhalten. Wir sind mit keiner Macht verbündet und werden all unser Bemühen darauf richten, keiner der benachbarten Großmächte die geringste Ungelegenheit zu bereiten."

Den 19. Juli hat der Fürst eine Begegnung mit dem General Türr, welcher ihm vom Marquis Pepoli und Graf Bismarck empfohlen ist, jetzt einen Aufstand in Ungarn vorbereitet und das Terrain in Bukarest zu sondieren wünscht, um ein Einverständnis mit dem rumänischen Nachbarvolke anzubahnen. Der Fürst erklärt dem General, seine einzige Aufgabe sei, ein moralisch und finanziell zerrüttetes Land durch gute Verwaltung wieder aufzurichten. Als erste Fürstenregel hat sein Vater ihm wiederholt ans Herz gelegt: „Ein kluger und namentlich ein treuer Regent darf niemals persönliche, sondern stets nationale Politik treiben."

Digitized by Google

Ende Juli empfängt Fürst Carol einen schon Ende Juni von Florenz aus geschriebenen, äußerst freundlichen Brief des Königs von Italien, als Antwort auf die Anzeige seiner Thronbesteigung. Viktor Emanuel bedauert, äußerer Umstände wegen dem jungen Herrscher noch nicht offiziell seine Glückwünsche aussprechen zu können, tut es aber privatim um so herzlicher; indem er ihn seiner Teilnahme an den Bestrebungen der rumänischen Nation versichert, welche so viele Aehnlichkeit darböte mit denen seines eignen Volkes, beglückwünscht er das Land, welches eine so vortreffliche Wahl getroffen, als es Fürst Carol an seine Spitze berief.

Aali-Pascha schlägt dem rumänischen Vertreter in Konstantinopel eine Militärkonvention vor zum gemeinsamen Schutz gegen Angriffe auf das Ottomanische Reich. Die Annahme eines solchen Vorschlags würde die Anerkennungsfrage fördern und das Aufgeben vieler der von der Pforte gestellten Bedingungen ermöglichen. Der Kaiser der Franzosen läßt durch Drouyn de l'Huys dem rumänischen Vertreter in Paris sagen und dem Fürsten raten, spontanément nach Konstantinopel zu gehen, um durch seine persönliche Anwesenheit der Pforte die Anerkennung zu entreißen. Der Fürst bleibt aber der Ansicht, daß ihm dieser Schritt durch die von der Türkei vorgeschlagenen Bedingungen unmöglich gemacht sei.

Am 7. August erhält der Fürst die Nachricht, daß sein Bruder Anton am Abend des 5. August zu Königinhof in Böhmen seinen Wunden erlegen ist — drei Kugeln sind ihm ins Bein eingedrungen und haben den Schenkel zerschmettert. Der König von Preußen hat dem jungen Helden nach der Schlacht bei Königgrätz eigenhändig den Ordre pour le Mérite umgehängt. Fürst Carol ist von dieser Nachricht schwer betroffen worden, aber die Teilnahme an dem Unglück, das die fürstliche Familie getroffen hat, ist eine so allgemeine, daß sie dem jungen Herrscher wohltut. Er wohnt dem Trauergottesdienst in der katholischen Kirche und der Metropolie bei überfüllten Kirchen bei.

Am 18. August kehren Kabinettsrat v. Werner und Baron v. Mayenfisch in die Heimat zurück. Dem Fürsten wird nach dreimonatigem Beisammensein die Trennung sehr schwer, aber der Urlaub der Herren ist abgelaufen. Sie waren glücklich, daß sie dem Fürsten wenigstens die ersten schweren Tage der tiefen Trauer um den verlorenen Bruder haben tragen helfen.

Der Fürst benutzt seine freie Zeit, um Rumänien näher kennen zu lernen.

Seine Reisen fangen mit der Walachei an — Tirgoviste, einstige Haupt- und Residenzstadt der Walachei — Plojesti eine aufblühende Kreisstadt, an der Kunststraße, welche durch das Prahovatal über Campina, Sinaja und Predeal nach der siebenbürgischen Stadt Kronstadt führt — Slanik, ein bedeutendes Salzbergwerk.

Im August unternimmt er eine längere Reise durch die Moldau und besucht Fokschani, die reichen Salzbergwerke von Okna, Bacau, Roman, Piatra, die beiden Frauenklöster Varatik und Agapia sowie das große Mönchskloster Neamtz, die Schloßruine Cetatea Neamtzului aus der Zeit Stephans des Großen

Digitized by Google

(1456 bis 1504), Foltitscheni, Botoschani, Kotnar, Harlan, Tirgu-Frumos, um in Jassy, der zweiten Hauptstadt Rumäniens, vom 30. August bis 5. September zu bleiben. Die Rückkehr von Jassy ging über Husch, Vaslui, Berlud, Tekutsch, Fokschani, die baumlose, menschenleere Steppe des Baragan, über die Jalomitza, einen Nebenfluß der Donau, nach Bukarest. In dieser siebzehntägigen Reise hat der Fürst elf von den vierzehn Distrikten der Moldau besucht: etwa 1500 Kilometer wurden zu Wagen zurückgelegt und 3000 Pferde in Anspruch genommen.

Diese Reisen durch Rumänien haben den besten Erfolg gehabt, da der Fürst auf diese Weise eine Menge Personen kennen lernte und mit denselben Beziehungen anknüpfte. Die Union der Moldau und der Walachei wurde befestigt, die Separatisten und die Gegner des fremden gewählten Fürsten wurden durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Fürsten entwaffnet.

Mitte September trifft der frühere Hospodar der Walachei — Barbu Stirbey — aus Paris in Bukarest ein, um dem Fürsten Carol seine Huldigung darzubringen. Der Fürst machte ihm den ersten Besuch, eine Aufmerksamkeit, die den fünfundsechzigjährigen Mann tief rührte. Den 5. Oktober nimmt der Hospodar mit den besten Wünschen Abschied, um nach Nizza zu reisen. Er dringt sehr darauf, nicht zu empfindlich zu sein gegenüber den türkischen Bedingungen, betreffend die Anerkennung, denn die Hauptsache sei, daß das Land zur Ruhe komme, die Wühlerei des Auslandes gegenstandslos und die Ordnung der Finanzen ermöglicht werde. Konzessionen ließen sich später immer noch von der Pforte erreichen, obgleich die Reise nach Konstantinopel vor der Anerkennung nichtsdestoweniger ein Wagnis bleibe.

Den 10. Oktober schreibt Fürst Carol dem Kronprinzen von Preußen einen Brief, um demselben seine besten und herzlichsten Wünsche zu seinem Geburtstage zu senden. „Welch reiches, ereignisvolles Jahr liegt hinter Dir! Stolze, mächtige Freude, tiefer Schmerz, dicht aneinander gereiht, sie kennzeichnen dieses Jahr, das eines der bedeutendsten Deines Lebens bleiben wird!... Dir wurde in Deinem Sohne Sigismund eine noch nicht aufgebrochene Knospe, mir in meinem Bruder Anton eine in vollster Pracht stehende Blüte entrissen; so haben wir beide reiche Hoffnungen zu Grabe getragen. Aber neue Hoffnungen entstehen wieder und neue Freuden, das ist der Zauber, mit dem uns das Leben an sich selbst und an unsre Pflichten gegen dasselbe fesselt, und an neuen Freuden hat dieses Jahr ein reiches Füllhorn vor Dir ausgeschüttet! Dir war das Glück gegönnt, die Schlacht bei Königgrätz und damit den ganzen glorreichen Krieg zur Entscheidung zu bringen. Deine Armee führtest Du mit sicherem Blick, im Bewußtsein Deiner und ihrer Kraft, von Sieg zu Sieg!... Die Tage der Schlachten sind nun vorüber, ob für lange Zeit, das ruht noch verhüllt im Schoße der Zukunft; inzwischen aber verlangt die Arbeit des Friedens ihr Recht, und hier wartet Deiner ein freudiges Schaffen, denn mehr als je weißt Du jetzt, wofür Du arbeitest und woraufhin... Wenn ich aus diesem neuen Aufschwunge unsers Vaterlandes neue Hoffnungen auch für mich und meine Aufgabe hier schöpfe, so darf ich das Dir gegenüber wohl

Digitized by Google

ohne Hehl aussprechen: Preußen hat im Orient eine große Mission zu erfüllen. Rußland, Frankreich und England dürfen nicht mehr, wie bisher, allein über die Geschicke dieses Erdteils entscheiden... Die formelle Anerkennung meiner Regierung durch die Pforte erwarte ich in den nächsten Tagen; ich werde dann nach Konstantinopel reisen, um dem Sultan einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Die Verhandlungen mit der Pforte bildeten bis zum Abschluß eine Reihe harter Kämpfe, da ich alle prätentiösen Bedingungen, die sie mir zuerst gestellt hat, streng und beharrlich abgewiesen habe. Jetzt habe ich nur die durch jahrhundertealte Verträge bestehende, von den Großmächten garantierte Suzeraineté der Pforte anerkannt, mir aber im übrigen die vollste Autonomie bewahrt, und die Suzeränität bleibt so eine leere Form ohne Inhalt. Sind die auswärtigen Angelegenheiten geordnet, dann kann ich mich dem inneren Ausbau des Staates hingeben, und mit meinem besten Streben will ich mich bemühen, das herrliche Land, das ich jetzt das meinige nenne, und die fünf Millionen Menschen, die mir ihr Wohl anvertraut haben, einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. Sind wir doch alle, jeder nach seinem Teile, Arbeiter an dem sausenden Webstuhl der Zeit, und meine Lebensaufgabe ist jetzt, auf dem Vorposten abendländischer Kultur, auf den das Schicksal mich hier gestellt hat, mit meiner ganzen Kraft mitzuwirken an der Gottheit lebendigem Kleid!"

Es ist die Wiederkehr seines Lebensprogramms, welches Fürst Carol erweiterte im Momente, in welchem der endgültige Abschluß der Anerkennungsfrage nach vier Monaten schwerer Kämpfe angelangt war.

Die Anerkennung der Pforte wurde in Briefform zwischen dem Großwesir und dem Fürsten vollzogen.

Der Text des Briefes des Großwesirs Mehemed-Ruschdi vom 18. Oktober 1866 ist folgender:

„A Son Altesse Sérénissime le Prince Charles de Hohenzollern.

„Altesse Sérénissime!

„Sa Majesté Impériale le Sultan, ayant pris connaissance de l'adresse qui a été votée par la Chambre représentative des Principautés-Unies, s'est senti mû du désir de donner encore une fois aux Populations Moldo-Valaques un témoignage de haute bienveillance, certain d'avance qu'il sera apprécié à toute sa valeur, et qu'il contribuera à resserrer de plus en plus les liens séculaires par lesquels cette importante partie de son Empire s'attache à la Turquie. Prenant donc en considération les vœux exprimés par ces populations et voulant en faire la base d'un état de chose solide et durable, Sa Majesté est disposée à conférer à Votre Altesse Sérénissime le rang et les prérogatives princiers, non seulement à titre viager comme par le passé, mais encore à titre héréditaire dans la descendance directe de Votre Altesse.

Digitized by Google

„Sa Majesté ne borne pas là les avantages qu'Elle désire assurer aux Principautés-Unies; tenant compte des nécessités politiques et administratives dont Elle a daigné apprécier l'importance, Elle est disposée à élever à 30 000 hommes le chiffre de la force armée, chiffre qui toutefois ne saurait être dépassé sous quelque forme que ce soit, sauf le cas d'une entente préalable avec la Sublime Porte. Sa Majesté consent encore à ce que les Principautés-Unies frappent une monnaie spéciale, sous la réserve que cette monnaie portera le signe particulier du Gouvernement Impérial, signe dont la nature fera l'objet d'un arrangement spécial.

„Il est bien entendu que la Sublime Porte a à cœur le maintien des Traités et Conventions existant entre Elle et les Puissances Etrangères et que ces Traités et Conventions resteront comme par le passé obligatoires pour les Principautés-Unies en tant qu'ils ne porteraient pas atteinte à leurs droits établis et reconnus par les actes concernant la Moldo-Valachie. Toutefois le Gouvernement de Sa Majesté Impériale le Sultan ne manquera pas de les consulter sur les dispositions de tout Traité ou Convention qui pourrait toucher à leurs lois et réglements commerciaux.

„Les arrangements d'un intérêt local entre deux administrations limitrophes et n'ayant point la forme de traité officiel ni de caractère politique, continueront à rester en dehors de ces restrictions.

„Le principe qu'aucun Traité ou Convention ne pourrait être conclu directement par les Principautés-Unies avec les Puissances Etrangères, serait également maintenu et respecté. Il est entendu aussi que Votre Altesse Sérénissime s'abstiendra de créer aucun ordre ou décoration destiné à être conferés au nom des Principautés.

„La Sublime Porte ne doute point que Votre Altesse Sérénissime ne respecte constamment les Droits de Suzeraineté du Sultan sur les Principautés-Unies, qui font partie intégrante de l'Empire Ottoman et ne maintienne avec soin les liens séculaires qui les unissent à l'Empire.

„La Sublime Porte est convaincue: 1° que le Gouvernement Princier consentira à augmenter le tribut annuel dans une proportion qui ferait l'objet d'une entente ultérieure, et ne permettra d'aucune façon que le territoire des Principautés serve de point de réunion à des fauteurs de troubles, de nature à porter la perturbation soit dans les autres parties de l'Empire Ottoman, soit chez les Puissances limitrophes; 2° que Votre Altesse Sérénissime voudra bien s'entendre ultérieurement avec la Sublime Porte sur les mesures pratiques à prendre pour rendre efficace l'aide et la protection dont ceux des sujets Impériaux, qui vont dans les Principautés-Unies pour leurs affaires de commerce, auront besoin.

„Toutefois Elle serait heureuse d'en avoir l'assurance directe de Votre Altesse Sérénissime, et je me plais à croire d'une part qu'en m'accusant la réception de la présente dépêche, Vous voudrez bien me mettre en

Digitized by Google

mesure de prendre les ordres du Sultan pour l'émanation immédiate du Firman d'Investiture, — et de l'autre que Votre Altesse Sérénissime s'empressera de venir à Constantinople entendre de la bouche même de Sa Majesté Impériale les vœux sincères qu'Elle forme pour le bonheur et la prospérité des Populations Moldo-Valaques."

Die Antwort des Fürsten Carol vom 19. Oktober 1866 lautet:

„A Son Altesse Mehemed Ruchdi Pacha, Grand-Vézir.

„Altesse!

„J'ai reçu la lettre que vous avez bien voulu m'adresser et dans laquelle vous me faites connaître les sentiments de haute bienveillance qui animent Sa Majesté Impériale le Sultan à l'egard des Principautés-Unies.

„Vous m'annoncez que son désir est de leur en donner un témoignage, en leur accordant des avantages nouveaux et en prenant en haute considération les vœux des Populations Roumaines.

„C'est avec une vive satisfaction que je reçois de la bouche de Votre Altesse ces assurances. Les sentiments bienveillants du Sultan seront pour moi d'un puissant secours dans les efforts que je ferai pour resserrer les liens séculaires qui rattachent les Principautés-Unies à la Turquie, et je reconnais hautement les avantages qui leur sont assurés par le principe européen de l'intégrité de l'Empire Ottoman, qu'il est de mon devoir, aussi bien que de l'intérêt des Principautés-Unies, de toujours respecter.

„Comme Sa Majesté Impériale consacre par un Firman d'Investiture la dignité princière en ma personne et dans ma descendance en ligne directe, je m'engage à respecter scrupuleusement ses droits de Suzeraineté sur les Principautés-Unies, dans les limites fixées par les Capitulations et le Traité de Paris de 1856.

„Le chiffre de 30 000 hommes qu'Elle veut bien indiquer pour l'armée régulière roumaine de toutes les armes, ne sera jamais dépassé, sauf le cas d'une entente préalable avec la Sublime Porte.

„Je ne saurais à voir à cœur moins que la Sublime Porte le maintien des Traités et Conventions conclus entre la Turquie et les Puissances Etrangères, et je ne puis méconnaître leur caractère obligatoire dans tout ce qui ne porte pas atteinte aux Droits des Principautés-Unies, reconnus et établis par les actes concernant les Principautés-Unies.

„Je ne conclurai, au nom des Principautés-Unies que des arrangements particuliers et locaux aves les Puissances Etrangères.

„Pénétré de la nécessité de ne pas donner d'inquiétude aux Puissances limitrophes et d'embarras à la Sublime Porte, je ferai tous mes efforts

Digitized by Google

pour que le territoire roumain ne puisse servir de point de réunion à des fauteurs de troubles.

„Les sujets de l'Empire qui viendront dans les Principautés-Unies sont assurés d'y trouver la sécurité et la protection pour tous leurs intérêts, et je suis disposé à m'entendre ultérieurement avec la Sublime Porte sur les moyens pratiques de rendre cette protection plus efficace, si cela paraissait nécessaire.

„En me rendant à Constantinople pour recevoir le Firman d'Investiture que Sa Majesté Impériale veut bien me conférer, je m'empresserai de Lui en donner directement l'assurance, et je pense qu'il sera facile d'établir un accord sur une augmentation du tribut acceptable par les Chambres.

„Je serai heureux d'entendre de la bouche de Sa Majesté Impériale les vœux qu'Elle forme pour le bonheur et la prospérité des Populations Roumaines, et de Lui porter ceux que je forme pour Son Auguste Personne et pour la prospérité de Son Empire."

*

Von dem Höflichkeitsbesuche in Konstantinopel zurückgekehrt, erwarten den Fürsten in Bukarest wichtige Staatsgeschäfte — die erste Wahlbewegung nach den durch die Konstitution bestimmten neuen Satzungen und der Abschluß einer Anleihe unter schweren Bedingungen.

Am 28. Dezember trifft vom Kaiser Napoleon folgender eigenhändiger Brief an den Fürsten Carol ein:

„Mon cher Prince,

Je ne vous ai pas écrit plus tôt parce que je ne voulais pas accréditer le bruit qui s'était répandu l'année dernière et qui avait pour but de faire croire que votre résolution de vous rendre dans les Principautés était le résultat d'un plan concerté entre nous; mais aujourd'hui que vous avez été reconnu par la Porte, je suis bien aise de vous dire tout l'intérêt que je porte à votre courageuse entreprise. J'espère que vous parviendrez à faire régner l'ordre et la prospérité dans votre nouveau pays et je serais toujours heureux d'y contribuer autant que cela dépend de moi.

Recevez la nouvelle assurance de ma sincère amitié.

Napoléon."

In seiner Antwort unterbreitet Fürst Carol dem Kaiser Napoleon die ganze Schwierigkeit der Lage: — „Le parti panslaviste cherche par tous les moyens possibles à amener des complications en Orient. Déjà il a su influencer la Grèce; les Candiotes se sont soulevés et, forts du principe des nationalités qu'ils ne peuvent invoquer en vain, réclament l'assistance de l'Europe. Des agents parcourent, sous un nom grec, les populations chrétiennes, excitant partout les courages ... Des émissaires cherchent à soulever la Moldavie, et même notre chambre des députés est prête à nous

Digitized by Google

susciter des embarras. Si l'intérêt et les sympathies des Grandes Puissances Occidentales nous font espérer que la Question d'Orient se résoudra à notre profit, nous ne sommes pas encore prêts, il faut l'avouer, à tirer parti de la situation ... Nous devons donc tout attendre de l'appui de nos protecteurs ordinaires et particulièrement de l'amitié de Votre Majesté. Il me semble, Sire, qu'il serait bien désirable qu'une entente s'établît maintenant entre la France, l'Angleterre et la Prusse au sujet des affaires d'Orient. Un accord intime entre ces trois puissances serait la plus sûre garantie de notre indépendance nationale ...“ —

Am 4. Februar 1867 bekommt der Fürst in Jassy einen Brief seines Vaters: „Deine preußische Anerkennungsangelegenheit ist inzwischen erledigt worden. Die Verzögerung kam daher, daß die Mächte lange darüber verhandelt haben, ob jede einzeln für sich vorgehen oder ob eine Kollektivanerkennung erfolgen solle. Nachdem dann Rußland selbständig und einseitig vorgegangen war, hatte die Kollektivanerkennung keinen Wert mehr, und man diskutierte noch über die Identität der Noten. So kam die Verschleppung, der nirgends übler Wille zugrunde lag. — Der König räumt jetzt mit Vergnügen ein, daß Du recht gehabt hast, seinem Rate, die rumänische Fürstenwahl abzulehnen, nicht zu folgen. Er freut sich, daß alles so vorzüglich gegangen ist, und daß Du vom Sultan mehr erlangt hast, als man je hätte erwarten können. Wenn es ihm auch immer noch nicht recht behagt, daß ein Hohenzoller unter des Sultans Oberhoheit steht, so verfolgt er doch alle Deine Schritte mit regstem Interesse und läßt Dich seiner vollen Teilnahme versichern... Meine Ernennung zum Deputierten von Tirgoviste betrachte ich als rührendes Beispiel einer Dir gezollten Anhänglichkeit... Mir scheint die orientalische Frage noch nicht ganz reif zum Platzen zu sein. Gott gebe, daß es Dir gelingt, Dich möglichst lange aus dieser Frage herauszuhalten! Soll Rumänien etwas dabei gewinnen, so wird durch die Macht der Verhältnisse ihm der gebührende Anteil schon von selbst zufallen, — einen solchen Anteil aber durch voreilige Einmischung erkämpfen zu wollen, wäre von Uebel... Deine Politik ist lediglich innere Entwicklung und Kräftigung Deines Staatswesens und gute Nachbarschaft mit den angrenzenden Staaten. So sehe ich wenigstens die Frage an. Die allgemeine europäische Spannung hat sich noch nicht vermindert, ist aber für den Moment weniger in Tatsachen als in einem allgemeinen Gefühl der Unsicherheit begründet.“ —

Am 5. Februar trifft des Fürsten jüngster Bruder, Fürst Friedrich von Hohenzollern, zum Besuche bei ihm ein. Die Freude des Wiedersehens ist groß. Es ist das erste Mitglied seiner Familie, dem er seine neue Heimat zeigen kann, und das ihm direkte Kunde von den Eltern bringt.

Am 6. Februar kommt die Nachricht von der erfolgten Verlobung der Prinzessin Marie von Hohenzollern, Schwester des Fürsten Carol, mit dem

Digitized by Google

Grafen von Flandern. Der Fürst verkündet sie bei einem Diner und findet allgemeine herzliche Teilnahme.

Den 14. August 1869 reist Fürst Carol nach der Krim, um dem Kaiser Alexander seinen ersten Besuch abzustatten. In seiner Begleitung befinden sich, außer dem russischen Generalkonsul Baron von Offenberg, der Ministerpräsident Fürst Demeter Ghika, der Hofmarschall und ein Adjutant, die beide den Namen Philippesku tragen. Am 19. August trifft der Fürst in Livadia ein, wo er vom Kaiser und der kaiserlichen Familie auf das herzlichste empfangen wird. Er reist am 22. August von Livadia ab und trifft in seiner Hauptstadt am 25. August wieder ein.

*

Den 3. Oktober 1875 schreibt Fürst Carol seinem Vater folgende Betrachtungen: „Die Unruhen auf der Balkanhalbinsel haben noch lange nicht ihr Ende erreicht. Die Insurrektion macht im stillen große Fortschritte und wälzt sich lawinenartig fort. Da sie anfänglich keineswegs nationale oder politische Zwecke verfolgte, sondern nur eine Auflehnung gegen die erdrückenden Steuerlasten war, von denen der christliche Bauer sich mit Waffengewalt zu befreien hoffte, so wird die Ruhe nicht eher wiederhergestellt werden können, als bis radikale Reformen dem Treiben der Paschas ein Ende machen. Der christliche Orient hat die türkische Mißwirtschaft herzlich satt. Ohne die Entente der Nordmächte wäre es schon längst zu ernsten Verwicklungen gekommen; dieselben sind zwar vorläufig aufgeschoben, aber durchaus nicht aufgehoben. Die hohe Diplomatie ist unfähig, die orientalische Frage zu lösen: diese kann nur im Orient selbst, auf dem Kriegstheater, unter Mitwirkung der direkt interessierten Völker gelöst werden! Unsere Politik ist heute: abwarten und Vorteil aus den Ereignissen ziehen; der finanzielle Ruin der Türkei wird dann weiter helfen."

Etwas später, den 27. November, schreibt der Fürst seinem Vater: „Solange die Suzeränität eine leere Form war, die sich auf Zahlung eines Tributs beschränkte oder auf Schwierigkeiten in Vertrags-, Münz- und Ordensangelegenheiten, konnten wir vor Europa mit unseren Klagen abgewiesen werden; sowie jedoch unser Abhängigkeitsverhältnis zur Pforte uns in unsrer ökonomischen Entwicklung, in unsern finanziellen Reformen aufhält, unserm Kredit schadet, dann können wir mit Recht fordern, daß man eine scharfe politische Demarkationslinie zieht zwischen einem Reiche, das zu jeder Reform unfähig ist, und einem jungen aufblühenden Staate, der in den letzten Jahren Europa reelle Garantien gegeben hat! In diesem Sinne hatte ich unlängst eine Unterredung mit dem österreichischen Vertreter hier, der mir zugab, daß dies die richtige Auffassung der Lage sei; doch könnte ein übereilter Schritt die vortreffliche Stellung, die Rumänien heute einnehme, kompromittieren. Ich antwortete ihm, daß ich vor allem den Frieden erhalten sehen möchte, um Zeit für die Durchführung aller nötigen Reformen, für den Rückkauf der Eisenbahnen und den Ausbau der Anschlußlinien zu gewinnen... Rumänien ist bestimmt, das Belgien der unteren Donau zu werden. Warum zögern die Kabinette, dies auszusprechen?

Digitized by Google

Wir können noch etwas warten; für Europa wäre es aber eine Garantie des Friedens im Osten."

Am 9. Dezember empfängt Fürst Carol einen Brief vom Fürsten von Hohenzollern: „Die Türkei stirbt an dem selbstverschuldeten Finanzkrach! Für den fernen Beobachter ist die Wahrnehmung interessant, daß aller Augen auf Rumänien gerichtet sind, dessen Maßhalten überall große Anerkennung findet. Dieses Maßhalten ist das einzige Mittel, um Europa auf die herannahende Unabhängigkeit Deines Landes vorzubereiten. Diese Unabhängigkeit muß sich aus dem Glauben an ihre Notwendigkeit herausbilden und darf, wenn sie eintritt, niemand mehr überraschen! Ich gratuliere Dir zu der politischen Zurückhaltung und der Kunst des Abwartens, die Du gegenüber der Ungeduld des rumänischen Nationalcharakters auszuüben verstehst. Jede Uebereilung wäre ein großer Fehler und auch dann nicht zu entschuldigen, wenn die Ruhe des Landes auf dem Spiele stände. Ganz Europa würde Front gegen Rumänien machen, falls dieses die erste Veranlassung zum Weltbrand wäre!"

*

Mitten in diesen Schwierigkeiten stellt Fürst Carol sein zukünftiges politisches Programm auf, den 8. Februar 1876, in noch klarerer und bestimmterer Weise, als er es vor einigen Wochen getan hatte: „Bald fragt der österreichische Vertreter, was wir im Falle einer Besetzung des Landes durch russische Truppen tun würden; bald sondiert uns der russische Vertreter, ob wir Vertrauen zu Oesterreich-Ungarn hegten. Beide beschwören uns aber, keinen übereilten Schritt zu tun. Man wünscht den Frieden, weil einer dem andern die Lösung der orientalischen Frage nicht gönnt, und beide nicht auf den Krieg vorbereitet sind. Es ist aber nicht zu leugnen, daß wir unter dieser Ungewißheit leiden und allen möglichen Gefahren ausgesetzt sind. Tatsache ist, daß Rußland an der moldauischen Grenze Truppen zusammenzieht, und daß General Ignatjew den türkischen Ministern in Gegenwart des rumänischen Vertreters erklärt hat, seine Regierung würde die Donaufürstentümer in Pfand nehmen, sobald die Türken Serbien und Montenegro besetzen sollten! Nun ist es eine bekannte Sache, daß man nicht alles auf die Goldwage legen darf, was der russische Botschafter in Konstantinopel sagt; trotzdem durften wir diese leichtsinnig hingeworfenen Worte nicht überhören. Dies ist wieder ein Beweis, wie wünschenswert und notwendig es wäre, aus Rumänien ein zweites Belgien zu machen und es dadurch gegen willkürliche Angriffe zu schützen. Wir sind entschlossen, jede Besetzung, von welcher Seite sie auch kommen möge, mit den Waffen in der Hand zurückzuweisen. Einer Großmacht werden wir selbstverständlich nicht standhalten können, werden aber doch ihr gegenüber unsern Standpunkt zu wahren wissen und nicht wie ehemals den Okkupationsarmeen wie Befreiern entgegenziehen."

*

Digitized by Google

Während dieser sorgenvollen Zeit war Lascar Catargin Ministerpräsident seit dem Monate März 1871. Zum ersten Male seit dem Pariser Frieden vom Jahre 1856 sah man in Rumänien ein Ministerium, welches fünf Jahre lang ohne Unterbrechung die Staatsangelegenheiten führte. Es war ein konservatives Ministerium, das aber gerade jetzt durch innere Zwistigkeiten der Partei wankte. Lascar Catargin gab seine Demission den 16. April 1876.

Sein Nachfolger, General Floresku, hatte eine kurze Dauer.

Den 9. Mai wurde die Regierung der nationalliberalen Partei anvertraut unter dem Präsidenten Manolaki Costaki Epureanu. Diesem folgte den 5. August Joan Bratianu.

Den 9. September 1876 haben sich die Minister Bratianu und Statesku, denen sich der Generalkonsul von Calice anschloß, zur Begrüßung des Kaisers Franz Josef nach Hermannstadt begeben und sind daselbst mit Auszeichnung aufgenommen worden. Sie hatten den Auftrag, den Kaiser im Namen des Fürsten zu begrüßen und ihn zu versichern, welch hohen Wert Rumänien auf die freundschaftlichen Beziehungen mit Oesterreich-Ungarn lege. Der Kaiser äußerte in seiner Antwortrede seine Befriedigung über die inmitten der orientalischen Wirren von Rumänien beobachtete Haltung, sowie seine Hoffnung, daß der Serbisch-Türkische Krieg ein Ende erreicht habe und der Friedensschluß nahe sei.

Mitte September bringen aber die rumänischen Eisenbahnzüge täglich zahlreiche russische Freiwillige von Ungheni nach Verciorova, die von dort nach Serbien übersetzen. Auch Waffen werden durchtransportiert. Offiziell geht diese Hilfsaktion von den Slawenkomitees in Moskau und St. Petersburg aus, aber die russische Regierung leugnet jede Beteiligung.

Den 30. September wird von Petersburg aus sondiert, wie Rumänien sich einem Russisch-Türkischen Kriege gegenüber zu verhalten gedenke. Die Antwort ist ausweichend: Rumänien hoffe noch, daß der Friede erhalten bleibe, stehe aber mit seinen Sympathien auf der Seite der Serben, Bulgaren und aller unter türkischem Joche schmachtenden Christen; die Freundschaft Rußlands werde es stets zu schätzen wissen.

In den „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck findet man den Schlüssel über die außerordentlich verwickelte Lage Europas um diese Zeit. Im Herbst 1876 erhielt Fürst Bismarck in Varzin ein chiffriertes Telegramm des Militärbevollmächtigten Generals von Werder aus Livadia, durch welchen er im Auftrage des Kaisers Alexander eine Aeußerung darüber verlangte, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn Rußland mit Oesterreich in Krieg geriete. Da der Botschafter v. Schweinitz am Ende seines Urlaubs stand, wurde er ersucht, vor der Rückkehr nach St. Petersburg nach Varzin zu kommen. Vom 11. bis 13. Oktober war v. Schweinitz der Gast des Reichskanzlers. Er bekam den Auftrag, sobald als möglich über St. Petersburg an das Hoflager des Kaisers Alexander nach Livadia zu gehen. Der Sinn der Instruktion für

Digitized by Google

Herrn v. Schweinitz war: „Deutschlands erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren, als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten. Wenn dies, zum Schmerze Deutschlands, zwischen Rußland und Oesterreich nicht möglich sei, könnte Deutschland zwar ertragen, daß seine Freunde gegeneinander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet oder geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde. Diese Erklärung von zweifelsfreier Deutlichkeit hatte zur Folge, daß das russische Gewitter von Ostgalizien sich nach dem Balkan verzog und daß Rußland, anstatt der mit Deutschland abgebrochenen Verhandlungen, dergleichen mit Oesterreich, zunächst in Pest, im Sinne der Abmachungen von Reichstadt, wo die Kaiser Alexander und Franz Josef am 8. Juli 1876 zusammengetroffen waren, einleitete, die geheimgehalten wurden. Die Konvention, die am 15. Januar 1877 abgeschlossen wurde, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes von Bosnien und der Herzegowina, und hat den Russen während ihres Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert."

Um diese Zeit hat die Pforte die von England befürworteten Friedensvorschläge abgelehnt, obgleich der englische Botschafter ihr vorgestellt hatte, daß sie damit die einzige Möglichkeit, den Krieg mit Rußland zu vermeiden, aufgäbe. Die Antwort der Pforte war, daß sie die geplanten Reformen auf das ganze Reich ausdehnen und nicht Bulgarien und Bosnien bevorzugen wolle, wie es die Mächte vorschlugen.

Angesichts dieser Lage ordnete Fürst Carol an, die Stärke seines Heeres durch Einziehung von Reserven auf 25 000 Mann zu bringen; den Vorwand dazu gaben die Manöver ab.

Am 3. Oktober beschließt noch der Fürst, seinen Minister Bratianu nach Livadia zu senden, wo der Zar mit dem Thronfolger, dem Fürsten Gortschakow und dem Kriegsminister Miljutin eingetroffen war, und wohin auch Graf Ignatjew von Konstantinopel berufen wurde.

Den 7. Oktober reist nach Livadia eine ganze Deputation, die den Kaiser Alexander begrüßen soll. Sie besteht aus dem Ministerpräsidenten Bratianu, dem Kriegsminister Slaniceanu, dem Hofmarschall Vacarescu und dem Flügeladjutanten Singurow.

Hierüber enthalten die Denkwürdigkeiten des Königs Carol von Rumänien folgende Darlegung:

„In Livadia ist die rumänische Deputation mit großer Auszeichnung empfangen worden.

„Die orientalische Frage steht eben auf der Tagesordnung und verleiht auch Rumänien eine erhöhte Bedeutung.

„Den 16. Oktober war Bratianu aus Livadia zurückgekehrt und erstattete sogleich Bericht über seine Eindrücke aus Rußland: der Krieg wird als unvermeidlich angesehen und die Stimmung ist durch ganz Rußland zuversichtlich und gehoben.

Digitized by Google

„Sofort nach dem Eintreffen der rumänischen Deputation in Livadia hatte Graf Ignatjew sich Bratianus bemächtigt, um ihm die absolute Notwendigkeit einer Vereinbarung über den Durchmarsch des russischen Heeres durch Rumänien auseinanderzusetzen. Bratianu hatte ausweichend geantwortet.

„In einer dann erfolgenden Unterredung mit dem Fürsten Gortschakow machte dieser seine Ansicht geltend, daß Rußland mit Rumänien eine militärische Konvention nichtpolitischen Charakters abschließen müsse; Rußland könne nur durch Rumänien in die Türkei einbrechen, dem Lande solle aber keinerlei Verlust daraus erwachsen. Bratianu erwiderte, daß die Einigung mit Rumänien ohne Schwierigkeiten sein würde, sobald Rußland den Krieg im Einverständnis mit den garantierenden Mächten führte; aber dieses Einverständnis müsse klar und sichergestellt sein.

„Fürst Gortschakow begegnete diesem Einwand mit großer Schärfe: Rumänien habe den Durchmarsch bedingungslos zuzugestehen; andernfalls werde Rußland sich auf die Verträge berufen, nach denen die Moldau und Walachei integrierende Teile des Osmanischen Reiches seien und ohne weiteres einrücken!

„Bratianu läßt sich aber nicht einschüchtern, sondern gab seinerseits dem russischen Kanzler zu bedenken, daß Rußland einen Krieg zur Befreiung seiner Christenbrüder aus dem Joche der Ungläubigen nicht eben glücklich mit der Niederwerfung einer christlichen Armee beginnen würde, und erklärte, daß die Streitkräfte Rumäniens sich am Pruth der Invasion eines feindlichen Heeres nach Kräften widersetzen würden.

„Dem Grafen Ignatjew bemerkte Bratianu später, daß der drohende und ausfallende Ton, dessen Fürst Gortschakow sich bedient habe, eventuelle Verhandlungen nur erschweren würde. Worauf jener meinte, die Worte des Kanzlers dürfe man nicht so ernst nehmen.

„Der Kaiser selbst war etwas zurückhaltend; so kam er bei der ersten Audienz der rumänischen Deputation zwar mit Wohlwollen entgegen, berührte aber die brennenden Fragen nicht direkt. Die Kaiserin dagegen beklagte sich bei Bratianu und Slaniceanu, daß eine nach Serbien bestimmte Sendung des unter ihrem Protektorate stehenden Komitees des Roten Kreuzes von den rumänischen Behörden angehalten worden sei; auf diese Weise sei das Verbandmaterial für die serbischen Verwundeten, sowie auch ein von ihr gestifteter Feldaltar seiner Bestimmung entzogen worden. Bratianu entschuldigte seine Regierung damit, daß sie sich gewissermaßen zwischen zwei Feuern befinde; von der einen Seite werde ihr übertriebene Strenge, von der andern, der türkischen, unerlaubte Laxheit in der Durchführung ihrer Neutralität vorgeworfen; durch die Reklamationen der Pforte sei sie gezwungen worden, etwas schärfere Kontrolle auszuüben. Die Sendungen seien aber trotzdem an ihren Bestimmungsort gelangt.

„Die Umgebung des Kaiserpaares zeichnete die Rumänen in schmeichelhafter Weise aus. Gräfin Bludow drückte ihre Ueberzeugung aus, daß das russische Offizierkorps demnächst Waffenbrüderschaft mit dem rumänischen gegen den gemeinsamen Feind schließen würde. Doch gewann Bratianu den Eindruck,

Digitized by Google

daß es am Hoflager selbst zwei Strömungen gebe, eine aktionslustige und eine mehr friedliche.

„Als beim Abschiede Fürst Gortschakow sagte: „Wenn es Krieg gibt, werden wir uns schon verständigen; Rumänien kann dabei nur gewinnen!" erwiderte Bratianu: „Eine Verständigung liege durchaus im Interesse beider Staaten, und er sei bereit, die Angelegenheit näher zu erörtern."

(Fortsetzung folgt)

Mexikanische Briefe[1]

Von

Kurd v. Schlözer

Am Bord der „Westfalia", Sonntag, 17. Juli 1870,
41° 47' nördlicher Breite, 58° 26' östlicher Länge.

Himmel und Wasser sind heute so ruhig, daß sie mich nicht hindern, meiner guten Mutter zu schreiben.

Am 9. Juli, früh 7 Uhr, verließen wir Havre. Gegen Mittag brach ein Gewitter los, wie ich es noch nie auf dem Meer erlebt. Die Blitze zischten rechts und links vom Dampfer in die Wellen, in demselben Augenblick krachten auch die Schläge und donnerten weithin über die Fluten.

Gleich darauf erhob sich Nebel, der uns dicht einhüllte und bald verhängnisvoll werden sollte.

Den Nebel fürchtet der Seemann mehr als den Sturm, besonders im Kanal, wo es im Sommer von Schiffen wimmelt.

Es mochte etwa 2 Uhr nachmittags sein. Wir befanden uns auf der Höhe der Casquetsinseln. Unsre Maschine arbeitete nur mit halber Kraft, um in dieser grauen Wildnis ein plötzliches Zusammentreffen mit andern Fahrzeugen zu vermeiden. Kapitän Schwensen und der zweite Offizier Fischer standen auf der Kommandobrücke, beide unverrückt nach vorn äugend und scharf hinhörend, ob irgendein Geräusch zu vernehmen sei. Am Bugspriet lagen außerdem zwei Ausluger. In kurzen Intervallen stieß die „Westfalia" das unheimliche Geheul der Nebelpfeife aus, ihren warnenden Ruf weithin durch die weißen Wasserdünste sendend, um anzuzeigen, daß der Riesendampfer der Neuzeit, die „Westfalia", das alte Meer durchfurche, und alles aus dem Wege gehen möge, um nicht zermalmt zu werden.

Ich stand mit einem Amerikaner auf dem Vorderdeck und beobachtete, wie

---

[1]) Aus den im Anschluß an die „Römischen Briefe" von Kurd v. Schlözer bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart demnächst erscheinenden „Mexikanischen Briefen" desselben Verfassers, herausgegeben von Karl v. Schlözer.

Digitized by Google

unser Koloß langsam vorwärtsglitt. Plötzlich hörten wir vor uns wildes Geschrei und Hilferufe. Aus dem Nebel tauchte gespenstig ein Zweimaster mit vollen Segeln; im selben Moment ließ Kapitän Schwensen die Maschine auf rückwärts stellen.

Zu spät: die wuchtige „Westfalia" hatte trotz ihrer gemäßigten Gangart das fremde Schiff bereits vollständig überlaufen — mit solcher Gewalt, daß der Fockmast wie Glas zersplitterte und sein Rumpf mitten durchbarst.

Als wir uns links über die Reling beugten, trieben bereits die beiden Schiffsteile zu unsern Füßen vorüber — mit heulenden Menschen, zerbrochenen Rahen und Masten, zerrissenen Segeln, flatternden Tauen. Auf den sich neigenden Planken irrte die Bemannung händeringend hin und her, während die Wassermassen mit dumpfem Brausen in die offengelegten Räume hineindrängten. Dann nur wenige Sekunden — und alles versank vor unsern Augen.

Langsam breitete der Nebel seinen undurchdringlichen Schleier über die Katastrophe . . .

Doch schon hatte der Kapitän eins unsrer großen Rettungsboote seeklar machen lassen. Wenn auch niemand von uns, und Schwensen selbst wohl kaum, die Rettung für möglich hielt, und es allen undenkbar erschien, zwischen den dichten Nebelvorhängen die Stelle aufzufinden, wo die Unglücklichen verschwunden waren, wollte der Kapitän es doch, zur Beruhigung seines Gewissens, wenigstens versuchen.

Und wunderbarerweise glückte das Unternehmen. Leutnant Fischer, der das Rettungsboot kommandierte, schlug mitten durch den dicken Nebel eine so richtige Direktion ein, daß er schon nach wenigen Minuten die Hilferufe der Verunglückten hörte. Sie waren mit den Trümmern in die Tiefe gezogen, dann wieder heraufgewirbelt, und hatten, an herumtreibende Bretter und Planken geklammert, verzweifelt um Hilfe geschrien.

Als Fischer — er konnte in diesem Fall gar nicht besser heißen — die Verunglückten dem nassen Element entrissen und im Boot geborgen hatte, kehrte er triumphierend zur „Westfalia" zurück, und allgemein war die Freude, als diese armen Burschen, welche wohl schon am Leben verzweifelt hatten, wassertriefend die Schiffsleiter heraufkrabbelten und sich nun plötzlich in Sicherheit sahen.

Inzwischen hatte sich der Nebel etwas verzogen; wir setzten die Fahrt mit voller Kraft fort, um die dreiviertel Stunde, welche verloren war, möglichst einzuholen.

Diese Katastrophe zeigte mir aber außer dem dramatischen Bild eines Schiffsuntergangs noch etwas andres: das Plötzliche des ganzen Vorfalls und die tieftragischen Eindrücke, die sich auf wenige Minuten zusammendrängten, wirkten im Moment des Zusammenstoßes auch auf unsre Passagiere so niederschmetternd, daß zu meinem Schrecken alles den Kopf verlor und in wüstem Taumel durcheinander lief, der mich deutlich erkennnen ließ, wie arg die Verwirrung sein würde, wenn so ein großer Dampfer selber — mit seinen 600 bis

Digitized by Google

700 unerfahrenen Menschen — auf offener See von einem Unfall betroffen würde.

Nachträglich teilte mir der vierte Offizier, Zwang, mit, daß er schon eine halbe Stunde vor der Katastrophe ein Unglück geahnt: er habe eine tote Katze an der „Westfalia" vorbeitreiben sehen. Das sei immer ein böses Omen für den Seemann, weshalb auch — wie ich bei der Gelegenheit erfuhr — ein ordentlicher Schiffer die Katzen hochhält, und falls eine solche an Bord seines Fahrzeugs auf der See stirbt, sie niemals den Wellen preisgibt, sondern ihre irdische Hülle erst auf dem Festland bestattet.

Die Mannschaften des verunglückten Schiffes waren Norweger. Der Kapitän hieß Marcussen. Es war die norwegische Brigg „Präcis", mit Ballast von Frankreich unterwegs, um eine Holzladung aus Finnland zu holen. Das Schiff war schon elf Jahre alt, aus leichtem Föhrenholz gebaut; deshalb wurde es auch sofort zertrümmert.

Die Matrosen gestanden, sie wären ganz sorglos mit dem Scheuern des Schiffes beschäftigt gewesen, hätten plötzlich unsre Nebelpfeife gehört, aber gehofft, mit dem Ostwind, der in demselben Augenblick aufgekommen sei, noch vorbeizuschlüpfen. Da ist denn eine starke Distanzverrechnung vorgekommen. Hätten die Leute — wie es der Seemannsbrauch fordert — die Sirene mit ihrer Schiffsglocke beantwortet, so wäre bei der gespannten Aufmerksamkeit, die auf der „Westfalia" herrschte, das Läuten gehört worden. Statt dessen soll der Steuermann der „Präcis" sich darauf beschränkt haben, auf dem Hals einer Flasche zu blasen. Diese kindliche Musik hat man natürlich auf der „Westfalia" nicht gehört.

Der arme Kapitän Marcussen kann den Verlust seiner Brigg noch nicht verschmerzen und wandelt schweigsam und in sich gekehrt auf dem Deck der „Westfalia" umher. Seine Mannschaften aber haben sich schon lange getröstet. Auf dem einst so froh auslaufenden Fahrzeug, welches jetzt tief auf dem Grunde des Ozeans ruht, waren sie nur an Hering, Stockfisch, hartes Schiffsbrot und noch härtere Arbeit gewöhnt. Auf der „Westfalia" schwelgen sie in Freiheit und den ungeahnten Genüssen einer Hamburger Schiffsküche. Und nun sollen sie Neuyork sehen, was ihnen sonst verschlossen geblieben wäre; durch Sammlungen der Passagiere ausgerüstet, werden sie die „Music Halls" besuchen und in dieser herrlichen Neuen Welt ihrem Kapitän Marcussen wohl sämtlich abhanden kommen, um Wirkungskreise ausfindig zu machen, in denen sie weniger auf das Salz des Herings und der Meerestiefe angewiesen sind.

*

Neuyork, Sonnabend, 23. Juli 1870.

Am 8. Juli glaubten in Havre noch viele an Frieden. Am 9. ging es in See. Am 20. traf ich hier ein, und im Moment unsrer Ankunft kamen Zeitungen an Bord mit der Nachricht von der Uebergabe der französischen Kriegserklärung. Dasselbe Europa, welches so ruhig dalag, als ich von ihm schied, bereitet sich jetzt auf Schlachten vor. Ich verließ Varzin am 21. Juni

Digitized by Google

in so tiefem Frieden und unter so wenig Kriegsaussichten, daß Bismarck am Tag nach meiner Abreise anfing, Karlsbader zu trinken, was man nicht tut, wenn man vier Wochen später in den Krieg soll.

*

Mexiko, 2. September 1870.

In Neuyork lebte ich in den aufgeregten Tagen vom 20. Juli bis 1. August immer auf der Straße und mit den Landsleuten; es litt niemanden zu Hause. Unter den Deutschen sind ganz famose Kerls. Alles glüht von Patriotismus: mitten im vollsten Nordamerika war es eine großartige deutsche Bewegung. Viermal täglich wurden die Telegramme ausgegeben, die frisch von Europa herüberkamen. Was morgens am Rhein (Mosel) vorging, wußten wir schon am Nachmittag. Am 1. August schiffte ich mich ein, kam am 7. abends nach Habana, wo ich sofort die Weißenburger Siege erfuhr. Am folgenden Tag kam die Nachricht von Wörth! Dann ging es wieder in See; am 13. Ankunft in Veracruz. Am 17. Mexiko. Auch hier gewaltiger Enthusiasmus der Deutschen. Unsre Kolonie, fast 200 Köpfe stark, schickt heute 25 000 Pesos an den Invalidenfonds nach Berlin.

Aber hier — fehlen jetzt die Nachrichten. Zweimal im Monat! Das ist in einem solchen Moment furchtbar.

Und nun muß meine gute, teure Mutter in ihrem hohen Alter noch einmal einen Krieg Deutschlands mit einem Bonaparte erleben. Da sich hoffentlich niemand in unsre Sache mischt, so werden wir sie wohl bald siegreich zu Ende führen!

Nach der bewegten Reise bin ich hier nun wieder äußerlich ruhig eingerichtet. Am 26. v. M. habe ich mit Lerdo die Ratifikationen ausgewechselt und von ihm protokollarisch die Deklarationen bekommen, die der Bundesrat des Zollvereins (resp. Zollparlament) verlangt.

*

Mexiko, 29. September 1870.

Meine teure Mutter, ich schreibe ins Dunkle hinein, ohne zu wissen, ob und wann Dir diese Zeilen zukommen und ohne eine klare Anschauung von dem zu haben, was jetzt vorgeht. Seit vier Wochen habe ich weder Zeitungen noch Briefe von drüben bekommen, und was hier Ende August eintraf, war auch schon vier Wochen alt. Die Telegramme reichen bis zum 17. d. M., sind aber so konfus, daß ich nicht weiß, was sich seit Sedan und Napoleons Gefangennahme zugetragen hat.

Wir denken hier natürlich auch an nichts als an diesen gewaltigen Kampf. Unsre Beschäftigung besteht darin, die fragmentarisch einlaufenden Nachrichten zusammenzulegen und daraus mühsam uns ein Bild vom Gang der Dinge herzustellen.

Wenn alles wahr ist, was man über die Vorgänge in Rom hierher telegraphiert, wird die Ewige Stadt nicht wiederzuerkennen sein. Schon Anfang August, als ich in Habana ankam, sagten die Kablogramme, der Papst sei nach

Digitized by Google

Malta geflohen. Solche Möglichkeit habe ich stets bestritten. Daß dagegen Louis sich eines schönen Morgens zum König von Preußen flüchten werde, habe ich von Anfang des Krieges an erwartet. Denn siegen mußten wir; und der große Komödiant konnte sich nach seinen Niederlagen nicht mehr in Paris sehen lassen.

*

Mexiko, 31. Oktober 1870.

Am 30. v. M. hat ein furchtbarer Tornado auf Kuba gewütet und das Kabel zwischen dort und Florida, welches die Hauptnachrichten wenigstens bis Habana lieferte, zerrissen. Wir sind jetzt nur noch auf fabrizierte französische Lügentelegramme angewiesen. Und obgleich in Neuorleans das Gelbe Fieber so stark herrscht, daß selbst von dort die Kommunikation durch Quarantäne erschwert ist, überschwemmt auch jenes alte Zentrum der französischen Immigration unsre Küstenstädte mit solchen gefälschten Bulletins. Man muß seine ganze Geduld zusammennehmen. Humboldt sagt freilich: „So liegt oft in der Verwicklung ernster Lebensverhältnisse der Keim eines befriedigenden Ersatzes." Möge er keimen!

*

Mexiko, 31. Oktober 1870.

Nun fängt die Kälte bei Euch an, und dabei denke ich denn noch mehr als gewöhnlich an unsre gute Mutter. Hier ist vollständiger Sommer. Aber was bedeuten die schönsten Blüten, wenn in der Heimat ein Krieg ist, der so furchtbare Opfer fordert!

Fast wäre auch hier ein Umschwung eingetreten. Wie Pio IX., Louis und andre Größen jetzt von ihrer irdischen Höhe heruntersteigen, so schien auch Juarez vor vierzehn Tagen das Zeitliche segnen zu wollen. Infolge Schlaganfalls war er schon von den Aerzten aufgegeben. Aber die zähe Indianernatur arbeitete sich siegreich durch; er scheint noch weiter regieren zu können.

Dieses Ereignis zog natürlich auf vierundzwanzig Stunden das hiesige Publikum von Europa ab. Kaum aber war Juarez wieder sturmfest, so wandte sich alles von neuem der Alten Welt zu. Bis Sedan war jeder Mexikaner voll Begeisterung für die deutsche Sache; jeder weidete sich an unsern Siegen und an Napoleons Unglück. Da aber kommt in Paris Republik! Und nun wähnten die Mexikaner, daß sie als wahre Republikaner sich für ihre neuen Glaubensbrüder an der Seine echauffieren müßten. Aehnlicher Umschwung in Nordamerika. Inzwischen aber hat man sich hier schon wieder entnüchtert und kokettiert nur noch oberflächlich mit Paris.

Goethe sagte 1792: „Eine neue Epoche der Weltgeschichte fängt an." Ich glaube aber, daß die Erde sich noch auf manche Erschütterungen gefaßt machen muß. Daß jetzt das Zeitalter dauernden Friedens kommen soll, halte ich für Chimaire. Auch die durchgerüttelte Alte Welt wird wohl nie ganz zur Ruhe gelangen. Ich wenigstens bin innerlich auf die tiefgehendsten Umwandlungen vorbereitet.

Digitized by Google

Der letzte Sproß Virgils

Von

Luigi Rava, Minister a. D. und Deputierter (Rom)

Der Grammatiker Donatus

„... quel Donato
Che alla prima arte degnò poner mano“ [1])
(Dante)

erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß der große Dichter der Sohn eines Landmanns war; daß er vom Landleben seine ersten Anregungen bekam; daß er den Theokrit und die bedeutendsten griechischen Meister studierte und daß er in dem „Alexis“ mit sechsundzwanzig Jahren der staunenden Welt seine neue künstlerische und dichterische Persönlichkeit vor Augen stellte.

Auch Giovanni Pascoli war der Sohn eines Landmanns; von dem Landleben und der landwirtschaftlichen Arbeit bekam er die ersten — vielleicht die besten — Anregungen; er studierte eingehend und mit großer Liebe den Theokrit und den Virgil, und mit dreißig Jahren stellte er der Welt mit den „Myricae“ seine neue künstlerische und dichterische Persönlichkeit vor Augen.

Beide Dichter waren von bescheidener Herkunft; beider Seelen waren empfänglich für die Schönheit der bebauten Felder und die segenspendende Güte der Erde; zwischen Blumen und Früchten sahen sie die Not und das Elend der Menschen, die die Felder bebauen, und sie gaben der unendlichen Poesie, die von der Erde ausströmt, in Worten Ausdruck.

Virgil, der sich des Schutzes und der Hilfe der Mächtigen zu erfreuen hatte, konnte sein Leben in Frieden verbringen; er konnte sich in Cremona und Mailand zu seinem Lebenswerk vorbereiten, konnte dann von dem Ertrag seines Landgütchens leben, in völliger Seelenruhe die „Bucolica“ und die „Georgica“ zu seiner eignen Unsterblichkeit und der der Kunst schreiben und sich der großen italischen Dichtung, der „Aeneis“, widmen.

Giovanni Pascoli durchlebte als Jüngling frohe Tage, aber als sich sein Geist ganz den Studien ergeben sollte, wurde seine Familie durch ein schreckliches Verbrechen ins Elend gestürzt. Seine Mutter starb an gebrochenem Herzen, seine Brüder wurden von der Not heimgesucht, das Haus verkauft. Sein Herz verschloß sich im Schmerz; sein Geist aber, dem die Kenntnis des Lebens aufging, das ihm Leiden und Unglück bot, begehrte wenigstens zu wissen, von wem und warum sein Heim zerstört worden war. Und dann suchte er Trost in seinen Studien, lebte in der klassischen Welt, und Virgil wurde „sein

---

[1]) „... Donat, der nicht es
Verschmäht', Hand an die erste Kunst (die Grammatik) zu legen.“
(Uebertragung von Philalethes.)

Digitized by Google

Lehrer und sein Dichter". Giosuè Carducci ermutigte ihn und ermahnte ihn, für sich und seine Familie zu sorgen; so ging er denn, nachdem er promoviert hatte, mit dem schlichten Amt eines Lehrers bekleidet in die Welt und lebte wie eine zarte Pflanze, die von einer Erdlawine bedeckt ist, aber durch ihre innere Kraft in ihrem Grabe lebensfähig bleibt und durch die wohltätige Wirkung der Sonne später wieder an die Oberfläche kommt. Und da das Herz stets seinem Leben Gesetze diktierte, so veröffentlichte Giovanni Pascoli später anläßlich der Hochzeit eines seiner liebsten Freunde, der ihm in den Tagen der Trübsal am hilfreichsten zur Seite gestanden hatte, die „Myricae". Der Dichter war damals fünfunddreißig Jahre alt: die Pflanze kam beim Lächeln der Sonne wieder ans Licht, Giovanni Pascoli war gerettet, und die italienische Literatur bekam einen Dichter, einen neuen, originalen, großen Dichter, die Jugend einen ausgezeichneten Lehrer, das Vaterland einen treuen Freund, einen ruhmvollen Sohn.

*

Das poetische Werk Giovanni Pascolis, von den „Myricae" bis zu den „Canti di Castelvecchio" und den „Canti di S. Mauro", ist eine großartige, gedrängte, bedeutungsvolle Selbstbiographie. Die Einfachheit seines Lebens, das zuerst auf den von den Hügeln von San Mauro bis zu den Gestaden des Adriatischen Meeres hinabziehenden Feldern glücklich verlief, dann durch das unerwartete Unglück verdüstert wurde, kommt auch in seiner Poesie zum Ausdruck. Der Dichter, originell in seiner neuen künstlerischen Auffassung, ist es auch in der Form des Werkes, das er schafft, in dem reichen Schmucke an Bildern, Gemälden, Impressionen, in den entzückenden Gedichten, in den ergreifenden Gesprächen, in den anmutvollen Idyllen, in den lebendigen, tiefeindringenden Schilderungen. Seine Dichtung ist die Geschichte seiner Jugend und seiner Familie, das Lied seines Leides. Und da sein Leid das der andern nachempfindet und er davon zu erzählen und dem, was die vielen fühlen, aber nicht auszusprechen vermögen, Ausdruck zu geben weiß, so wird das Kunstwerk vollkommen und universell — aristokratisch der Form, aber volkstümlich dem Empfinden nach. Er selbst schreibt über sein Werk: „Ich glaube nicht allzusehr an die Wirkung der Poesie und habe wenig Hoffnung auf eine Wirkung der meinigen. Aber wenn ihr eine Wirkung beschieden ist, so wird sie in Trost, Erhebung und Standhaftigkeit und in Heiterkeit der Seele bestehen —"

Die ersten Jahre

Giovanni Pascoli empfand in den Universitätsjahren mit dem lebhaften Gefühl der Jugend die Qualen des Elends und die Grausamkeit des Unglücks. Eine neue Lehre verbreitete sich in jener Zeit unter den jungen Leuten; Männer aus dem Norden hatten sie gebracht. Ein Student der Literatur, Andrea Costa, ebenfalls ein Romagnole, wurde ihr Apostel, und auch Giovanni Pascoli wurde durch seine Herzensgüte und sein sehnsüchtiges Verlangen nach Gerechtigkeit zu ihr hingezogen. Doch die Staatsgewalt, die damals mißtrauisch auf die Freiheit blickte,

Digitized by Google

die jene Lehre durch Märtyertum und mit den Waffen errungen hatte, duldete keine Kundgebungen, und die Polizei verhaftete jene ersten Bekenner wie Verbrecher. So kam zu dem vielen Unglück Pascolis noch das einer viermonatigen Gefängnisstrafe, die er bis zum Dezember 1879 verbüßte. Aus dem Gefängnis entlassen, geriet er in immer bitterere Not. Sein Bruder Raffaele unterstützte ihn, und Giovanni brachte ihm später zu seiner Hochzeit (1885) seinen Dank mit einem Büchlein dar, das als der erste Keim der „Myricae" erscheint.

Eine heilige Stimme, die Stimme seiner Mutter, tröstet ihn oft in jenen Tagen des Unglücks:

„Quante volte sei rivenuta
Nei cupi abbandoni del cuore,
Voce stanca, voce perduta,
Col tremito del batticuore ..."

Sein Leben auf der Universität war anders als das gewöhnliche Studentenleben. Daß er dort, von seinen Leiden niedergedrückt, seine Studien vernachlässigt habe, ist nicht wahr. Er studierte unermüdlich und erwarb sich jene tiefe, selbständige klassische Bildung, die später so wunderbare Früchte bringen und die Welt überraschen und in Staunen setzen sollte. Doch noch breiteten sich die Schwingen nicht zum Fluge aus. Er promovierte und ging allein und traurig nach Matera, um am dortigen Gymnasium zu unterrichten, dann nach Massa, wohin er seine Schwestern zu sich rief, und hierauf nach Livorno. Er war trüb gestimmt, denn er war fern von allem, was ihm stets das Herz bewegte. Der Mühseligkeiten des Lehrberufes wurde er bald überdrüssig und dachte bereits daran, sich aufs Land zu einer befriedigenderen Tätigkeit zurückzuziehen. Er suchte Zuflucht in den Bergen und fand bei Castelvecchio di Barga ein altes Häuschen, das schlecht instand war, aber auch wenig kostete. Eine leidenschaftliche Liebe zur Pflanzenwelt, zu dem nahe vorüberfließenden Wasser, zur Einsamkeit, erfaßte ihn. Er pachtete das kleine Besitztum und arbeitete dort sieben Jahre lang. Schließlich, als ihm die Kündigung drohte, erwarb er es. Womit aber? Die lateinische Dichtkunst kam ihm zu Hilfe, in der er ein vollendeter Meister geworden war. Er ließ die ersten Medaillen, die er alljährlich bei dem internationalen Wettstreit in der lateinischen Dichtkunst in Amsterdam gewann, einschmelzen, um damit einen Teil des Preises zu bestreiten. Und so lebte jetzt Giovanni Pascoli in seinem eignen Heim: Virgil und Horaz hatten ihn dorthin geführt; der Traum, dem er so viele Jahre vergebens nachgehangen hatte, war Wirklichkeit geworden. Ein neuer Ton von heiterer Seelenruhe, Zuversicht und Hoffnung geht von diesem Hause aus, das endlich *sein* ist: es entstehen dort die „Canti di Castelvecchio", in denen der Dichter des Leides der Vergangenheit gedenkt und in der Zukunft manchen heiteren Tag vor sich sieht. Doch seine Pilgerfahrt sollte noch nicht enden. Sein altes Bologna berief ihn an die ruhmreiche Hochschule, und von Bologna ging er nach Messina, um Griechisch und Lateinisch zu lehren und mit seinen Lieblingsklassikern zu wetteifern, indem er sie übersetzte oder in ihrer Sprache dichtete. Das glühende sizilianische Land,

Digitized by Google

das den Theokrit zu seinen Idyllen angeregt, das den Pindar zu seinen Epinikien begeistert hatte, der Herd herrlichster Poesie, bewegte und inspirierte die Seele des Dichters. Er begann dort die wundervolle Homerübersetzung, dichtete die „Poemi Conviviali" und verfaßte neue lateinische Gedichte, die wie die vorhergegangenen den Amsterdamer Preis gewannen — Virgil ließ seinem letzten Sproß seinen Schutz angedeihen. Im Jahre 1903 mußte er auch Messina verlassen und siedelte nach Pisa über, wo er blieb, bis der trauervolle Tag über Italien aufging, an dem die mächtige Stimme Giosuè Carduccis, des Meisters, verstummte und sein größter Schüler, Giovanni Pascoli, berufen wurde, sein Nachfolger auf dem hochberühmten Lehrstuhl zu werden. Es war im November 1905; eine neue Periode für seine Kunst begann.

Die ersten Dichtungen. Die „Myricae"

Wie stellte sich die Persönlichkeit des Dichters zum ersten Male dar? Das erste gedruckte Gedicht, das ich von Giovanni Pascoli kenne, ist das zur Hochzeit der Prinzessin Anna Maria Torlonia mit dem Fürsten Giulio di Borgheſe. Es muß aus dem Jahre 1871 sein. Der Dichter war damals sechzehn Jahre alt; er besingt prächtig die von dem alten Fürsten Alessandro Torlonia ausgeführte Trockenlegung des Fuciner Sees. Es war ein bezeichnender Anfang. Er preist die Werke der Arbeit und die Güte der Erde, aber er ist nicht der Dichter unsrer Jahre. Es waren die Jahre des furchtbaren Unglücks, und die Augen des Jünglings starrten noch entsetzt auf die schrecklichen Spuren, die die Grausamkeit des Schicksals auf seinem Wege hinterlassen hatte. Sein Heim war zerstört; alles mußte vergessen sein. Wer hätte jemals die Erinnerung an jene Unglücklichen wachrufen können? In der Seele des Dichters bildete sich der Plan, sein Haus und seine Toten der Vergessenheit zu entreißen, von der Liebe zu seiner der Vernichtung anheimgefallenen Familie, zu seinem verlassenen Heim dort unter den Bergen seiner Romagna zu singen. Alle die Kritiker, die den Geist und die Form der Kunst Pascolis zu charakterisieren versucht und auf sein vieles Klagen und Jammern und die Einförmigkeit seiner dichterischen Eingebungen hingewiesen haben — das haben sie vergessen! Sie waren ungerecht, weil sie nicht tief genug in sein Leben eingedrungen waren. Hier liegt nicht nur die große Kunst Giovanni Pascolis, sondern von hier geht sie aus, von hier entwickelt sie sich.

Die „Myricae" erschienen im Jahre 1891, in schlichtem Gewande, bei Gelegenheit der Hochzeit Raffaello Marcovigis. Von dem Gedicht über den „Tag der Toten", das den Band eröffnet, bis zu dem „Gespräch" mit der Mutter, mit dem er schließt, sind die „Myricae" ein wunderbarer Gesang von süßem Klang, voll Schönheit und ewigen menschlichen Gefühls:

„Oh casa di mia gente unica e mesta,
oh casa di mio padre, unica e muta,
dove l'inonda e muove la tempesta;

Digitized by Google

oh camposanto che si crudi inverni
hai per mia madre gracile e sparuta,
oggi ti vedo tutto sempiterni
e crisantemi."

Im Vorwort heißt es: „Bleiben, ja bleiben sollen diese Lieder auf dem Grabe meines Vaters: sie sind wie das Schwirren der Vögel, das Rauschen der Zypressen, wie ferner Glockenklang: sie passen nicht schlecht für einen Friedhof."

Die Liebe zu der guten Mutter, der Schmerz um den getöteten Vater, die Freude über die Schönheit und die Güte der Natur — diese drei Gefühle bewegen die Seele des Dichters und regen sie an zum poetischen Schaffen. Seine Kunst erfaßt und schildert wunderbar die erhabensten Augenblicke der Natur und die holdesten des Lebens. Alle charakteristischen Bilder seiner Romagna, des Landlebens werden in kleinen Gemälden von sanfter, leuchtender Schönheit wiedergegeben: lachende Kinder und schmerzgequälte Mütter, fleißige Männer und betende Greise, tönende Glocken, Vogelsang und das Rauschen im Laub — kurz, das ganze schlichte, ehrliche, arbeitsreiche Leben von der schwermütigen Morgendämmerung bis zum blutroten Sonnenuntergang. Der wundervoll dargestellte Schauplatz belebt sich mit den verschiedenen Angehörigen der Familie. Die einzelnen Episoden des Lebens im Vaterhause sind mit verzweiflungsvollem Heimweh in die Seele des Dichters eingegraben. Da erleben wir mit ihm den letzten Abschied des Vaters von dem Hof; Maria, die liebliche Schwester, müht sich, ihn mit den Händchen zurückzuhalten. Der Vater kehrt nicht wieder. Das Heim ist zerstört, und die traurige Pilgerfahrt beginnt.

„Ma morto il babbo, da più d'un mese,
Non c'era posto per i suoi nati
Più, nella Torre, sì che al paese
Ritornavamo come scacciati."

Warum gibt es bei so viel freigebiger Güte der Natur so viel menschliche Grausamkeit? Mit zerrissenem Herzen und erschütterter Seele stellt sich der Dichter diese Frage. Und aus seinem guten Herzen, aus seiner großen Seele erhebt sich der hehre, heroische Ruf an die Menschheit:

„Pace, o fratelli, e fate che le braccia
Che ora e poi tenderete ai più vicini
Non sappiano la lotta e la minaccia."

*

Die „Canti di Castelvecchio", denen die „Canti di S. Mauro" folgen sollten, und denen statt dessen die nach dem Tode des Dichters von seiner Schwester Maria gesammelten „Poesie varie" folgten, setzen die Reihe der Dichtungen Pascolis fort, die aus demselben Empfinden, aus derselben Inspiration hervorgehen, aus denen die „Myricae" hervorgegangen sind. Mit ihnen schließt die

Digitized by Google

autobiographische Dichtung, der Zyklus, der die Erlebnisse und Eindrücke des Dichters in seinem Familienleben zum Gegenstande hat, von der Sorge zum Leid, vom Leid zur Erinnerung, vom frommen Gedenken zum schwermütigen Lächeln. Der gute, unglückliche Sohn hat seine Gewissenspflicht erfüllt: Italien kennt seine Toten und begrüßt den neuen Dichter. Die Arbeit des Biographen endigt hier, und für den Leser bleibt die Poesie: die rein menschliche Poesie, die alle Blumen gesammelt, die alle Wechselfälle des Lebens der Armen beobachtet, die alle Leiden geteilt hat, die gut geblieben ist trotz des Unglücks, sanft trotz aller Ungerechtigkeiten des Schicksals, barmherzig über alle Feindschaft und Mißgunst hinaus.

Die „Poemetti"

Der neue, zartempfindende Dichter kann jetzt mit seinem Virgil ausrufen: „Paulo majora canamus". Dies ist in der Tat das Motto der „Primi Poemetti" und der „Nuovi Poemetti". Eine neue Welt kommt in die Poesie: das mühevolle Leben auf dem Land und die Psychologie der Landleute. Der Horizont des Dichters dehnt sich aus, sein Blick weitet sich; die Kunst ist stets großartig, die Inspiration immer originell. Die beiden Bände bezeichnen die neue Phase der Poesie Pascolis, die die Probleme der Arbeit ins Auge faßt, mittels der Kunst emporhebt, mit Anmut durchdringt und die empfindende Seele wie den betrachtenden Geist dafür einnimmt. So bringt Giovanni Pascoli mit der Macht der Kunst die Bestrebungen seiner jungen Jahre wieder zur Geltung.

In den „Poemetti" zeigt und befestigt sich der naturalistische Charakter der Inspiration immer mehr. Das Leben und die Arbeit auf dem Land mit ihren Bräuchen und ihren Wechselfällen, den Freuden und den Sorgen, den Hoffnungen und den Enttäuschungen — alle charakteristischen Erscheinungen seiner Romagna werden von dem Dichter herrlich in lebensprühenden Episoden und in kleinen Bildern von wundervollem Kolorit wiedergegeben und mit so peinlicher Treue geschildert, daß er sogar zu Worten der romagnolischen Volkssprache greift und viele von ihnen in die italienische Schriftsprache einzuführen und gebräuchlich zu machen sucht.

Der Band „Nuovi Poemetti" schließt mit „Pietole". Die Schwingen des Dichters breiten sich aus, und er fliegt von den Feldern der Heimat zu den Menschen, die in fremdem Lande arbeiten. Der Dichter geht vor allem, und zwar mit dem Herzen, an das neue Problem Italiens: die Auswanderung. Virgils alter Cilicier[1]) erscheint ihm, zeigt ihm die unbebauten Länder Italiens und lehrt ihn aus einem dürren Streifen Landes ein gutes Feld machen, das Brot und Sorgenlosigkeit für den kommenden Tag gibt. Das ganze Herz Pascolis vibriert in den herrlichen Versen und das menschliche Gefühl dringt durch die Kunst in das Herz und in das Bewußtsein aller.

---

[1]) Georgica IV., 116 ff.

Digitized by Google

Odi e Inni. Poemi Conviviali

Bald wird Seele und Geist des Dichters von einer Flut andrer erhabener Gedanken bewegt. Sein Wissen führt ihn dazu, in Gedanken die Welt des alten Hellas zu durchwandern, sie sozusagen wieder zu durchleben. Er beginnt die Ilias und die Odyssee in herrlichen Hexametern von klassischer Treue und Klangfülle zu übertragen — eine Arbeit, die ihm leider die Zeit nicht zu vollenden erlaubte; und er schreibt jene lateinischen Gedichte, die in Amsterdam mit Preisen gekrönt werden, und die „Poemi Conviviali". Der Dichter belebt die Sagen und Erzählungen der antiken Welt mit seinem Herzschlag, mit der lebendigen Kraft seiner tiefen Bildung, mit dem persönlichen Charakter seiner Inspiration, und schafft ein neues poetisches Werk von höchstem Werte, das noch nicht vollständig von der Kritik gewürdigt ist und von den Lesern verstanden wird, ein Werk, das mit besonderer Vertiefung und Liebe betrachtet sein will.

Doch noch hat der Dichter nicht das ganze Maß seiner Fähigkeiten und seiner künstlerischen Kraft gezeigt. Er tritt mit den „Odi e Inni" hervor. Sie bilden ein neues Element nach dem Leid der „Myricae", dem Naturalismus der „Poemetti", dem Klassizismus der „Poemi Conviviali". Es sind Hymnen und Oden auf fast jedes bedeutungsvolle vaterländische oder kulturelle Ereignis, reich an Lebenssaft, an erstaunlichem Wissen, an edelsten menschlichem Empfinden. Wir nennen unter ihnen das Gedicht zum hundertsten Geburtstag Mazzinis, die Oden auf den ermordeten „guten König", auf Manlio Garibaldi, auf Bismarck, Kolumbus, Dante, Andree, den Herzog der Abruzzen und endlich auf den Serchio, den Fluß des Volkes, das Bild der Naturkräfte, die dem Menschen gehorchen, um zu arbeiten und zu schaffen.

Die kleineren Werke

Die Flamme im Herzen des Dichters ist nicht erloschen, und neue Lieder sprühen aus dem poetischen Feuer Giovanni Pascolis auf. So entstehen die „Tre Canzoni di Re Enzio", in denen eine schöne Volkssage ihren Dichter findet; dann die „Poemi Italici" mit der herrlichen franziskanischen Vision Paolo Uccellos und viele andre kleinere Gedichte. Es sind oft kleine Sachen, aber das Gefühl, das sie erfüllt, läßt sie größer werden und die Kunst hüllt sie in Schönheit.

Dann kommen die Werke über Dante. Es sind exegetische Schriften und Reden, auf die er lange Jahre emsigen, liebevollen Studiums verwandte, ohne dafür etwas andres zum Lohn zu erhalten als scharfe Kritiken und ungerechtes Ignorieren.

Und endlich haben wir seines patriotischen Wirkens zu gedenken, das in den letzten Lebensjahren des Dichters seine ganze Kraft in Anspruch nahm und das im Jubiläumsjahre des Vaterlands zur vollen Blüte kam.

Digitized by Google

Pascoli als Redner und als Dichter der nationalen Wiedergeburt

Ein von Virgil ererbter Charakterzug Pascolis ist die „Italianität". Sein Wirken für die Geschichte und den Ruhm des italienischen „Risorgimento" beginnt mit der Rede über den „Eroe Italico", die er am 2. Juni 1901 in Messina hielt. Der Dichter des Schmerzes, der Familie, der ländlichen Gefilde und des einfachen Lebens wurde zum Dichter des Vaterlandes. Er sprach zu den jungen Sizilianern und legte ihnen dar, daß aller Ruhm und alles Glück Italiens sich in den beiden hehren Namen Dante und Garibaldi, dem Helden des Gedankens und dem Dichter der Tat, zusammenfassen läßt.

Dann schilderte er 1906 zu Castelvecchio di Barga in einer Rede auf Antonio Mordini das „Risorgimento" von den Verschwörungen des jungen Italien bis zu den Feldzügen nach den beiden Sizilien. Mit begeisterter Beredsamkeit feierte er das neue Italien und das „verbannte" Italien in der Rede, die er in Mantua auf „die italische Gesellschaft, die sich im Namen Dantes versammelt", hielt. Sein liebevolles, sorgendes Gefühl für das „verbannte" Italien, das in den Gedichten „Pietole" und „Italy" ergreifende Töne findet, entfaltet sich hier in herrlicher Weise. Schon Virgil hatte an den Anfang seines Werkes das traurige Idyll des auswandernden Bauern gestellt:

„Nos patriae fines et dulcia linquimus arva,
Nos patriam fugimus,"

und vor zweitausend Jahren zu den Italienern von der heutigen Gegenwart gesprochen. Pascoli setzt in Mantua mit der Ehrfurcht des Sohnes die Rede des Meisters fort und ermahnt und ermutigt die Auswanderer, das Vaterland zu lieben, zu ehren und im Gedächtnis zu behalten.

In Pietrasanta, der Heimat Giosuè Carduccis, hielt Pascoli die Gedächtnisrede auf den Lehrer, Dichter und Patrioten; er schilderte ihn als Mann der Tat und folgte ihm in seinem großartigen Schaffen bis zu den letzten Versen der „Canzone di Legnano". Vorher hatte er über den Meister zu Bologna in der feierlichen Antrittsvorlesung an der Universität gesprochen, und später sprach er über ihn in San Marino, wohin er von der Regierung dieser historischen Republik eingeladen worden war.

Als San Mauro ein Kinderheim errichten wollte, rief es seinen Lieblingssohn, und er hielt eine wundervolle Rede, in der er die Taten Garibaldis feierte, von dem historischen Augenblick an, wo der Freiheitsheld sich in Quarto zur Eroberung eines Königreiches einschiffte, bis zu seiner schlichten Heimkehr nach den Felsen von Caprera. Auch dabei wieder gewann das innerste Gefühl seines Herzens die Oberhand über seinen Kopf, und er sagte: „Ich will gleich neben dem Helden den Dichter Italiens, Virgil, neben Garibaldi vor Augen führen. Auch Virgil suchte das Glück in den ländlichen Gefilden; wohl hätte er sich auch die Wissenschaft und die Kunst, auch den Ruhm gewünscht — aber das Land gegebenen Falles auch ohne den Ruhm." Giovanni Pascoli hatte auch die Seele des

Digitized by Google

Dichters in Garibaldi erkannt und fühlte sich ihm im Innersten näher als andern der Schöpfer des Vaterlandes, so sehr, daß unter Garibaldis Führung die Kunst und das Denken Pascolis sich immer mehr der Geschichte des „Risorgimento" näherten und immer enger mit ihr verbanden. Italien rüstete sich, im Jahre 1911 das Jubiläum des Vaterlandes zu feiern. Pascoli gedachte seinen Beitrag dazu zu geben mit zwei Dichtungen in den beiden Sprachen seines Vaterlandes. Er schrieb mir im Jahre 1908: „Für 1911, wenn ich es noch erlebe, habe ich zwei Bücher in Vorbereitung, eine Dichtung in lateinischer Sprache, ‚Roma' von den Anfängen des römischen Hirten- und Naturvolks bis zum Anzünden der Lampe im Grabmal des Pallas im düsteren Mittelalter. Roma a Roma. Eine weitere Dichtung in italienischer Sprache, deren sämtliche schon vollendeten Gesänge von mir sorgfältig geheim gehalten werden. Das ist ‚Italia' oder besser ‚Il Risorgimento italiano'." Seinem Vorsatz getreu, hatte er fast niemand etwas davon gesagt, obwohl er rege arbeitete, um sich auf das schwierige Werk durch Lektüre und eifriges Studium von Karten, Urkunden, Handschriften und Aufzeichnungen vorzubereiten.

Die Napoleonische Epopöe, das Aufblühen Italiens in der zispadanischen und der zisalpinischen Republik, der Sturz des Adlers, die Reaktion von 1815, die Märtyrer, die Carbonari, Karl Albert waren schon mit ihrer ganzen Seele, in ihrem ganzen Licht an dem Dichter vorübergezogen; die Verse flossen ihm wie immer schön, ungezwungen, in vollendeter Form aus der Feder und hinterließen auf dem von holden Erinnerungen erhellten Antlitz ein wehmütiges Lächeln der Befriedigung.

Als ich ihn das letztemal in seinem Studierzimmer sah, zeigte er mir zwei dicke Hefte mit sauberen Blättern, die mit seiner winzig kleinen, charakteristischen Handschrift beschrieben waren: es waren der „Napoleone" und der „Re dei Carbonari", die beiden ersten Gesänge der neuen Dichtung. Er setzte alle seine Kräfte und seine ganze Kunst an das große Werk, das er sich vorgenommen hatte. Leider hinderte ihn der Tod, das Werk zu vollenden, das ihm sehr am Herzen lag und das er mit glühender Begeisterung gefördert hatte. Veröffentlicht worden sind nur der „Inno a Roma" und der „Inno a Torino", Teile des lateinischen Gedichtes voll ruhiger Kraft, von klassischer Schönheit und virgilianischer Form. Am Anfang des vaterländischen Festgesangs spricht er von dem Erdbeerbaum, den er so sehr liebte, dem dreifarbigen Baum; Virgil begeistert den jungen Pallas und dieser segnet vom Palatin aus das Vaterland. Dem Ruhme des neuerstandenen Vaterlandes widmete Giovanni Pascoli als dessen liebender, getreuester Sohn seine ganze Schaffenskraft.

Wir möchten noch die Rede über die Fünfzigjahrfeier des Vaterlandes erwähnen, die er an der Universität Bologna am 9. Januar 1911 hielt. „Nicht von Tod," mahnte er, „soll in diesem Jahre gesprochen werden, sondern von Unsterblichkeit." Alle Länder Italiens bekamen in der Rede des Dichters ihre Strophe, alle Städte ihre rühmende Erwähnung, alle Taten der Helden, auch der schlichten, ihr Wort des Gedenkens — eine wunderbare Zusammenfassung,

Digitized by Google

die mit dem weissagenden Sang an das künftige Italien schließt. Auch in Livorno hielt er im Jubeljahre des Vaterlandes eine Rede, und zwar vor den jungen Zöglingen der Marineakademie, denen er die Herrlichkeit und das Unglück des Vaterlandes von der Dämmerung der prähistorischen Zeiten bis zum Wiedererwachen schilderte.

Sein hervorragendes rednerisches Wirken schloß mit der in Barga gehaltenen Rede „La grande proletaria s'è mossa", und dieses Mal — leider das letzte — verstand ihn ganz Italien, dessen ausgezeichneter Interpret er war, und zollte ihm Beifall voll Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung. Die Rede erhielt den größten Preis, der je einem Redner zuteil geworden ist: in den Laufgräben Libyens, in den Verschanzungen, in den Feldlagern, auf den weiten Land- und Sandflächen, die noch immer die Erinnerungen an Rom bergen, im Schatten der großen Palmen lasen die Soldaten Italiens, die die Proletarier, die Arbeiter, die Bauern, die Studenten sind, die anfeuernden Worte des Dichters, den vielleicht viele niemals hatten erwähnen hören oder verstehen können.

So kehren die Ideale des Risorgimento, die Hoffnungen der Märtyrer, der Traum der Denker und auch die armen Toten von Adua mit Pascoli in das Herz des Volkes zurück. Der Dichter der „Verbannten" fühlt nicht die ganze Schwere der wirtschaftlichen Gesetze, aber seine Poesie ist prophetisch und weist der Arbeit des jungen Italien für die Zivilisation und die Menschheit neue Grenzen.

Pascoli als Lehrer

Pascoli als Lehrer sollte (es ist noch nicht geschehen) in einer besonderen Abhandlung gewürdigt werden: die Erinnerung an ihn ist in den Herzen seiner Schüler wegen seiner Güte, seiner Milde, seines Wissens und der vorbildlichen Vornehmheit, die er als Erzieher an den Tag legte, lebendig geblieben. Wie viel Fleiß er auf die Vorbereitung zu seinen Universitätsvorlesungen, besonders seiner Dante-Erklärungen, verwendete, wissen wenige, aber seine kostbaren Manuskripte geben ein klares, überraschendes Bild davon. In den Mittelschulen sind manche teure, bleibende Erinnerungen an den Lehrer Pascoli vorhanden: sein Vorschlag über die Organisation der klassischen Studien in Italien, die Einleitung zu seinen Vorlesungen in Pisa und vier Anthologien, zwei lateinische und zwei italienische: „L'Epos" und „La Lyra Romana", „Fior da Fiore" und „Sul Limitare". Eine geistvolle Studie über die epische Poesie geht dem „Epos" voraus, das wirklich ein organisches Werk ist und das Ziel verfolgt, in der klassischen Schule das besondere, edle Ferment des italischen Gedankens und Charakters zu erhalten. Er plante, alle großen Dichter Roms um Virgil geschart vorzuführen, um die italienische Jugend zu bilden, sie zu erziehen und zu ermahnen zur Liebe für die erhabene Kunst in den Werken der antiken Welt. „La poesia epica in Roma" und „La poesia lirica in Roma" sind die beiden gelehrten und poetischen Einleitungen zum „Epos", worin Virgil im Vordergrund steht, und zur „Lyra Romana", worin der beste Teil der Oden des Horaz und der kleineren Lyriker wiedergegeben ist.

Digitized by Google

Die Anmerkungen zeugen von gründlicher Gelehrsamkeit, die Uebersetzungen sind ungemein treu und die Erläuterungen originell; nur ein hervorragender Latinist und Gräzist, der zugleich ein Dichter ersten Ranges war, konnte einer so schwierigen Aufgabe gerecht werden.

Vortrefflich sind auch die beiden italienischen Anthologien, die er mit seinem Verständnis und mit ganzem Herzen für die italienischen Kinder zusammengestellt hatte. In seiner schönen Rede „La mia scuola di grammatica" hatte er, als er seinen Unterricht in Pisa begann, sein erzieherisches Ideal geschildert. „Ich werde nur übersetzen lassen ... aber unsre Schule soll nicht nur große Lehrer, Kritiker und Gelehrte aus euch machen, und ihr sollt auch nicht mit diesem einzigen Vorsatz hierherkommen. Italien braucht seine eignen Bücher, die sein Volk bilden, die es belehren, begeistern, stärken; kurz, es will eine eigne Literatur haben." Und im Hinblick darauf wünschte er sich, seiner Schule einen Namen beilegen zu können, „der Heidentum und Christentum, Antike und Moderne und die große Zukunft umfaßt: den Namen der Menschheit."

Die Kunst Giovanni Pascolis

Solcher Art ist das Werk, das Giovanni Pascoli von 1882 bis 1912 vollbrachte, in zwanzig Jahren dichterischen Schaffens, in dreißig Jahren geistiger Arbeit, die ihn zum Ruhm führen sollte, in dreißig Jahren einer glühenden Liebe zum Vaterlande und hochsinnigen Wirkens für die Ideale des Guten und der Güte. Giovanni Pascoli, ein großer Künstler, ein großer Dichter, fühlte mit seinem weichen, weiten und guten Herzen die erzieherische Kraft des Schmerzes, „il fior che solo odora quando è colto."

Er lebte dem Kult des Einfachen und Guten, stellte sein Ideal sehr hoch und stand über den Parteien, ohne jemals den kühnsten und humansten Bestrebungen seine Anteilnahme zu versagen. Er fühlte, daß er, als er dem großen Meister, der der Sänger der ersten Lebensperiode des neuen Italiens war, Giosuè Carducci, auf dem ruhmreichen Lehrstuhl von Bologna nachfolgte, seine Kunst in den Dienst des Vaterlandes stellen und in der großen Vergangenheit die Ursachen seines neuen Erwachens und in der arbeitsamen Gegenwart die Anzeichen der sicheren Wiedergeburt finden müsse.

Als junger Mann hatte er gesagt:

„Io poco voglio: pur molto: accendere
io su le tombe mute la lampada
che irraggi e conforti
la veglia dei poveri morti."

Und in den ersten Jahren dichterischen Schaffens hatte er diese erste Pflicht seines Lebens erfüllt. Er hatte sie in den weinenden Augen seiner jungen, frommen Mutter gelesen, wenn er das Haupt auf ihre Knie legte und sie murmeln und seufzen hörte, wenn er mit ihr auf dem Friedhof, dort zwischen den Hügeln seiner Romagna ging, um die Toten zu beweinen, wenn er unter den Bedrängnissen der Not litt. Seinen Toten den Ruhm zu geben, es dahin

Digitized by Google

zu bringen, daß jene, die ein Verbrechen dem Vergessen preisgegeben hatte, den Herzen aller bekannt würden durch das Werk des unglücklichen Sohnes: das war das stillschweigende Versprechen, das die heilige Aufgabe seiner ersten Jahre. Die ersten — leider tragischen — Eindrücke der Jugend formten den Dichter: seine tief eindringenden, unermüdlichen Studien machten ihn zum Humanisten, zum Latinisten, zum Gräzisten, zum Gelehrten, zum Interpreten Dantes, zum geliebten Lehrer, aber zum Dichter wurde er durch den Schmerz, der in seiner Seele haften blieb. Der leuchtende Augenblick seiner Phantasie war der seines häuslichen Unglücks: Haus, Familie und Friedhof wurden die Welt seines Lebens und die Triebfedern seiner Poesie. Als er dann die Dichtung seines häuslichen Lebens abgeschlossen und sein Versprechen eingelöst hatte, da stieg Pascoli von der ruhmreichen Hochschule in Bologna aus geistig zu andern Idealen empor.

Von welcher Art war die Kunst Giovanni Pascolis und wie faßte er die Poesie dem Leben gegenüber und durch das Leben hindurch auf? Er hat es schon im „Fanciullino" gesagt und er selbst antwortet heute darauf mit einem unveröffentlichten Blatt, das ich von seiner Schwester Maria als Geschenk erhalten habe und hier wiedergebe:

„Ich fragte einmal, was die Poesie sei; aber ich fragte es mich selbst; dabei wurde das, was ich mir zur Antwort gab, indem ich sagte, was mir die Poesie zu sein schiene, aufgenommen, als ob ich von etwas Kenntnis geben wollte, was mir gar nicht bekannt war, oder doch als ob ich die Absicht gehegt hätte, eine mir eigne Art von falscher und schwacher Poesie als allgemein, wahr und ewig gelten zu lassen. Damals wurde diese Art sogar von Geistern, die sonst gar nicht gerne definieren, als die Poesie der kleinen Dinge definiert, und man sagte und wiederholte so lange, bis alle es glaubten, nicht nur, daß für mich nur das Kleine poetisch sei, sondern auch, und zwar deswegen, daß es kleine oder große Dinge in der Poesie gebe. Ich will mich jetzt nicht verteidigen, indem ich in Abrede stelle, daß ich immer den Flügel einer Fliege oder den Leib einer Mücke mit der Lupe untersuche und andern schildere; aber behaupten, daß es nicht möglich ist, von zwei Menschen, von denen der eine mit dem Teleskop einen Stern und der andre mit dem Mikroskop einen Tropfen betrachtet, den einen größer und den andern kleiner zu nennen, ja, das muß ich. Ich werde auch nicht Dante zuerst groß und dann klein nennen, wenn ich zuerst lese:

Sappi che non son torri, ma giganti,
E son nel pozzo intorno dalla ripa
Dall' umbelico in giuso tutti quanti.
. . . . . .
Torreggiavan di mezza la persona
Gli orribili giganti, cui minaccia
Giove dal cielo ancora, quando tuona . . .[1])

[1]) Giganten sind's, nicht Türme, die wir sehen,
Die — rings am Brunnenrande aufgerichtet —

Digitized by Google

und dann:

Così per entro loro schiera bruna
S'ammusa l'una con l'altra formica,
Forse a spiar lor via e lor fortuna;[1])

sondern ich werde ihn beide Male einen Dichter nennen.

Da ich diesen Namen, der von längerem Bestand und ehrenvoller ist, mir nicht selbst derart beilegen kann, daß das, was ich über die Poesie gesagt habe oder noch sagen werde, glaubwürdig würde und wäre, so wende ich mich jetzt an solche Leute, von denen niemand leugnen und jedermann behaupten kann, daß sie Dichter sind, aber Dichter von Kleinigkeiten, und richte dieselbe Frage an sie, die ich schon an mich gerichtet habe: Was ist die Poesie?"

Die Poesie, antwortete die Stimme des Volkes, ist die Familie, die er hat wieder aufleben lassen in ihren Freuden und ihren Qualen, in dem Süßesten und Heiligsten, in dem Innerlichsten und Ewigsten, was sie besitzt, die Romagna, die er mit Kindesliebe besang; Italien, das er in seinen Söhnen und in seinen Ruhmestaten feierte; die Güte, die er auf die Erde säte, die Sanftmut, die er lehrte, die Tugend, zu der er erzog, die milde Philosophie der Hoffnung und der Zuversicht, die er verbreitete, damit das Werk der Gerechtigkeit, das er im Herzen trug und das unsre Zivilisation zu vollenden bestimmt ist, den Weg leichter, näher und weniger steil fände.

„Etwas Magisches," schrieb treffend d'Annunzio, „liegt in der plötzlichen Kraft, mit der der große Dichter sich unsrer Seele bemächtigt." Giovanni Pascoli entschwand in dem entscheidenden Augenblick seiner dichterischen Bejahung. Er hätte noch viel geschaffen, und er fühlte es und vertraute es seinen Herzensfreunden an.

Virgil starb mit einundfünfzig Jahren und hinterließ die „Aeneis" unvollendet. Pascoli ist im Alter von sechsundfünfzig Jahren dahingegangen und hat weder die lateinische noch die italienische Dichtung vollendet hinterlassen, die das Werk seiner Reife sein sollten, die Stimme des wiedererstehenden, arbeitenden, wachsenden Vaterlandes, das kämpft, das auswandert, das zurückkehrt, das alle von Menschen und von Jahrhunderten aufgehäuften Hindernisse überwindet und an Kraft und Sicherheit zunimmt — die Stimme des Vaterlandes, wie sie sein

---

Vom Nabel abwärts tief im Schachte stehen. —
. . . . . .

So türmte hier auch, halben Leibs im Grunde,
Sich um den Brunnenrand von Riesensöhnen
Ein ungeschlachter Kreis, dem zum Erschrecken
Noch heute Jovis Donner krachend dröhnen.

(Die Hölle, 31. Gesang, Uebertragung von R. Zoozmann.)

[1]) So sieht man mit den Fühlern sich betasten,
Ameisen wohl, als ob sie fragten leise:
Wie geht's, wie steht's? und wimmelnd weiterhasten.

(Der Läuterungsberg, 26. Gesang, Uebertragung von R. Zoozmann.)

Digitized by Google

neuer Dichter in sich aufgenommen hat. Die „Aeneis“ wurde veröffentlicht; wird das Werk Pascolis so weit geführt sein, daß es dem italienischen Volke übergeben werden kann? Ich weiß es nicht; ich wünsche mir, daß dies möglich sei, aber in einer Weise, die der hehren Persönlichkeit des Dichters würdig ist, der zu seinem Ruhm nichts mehr nötig hat.

Zwei Episoden der „Aeneis“ standen ihm inmitten der Kriege und Schlachten der Heldendichtung besonders lebendig und eindrucksvoll vor der Seele: der Morgengesang der Sperlinge, die den Evander in seiner Hütte wecken, dort, wo sich die Kaiserpaläste Roms erheben sollten, und das Leichenbegängnis des Pallas, dessen Bahre, geflochten aus Zweigen des Arbutus, des dreifarbigen Baumes (Arbuteis virgis) von tausend Soldaten zu Grabe geleitet wird.

In dieser wundervollen virgilianischen Szene trat ihm gleichsam die Vision der künftigen Geschichte des Vaterlandes vor Augen; in seinen Gesängen hatte der virgilianische Erdbeerbaum immer den Ehrenplatz; er besang ihn mit liebevoller Ehrfurcht, als Symbol und Vorzeichen in dem unsterblichen Hymnus auf Rom.

Die jungen Studenten der Universität Rom schnitten auf dem Palatin, auf dem heiligen Boden, auf dem die Hütte Evanders sich erhob, die Zweige des Erdbeerbaumes ab und legten sie auf die entseelte Hülle des Dichters. Die Blumen von ganz Italien sammelten sich in seinem Hause über den Zweigen des dreifarbigen Baumes und begleiteten an einem heiteren Apriltage seine Bahre, und Virgil, der seinen letzten Sproß beweinte, murmelte still:

„Illum etiam lauri, etiam flevere myricae.“

Wo ein deutscher Kaiser starb

Von

Robert Kohlrausch

In der tiefen, stummen Einsamkeit im Norden von Rom steht ein verfallendes, graues Gemäuer. Kaum jemals naht sich ihm eines Menschen Fuß. Höchstens ein Hirt oder ein Waldarbeiter geht mit stumpfen Blicken an ihm vorbei. Mond und Sonne gleiten immer wieder darüber hin, der Sommerwind umspielt es, der Wintersturm rüttelt an ihm und läßt locker gewordene Steine zu Boden fallen, daß die Tiere der Wildnis erschrocken sich verbergen. Sie sind hier die Herren in der großen Einsamkeit. Ihre Stimmen mischen sich in das leise Rauschen von ein paar Wasserläufen tief zu Füßen des alten Gemäuers. Jahrzehnte vergehen, ohne daß ein Deutscher diesen Ort betritt, obwohl er durch ein trauriges Ereignis unsrer Geschichte geheiligt ist. In diesen Mauern ist ein deutscher Kaiser gestorben; denn die Trümmer gehören zur alten Burg von

Digitized by Google

Paterno, die Otto den Dritten, das „Wunder der Welt", kaum zweiundzwanzigjährig, sterben sah.

Die weite Landstrecke nördlich von Rom zwischen Tiber und Meer ist eine Gegend voller Ueberraschungen und Geheimnisse. Natur und Menschen haben zusammengewirkt, sie zu schaffen. Ungeheure Vulkane, deren Krater heute von stillen Seeflächen ausgefüllt werden, haben das ganze Land in der Urzeit mit ihren glühenden Lavaströmen überflutet, deren erkaltete Massen sich in weichen, graugelben Fels verwandelt haben. An ihm haben die Wasser der Erde genagt und haben sich tief hineingegraben in den leicht verwundbaren Stein. So dehnen sich gewaltige Strecken scheinbar eben oder mit großen, sanften Erdwellen überzogen aus. Aber wer sie betritt, sieht sich bald in einem Labyrinth gefangen. Tiefe Mulden öffnen sich plötzlich vor ihm, und in ihrer Tiefe reißt unversehens der Boden auseinander zu felsiger, häufig nur schmaler und von dichtem Gestrüpp überwachsener Schlucht. Ein Fehltritt, und man stürzt hinunter über die Felsen in die versteckte Flut; ungehört verhallt jeder Hilferuf in der leeren Weite. Denn selten und fern voneinander sind hier heute die menschlichen Wohnsitze. Wo sich einstmals das alte Südetrurien mit vielen Städten und Ortschaften ausdehnte, da betritt man jetzt einen Riesenfriedhof dieser gestorbenen Welt. Viele der Städte sind bis auf die letzten Trümmer verschwunden, und ihre Namen klingen jetzt nur gleich einem fernher tönenden Echo noch matt herüber. Fidenae, Veji, Caere, Capena, Tarquinii und wie sie heißen mögen, alle sind sie verschwunden, vom großen, sieghaften Rom unterworfen und vernichtet. Aber geheimnisvoll unter der Erde verborgen, eingegraben in die weichen Felsen, auf denen alle diese Städte mit kluger Benutzung der natürlichen, schirmenden Schluchten erbaut waren, haben sich reiche, beredte Denkmäler der toten Ortschaften erhalten. Die Gräber der Etrusker sind es, den Häusern des hochkultivierten Volkes pietätvoll nachgebildet, mit Malereien geschmückt, mit Geräten für die Toten sorgsam ausgestattet. Ueber die Gräber hin gingen jahrhundertelang zerstörende Kriege, bis nichts mehr dort oben blieb als Trümmer und Ruinen. Still aber unter der Erde dauerte die verschüttete Welt, um nach ein paar tausend Jahren wieder aufzuerstehen und ihre geheimen Schätze neu herauszugeben an das unverändert niederflutende Sonnenlicht. Etruriens Kultur spricht wieder zu uns aus dem kostbaren Inhalte dieser Gräber, doch ein grauer Schleier, aus Geheimnis und Schwermut gewoben, liegt für immer trotzdem auf der weiten Ruhestatt unzähliger Städte. Wir kennen die Schriftzeichen der Etrusker, aber wir können sie bis heute noch nicht entziffern, und mit natürlicher Melancholie nur schweifen die Blicke dahin über das weite Land, in dem von einer großen, untergegangenen Kultur nichts mehr zu uns redet als unzählige Gräber.

In dieser geheimnisvoll-schwermütigen Landschaft erheben sich auch die grauen Trümmer des Kastells von Paterno. Weitab von allen betretenen und befahrenen Straßen liegen seine Reste, so daß man selbst in den Werken über deutsche Geschichte nur ungenaue Winke findet, wo sie gesucht werden müssen. An oder auf den Berg Sorakte wird Paterno von ihnen am häufigsten verlegt,

Digitized by Google

in die Gegend von Viterbo versetzen es andre. Beides ist falsch; der Sorakte herrscht freilich über das weite Land, aber von seinem Fuß ist Paterno um Kilometer entfernt. Und meilenweit ist Viterbo von ihm. Am nächsten von bekannteren größeren Orten, die sich nur vereinzelt in der Einsamkeit erhalten haben, liegt ihm Civita Castellana, das jetzt mit Rom durch eine Trambahnlinie verbunden ist. Und eine Fahrt auf dieser Linie verschaffte mir durch einen glücklichen Zufall die Kenntnis von Paternos Lage, zugleich auch einen ersten Blick auf seine grauen Mauern von der Ferne her. Im Wagen war ein italienischer Geistlicher, der ein Gespräch mit mir begann, ein freundlicher, wohlunterrichteter Herr von jener liebenswürdigen Art, wie man sie den Fremdenzentren fern so häufig antrifft. Als er hörte, daß ich ein Deutscher sei, hob er lebhaft seine Hand und wies aus dem Fenster hinaus: „Dort hinten sehen Sie Paterno, dort ist Kaiser Otto III. gestorben." Ich sprang empor. Das war, was ich suchte. Dort stand sie nun wirklich vor mir, die alte Burg. Von der hochgelegenen Straße sah man hinunter in zwei zusammenlaufende Täler; am Fuß eines Hügels trafen sie einander, vereinigten dort ihre Wasserläufe zu gemeinsamem Fluß. Und auf jenem Hügel erhoben sich die Reste der kaiserlichen Burg, in einer tiefen, vom Wasser umklungenen, scheinbar unzugänglichen Einsamkeit.

Seit ich Paterno von weitem gesehen hatte, ließ mich's nicht wieder los. Ich mußte dorthin, mußte die weltferne Stätte betreten. Ich schrieb an den Geistlichen, und er versprach, mir einen Führer zu besorgen für den schwer zu findenden Weg. Daß dieser Weg auch sonst noch Schwierigkeiten bot, ging aus der Anfrage hervor, ob der Führer für meine Reisegenossen und mich einen oder zwei Esel mitbringen solle, weil ohne sie der Zugang unbequem sei. Wir beschränkten uns auf einen der nützlichen und geduldigen Vierfüßler, und er hat uns gute Dienste getan.

Ein heller Morgen leuchtete der Fahrt. Es war Winter, aber der sonnengoldige Winter von Rom. Der blaue Himmel spannte sich tief und weit über der schwermütig-ernsten Landschaft aus, die wir durchfuhren, und über die gelbgrauen Tuffelsen hingen die weißen Blütendolden des Laurus tinus in schwerer Fülle herab. Immer freier öffnete sich von der steigenden Straße der Blick in die tuskische Campagna mit ihrer menschenleeren Weite, mit ihren tiefen, geheimnisvollen Schluchten. Jetzt hob der Sorakte seine graue Gipfelkette mächtig empor, und als wir seinem Fuße nahekamen, schärfte sich mein suchender Blick. Ich wußte, daß hier bereits ein Denkzeichen zu finden war, ein Bote von Paterno gewissermaßen, der auch schon vom Kaiser Otto III. erzählte. Kurz vor der Station Sant' Oreste zeigte sich der gesuchte Bau. Links von der Straße auf niedrigem Hügel eine kleine Kirche, scheinbar ein Rundbau, wenigstens die Fassade halbrund herausgebaut, mit barockem Ornament bekrönt. Ein kleiner Hain von Zypressen und Pinien darum her, sich dunkel und ernsthaft abhebend von der hellgelben Kirche. Santi Martiri wird sie genannt, und eine der merkwürdigsten Heiligen- und Wundergeschichten, die offenbar auch des jungen, mystisch erregten

Digitized by Google

Kaisers Gemüt mächtig bewegt hat, ist mit ihr verknüpft. Man erzählt, in dieser nördlichen Campagna, doch näher bei Rom an einem Orte, der nach den rötlichen Felsen dort Saxa Rubra heißt, habe der Senator Marcianus Carosellus einen Besitz gehabt. Sein einziger Sohn sei dort in jungen Jahren gestorben, und verzweifelt habe der Vater die Totenwacht gehalten. Jetzt aber sei es geschehen, daß der Kaiser Diokletian zwei Christen mit Namen Abbondius und Abbondantius nach Saxa Rubra habe bringen lassen, um dort hingerichtet zu werden. Von ihnen und ihren heiligen Werken habe der trauernde Marcianus gehört und seinen toten Sohn zu ihnen getragen mit flehentlicher Bitte, den Gestorbenen wieder aufzuerwecken. Sie hätten versprochen, seinen Wunsch zu erfüllen, doch nur unter der Bedingung, daß er und sein wiedergeschenkter Sohn sich taufen ließen. So sei es geschehen, der Tote sei ins Leben zurückgekehrt und habe den Namen Johannes erhalten. Am selben Tage jedoch seien die Verfolger der Christen über sie hergefallen, und alle vier seien dort miteinander hingerichtet worden. Die fromme Matrone Theodora Savelli habe die Leichen der Märtyrer für sich erbeten und sie auf ihrer Besitzung unweit vom Fuße des Berges Sorakte — dort, wo die Kirche Santi Martiri dann erbaut worden ist, — in darunter befindlichen Katakomben beigesetzt.

Ein so wundersames Geschick wie das dieses jungen Johannes, der an einem Tage zweimal starb und mit seinem zweiten Tod in die Scharen der Heiligen einging, hat fromme Seelen immer tief bewegt. Man hat ihn mit einer Blume verglichen, die am selben Tage keimt, wächst, blüht und stirbt. Auch Otto III., der wie kein zweiter Kaiser eine doppelte Seele, den Geist eines Herrschers und eines Mönchs, in seiner Brust verbarg, ist von diesem Wundertod offenbar tief bewegt worden. Er ließ die Leiber der Heiligen aus den Katakomben hervorholen und Marcianus und Johannes nach dem nahen Civita Castellana bringen, wo sie zu Schutzpatronen dieser Stadt wurden. Abbondius und Abbondantius aber kamen nach Rom, wo sie zuerst in der von Otto gegründeten Kirche San Bartolommeo auf der Tiberinsel Ruhestatt und Verehrung fanden. Dann wurden sie nach Santi Cosma e Damiano, schließlich aber nach der Kirche Gesù gebracht. Hier im prunkvollsten Gotteshause von Rom ruhen sie jetzt unter dem Hauptaltar, von riesenhaften, vergoldeten Kandelabern, von einem vergoldeten Tempelchen und einer vergoldeten Sonne umleuchtet. Aber draußen in der stillen Campagna führt heute noch nach ihnen die kleine, verlassene Kirche den Namen der heiligen Märtyrer.

In rascher Fahrt glitten wir an ihr vorüber, sie blieb hinter uns gleich einer flüchtigen Erscheinung. Am Fuße des Berges Sorakte ging es noch eine Weile hin, dann blieb auch er zurück. Und nun kam die Station Faleria, wo wir die Trambahn verlassen mußten. Weitab, unsichtbar von hier, lag der gleichnamige Ort; nur ein kleines, einfaches Haus mit hellrot bemalten Wänden stand einsam in der großen, melancholischen Landschaft. Aber eine junge, schöne Frau grüßte freundlich heraus, und gegenüber an der Straße wartete der Führer bereits mit seinem Esel. Unsre kleine Kavalkade setzte sich in Bewegung: eine

Digitized by Google

Dame, zwei Herren, der Führer und sein Grautier, das er nicht Asino, sondern Ciuccio benannte. So ging es vorwärts in den hellen Tag mit seiner kühlen Januarluft und seiner sommerlich warmen Sonne. Mein Freund hoch voran auf dem Esel, wir andern hinterdrein, bescheiden zu Fuß. Anfangs führte der Weg auf guter Fahrstraße fort und überschritt auf neuer, fester Brücke die erste der Schluchten, die seinen Lauf zu hemmen drohten. Die Trümmer einer antiken Brücke zeigten sich daneben unten am Wasser, ein wenig römisches Netzwerk an der Straße. Weiter war kein Rest aus Römertagen zu sehen. Ein Stück weiterhin mußten wir die feste Straße verlassen und gingen rechtsab auf schmalem Hirtenpfade, zuerst noch durch bebautes Feld, bald aber auf unkultivierten, grasbewachsenen Flächen hin. Eine kleine Schlucht wurde leicht überschritten, eine größere tat sich störender vor uns auf. Nach Regenwetter wäre hier wohl kaum ein Hinüberkommen möglich; aber es war trockene Zeit, und ein paar Steine, die der Führer herbeitrug, schufen einen Steg über das Wasser, während unser Esel es gemächlich durchwatete. Nahebei fand er eine Quelle in einer Tuffhöhle, bei der er Station machte. Die steinerne Wölbung war innen ganz mit feinem Venushaar bekleidet, Brombeergesträuch hing malerisch von oben herab über den Eingang. Es war ein hübsches Bild, wie der Esel dort in dieser Nymphengrotte trank.

Wir hatten den Hügel jetzt gewonnen, an dessen Ende Paterno lag, und wandten uns rechtshin dem erstrebten Ziele zu. Doch ging es noch geraume Zeit bergan und bergab auf dem Hügelrücken hin; der immer freier werdende Blick auf einen fernen, großen Kreis von schöngeformten Bergen um die weite, zerrissene Fläche her gab der Wanderung stets neuen Reiz. Am nächsten und gewaltigsten erhob sich mit seinen breiten, kahlen, grauen Felsenmassen der Sorakte, dessen verfallenes Kloster auf der höchsten Spitze deutlich vor dem blauen Himmel stand. Hinter ihm und ihm gegenüber der ferne Ring andrer, zum Teil mit leuchtendem Schnee gekrönter Berge, die ganze Landschaft in wundervoll feinen, vornehmen Farben gemalt. Winterlich graubraun war noch der Boden, Eichen wuchsen häufig aus ihm hervor mit ihren dunklen Stämmen und ihrem herbstlich braunen Laube. Kahles, braunes Gesträuch, aus dem erste Veilchen hervorduften, stellte sich dazwischen, und aus den beiden seitlichen Schluchten, die mehr und mehr Gebirgscharakter gewannen, schimmerten die gelbgrauen Felsen herauf. Steineichengrün, des milden Klimas dunkler, schöner Zeuge, fiel über die Abstürze nieder. Braun und Grau waren die herrschenden Farben, auf allem aber lag der wunderbare Duft Italiens, in dem jeder Gegenstand Märchenglanz und Wärme gewann, der die Wolkenschatten auf den grauen Bergen in darüber gebreitete blaue Tücher zu verwandeln schien. Ein paar zertrümmerte, verlassene Kastelle traten links auf der andern Seite der tiefen Schlucht in jener Gegend hervor, die man heute noch nach Paterno die Piani di Castello nennt. Am deutlichsten und nächsten eine Castellaccio genannte Ruine, malerisch und stattlich mit noch aufrechtem, hohem Turme. Weiterhin Muraccio, Santa Maria, ganz in der Ferne Sant' Elia, und rechts gegenüber das helle,

Digitized by Google

neue Casale von Sant' Agata, das den Platz eines verschwundenen Kastells eingenommen hat. Geradeaus, ein wenig nach links hinüber, lag Civita Castellana mit seinem Borgiakastell, das einstmals das Gefängnis der politischen Gefangenen im Kirchenstaate war, hell im Sonnenlichte da. Dieser Ort und Sant' Agata waren aber die einzigen bewohnten Stätten, die der Blick in der Nähe ringsum entdecken konnte; sonst gab es nur Trümmer, Verfall, Verlassenheit in einer ungeheuren, melancholischen Weite.

Trümmer waren es auch, die uns begrüßten, als wir durch lichten Eichenwald endlich unser Ziel erreichten, als die Burg von Paterno sich vor uns erhob. Hier also war der junge Kaiser gestorben, hier hatte der Geist eines der merkwürdigsten Herrscher, in dem Weltflucht und Machtlust einen heißen Kampf miteinander gekämpft hatten, seine Ruhe gefunden. Hier war das Endziel einer unsteten, fluchtartigen, sprunghaften Wanderung durch einen großen Teil von Italien hin, die das letzte Jahr seines kurzen Lebens ausgefüllt hatte. Von geheimnisvollem Schleier ist für uns noch immer diese Zeit umgeben. Seit Otto das aufständische Rom im Februar 1001 verlassen hatte, fand er nirgends Ruhe mehr, tauchte plötzlich an weit voneinander entfernten Orten auf. Bald war er als weinender Büßer, in Begleitung des Eremiten Romuald, in Ravenna, bald auf nächtlicher, verschwiegener Fahrt in Venedig; dann in Pavia, vor Benevent, für kurze Zeit wieder in Rom und in der zweiten Hälfte des Juli zum erstenmal in Paterno. Bei dieser Wanderung umfing ihn immer tiefere Schwermut; heiße Gewissensbisse, von den römischen Mönchen am Hofe wohl absichtlich genährt, quälten ihn wegen seiner Härte gegen die römischen Rebellen, besonders gegen den hingerichteten Crescentius. Ganze Wochen hindurch fastete der Kaiser, mit Ausnahme der Donnerstage, die Nächte vergingen unter Tränen im Wachen und Beten. Der aufgeregte Geist arbeitete der Vernichtung des Körpers vor, schwächte die Widerstandskraft gegen die Tücken des Klimas.

Das Weihnachtsfest 1001 hatte der Kaiser in Fondi gefeiert, kurz darauf ging er nach Paterno. Den zuverlässigsten, freilich immer noch dürftigen Bericht über die letzte Zeit seines Lebens haben wir von dem Hildesheimer Geistlichen Thangmar, der das Leben seines berühmten Bischofs Bernward von Hildesheim beschrieben hat und auch von einer Mission an den Kaiser im Auftrage dieses Bischofs berichtet. Von ihm erfahren wir, daß Paterno eine stark befestigte Burg war, die von einem Grafen Tammo, dem Bruder des Bischofs Bernward, befehligt wurde. Bernwards bedeutende Gestalt erhebt sich so neben der des Kaisers, den er einstmals erzogen und auch in Rom besucht hatte. Nach Beendigung des dortigen Aufstandes erst, in dem er als Träger der heiligen Lanze, dieses wichtigen Kaiserabzeichens, den Kriegsscharen vorangeschritten war, hatte Bernward sich nach Deutschland heimbegeben. Die Nennung seines Namens weckt Bekanntes in uns auf. Wir sehen die Michaeliskirche zu Hildesheim, die Bernwardsäule, die von dem kunstfertigen Bischof geschmiedeten Domtüren, das von ihm gefertigte Kreuz. Wir sehen auch das dort bewahrte Buch, aus dem er den Knaben Otto soll unterrichtet haben. Der sterbende Kaiser scheint uns

Digitized by Google

weniger einsam unter der sorgsamen Obhut von einem Bruder dieses trefflichen Mannes. Doch auch er konnte dem Tode nicht wehren, der auf eiligen Flügeln herankam. Zwölf Tage nur vor Ottos Ende beurlaubte sich Thangmar von ihm, um reichbeschenkt nach Hildesheim zurückzukehren, und bei dieser letzten Unterredung sagte der Kaiser selbst ihm schon, daß er am Fieber leide. Bereits im Jahre vorher war er davon ergriffen gewesen. Ganz genau wissen wir es nicht, welche Krankheit seinen frühen Tod verschuldet hat; von den Blattern, auch von einem pestartigen Leiden hat man gesprochen. Am wahrscheinlichsten aber ist es, daß ihn das römische Fieber getötet hat. Er ist von dem Lande gemordet worden, das er so glühend geliebt hat, und es ist eine schöne, tief symbolische Sage, daß die Witwe des Crescentius ihn vergiftet habe. In Wahrheit hat Italien selbst seinen gemordeten Sohn an ihm gerächt. Im Kreise der Geistlichen, die stets um ihn waren, ist Kaiser Otto hier in Paterno nach Beichte und Kommunion gestorben; mit heiterem Angesicht soll er von der Erde geschieden sein. Man schrieb den 23. Januar 1002. Der Tod wurde zuerst verheimlicht, um genügende Mannschaft für die Bedeckung der Leiche zu sammeln. Unter häßlichen Kämpfen brachte man den Sarg nach Verona, dann über die Alpen. In Aachen, wo er in die Gruft Karls des Großen hinuntergestiegen war, hat Otto III. seine Ruhe gefunden.

Zertrümmert, in Ruinen erhoben sich vor uns die Mauern der Burg. Sie stellte sich quer über die Spitze des langen Hügelrückens. Rechts trat sie bis unmittelbar an den felsigen Absturz heran, links war ein schmaler Weg freigeblieben um die Feste herum, der zum alten, hinten gelegenen Eingang führte. Jetzt konnte man aber auch ohne seine Hilfe das Innere betreten; die linke Hälfte der vorderen Mauer war eingestürzt, und frei schweifte der Blick hinein. Das Erdreich stieg an bis zum Fuße der Burg, die Spuren von einem ehemals wohl tieferen Graben waren in ihm zu erkennen. Das erhaltene Mauerwerk stand auf einem Unterbau von gewaltigen Felsblöcken; ob die Natur, ob Menschenhand sie geschichtet hatte, war schwer zu entscheiden. Vielleicht haben die Etrusker oder die Römer dieses Fundament geschaffen; bei vielen Kastellen dieser Gegend führt man den Ursprung auf alte römische Krieger, belohnte Veteranen zurück, die Ländereien hier angewiesen erhielten, und auch Paterno kann von ihnen erbaut worden sein. Gleich einer schweren Stufe schob sich dieser Unterbau rechts vor das obere Mauerwerk vor, eine zweite, darunter gelegene Stufe ging als natürlicher, steiler, mit Steineichengrün bekrönter Fels in die Tiefe der Schlucht. Auf den mächtigen Blöcken wuchs die vordere Mauer, soweit sie noch erhalten war, in wohlgefügtem, gut bearbeitetem Quaderwerk empor. Graue, nicht übergroße, viereckige Tuffblöcke fügten sich fest aneinander. Die Mauer hatte die Höhe von einem stattlichen, einstöckigen Hause, scheinbare Zinnen liefen oben darauf hin, doch waren sie zu sehr zerfetzt, um sagen zu können, ob sie durch Zufall oder durch Absicht entstanden waren. Ein viereckiger Aufsatz ragte noch aus der Mauer hervor wie der Ueberrest von einem Turm, aber seine Wandung lag in der Mauerfläche, von der nur zwei tiefe, schwarze

Digitized by Google

Risse, wohl durch ein Erdbeben erzeugt, ihn schieden. Eine unregelmäßige Oeffnung durchbrach links von diesem turmähnlichen Bau die Wandung. Das war alles, was die Burg nach außen hin zeigte. Wir umschritten sie nun auf der linken Seite und kamen hinter ihr auf ein kleines, halbrundes Plateau, das die äußerste Spitze des Hügels darstellte. Früher war es auch mit Mauern umschlossen gewesen, aber sie waren zum großen Teil zertrümmert und verschwunden und wehrten dem Blick in die prächtige, feierlich-große Landschaft nicht mehr. Ein halbeingestürztes, rundbogiges Tor führte von hier in das Innere der wenig umfangreichen Burg. Bis auf einen großen Teil der Umfassungsmauern, die noch den rechteckigen, durch Mauervor- und -rücksprünge belebten Grundriß erkennen ließen, war alles hier zerstört. Nur an der Innenseite der zuerst gesehenen Mauer zeigte sich an ein paar Stellen eine Verstärkung, die von früheren Einbauten sprach. An der einen Wand lief eine von ihnen schräg hinan gleich einer Treppenwange; dort hatte sich ein junger Baum eingewurzelt und kroch mit seinen Aesten an der Schräge hinan gleich einer braunen Riesenschlange.

Vom Dach, vom Gewölbe, von den Innenmauern war nichts geblieben als ein großer Schutthaufen in der Mitte der Burg. Mit allerlei Gestrüpp überwachsen, lag er hier gleich einem riesenhaften Grabhügel von Paterno, von Otto III., von aller deutschen Kaiserherrlichkeit. Aber dem nachdenklichen Betrachter war er noch mehr: ein Grabhügel dreier Kulturepochen, deren Menschen hingegangen waren über diesen Ort. Er sprach von den fernen, in Dämmerung sich verlierenden Zeiten der Etrusker, deren Grabesbauten auch unten in den Felsen von Paterno hineingehauen waren; vom römischen Weltreich, dessen Gewaltige dies weite Land mit ihren Straßenbauten überzogen und mit üppigen Villenanlagen geschmückt hatten, wovon heute nichts mehr geblieben ist als vereinzelte Strecken des großen Basaltpflasters und ärmliche, kaum erkennbare Trümmer; von den ungeheuren Kämpfen des Mittelalters, in denen Reich und Kirche miteinander jahrhundertelang um die Weltherrschaft stritten.

Stumm ist in Paterno die Gegenwart; nur fremd und fern schaut sie von weitem herein. Um den Schutthaufen her wuchern stille Blumen, Disteln und Schierling und Königskerzen. Sie vor allem in seltener Zahl, über mannshoch emporgeschossen aus den Trümmern hervor. Im Sommer müssen ihre gelben, schlanken Fackeln die ganze Ruine durchleuchten. Und auch der Wintersturm bricht sie nicht, im Schutze der grauen Mauern verdorren sie nur, stehen tot und braun um den großen Grabhügel her. So mit wilden Blüten angefüllt, liegt Paterno still unter dem italienischen Himmel, während Glut und Kälte, Licht und Finsternis über seine Mauern dahingehen. Die Königskerzen aber halten Wacht, blühend oder verdorrt, an dieser Stätte, wo ein Kaiser starb.

Digitized by Google

Wert oder Unwert der Kavallerie?

Von

Generalmajor v. Wenninger

Keine militärische Frage war in den parlamentarischen Kämpfen des Frühjahrs so heftig umstritten, wie diese Titelfrage. Nicht ob drei oder sechs neue Kavallerieregimenter genehmigt werden sollten — diese Unterfrage hätte unmöglich den Reichstag so tief bewegen können —, sondern letzten Endes darum handelte es sich, ob die ganze Waffe heute noch überhaupt einen guten Groschen wert sei, ja, ob sie nicht schon seit Jahrzehnten ein unverdientes Brot aß. Dies war in dürren Worten der Sinn so mancher Kampfrede in der Kommission.

In der Tat schienen Rückblicke in die Kriegsgeschichte des letzten Jahrhunderts, des „technischen Säkulums", zu erweisen, daß der Kriegswert der Kavallerie in geradem Verhältnis mit den enormen Fortschritten der Waffentechnik abnahm.

Noch zu Napoleons Zeiten war die Kavallerie eine schlachtentscheidende Waffe; die Feuerwirkung jener Zeit erlaubte ihr, in tiefen und dicken Massen an die Infanterie auf 150 Meter, an die Artillerie auf 600 Meter verlustlos heranzureiten; und dieser letzte, kurze Attackenweg wurde durcheilt, bevor der Infanterist ein einziges Mal, der Artillerist zweimal wieder laden und feuern konnte.

Das Jahrhundert der Technik hat dieses Verhältnis Schritt vor Schritt, aber von Grund aus geändert. Der Uebergang vom Vorder- zum Hinterlader wirkte einschneidender auf die Taktik aller Waffen, als selbst der Ersatz von Pfeil und Wurfspeer durch das Feuergewehr. Mit zwingender Gewalt wurden alle geschlossenen Formen aus dem Schußfeld verbannt. Chlum und St. Privat waren blutige Lehren für die Infanterie, Morsbronn, Elsaßhausen und Floing für die Kavallerie. Die militärische und die öffentliche Meinung schlug um. Kaum noch Opferritte wie Mars-la-Tour und Vionville hielt man für angebracht. Nur mehr moralische Erfolge billigte man der Reiterwaffe zu.

Da schritt die Technik noch weiter. Mehrlader und Schnellfeuergeschütze, rauchschwaches Pulver, verflachte Flugbahn und verstärkte Durchschlagskraft der Geschosse folgten. Die gewaltige Steigerung von Feuerkraft und Feuerschnelligkeit zwang zu noch weiterer Lockerung aller taktischen Verbände im Angriff und zu einer ungeahnten Ausnützung des Geländes zur Deckung. Nur dünne, lose Linien, in großen Abständen hintereinander, sprungweise und regellos in kleinen und kleinsten Gruppen und in Bruchteilen von Minuten gebückt vorstürzend und wieder untertauchend — das ist alles, was der Angreifer zeigt, wo kaum ein Halbjahrhundert früher dicke Schützenketten, Mann an Mann mit schlagenden Tambouren, aufrecht und ohne Feuerhalt und nur durch Verluste sich lockernd, dichtauf gefolgt von dröhnenden Bataillonsmassen, mit spielenden Musiken und

Digitized by Google

fliegenden Fahnen, die Hauptleute und Kommandeure hoch zu Roß, sich zeigen durften wie zur Parade! —

Und völlig nichts, gar nichts verrät die Stellung des Verteidigers, nicht mehr mächtige, weiße Pulverballen zeichnen seine Linien, nur durchs Glas ist zuweilen ein Kopf erkennbar und auch dieser nur kurz zum Schuß, zum raschen Umherspähen erhoben — sonst nichts, nichts — die „Leere des Schlachtfeldes"!

Dieser gewaltige Unterschied der Erscheinungen ist von der ganzen Laienwelt nur der Zunft der Manöverbummler klar geworden. Und diese Zunft stirbt allmählich aus, sie kommt nicht mehr auf ihre Kosten; nur wer sich ein Auto leisten kann, mag da und dort eine interessante Episode erhaschen. Und doch gehört es schließlich in unsrer kriegerisch gespannten Zeit zum öffentlichen Interesse, vielleicht zur allgemeinen Bildung, den ungeheuren Umschwung der Erscheinungsformen aller weltgeschichtlichen Waffenentscheidungen zu kennen.

Ich habe da schon an Films gedacht. Die Kinoindustrie hat ja neben wilden Auswüchsen auch eine löbliche Tendenz: lehrhaften Anschauungsunterricht fürs große Publikum zu bieten. Warum sollte sie nicht auch einen Vorwurf aus der Entwicklung der Angriffstaktik seit 1870 sich wählen? Ich wünschte mir nur zwei Kinofilms, aufgenommen vom Westrande von St. Privat: der eine, ein Ausschnitt aus dem Angriff der Garde vom 18. August 1870, historisch getreu aufgebaut nach dem Borriesschen Meisterwerk;[1]) der zweite, eine nüchterne Uebertragung des gleichen Vorgangs in die Gegenwart, in die Zeit, die nach Mitteln suchte und sie fand, auch gegenüber dem Höllenfeuer von heute und über ein grausames Glacis wie jenes von St. Privat den Angriff voranzutragen, — in die Zeit der Pulverisierung, der Atomisierung des alten Massenangriffs und einer raffinierten Ausnutzung auch der geringsten Unebenheiten zur Deckung des vorkriechenden und im Liegen feuernden Schützen.

Ich glaube, das zweite Projektionsbild würde unheimlich wenig von den 6000 Mann einer modernen Gardebrigade erkennen lassen; es würde beweisen, daß selbst jenes berühmte „Glacis" nicht deckungslos ist, kaum deckungsarm für die findigen Gruppenführer und Schützen von heute. Und ein weiteres würde dem Beschauer des zweiten Films zur unumstößlichen Wahrheit werden: in diesem Felde weitzerstreuter, niedrigster, kaum sichtbarer Einzelziele hat der Reiter, selbst der schnell dahinjagende Einzelreiter, jedes Daseinsrecht verloren! —

Uns Kavalleristen gilt dies längst als leidige Tatsache. Auch über die Waffe hinaus ist es Grundsatz geworden: von weither angesetzte Reiterangriffe gegen nicht erschütterte, feuernde Infanterie sind unnütze Blutopfer, wirkliche Todesritte, die nur dann einen Sinn haben, wenn es auch für die Kavallerie keinen Sinn mehr hat, zu leben, wenn nichts mehr zu retten ist, als die „Ehre des Tages".

Aber auch gegen erschütterte Infanterie ist der Reiterangriff großen Stiles erheblich schwieriger geworden. Da ist vor allem die Unsichtbarkeit der

[1]) „Der 18. August 1870", herausgegeben vom Großen Generalstab, 1906.

Digitized by Google

Attackenziele. Hier geht es dem Reiterführer wie dem enttäuschten Manöverbummler; er sieht auch von der Flanke her nichts weiter als da und dort ein kleines Bruchstück der im Gelände verkrümelten, langen, unregelmäßig gebrochenen Linien, zuweilen einige Mündungsfeuer von Geschützen, flüchtig aufleuchtend vor dunklem Hintergrund, oder eine Gruppe von Fahrzeugen — alles zusammen zu wenig, um den Brigaden und Regimentern einer Kavalleriedivision klare und sichere Angriffsziele zu geben, sie vor Luftstößen oder vor mörderischem Spießrutenlaufen längs plötzlich auftauchender Feuerfronten zu bewahren.

Und dann die ins Ungemessene angewachsenen Gefechtsausdehnungen! Wollte heute eine Kavalleriedivision nur so viele Bataillone über den Haufen reiten wie das eine Regiment Bayreuther Dragoner bei Hohenfriedeberg, dann müßten die Pferde 8 bis 10 Kilometer verstärkten Galopp leisten können! Das vermögen allenfalls auserlesene Jagdpferde unter blankem Sattel und leichten Reitern zu schaffen, aber niemals feldmäßig bepackte Soldatenpferde unter einem Mindestgewicht von $2^1/_2$ Zentnern!

So gab es Stimmen, die nicht nur eine Erschwerung, sondern die bare Unmöglichkeit einer Schlachtentätigkeit der Kavallerie feststellen wollten. Sie riefen die neueste Kriegsgeschichte zur Zeugin auf: Ueberall, in der Mandschurei wie am Balkan, wo überhaupt Kavallerie auf dem Gefechtsfelde sich zeigte, nur „kleine Affären", oft sogar nur mit dem Karabiner, selten mit Lanze und Säbel durchgefochten, nirgends ein Auftreten von Kavalleriemassen, nirgends ein gewaltsames Hinwegfegen erschütterter Bataillone und Batterien durch attackierende Reitergeschwader.

Das sind gewiß geschichtliche Wahrheiten, aber ein Aburteil über den Gefechtswert der Kavallerie begründen sie nicht: die Kavallerie, die in der Mandschurei und am Balkan auftrat, reicht an den Kriegswert mitteleuropäischer Reiterei nicht entfernt heran. Sie war auch in ihrer Zahl, im Verhältnis zu den andern Waffen, von minimaler Bedeutung. Dazu kam die Kriegsweise und das Gelände, die beide zumeist das Eingreifen von Kavallerie in das Gefecht ausschlossen: Dort in Ostasien fast nur Stellungskrieg, alles bis an den Hals eingegraben, hinter Drahtzäunen und Wolfsgruben; hier am Balkan großenteils Gebirgskämpfe, wo das Gelände seitwärts der Wege einer Reiterattacke verbot. Im hochentwickelten Kulturland Mitteleuropas, wo es sich nicht ausschließlich um den Schutz einer einzigen Bahnlinie handeln kann, wird der Positionskampf kaum eine vorherrschende Rolle spielen. Der in allen Heeren lebendige Angriffsgeist wird vielmehr auch künftig zu großen Begegnungsschlachten führen. Gewiß wird auch hierbei der eine der beiden Angreifer, meist der, der sich schwächer fühlt, in die Verteidigung fallen, aber er wird nicht die Zeit haben, sein Kampfgelände festungsähnlich umzugestalten, einen für Kavallerie unbetretbaren Boden zu schaffen. Auf der weiten Bühne der offenen Feldschlacht wird Kavallerie — wenigstens nach der Peripetie des Schlachtendramas — wie ehedem die dankbaren Rollen des fünften Aktes spielen, vielleicht sogar den Deus ex machina.

Bedauerlich ist, daß gerade die höheren Kavallerieführer bei den Friedens-

Digitized by Google

vorübungen für das Eingreifen in das Gefecht aller Waffen auf Hemmungen stoßen, die dem Infanterieführer nicht entgegenstehen. Schon die Gelegenheit ist seltener, denn die Heranziehung großer Kavallerieverbände zu den Manövern ist kostspielig. Entschluß und Befehl für den Reitereingriff in die Schlacht ist aus den schon erwähnten Gründen — Unsichtbarkeit und große Tiefe der Angriffsziele — besonders schwierig, auch im Frieden. Ja, man ist versucht zu sagen: Der Entschluß zum Reiterangriff kostet im Frieden mehr an Charakterstärke als im Kriege. Keinem Infanterieführer wächst im Frieden ein graues Haar, wenn der Schiedsrichter seinen Angriff als abgewiesen erklärt; beim Reiterführer aber hängt oft „Ehr' und Reputation" daran.

Moltke trug in seinem klassischen „Memoire" über 1866 seinem König vor: „Es hat unsern höheren Kavallerieführern vielleicht weniger an Fähigkeiten als an Selbstvertrauen gefehlt. Aber ihre Unbefangenheit ist ihnen dadurch geraubt worden, daß bei den Manövern Kritik und Tadel fast synonym geworden sind."

Darin hat sich seitdem viel gebessert. Gerade unser Kaiser hat jederzeit wohltuend das Rückgrat seiner Reitergenerale gesteift.

Aber eines ist gleichgeblieben — das abfällige, mitleidig-spöttische Urteil der feuernden Waffen; das kann sich nicht ändern, das ist im Grunde nichts als gesunder Waffenchauvinismus, unausrottbar wurzelnd in dem festen Vertrauen in die vernichtende Feuerkraft der eignen Waffe — das muß so sein und bleiben. Die Kavallerie, insonderheit ihr verantwortlicher Führer, muß die Folgen ertragen, muß die stereotypen Manöverwitze von „Unsterblichkeit", „Friedenstapferkeit", „Attackenkoller" über sich ergehen lassen. Was hilft der Hinweis: „Aber die Infanterie zeigte doch Verlustflaggen; sie war erschüttert, als ich angriff!" — Erschütterte Infanterie gibt es nun einmal im Frieden nicht, wenigstens nicht von dem Moment an, wo Kavallerie anreitet. Da flammt das wütendste Feuer des ganzen Tages auf, da schießen alle mit, die „Erschütterten", die „Schwerverwundeten" und die „Toten". Wie soll sich der Schiedsrichter angesichts dieses infernalischen Feuers, das die Kavallerie empfängt, die Vorstellung schwer erschütterter Infanterie retten? Das ist nicht menschenmöglich — er sieht keine zerzausten Fetzen von Schützengruppen, keine blutenden Menschenknäuel, die blindlings schießend sich zusammenballen oder, die Gewehre fortwerfend, sich zu retten suchen; er sieht vielmehr kampfkräftige, ruhig schießende Linien, hört das ununterbrochen rollende, mächtige Feuer, gegen das wahnwitzige Reiter über deckungslose Flächen anstürmen. Dazu kommt noch das Urteil der Infanteristen und Artilleristen der eignen Partei, die in der Regel finden, daß die Kavallerieattacke nicht nur keinen Nutzen brachte, sondern schädlich wirkte, weil sie „das eigne Feuer in den wirksamsten Momenten maskierte".

Kurz, es gehört ein ausgesprochenes Phlegma dazu, sich als verantwortlicher Führer von Reiterattacken im Frieden mit Seelenruhe über die unausbleiblichen Unerquicklichkeiten hinwegzusetzen. — Phlegma ist nun aber nicht gerade der Grundzug einer Seydlitznatur!

Noch ein andres wirkte mit, den Entschluß zum Reiterangriff zu erschweren.

Digitized by Google

Alle größeren Gefechtsübungen der Kavallerie fanden aus Gründen der Billigkeit bisher auf Truppenübungsplätzen oder auf festumgrenzten Geländeplätzen statt. Mindestens vom zweiten Tage ab kannte jeder Führer den Platz wie seine Tasche. In dem durchaus bekannten Gelände, das meist wenig oder gar keine Hindernisse bot, und gegenüber einem harmlosen, oft geradezu „gutmütigen" markierten Feind war der Entschluß in der Regel höchst einfach. Dann aber kommt der Führer mit seiner Truppe in die Manöver selbst und täglich in fremdes Gelände, das nach der Manöverkarte (wegen des kleinen Maßstabes) unmöglich auf seine Gangbarkeit beurteilt werden kann. Vorherige Erkundung des Attackengeländes verbietet der Schiedsrichter, vielleicht unerbittlicher als im Kriege die feindliche Kugel. So kann der Führer nie wissen, ob nicht die attackierenden Geschwader vor einem aus der Karte nicht ersichtlichen Hindernis (Sumpfwiese, Hohlweg) im heftigsten Feuer plötzlich halten und kehrtmachen müssen — Lagen, die im Kriege verlustreich, im Frieden — lächerlich sind. Das tut weh und schreckt ab. Gerade dem vom Uebungsplatz verwöhnten Führer fällt der Entschluß, in ein unbekanntes Gelände, das vielleicht von Fallstricken und Fußangeln strotzt, hineinzureiten, doppelt schwer. Um die Führer an solche schwere, aber einzig kriegsgemäße Entschlüsse mehr als bisher zu gewöhnen, sind die Heerverwaltungen dazu übergegangen, die größeren Kavallerieübungen in täglich wechselndes Gelände zu legen — auf die Gefahr, daß größere Kosten entstehen, die sich übrigens durch kurz vorhergehende Kraftwagenerkundungen des Leitenden erheblich werden einschränken lassen.

So darf erwartet werden, daß, wenn einmal alle Kriegsführer von Kavalleriedivisionen mit ihren Ernstfallsstäben in täglich fremdem Gelände alljährlich sich einspielen können, die menschlich begreifliche Erscheinung der zögernden Entschlüsse auch im Frieden allmählich verschwinden wird. Im Kriege — dessen dürfen wir sicher sein — wird so mancher, der im Frieden aus den geschilderten Gründen ein Kunktator war, frischweg die Pfeife in die Luft werfen und wie der Prinz von Homburg rufen: „Trompeter, blas, ich nehm's auf meine Kappe!"

Wir werden die Reiterführer haben, die es verstehen, dem Feinde den Puls zu fühlen, und wenn dieser schwächer und schwächer wird — ohne Scheu vor fremdem Gelände —, es wagen werden, die Gunst der Stunde zu nützen, um ihre Waffe zur vollen, vielleicht zur schlachtentscheidenden Wirkung zu bringen, wenn die kranke Stelle richtig und nachhaltig getroffen wird. Denn kranke Stellen am Feindeskörper sind, dank der nervenzerstörenden Kraft des heutigen Feuers, künftig kränker denn je. Was heute im Angriff ermattet liegen bleibt oder gar, abgewiesen, zurückflutet oder nur mühsam noch eine Stellung hält, das ist attackenreifer als jemals zuvor.

Gewiß, das sind Hoffnungen, die ihre Wurzeln in die Zukunft schlagen. Mit Hoffnungen läßt sich das Vorurteil nicht widerlegen, wonach „die Kavallerie ihre Aufgaben außerhalb des Schauplatzes der andern Waffen suchen müsse".[1])

[1]) „Deutsche Revue", Januar 1909, S. 18.

Digitized by Google

Grenzschutz? Gewiß — zur Abwehr von Kavallerieüberschwemmungen der Grenzgebiete kann in erster Linie wiederum nur Kavallerie berufen sein. Das ist aber nur ein Vorspiel des Krieges. Und im Kriege selbst? Vielleicht eine Wiederholung des berühmten Stuartschen Raids — Verwüstungs- und Schreckensritte ins feindliche Rückengebiet, Zerstörung von Schienen und Drähten, Bahnhöfen und Magazinen? Das hatte Sinn und Wert in dem Virginien von 1864 und in der Mandschurei 1904, wo je ein einziger Schienenstrang beiderseits die Armeen ernährte und mit Nachschub von Kriegsbedarf versorgte. Aber in Mitteleuropa? Wenn 100 Bahnhöfe zerstört sind, dann bleiben noch 1000, und wenn 100000 Drähte durchschnitten sind, dann hängt noch eine Million an den Stangen — ein Kampf gegen Windmühlen! „Solche Streifzüge entfernen die Kavallerie von ihren Hauptaufgaben; sie sind nur bei einem Ueberschuß an Kavallerie angebracht," sagt das Kavallerieregelement 1909. Wer wird einen solchen Ueberschuß haben? Vielleicht Rußland?

Aber Schlachten-Raids? Jagd auf Munitionskolonnen und Trains weit hinter der Schlachtfront? — Das wäre irrationell, solange Batterien des Feindes im Feuer stehen. Die Vorschrift lehnt solche Schlachtfeldstreifzüge nicht ab, aber — „die Erfüllung wichtigerer Aufgaben darf darunter nicht leiden". — Diese „wichtigeren Aufgaben" sieht die Vorschrift darin: „gegen Rücken und Flanke der feindlichen Armee zu wirken, erschütterte Infanterie oder ungeschützte Artillerie des Gegners anzufallen, die Flanken der eignen Armee zu schützen, heranrückende feindliche Verstärkungen vom Gefechtsfelde fernzuhalten."

Das sind aber alles Aufgaben „innerhalb des Schauplatzes der andern Waffen" — ihre Durchführbarkeit wird demnach bezweifelt.

So mußten wir kürzlich die noch Gönner unsrer Waffe nennen, die die Kavallerie auf ein andres, weites Feld verwiesen, wo noch ungepflückte Lorbeeren winkten — auf die strategische Aufklärung.

Den Weg zu diesen Lorbeeren hat schon Napoleon 1805 und 1806 seinen Reiterführern gezeigt. Daß diese sie nicht zu holen vermochten, war nicht die Schuld des Meisters. Kein Wunder, wenn diese Napoleonskunst wieder verloren ging, weil sie nie recht in die Erscheinung trat. Das kommt auch auf andern Gebieten des menschlichen Lebens vor, daß ein Kunstrezept verloren geht; nur ein Beispiel — die Glasmalerei!

Erst Moltke hat des Kaisers großzügige Aufklärungsmethode — seine Anweisung an Murat 1805 — wieder ausgegraben. Aber schon in den Jahren nach 1870 schien der Ruf des Feldmarschalls: „Kavallerie weit voraus!" wieder verhallt zu sein. Nur die Theorie spann seine Lehre weiter, für die Praxis fehlte der Waffe selbst vor allem — das Geld! Erst als es galt, der bedrohten Waffengattung eine neue Existenzberechtigung zu schaffen, wurden die Mittel für Aufklärungsübungen großen Stiles flüssig.

Die Kavallerie stürzte sich mit Eifer und Freude auf das neue Gebiet. Mit deutscher Gründlichkeit wurde das Neuland gepflügt. Systeme wurden gebaut, verbessert, reglementarisiert. Die Technik lieferte neue Mittel — erst den

Digitized by Google

Licht-, dann den Funkspruch — zur schnellsten Beförderung der Aufklärungsergebnisse zu den leitenden Befehlsstellen. Je weiter die Bogen der künstlichen Brücke wurden, um so weiter schob die Kavallerie ihre vordersten Fühler vor und knüpfte Tag um Tag ein planvolles Netz von doppelten und dreifachen Fäden, von den Patrouillen am Feind bis in die Stuben des Generalstabs. Das „Auge des Feldherrn" sollte schärfer und schneller sehen denn je. Die kritischen Geister gaben sich zufrieden und schenkten der alten Waffe noch einmal das Leben.

Die Gnadenfrist war kurz. Die Technik hatte siegreich das letzte jungfräuliche Element, heißumworben seit Dädalus' Zeiten, bezwungen — die Luft. Kaum hatten die ersten Lenkluftschiffe weite Strecken durchmessen und die ersten kühnen Flieger sich im Erkundungsdienste bewährt — da schien es endgültig um die Kavallerie geschehen. Ein wohlwollender Freund drückte sich noch zart aus: „Die Kavallerie ist im wesentlichen von ihrer Erkundungspflicht befreit." [1]) Dann aber kamen allenthalben deutliche, dürre Worte: Nun habe die Kavallerie auch ihre letzte Domäne, die Aufklärung, an die Erkunder von oben verloren, deren einer in der gleichen Zeit mehr vom Feinde sehe als zehn Patrouillen, und das Gesehene in der zehnfachen Geschwindigkeit melde. Wozu, so folgerte man, eine so entwertete und dabei so kostspielige Waffe noch weiter erhalten oder gar vermehren? In der Tat, hier schien ein Widersinn vorzuliegen.

Und doch, nirgends auf der Welt entschloß man sich, die scheinbar überlebte Waffe radikal über Bord zu werfen. Ja, bei unsern Nachbarn im Westen und Osten sprach man nicht einmal davon. Im Gegenteil — in Frankreich, dem Ursprungsland des Fliegerwesens, schloß ein Trémeau die Besprechung der großen Manöver mit begeisterten Worten über die Zukunft der Kavallerie: „Kein Sieg ohne Eskadrons!" Und auch bei uns begannen, nach der ersten Lufttrunkenheit, allmählich die radikalen Rufer im Streit sich zu beruhigen, und andre Stimmen rangen sich durch, Stimmen, die mit der Kraft der Ueberzeugung von positiven Zukunftswerten der diskreditierten Waffe sprachen.

Gewiß wird keine Armee mehr der Aufklärung von oben entraten können und wollen. Das beste Material an Luftschiffen und Flugzeugen, das tüchtigste Personal an Piloten und Beobachtern ist gerade gut genug! Aber bald legten die Ergebnisse von Wettflügen auf kriegsähnlicher Grundlage die bange Sorge nahe, wie unheimlich schnell die Zahl der Havarien wächst, wenn die Flüge nicht nach sorgfältiger Abwägung der atmosphärischen Verhältnisse, sondern wenn sie trotz Wetterungunst lediglich nach den Forderungen einer angenommenen Kriegslage oder auch nur im Eifer sportlicher Konkurrenz kühn, ja tollkühn unternommen werden. Rechnen wir die Reibungen des wirklichen Krieges hinzu — das Fehlen vorbereiteter Orientierungsbehelfe und Landungsplätze, die Verluste durch feindliche Waffenwirkung, durch Ueberanspruchnahme und mangelnde Pflege der Apparate, durch Verirren im Nebel und Notlandungen im Feindes-

[1]) „Deutsche Revue", Januar 1909, S. 20.

Digitized by Google

gebiet — dann werden wohl auch Optimisten die Möglichkeit, ja, die bittere Wahrscheinlichkeit zugeben, daß vielleicht wenige Wochen nach Kriegsausbruch die Kriegsgarnituren der Luftfahrzeuge herüben wie drüben in Scherben und Fetzen liegen werden. Dann wird es heißen: res ad equites redit — vielleicht bis der Krieg zu Ende geht, jedenfalls so lange, bis die an Arbeitskräften verarmte heimatliche Fluginduſtrie genügenden Nacherſatz geliefert hat. So lange wird die Reiterei wieder, wie in altmodiſchen Zeiten, die Geſamtkoſten der Aufklärung zu tragen haben. Wohl dem Staat und Heere, das für dieſen Fall, der wohl ſicher eintreten wird, weitſichtig vorgeſorgt hat und eine zahlreiche, im Aufklärungs- und Nachrichtendienſt wohlausgebildete und -ausgerüſtete Reiterei beſitzt!

Und nun zum Schluß das ſtärkſte, ich möchte ſagen, das ausſchlaggebende Argument für die Erhaltung einer ſtarken Reiterei im Heere!

Mag ſein, daß die Kavallerie in Zukunft nur epiſodenhaft am Schlachterfolg mitwirken kann, daß ein großer Wurf, eine ſchlachtentſcheidende Reitertat nur ſelten gelingt; mag ferner ſein, daß im Anfang eines Krieges die Aufklärungserfolge der Kavallerie vor den glanzvollen Ergebniſſen der Lufterkundung zurücktreten müſſen, ganz gewiß aber wird eine ſtarke, gut ausgebildete, gut berittene und gut bewaffnete Kavallerie mehr denn je berufen ſein, durch Verfolgung nach gewonnener Schlacht den ganzen Feldzug zu entſcheiden. Vorausſetzung für dieſe Erfolgsmöglichkeit iſt nur, daß es der Kavallerie des Siegers gelang, einen allenfalls noch vorhandenen Kavalleriegegner völlig aus dem Felde zu ſchlagen.

Was heute nach — vielleicht tagelangem — verzweifeltem Ringen endlich geſchlagen das Schlachtfeld verläßt, iſt ein Menſchenbrei, ein Pandämonium, zur reſtloſen Selbſtvernichtung bereit. In jedem der Tauſende von nervenzermürbten Einzelweſen — Menſch wie Tier — iſt der Panikbazillus — der microbo dissolvente, wie der unglückliche Baratieri ihn nannte — lebendig, den letzten Reſt von Mut und Mannszucht zernagend. Im Augenblick kann die entſetzlichſte aller Seuchen geboren ſein, die Schreckenstollwut der Maſſen, die Raſerei der Selbſtvernichtung. Die wirkſamſten Mittel zur Panikerzeugung beſitzt eine modern ausgeſtattete Heereskavallerie: Wiederholte Reiterangriffe von Flanken und Rücken her, Feuerüberfälle mit Karabiner, Maſchinengewehr und Geſchützen, am wirkſamſten da, wo die fliehende Heerſchlange ſich durch ein Engnis zwängt, oder gar ein ſeitliches Ueberholen, Sprengen einer Brücke und Feuer von vorne, gegen den Kopf der Rückzugskolonne — ſolche Mittel, die unfehlbar die tödliche Erkrankung der Maſſenpſyche bewirken, kann nur eine Waffe anwenden, die Schnelligkeit und Feuerkraft verbindet — die Kavallerie mit ihren neuzeitlichen Hilfswaffen.

Wo ſolche Mittel fehlen, wo es dem Sieger an Kavallerie gebricht, oder wo die Reiterei des Siegers von einer ebenbürtigen oder überlegenen Kavallerie des Gegners in Schach gehalten wird, da wird es nie zu einer feldzugbeendenden Rückzugspanik in den Kolonnen des Geſchlagenen kommen. Die Infanterie des Siegers iſt in ihrer Maſſe am Schlachtabend ſelbſt am letzten

Digitized by Google

Ende ihrer Kräfte; nur die Stärksten, die Rassemenschen, werden sich um den Offizier scharen und als Freiwillige nachdrängen, vielleicht noch eine ganze, lange Nacht hindurch; aber wenn dann der Morgen graut, dann werden die Wackeren finden, daß sie nur mehr schwache Nachhuten vor sich haben, daß die große Masse des Feindes entkommen ist, denn der Rettungstrieb ist der stärkste Ansporn für menschliche Kräfte; „wer flieht, fliegt", sagt ein arabisches Sprichwort. — Sobald aber der Verfolger zurückbleibt, dann tritt in der fliehenden Menge mit jedem Schritt weiter Erholung ein, die erschütterte Massenseele richtet sich auf, das Bewußtsein des Losgelöstseins vom Feinde, die erste Stunde tiefen Schlafes, die erste geregelte Verpflegung, vielleicht auch Aufnahme durch frische Truppen — alle diese Heilmittel wirken zusammen, daß schon nach wenigen Tagen der haltlose Menschenbrei sich wieder zu taktischen Organismen ordnet, die der Sieger, der sie nicht durch Verfolgung *vernichten* konnte, in einer neuen Schlacht unter abermaligen großen Blutopfern neuerdings besiegen muß!

Trotz dieser eindringlichen Wahrheit, die die Kriegsgeschichte auf jeder Seite lehrt, wurde die Mehrzahl der großen Siege von jeher nicht ausgebeutet; die Verfolgung war matt oder blieb aus, und eine Schlacht gebar die andre.

Die Gründe hierfür sind mannigfach; der vorderste liegt in der menschlichen Natur.

Moltke sagt, „es gehöre ein sehr starker, mitleidloser Wille dazu, einer Truppe, die zehn oder zwölf Stunden marschiert, gefochten und gehungert habe, statt der erhofften Ruhe und Sättigung aufs neue Anstrengungen und Gefahren aufzuerlegen". „Wer eine Verfolgung versäumt, ladet die schwere Verantwortung für neue Opfer auf sich, die nötig werden, um den wiedergesammelten Feind aufs neue zu schlagen."

Es ist der Abend von Königgrätz, an den der rückschauende Feldherr denkt, und es klingt wie Selbstvorwurf, den seine große, loyale Seele erhebt, jede fremde Kritik entwaffnend.

Augenzeugen erzählen, wie auf dem langen Ritte von Sadowa bis Bor das Herz des greisen Königs sich mit Mitleid füllte an den Grauen der Wahlstatt. Und Moltke selbst, der Sechsundsechzigjährige, nach einer schlaflosen Nacht vierzehn Stunden im Sattel, war, wie er selbst gesteht, so sterbensmüde, daß er schließlich nach meilenlanger Fahrt in voller Uniform, mit Schärpe und Säbel sich aufs Lager warf, einem bleiernen Schlaf in die Arme.

So entstand aus menschlichen Gründen, aus Mitleid und Müdigkeit, jener Befehl vom Schlachtabend des 3. Juli: „*Morgen* wird im allgemeinen *geruht* und werden nur die zur *Bequemlichkeit* und Wiedervereinigung der Truppen nötigen Märsche ausgeführt. Vom Truppenkorps des Generals v. Herwarth ist, *soweit dies möglich*, eine *Verfolgung* des wesentlich in Richtung auf Pardubic zurückgegangenen Feindes auszuführen." — Also Verfolgung nicht sofort, erst morgen, nur von einem Korps und nicht von Kavallerie!

Die am 4. Juli früh in Berlin angeschlagene 17. Siegesdepesche lautete:

Digitized by Google

„Die Oesterreicher fliehen aufgelöst auf Königingrätz, rastlos verfolgt von unsrer Kavallerie."

Diese fünf Worte hatte der schlichte Laienverstand ergänzt, leider entsprachen sie nicht den Tatsachen. Für eine Kavallerieverfolgung am 3. Juli 1866 fehlte die erste Voraussetzung — die unbedingte Ueberlegenheit des Siegers an Kavallerie. In den großen Reiterkämpfen des Schlachttags hatten die beiderseitigen Kavallerien sich die Wage gehalten; und noch stand drüben, unberührt, zur Abwehr bereit, und gerade quer über die günstigste Verfolgungsrichtung — Edelsheim, einer der begabtesten Reiterführer jener Zeit!

So unterblieb die Verfolgung; der 3. Juli entschied eine große Schlacht, aber keinen Feldzug — entgegen der stolzen Prophezeiung, womit Moltke noch am Vormittag eine trübe Stimmung seines Königs zu zerstreuen suchte. Noch wochenlang zog der Krieg sich hin, Seuchen kehrten im Heere ein, politische Gefahren zogen herauf — das waren die Folgen der unterbliebenen Verfolgung.

Aber auch Napoleon, dem kalten Herzen, dem die Mythe sogar sadistische Freuden beim Anblick von zuckenden Menschenleibern andichtete, erging es einmal so, wie Moltke bei Königgrätz.

Derselbe Mann, der 1806 den geschlagenen Feind unerbittlich von Jena bis an die Ostsee verfolgte, hat am Abend von Eggmühl (22. April 1809) den „mitleidlosen Willen" völlig verloren. Die Sage erzählt, wie er um 10 Uhr abends vor dem Schlosse Alteglofsheim seine Reiterdivisionen im Mondschein habe defilieren lassen, sie musternd, ob sie noch einer nächtlichen Verfolgung fähig wären. Es waren dieselben Reiter, die in der Nacht vom 19./20. und vom 20./21. die Oesterreicher von der Abens bis über die Isar vor sich her jagten, und in einer dritten Nacht (21./22.) die 50 Kilometer von Landshut nach Eggmühl zurücklegten, um sich am Nachmittag des 22. und in den späten Abend hinein mehrmals mit frischer, österreichischer Kavallerie herumzubalgen. Wie nun der Kaiser diese todmüden, im Schritt stürzenden Pferde sah, da habe sich zum erstenmal sein eiserner Wille gebeugt, der bisher das Wort „unmöglich" nicht kennen wollte, und er habe die Kavallerie in Biwaks entlassen.

Diese Darstellung ist so wenig napoleonisch, daß sie kaum Glauben verdient. Nicht Mitleid mit seinen Reitern war es wohl, was seinen Willen lähmte, sondern die eigne Uebermüdung. Auch dieser Willenstitane unterlag zuweilen seinem Körper — ich erinnere nur an seinen festen Schlummer im Kanonendonner von Bautzen, an den sechsunddreißigstündigen todähnlichen Schlaf nach Aspern, während sein auf der Lobau zusammengepferchtes Heer nach seinem Kaiser schrie. — Am 22. April 1809 hatte der Kaiser gewiß das Recht, müde zu sein: auf 100 Stunden im Reisewagen von Paris bis Donauwörth waren fünf Tage und Nächte im Sattel und am Schreibtisch gefolgt — noch eine einzige Nacht und er hätte seine schönste Operation mit der vollen Vernichtung des Feindes gekrönt; nur seine Reiter und Geschütze mußte er noch vorwerfen, die 20 Kilometer bis an die Tore von Regensburg, und wenn von 10000 Pferden

Digitized by Google

9000 fielen! Dann hätte die alte Reichsstadt eine Schreckensnacht erlebt; in ihren engen Gassen, auf der uralten, mörderisch langen und schmalen Donaubrücke würde die Würgerin Panik die Vernichtung vollendet haben, wie vier Jahre früher, bei Austerlitz, auf dem morschen Eise des Satschaner Teiches! Aber leider, um einige Stunden zu früh gab der gigantische Wille des Vierzigjährigen nach — der müde Kaiser erlag den Lockungen des erleuchteten Schlosses hart am Wege und zahlte den sündhaften Schlaf — mit Aspern!

Nach solchen Beispielen müßte es Vorbedingung für eine wirksame Verfolgung sein, daß der Wille des obersten Führers mit allen Mitteln vor seelischen und körperlichen Hemmungen bewahrt werde. Mitleid und Müdigkeit dürfen nie an ihn herantreten. Die neue Zeit, die Zeit der Kraftwagen, der Flieger und des tönenden Funkens bietet hierfür ungeahnte Möglichkeiten. Der höchste Führer selbst muß aus barem Pflichtgefühl ein grausamer Sybarit werden: fernab vom Schlachtfeld in sicherer Obhut, unberührt von den Schauern tausendfachen Todes, unbekümmert um die Leiden und Entbehrungen der Truppen, vom Kraftwagen zur wohlbesetzten Tafel und in den wohlbeschirmten Schlaf — so muß sein Leben sein in großen Krisen, so *muß* er sich — und wenn es um den Preis der Selbstachtung wäre — den starken, mitleidlosen Verfolgerwillen erhalten, der rücksichtslose Ausbeutung des Sieges fordern *muß*, und wenn Tausende und aber Tausende von tapfern Verfolgern verschmachtend am Wege bleiben ...

„An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren", sagte der alte Blücher. Den Führer von heute dürfen diese Klagen überhaupt nicht erreichen; dafür muß sein Stab sorgen — kaltlächelnde Prätorianer, die ihn mit Mauern von Filz umgeben und ihn mit rosenfarbenen Lügen füttern, auf daß er nur immer wolle und verlange und verlange und wolle, nicht nur „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß", nein, noch länger, genau so lange, bis das Werk der Vernichtung getan ist — dann erst darf der Unmensch wieder Mensch werden! Aber der Wille des obersten Führers tut's nicht allein. Der unerbittliche Tyrann braucht noch grausamere Vögte. Seine Kavallerieführer müssen unermüdliche Geißelschwinger sein. Jeder Eskadronchef muß sein blutendes „Pferdeherz" verleugnen — „was liegen bleibt, bleibt liegen".

Murat 1805 und 1806, die russischen Kosakenführer von 1812 — das müssen die Vorbilder für Kavallerieverfolgung sein, ohne Rast, ohne Mitleid, l'épée dans les reins!

Freilich — „es war einmal", damals, als noch der Weizen der Reiter blühte, in der schönen Zeit der Vorderlader! Die verbesserten Feuerwaffen schienen der Kavallerie auch die Lorbeeren der Verfolgung für immer entreißen zu wollen. Unter den Eindrücken von Wörth und Orleans schreibt Moltke: „Ohne die Unterstützung von Infanterie wird die Kavallerie, vollends bei Nacht, vor allen Bodenhindernissen und jeder kleinen Postierung des Feindes aufgehalten, allein die Aufgabe der Verfolgung selten lösen."

Diese in begreiflicher Bitterkeit niedergeschriebenen Worte verlangen heute eine nähere Betrachtung.

Digitized by Google

Bei Wörth wurde vor allem die Kavallerie viel zu spät vorgeholt, und so versäumte sie das große Los, das der Schlachtengott gerade für sie hier bereitgehalten hatte. Wer immer den Weg der französischen Flucht vom Fröschweiler Neuwald gegen Reichshofen hinunterwandert und sich in die Lage der Abendstunden des 6. August 1870 hineindenkt, wie hier auf dieser Straße ein wilder Strom von flüchtenden Menschen und Tieren sich ergoß, und wer dann zur Linken weithin bis zum Großwald ein offenes, welliges Gelände überblickt, wie eigens von unserm Herrgott erschaffen für eine große Reiterattacke — der wird noch heute die fieberhafte Spannung ermessen, in der alle Blicke scheu und bang an jenen Waldrändern da oben hingen, ob nicht jetzt — jetzt der Reitersturm herabbraust, zweimal zum Atemholen untertauchend und wieder aufbrandend, um die wehrlose Masse von der Straße wegzufegen ...

Ja, da oben bei Eberbach, am linken Flügel des XI. Korps, da mußte die 4. Kavalleriedivision um 5 Uhr abends attackenbereit stehen und anreiten — dann würden wohl nur spärliche Trümmer des Korps Mac Mahon das schützende Waldgebirge erreicht haben. Tatsächlich aber kam erst vierundzwanzig Stunden später die Verfolgung in Fluß, um sich kurz darauf in den Vogesenpässen „vor kleinen Postierungen" zu stauen.

Heute würden einige zum Feuergefecht absitzende Schwadronen genügen, um jene Pässe zu öffnen. Dazu kommt, daß unsre Kavallerie in den letzten Jahrzehnten eine Stufe der Geländereiterei erstiegen hat, die 1870 noch als unerreichbar gegolten hätte. Das Seitengelände der Paßstraßen in den Nordvogesen ist nach heutigen Begriffen durchaus nicht mehr unpassierbar für Kavallerie. Heute würde weder die Verfolgung ins Stocken geraten noch die Fühlung mit dem Feinde verlorengegangen sein.

Aehnliche Gründe wie nach Wörth waren gegeben, als nach den Orleansschlachten die winterliche Verfolgung der Kavalleriedivision Schmidt in der Sologne nicht vorwärts kam — zum großen Schmerze ihres Führers, des unvergessenen Reitergenerals, der den Verfolgerwillen *hatte*, wie kaum einer vor ihm. Wohl hatte er seinen Reitern eroberte Chassepots gegeben, um sich wenigstens der feindseligen Einwohner erwehren zu können; aber sobald es sich um Angriffsgefechte gegen feindliche Nachhuten handelte, da mußte er einsehen, daß er die mangelnde Schieß- und Schützenausbildung nicht von heute auf morgen ersetzen konnte — ebensowenig wie jüngst die Türkei imstande war, ihre prächtigen anatolischen Redifs dadurch in Vollblutinfanteristen zu verwandeln, daß sie ihnen Mausergewehre in die Hand drückte. — So konnte auch die Reiterverfolgung nach den Dezemberschlachten kein feldzugbeendender Akt werden, sehr zum Leidwesen Moltkes, der nur zu gerne „die Militäretablissements von Bourges", die Hauptquelle der französischen Neubewaffnungen, in den Händen der Schmidtschen Reiter gesehen hätte.

Und noch eines! Bei der Verfolgung nach Wörth war es sogar zu einer nächtlichen Panik unter den Verfolgern selbst gekommen. Hieraus und aus ähnlichen Beispielen jener Zeit (wie Hünfeld und Pilnikau) wurde die harte

Digitized by Google

Behauptung abgeleitet, daß Kavallerie, selbst die des Siegers, bei Nacht ein Bakterienherd für Massenschrecken sei. Dies muß zugegeben werden für die Zeit, wo die Kavallerie noch einer vollwertigen Feuerwaffe und genügender Ausbildung in ihrem Gebrauch entbehrte. Heute darf füglich behauptet werden: Mit einer guten Schußwaffe auf dem Rücken hat die Nacht ihre Schrecken für die Kavallerie verloren. Diese fühlt sich nicht mehr wehrlos einem unsichtbaren Feinde preisgegeben. Das Gefühl der eignen Wehrhaftigkeit ist an die Stelle der früheren, sehr begreiflichen Beklommenheit getreten. Wenn heute bei nächtlichem Marsch der Kavallerie Schüsse entgegenschlagen, dann werfen sich die vordersten Schwadronen schleunigst von den Pferden und gehen in breiter Schützenentwicklung vor; der Rest folgt oder hält in sicherem Schutze, bis die „kleine Postierung" vertrieben ist.

Erst seit etwa zehn Jahren, durch die Vervollkommnung im kriegsmäßigen Geländereiten, durch die allgemeine Ausstattung mit einer Schußwaffe, die jene der Infanterie nahezu erreicht, und durch die gründliche Ausbildung auch im angriffsweisen Feuergefecht ist die Kavallerie ein volltaugliches Verfolgerinstrument geworden. Ich bin überzeugt, daß Moltke angesichts einer solchen Kavallerie sein Urteil revidieren würde.

Die Einschätzung von unten- und nebenher ist bekanntlich die sicherste Qualifikation; da ist es doch bemerkenswert, daß seit den jüngsten Kriegen sowohl der Instinkt des gemeinen Infanteristen wie das unbefangene Urteil des militärischen Laien der Kavallerie heute alle Verfolgerqualitäten zuspricht, die sie früher nicht hatte.

Was nach den vieltägigen Kämpfen von Mukden auf der Kaiserstraße sich nordwärts wälzte, das fürchtete nichts mehr als Kavallerie. Ein einziger hysterischer Schrei: „Kavallerie kommt!" genügte, daß die Infanteristen ihre Gewehre wegwarfen, Artillerie- und Trainfahrer die Stränge durchschnitten und wildeste Panik die Massen peitschte. Ist es doch bezeichnend, daß in den Tagen nach Mukden es durch Tagesbefehl bei Todesstrafe verboten war, das Wort „Kavallerie" auch nur laut auszusprechen!

Hätten die Japaner am letzten Tage von Mukden eine überlegene, vollwertige Kavallerie zur Verfügung gehabt, dann wären ihnen die monatelangen und doch fruchtlosen Kämpfe von Charbin und die allgemeine Finanzot des Staates erspart geblieben und ein befriedigenderes Ergebnis der Friedensverhandlungen sicher gewesen.

Und Lüle Burgas! Der einzige europäische Kriegskorrespondent, der Zeuge der dreitägigen Schlacht und des panischen Rückzugs über Tschorlu nach Tschataldscha war, schreibt:[1]) „Was für eine einzigartige Gelegenheit, den Krieg mit einem Schlage zu beenden, ging damals verloren! Welch ein Glück für die Türken, daß die Bulgaren keine Kavallerie zur Hand hatten, um die geschlagene Armee über die breitgewellte Ebene zwischen Lüle Burgas und

[1]) With the Turks in Thrace, by Ellis Ashmead-Bartlett, London 1913, S. 177 ff.

Digitized by Google

Tschorlu zu verfolgen! Wären nur wenige Kavalleriebrigaden losgelassen worden auf diese Masse von Fliehenden, dann wären Tausende von Gefangenen gemacht worden ... Diese Unzahl von Flüchtlingen, die sich an den Ufern des Flusses von Tschorlu stauten, wo sie nur eine einzige Brücke zum Uebergang hatten, würden völlig in der Hand der Kavallerie gewesen sein; und hätte diese einige reitende Batterien besessen, so ist es geradezu entsetzlich, sich das Unheil auszumalen, das hätte erfolgen müssen. Aber diese Ereignisse sollten nicht eintreten, und die thrazische Armee konnte sich auf die Linien von Tschataldscha zurückziehen, ohne daß ein Schuß fiel. Wären die Bulgaren fähig gewesen, ihren Sieg auszubeuten — sie würden die berühmten Stellungen eingenommen haben, beinahe ohne einen Schuß zu tun, sie würden nicht Zeit und Menschen verloren haben in den furchtbaren Versuchen, ihr Werk zu vollenden, drei Wochen später. Und Konstantinopel würde dem Islam nach einem Besitz von 600 Jahren entrissen worden sein. Je mehr ich heute auf die große Débâcle zurückblicke, um so natürlicher erscheint dies mir."

Wer vollends die ebenso offenherzigen wie packenden Schilderungen Mahmud Mukhtars[1]) auf sich wirken läßt, der wird die Darstellung des Laien Bartlett durch die berufenste Autorität bestätigt finden.

Nun mag man einwenden: Was bei Kirkilisse und Lüle Burgas floh, das sei eine undisziplinierte und unausgebildete Horde von Redifs gewesen. Nicht die Schrecken des Schlachtfeldes, sondern Hunger und Wetterunbill habe sie veranlaßt, ihre Stellungen zu verlassen. Mangel an Mannszucht und soldatischem Drill und — an Offizieren habe ihre Auflösung beschleunigt. Das ist zuzugeben. Aber dafür hatten sie keine Spur von Nerven, diese rauhen Hirten und Bauern der anatolischen Berge!

Europäische Millionenheere aber sind zur guten Hälfte aus Großstadtmenschen zusammengesetzt, aus Menschen, die von früher Jugend an in hartem Lebenskampfe ihre Nerven zerrütteten, die das enge Zusammenwohnen, das tägliche Sichreiben an vielen Mitkämpfern zum rücksichtslosen Ichmenschen erzogen hat. Ein geschlagenes, auf einem heutigen Schlachtfeld zu Schlacken ausgebranntes Heer solcher Art — das ist ein Boden, der sicher noch mehr empfänglich ist nicht nur für den Auflösungsbazillus, sondern auch für den Giftkeim der offenen Auflehnung — trotz Drill und soldatischer Erziehung.

Es ist daher wohl möglich, daß die Erscheinungsform der Angstseuche bei Kulturvölkern akuter ist als bei Naturstämmen. Hier bei den Kismettürken stumpfes, willenloses Dahinrennen, gleich gescheuchten Tieren — „like poor-starving animals" —, dort bei den kultivierten Großstädtern das Bild der bête humaine, wie Zolas „Débâcle" es so erschreckend wahr gemalt hat.

Die Redifs, die sich 20 Meilen weit bis Tschataldscha glücklich durchgehungert hatten, blieben vor dem ersten Verpflegszug ruhig stehen und warteten, bis sie ein Brot bekamen — und wer keines bekam, legte sich hin und starb. Jene

[1]) Meine Führung im Balkankriege 1912, von Mahmud Mukhtar-Pascha. Berlin 1913.

Digitized by Google

„zivilisierten" Massen aber, die der Sturmwind der Panik treibt, deren wilde Instinkte der Geist des Aufruhrs stachelt, — die können nicht ordnungsgemäß verpflegt werden, selbst wenn die Intendantur die leichteste Aufgabe, die ihr zufallen kann, die Truppenversorgung im Rückzug, gelöst, wenn sie Proviant- und Fuhrparkkolonnen in Tagesetappen längs der Rückzugstraßen entleert und Ausgabemagazine errichtet hat. — Da werfen sich die vordersten der Flüchtlinge auf die an der Straße liegenden Vorräte und reißen an sich, was sie verzehren und fortschleppen können, und wenn Gewalt sie hindern will, dann zerstören sie alles in sinnloser Wut. Und wenn ja Müdigkeit und Erschöpfung wieder scheinbar Ruhe in die Massen trägt, dann wird ein Schrapnell, eine Salve, ein Trompetensignal, ein Hurra aus fünfzig Kehlen, ja nur Pferdegetrappel, selbst eine Sinnestäuschung genügen, um die Tausende, die stumpfsinnig ihres Weges zogen, von neuem in die Tobsucht der Selbstvernichtung zu treiben.

Zusammenfassend darf gesagt werden: Die Kriegsgeschichte ist arm an vollgültigen Beweisen für vernichtende, feldzugentscheidende Kavallerieverfolgung. In den letzten mitteleuropäischen Kriegen war die Kavallerie noch nicht vollwertig als Verfolgungsinstrument. In der Mandschurei und am Balkan war die Kavallerie des Siegers zu dürftig. Und doch sind diese Kriege ausschlaggebend für eine entscheidende Bejahung des Wertes der Kavallerie als Verfolgungsmittel. Gewiß sind versäumte Gelegenheiten nur indirekte Beweise, aber Königgrätz, Wörth, Bourges, Mukden und Lüle Burgas sind indirekte Beweise von mathematischer Schlüssigkeit, der sich niemand, ob Laie, ob Militär, entziehen kann.

Mit den blutenden Völkern da unten am Balkan hat ganz Europa neuerdings eingesehen, wie recht Moltke hatte, als er schrieb: „Der Charakter der heutigen Kriegführung ist bezeichnet durch das Streben nach großer und schneller Entscheidung. Das Aufgebot aller Wehrfähigen, die Stärke der Armeen, die Schwierigkeit, sie zu ernähren, die Kostspieligkeit des bewaffneten Zustandes, die Unterbrechung von Handel und Verkehr, Gewerbe und Ackerbau, dazu die schlagfertige Organisation der Heere und die Leichtigkeit, mit der sie versammelt werden, alles drängt auf rasche Beendigung des Krieges. Die kleineren Gefechte üben darauf nur einen geringen Einfluß, aber sie ermöglichen die Hauptentscheidung und bahnen den Weg zu ihr."

Aber auch mit der Hauptentscheidung ist der Krieg meist nicht zu Ende. Von Cannae bis Sedan gab es keine Schlacht, die den Feldzug ohne Verfolgung entschied, das kann nur die Ringsumfassung im freien Felde, — ein seltenes Kunststück und ein seltenes Glück.

In der Regel entscheidet der Schlachtsieg nur die Schlacht, den Feldzug entscheidet vernichtende Verfolgung. Und das einzige Mittel hierzu ist und bleibt eine starke, gut berittene, mit einer modernen Schußwaffe gut ausgebildete Heereskavallerie mit ihren schnellbeweglichen Hilfswaffen.

Hätte Bulgarien am 29. Oktober 1912 statt einiger dezimierter Regimenter, denen noch dazu die türkische Kavalleriedivision drohend gegenüberstand, ein vollzähliges, frisches und vollwertiges Kavalleriekorps zur Stelle gehabt — nicht

Digitized by Google

nur der entsetzliche Winter von Tschataldscha mit seinen ohnmächtigen Blutopfern und grauenvollen Cholerahekatomben, sondern der ganze unglückliche Bruderkrieg, die politische Einkreisung und der jähe Sturz aus stolzer Höhe wäre dem jungen Königreich erspart geblieben.

*

Nicht alle Länder und Völker sind in der Lage, eine starke und gute Kavallerie zu haben. In manchen Staaten fehlt es an Soldatenpferden eigner Zucht. Damit ist freilich im Frieden eine gute Remontierung nicht unmöglich; der Friedensersatz ist nur eine Geldfrage.

In einem Europakriege aber — und der nächste große Krieg wird, wenn er kommt, ein solcher sein — kann nur die Landeszucht den Mobilmachungs- und Nachersatzbedarf an Pferden sicherstellen.

Der Kavallerist muß nicht nur Reiter, er muß auch Pferdepfleger sein, wenn anders sein braves Tier einen Feldzug durchhalten soll. Die Romanen sind wohl Reiter, aber sie haben keinen ausgeprägten Sinn für Pferdewart; ihnen fehlt die Liebe zum Tier, wie auch den meisten Orientalen; von allen Balkanvölkern sollen nur die Serben den Titel „Pferdepfleger" verdienen.

Deutschland ist ein Pferdeland. Seine Söhne sind geborene Reiter und Pferdepfleger. Das deutsche Volk kann sich das vollwertige Mittel schaffen, das allein die volle Siegausbeutung verbürgt, das nach dem ersten Schlachtensieg den ganzen Feldzug zu entscheiden vermag. Jede Million, im Frieden auf dieses Mittel verwendet, erspart im Krieg Milliarden an Nationalvermögen, spart den kostbarsten Einsatz, den ein langandauernder Krieg ein Volk zu leisten zwingt — das Blut der Familienväter.

1813*)

Nachklänge

Von

Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall

Die Größe der französischen Niederlage bei Leipzig ließ sich im ersten Augenblick nicht vollkommen erkennen. Sie übertraf alle Erwartungen. 73000 Mann waren tot, verwundet, versprengt oder gefangen, 325 Kanonen, 900 Munitionswagen, 28 Adler und Fahnen sowie zahlreiches Kriegsmaterial aller Art in Feindeshand gefallen. Aber damit nicht genug. Verloren war auch Saint-Cyr mit seinem Heer in Dresden, verloren die starken Besatzungen in den Weichsel-, Oder- und Elbfestungen, die zusammen eine große Armee ausmachten.

*) Dieser und die vorhergehenden Artikel sind soeben unter dem Titel: „1813. Blücher und Bonaparte" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart in Buchform erschienen.

Digitized by Google

Von diesem furchtbaren Schlage und seinen Nachwirkungen konnte des Eroberers Macht sich nicht wieder erholen. In der Hauptsache war das Drama zu Ende, das materielle Uebergewicht der Verbündeten schon zu groß geworden, um durch das Genie eines einzigen Mannes ausgeglichen zu werden. Napoleons Gegner waren mit ihren Aufgaben und Erfolgen gewachsen, wie er es selbst durch den unwilligen Ausruf anerkannte: „Enfin, ces animaux ont appris quelque chose." Vor allen Dingen war es Blücher, der ihm an Kühnheit der Entschlüsse und an Tatkraft der Ausführung nicht mehr nachstand.

Hätte Fürst Schwarzenberg rechtzeitig während der Schlacht oberhalb Leipzigs verfügbare Reserven über die Elster gehen lassen, um dem Gegner den Rückzug abzuschneiden, so wären wohl nur wenige von der ehemaligen „großen Armee" davongekommen. Kaiser Alexander hat am 18. Oktober, abends, hierauf gedrungen und möglich wäre es gewesen, denn an frischen Truppen fehlte es nicht. Vielleicht würde dadurch verhütet worden sein, daß noch ein neuer blutiger Feldzug nötig wurde, um des Kaisers Macht völlig niederzuwerfen. Aber es unterblieb, und es folgten noch fünf Monate bedeutender Anstrengung und verlustreicher Kämpfe, bis alle Nachklänge des großen Schlachtenkonzerts ausgeklungen waren.

Mit dem bei ihm in ähnlichen Lagen stets beobachteten Gleichmute hatte Napoleon den Szenen der Verwirrung und Zerstörung zugesehen, die sich beim Durchzug seines Heeres durch Leipzig und unmittelbar nachher vor seinen Augen entfalteten. Dann brachte er die ihm verbliebenen Truppen zwischen Markranstädt und Weißenfels unter, wo sie im Frühling vor der Großgörschener Schlacht gelagert hatten. Eine kräftige unmittelbare Verfolgung blieb aus.

Bei Neuköfen an der Saale leistete Bertrand noch einigen Widerstand. Alles übrige flutete zurück und erreichte bei Erfurt die große Straße nach Frankfurt a. M. Langsam folgten die Verbündeten. Allgemeine Ermattung machte sich fühlbar; nur am Hörselberg bei Eisenach kam es zu ernsteren Zusammenstößen. Kein Zweifel — der Krieg begann seinen Charakter zu ändern; aus dem frischen und frohen Drauflosgehen vom April und Mai wurde ein herbstliches, bedächtiges Vorrücken.

Der am 8. Oktober zwischen Oesterreich und Bayern geschlossene Vertrag von Ried, dem auch Rußland und Preußen beitraten, bewies deutlich, daß ein andrer Geist als der der Erhebung gegen die Fremdherrschaft die Handlungsweise der Verbündeten zu regieren begann. Die dynastischen Interessen und die Politik alter Art traten allmählich wieder in ihre Rechte. Für die erträumte Einigung Deutschlands, die der Befreiung vom fremden Joche folgen sollte, waren die Zeiten noch nicht reif.

Bayern war bisher ein treuer Bundesgenosse Napoleons gewesen und hatte bei der Unterwerfung Deutschlands tatkräftige Dienste geleistet. In Rußland war dann sein stattliches Heer von 38000 Mann im Dienste des Fremdlings zugrunde gegangen. Nur einige Tausend Rekruten, kranke und in der Genesung begriffene Soldaten waren übrig geblieben; eine völlig neue Armee mußte erst

Digitized by Google

aufgestellt werden, was bei der Erschöpfung des Landes und dem Mangel an Offizieren und Unteroffizieren schwierig war. Großes, materielles Gewicht konnte die bayrische Hilfe im Augenblick nicht für die Verbündeten in die Wagschale werfen. Dennoch hatte man sie durch die allergünstigsten Bedingungen erkauft. Bayern wurde als vollberechtigter Bundesgenosse anerkannt. Es erhielt die volle Souveränität seiner Staaten, die Zusage einer vorteilhaften Grenzregulierung und weitgehendste Selbständigkeit seiner Armee während der künftigen gemeinsamen Operationen. Es errang also einen bedeutenden diplomatischen Triumph. Dieser war nicht zumindest seinem begabtesten Führer, dem General Grafen Wrede, zu verdanken, der — lange im französischen Dienste —, jetzt die Führung des bayrischen Heeres übernahm. Sein Ruf stieg, als er sich am 30. und 31. Oktober bei Hanau in blutiger Schlacht dem Rückzuge Napoleons entgegenstellte. Daß dieses beiden Teilen überraschend geschah und mehr hätte erreicht werden können, schmälert sein Verdienst nicht. Im Großen Hauptquartier der Verbündeten hatte man angenommen, Napoleon sei auf Koblenz zurückgegangen, und Blücher, der am nächsten auf dessen Fersen war, auf Gießen und Wetzlar abgelenkt, sonst wäre auch er noch bei Hanau erschienen, um dem Korsen den Garaus zu machen. Trotz neuer erheblicher Verluste entkam Napoleon, der sich den Weg gewaltsam gebahnt hatte, am 2. November bei Mainz über den Rhein. Blüchers Aerger war groß. Aus Gießen schrieb er am 4. November an Freund Bonin:

„Daß große uns vorgesetzste unternehmen ist auß geführt die Francosen sind über den Reihn, es hat ein großes versehen stadt gefunden sonst wehre der große Napoleon mit den Rest seiner ungeheüren armeeh vernichtet worden, bey Hanau hat er sich durch geschlagen, obgleich der Baiersche Generall Wrede alles getahn um ihm nicht durch zu lassen. so wahr er doch zu Schwach um ihm gentzlich uf zu Reiben, ich vollgte den Francoischen kaiser bestendich uf der Chause u kahm täglich in daß quartir waß er verliß hette man mich uf diesen wege gelassen, so wahr ich am Feinde und griff ihm im Rücken an wie er sich mit Wrede angagierte aber gott weiß warum, genug ich erhillte ordre von Pilipethale meine Direction uf Gisen zu nehmen u die haupht armeeh wollte mit Ihrer avantgarde den Feind vollgen diese avantgarde wahr aber zwey mersche hinter mich und kahm zu spät um Wrede bey zu stehn, u so entkahm der würklig eingefangene kaisser." —

Inzwischen war auch Norddeutschland gesäubert und von den Verbündeten besetzt worden. Das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Berg lösten sich stillschweigend auf. Der Reichsfreiherr vom Stein übernahm die Verwaltung der augenblicklich herrenlosen Länder. Als Marschall Davout in Hamburg am 18. November einen Befehl seines Kaisers aus Mainz erhielt, nach Holland abzuziehen, war es dazu bereits zu spät. Auch er war nunmehr aufgegeben. Die Zähigkeit im Unglück ist sicherlich für den Feldherrn eine kostbare Eigenschaft. Aber Napoleon war in der Leidenschaft, alles festzuhalten, was er einmal besessen, zu weit gegangen und hatte damit seinen Untergang selbst beschleunigt.

Digitized by Google

Auf den Schlachtfeldern in Sachsen hätten die zahlreichen Festungsbesatzungen vielleicht einen Umschwung zu seinen Gunsten herbeiführen können. In den fernen und isolierten Festungen, vom Feinde umschlossen, konnten sie wenig mehr tun, als minderwertige Truppen der Gegner festhalten. Ein Opfer zu rechter Zeit wiegt oft den Vorteil übertriebener Hartnäckigkeit auf.

Auf schwierigen Wegen, bei schlechtem Wetter und unter starken Marschverlusten kam Blücher am 4. November mit der schlesischen Armee bei Gießen und Wetzlar an. An den beiden folgenden Tagen hielt die Hauptarmee unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in die alte deutsche Krönungsstadt. Dort kamen nunmehr „Bündnisverträge" mit den Rheinbundfürsten zum Abschluß, die endlich Frankreichs Sache verließen. Nur wenige wurden wegen ihrer gar zu undeutschen Haltung nicht zugelassen. Als Bertrand mit der französischen Nachhut am 9. November, nach lebhaftem und für ihn verlustreichem Gefecht bei Hochheim, auf Mainz abzuziehen gezwungen war, hielten die Franzosen am rechten Rheinufer nur noch Wesel und die Brückenköpfe von Kastel und Kehl. Aber die Hauptarmee folgte ihnen nicht über den Strom. Anders als ihre Führer dachte Blücher, der erfahren hatte, daß Napoleon nur noch 60 000 Mann bei sich und keine Reservearmee mehr hinter sich habe, sowie daß die linksrheinischen Festungen nur schwach besetzt und schlecht imstande seien. Sogleich faßte er einen Entschluß, der an Kühnheit seinen früheren ebenbürtig war. Er wollte ohne Zögern auf Aachen vorgehen, Holland von Napoleons Herrschaft trennen, die Waffenfabriken von Lüttich und Namur für sich besetzen und noch vor Ablauf des November in Brüssel stehen. Wie an der Elbe bei Wartenburg, so hoffte er auch hier am Rhein die Verbündeten mit sich fortzureißen. Aber dieses Mal scheiterte er an dem Ruhebedürfnis der andern. Selbst Gneisenaus Ueberredungskünste vermochten den Widerstand im Großen Hauptquartier der Monarchen diesmal nicht zu besiegen. Man hielt dort die Arbeit für getan, weitere Anstrengungen und weiteres Blutvergießen für unnötig, ja für gefährlich, sehnte sich nach Frieden und machte Napoleon glänzende Anerbietungen. Deutschland, Holland und Italien sollten freilich wieder unabhängig werden, Frankreich aber seine „natürlichen Grenzen" erhalten, und darunter verstand man den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Mehr konnte er wahrlich nicht verlangen. Die Absicht, ihm goldene Brücken zu bauen, lag klar zutage, die Hoffnung, daß er sie benutzen werde, die Unlust, den Krieg fortzusetzen, und auch die Verschiedenheit der politischen Ziele stellten dem Feuereifer der schlesischen Armee ein unüberwindliches Hindernis entgegen. Auch innerhalb derselben erfuhren Blücher und Gneisenau heftigen Widerspruch. Yorck wetterte über die Unbesonnenheit, jetzt schon den Rhein überschreiten und einen Winterfeldzug beginnen zu wollen. Die Linientruppen seines Korps hatten zwei Drittel, die Landwehr fünf Sechstel des ursprünglichen Bestandes verloren, und die Reste waren abgerissen und ausgehungert, Schuhwerk, warme Kleidung und hinreichende Verpflegung nicht mehr aufzutreiben. Ohne Frage sah es übel aus. Yorck hatte, wenn auch der Standpunkt Blüchers der höhere war, von dem

Digitized by Google

seinigen nicht ganz unrecht. Er gab vor, aufs schwärzeste in die Zukunft zu zu sehen. Das entsprach seinem gallsüchtigen Temperament; denn trotz alledem hegte er in seinem unerschütterlichen Soldatenherzen insgeheim wohl nicht den mindesten Zweifel am glücklichen Ausgange. Aber die Summe dieser Widerstände gegen Blüchers hochfliegende Pläne war doch zu groß. Von dem schon angetretenen Vormarsche nach dem ausgewählten Uebergangspunkt Mülheim wurde er zurückgerufen und mußte nachgeben. Auch er bezog mit den Seinen Winterquartiere. Napoleon gewann die Möglichkeit, einen neuen Feldzug vorzubereiten. Es hatte der Druck der Not gefehlt und ebenso der allgemeine Aufschwung der Seelen vom Winter vorher, um das Ungestüm des Alten, „der sich vor Napoleon nicht fürchtete", diesmal zu unterstützen. Die ungewöhnlichen Zeiten gingen allmählich in gewöhnliche über.

Eine unerwartete Wendung kam indes von andrer Seite. Bülow, der, im Norden vordringend, nur ganz geringen Widerstand fand, schritt zur Eroberung Hollands, die überraschend leicht und schnell vor sich ging. Die Erkenntnis brach sich allmählich Bahn, daß Napoleon nicht mehr so furchtbar war, wie man ihn auf dem eignen Boden wähnte, und er nur noch eine Scheinverteidigung am Rhein zu führen imstande sei. Von Holland bis zum Jura hinab hatte er nicht mehr als 100000 Mann im Felde. Zahlreiche Grenzfestungen blieben ganz ungenügend besetzt. Die zurückkehrenden Truppen hatten zudem zwei furchtbare Feinde mit in die Heimat gebracht, die Ruhr und den Typhus, die entsetzliche Verheerungen unter ihnen anrichteten. Die zerstreute Aufstellung erleichterte freilich die Neubildungen sowie die Ausrüstung und Ernährung der zu den Fahnen eilenden Mannschaften. Große Aushebungen wurden angeordnet und hätten abermals ein zahlreiches Heer schaffen können, wenn Napoleon die Täuschung der Feinde über seine augenblicklich verfügbaren Kräfte noch einige Monate länger hätte aufrecht erhalten können.

Während Blücher die ihm vorgehaltene Maske einer Armee ohne weiteres zerreißen wollte, hatte der Oberbefehlshaber Schwarzenberg Grundsätze für die Weiterführung des Krieges aufgestellt. Er wollte an dem bewährten Verfahren von 1813 festhalten, Flanken und Rücken des Gegners bedrohen, ausweichen, wo dieser mit seinen Hauptkräften erschien, und eine Schlacht nur wagen, wenn er sich zersplitterte oder die Ueberlegenheit der Zahl den Verbündeten sicher zur Seite stand. Blüchers und Gneisenaus Drängen galt im Großen Hauptquartier als die Unbesonnenheit von Heißspornen, denen die gründliche Kenntnis der Verhältnisse fehle. Oesterreich war am meisten für schnellen Frieden gestimmt, Kaiser Alexander wollte den großen Gegner stürzen und ihn auf dem Throne Frankreichs durch Bernadotte ersetzen. England beabsichtigte die Bourbonen zurückzuführen, die Niederlande wieder herzustellen und über die Scheldemündung auszudehnen, um diese Frankreich zu entziehen. Ein starkes Welfenreich sollte an der Nordsee entstehen. Seinen Lohn hatte es sich durch Wegnahme der meisten französischen und holländischen Kolonien im voraus gesichert. Preußen allein dachte zunächst an die Erfüllung seiner militärischen Aufgabe. Aus diesen

Digitized by Google

Widersprüchen und Halbheiten ging dann der Entschluß hervor, Bülows Angriff zu verstärken, die Franzosen am Rhein durch die schlesische Armee zu beschäftigen, mit der Hauptarmee durch die Schweiz oder südlich auszubiegen und die Hochfläche von Langres zu gewinnen. In beiden Flanken sollten die Franzosen bedroht und der Kaiser so zum Nachgeben oder zum weiteren Rückzuge bewogen werden. Dieser antwortete auf die ihm gemachten Friedensvorschläge inzwischen nur durch die Ernennung Caulincourts zu seinem Bevollmächtigten und forderte zugleich die Entlassung der Besatzungen aus den Weichsel- und Oderfestungen, die mit Waffen, Geschütz und Vorräten nach Frankreich abrücken sollten. Wie schätzte er seine Gegner ein, um ihnen derartiges zuzumuten! Freilich erfuhr er diesmal eine kurze Abweisung und der Einmarsch nach Frankreich begann, halb wider den entscheidenden Willen der Verbündeten. In der Neujahrsnacht überschritt Blücher bei Caub den Rhein. Er hatte es schon sieben Wochen vorher tun wollen. Am 11. November schrieb er an seine Frau:

„nun bin am Rhein und beschefftige mich damit diesen Stoltzen Strohm zu Passieren, den ersten briff den ich dich schreibe will ich vom ienseitigen uffer Datieren, was sagst due nun due unglaübige, ich hoffe dich noch aus Paris zu Schreiben und Schöne sachen zu schicken . . ."

Nun es ihm endlich gestattet war, versicherte er dem Reichsfreiherrn vom Stein: „vorwerts soll es gehen, davor stehe ich ihnen" — und es ging vorwärts. Im Herzen den Durst nach Rache, im Geiste die Ueberzeugung, daß jede Halbheit ein Verderben sei und in der Seele den Stolz auf sein altes Preußentum — dessen Niederlage und Schmach von 1806 bis 1807 er ganz erst durch den Tod oder die Verjagung Napoleons aus Frankreich vergolten sah — so betrat er das linke Rheinufer. Diese Empfindungen, die so ganz von den Wünschen und Bedenklichkeiten im Großen Hauptquartier abwichen, machten ihn von neuem zur treibenden Kraft in dem kommenden Feldzuge.

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los."

Das steht auf Schadows Blücherdenkmal in Rostock. Goethe hat uns den deutschen Nationalhelden von 1813 in den kurzen fünf Zeilen am besten geschildert.

Digitized by Google

Hypothesen über die Herkunft des Lebens

Von

Geh. Rat Prof. Dr. W. Branca (Berlin)

Der größten Rätsel eines, die uns die Natur gestellt hat, ist die Frage nach der Herkunft des Lebens auf der Erde. Aber sowie wir diese Frage stellen, springt sofort hinter derselben ein zweites Fragezeichen hervor, die ganz allgemeine Frage nach der Herkunft des Lebens im Weltall überhaupt. Ja, im Weltall. Nur kindliche Auffassung könnte doch annehmen, daß Planeten lediglich an den einen Fixstern, die Sonne, gefesselt sind und daß Leben lediglich auf den Planeten Erde beschränkt sei. Unter den vielleicht 500 Millionen Fixsternen, welche Zahl sich mit Hilfe der Himmelsphotographie ganz annähernd durch Schätzung ergeben mag, sollte allein der eine einzige, die Sonne, Planeten um sich geschart haben? Undenkbare Beschränkung. Sind doch alle Fixsterne gleicher Herkunft, gleicher Entstehung, durchlaufen gleiche Entwicklung — da sollte das Los, mit Planeten verknüpft zu sein, nur dem einen unter Hunderten von Millionen zuteil geworden sein? Das wäre fast, als wenn man sagen wollte, daß unter den zirka 1500 Millionen Menschen, die die Erde zurzeit tragen mag, nur ein einziges Menschenpaar Kinder besitze.

Notwendig müssen ebenso wie unsre Sonne auch noch überaus zahlreiche andre Fixsterne ebenfalls von Planeten umkreist werden. Da jedoch Planeten nur winzig klein gegenüber der Masse ihres Fixsternes sind — die Gesamtmasse aller Planeten der Sonne zum Beispiel beträgt nur $^1/_{700}$, die Masse der Erde allein aber $^1/_{360000}$ von der Masse der Sonne —, so kühlen sich diese winzigen Tröpfchen so schnell ab, sind nach ihrer Abkühlung so geringfügige Stäubchen im Weltall, daß wir, bezüglich die photographische Platte, bei der unsagbar großen Entfernung aller andern Fixsterne von uns, sie nicht zu sehen vermögen.

Selbstverständlich, nicht jeder Planet kann geeignet sein, Leben zu beherbergen; denn irdisches Leben ist ein sehr empfindliches Ding, dem es bald zu heiß, bald zu kalt wird, um bestehen zu können. So ist es zum Beispiel auf dem der Sonne nächsten unsrer Planetenschar, Merkur, so heiß, daß Wasser dort nur im dampfförmigen Zustande existieren kann und die Sonne dort so groß und so blendend hell erscheint, daß unsre Augen das nicht ertragen könnten und unser Blut verdampfen würde. Dort also können wir uns zurzeit kein irdisches Leben denken. Ich sage „zurzeit", denn das kann später anders werden.

Umgekehrt auf dem unsrer Sonne fernsten ihrer Planeten, Neptun, ist es so kalt, daß Wasser vermutlich nur in gefrorenem Zustande dort bestehen kann. Die Sonne erscheint dort so klein wie ein winziges Pünktchen, so daß, wenn mit Augen begabte Lebewesen dort zu existieren vermöchten, sie in ewiger Nacht leben würden. Zu viel oder zu wenig Licht würde freilich für die Möglichkeit tierischer Wesen nicht so viel bedeuten, wohl aber zu viel oder zu wenig Wärme.

Digitized by Google

Nur für chlorophyllhaltige Pflanzen würde auch eine stete Nacht das Assimilieren und damit Wachsen abschneiden.

So bleibt also nur die goldene Mittelstraße für das Leben übrig, auf der es nicht zu heiß und nicht zu kalt ist. Mit andern Worten, nur auf gewissen Planeten wird Leben sich einnisten können, nur auf solchen, die gerade in der richtigen Entfernung von ihrem Fixstern sich befinden.

Indessen die Wärme eines jeden heißen Fixsternes ist ja im Laufe der Zeiten einer allmählichen Verringerung unterworfen. Aus Weißglut gehen sie, durch Gelbglut hindurch, in Rotglut hinab und dann schließlich in Erstarrung über; das ist die absteigende Leiter der Entwicklung eines Fixsternes. Damit aber erlangen die Sonnennähe und Sonnenferne eines Planeten einen wechselnden Wert mit Bezug auf die Möglichkeit des Lebens: Ein dem Fixstern sehr naher Planet, der anfangs, als sein Fixstern noch sehr heiß war, eine viel zu hohe Temperatur empfing, um Leben auf ihm zu ermöglichen, derselbe Planet kann später, nachdem sein Fixstern sich stark abgekühlt hat, sehr wohl eine Stätte des Lebens werden.

Der Vorgang muß jedoch auch umgekehrt vorgestellt werden, denn es gibt für die Fixsterne ja auch eine aufsteigende Entwicklungsreihe: Aus kaltem Nebel durch allmähliche Verdichtung desselben in immer größere Erwärmung hinein; also durch allmählich entstehende Rotglut, in Gelbglut, bis zur Weißglut hinauf, von der ich oben bei der absteigenden Entwicklung ausging. Auch eine solche aufsteigende Entwicklung ist notwendige Konsequenz unsrer Vorstellungen über die Entstehung der Gestirne; gleichviel, ob man hierbei ausgeht von der Vorstellung eines kosmischen Nebels, d. h. also nebelartig, gasartig feinst verteilter Materie, oder von der Akkumulationshypothese, nach welcher die Gestirne durch Zusammenballung großer Massen von Meteoriten entstanden sein sollen, also aus gröber verteilter Materie.

Aber noch ein weiteres kommt hinzu: Nicht nur die Abkühlung seines Fixsternes, sondern auch die allmähliche Abkühlung des Planeten selbst spielt natürlich hier mit eine Rolle. Im Anfang seines Seins muß ein Planet stets viel zu heiß und schließlich dann wieder bei fortgeschrittener Abkühlung viel zu kalt sein, um Leben auf sich beherbergen zu können.

Wir sehen also, daß zwei entgegengesetzte Vorgänge verändernd auf die Möglichkeit des Lebens bei ein und demselben Planeten einwirken, Erwärmung und Abkühlung. Leben ist mithin allein schon wegen der Wärme- und Kälteverhältnisse keineswegs auf jedem Planeten möglich. Außerdem aber spielt noch die Frage des Vorhandenseins von Luft und Wasser eine entscheidende Rolle. Leben ist folglich auf den Planeten, auf denen es überhaupt möglich ist, nur zeitweise möglich, nur eine vorübergehende Erscheinung, die sich einstellt auf ihnen, „wenn die Zeit erfüllet ist“, d. h. wenn die Temperatur die geeignete geworden ist; und die wieder verschwindet, wenn die Zeit abgelaufen ist, d. h. wenn es zu kalt geworden ist, und auch, wenn etwa Luft und Wasser verschwunden sind, wie das heute auf unserm Trabanten, dem Monde, der Fall ist.

Digitized by Google

Ziehen wir das Fazit aus dem Gesagten, so ergeben sich zwei Sätze als höchst wahrscheinlich:

Es muß überaus zahlreiche Fixsterne geben, die ebenso wie unsre Sonne von Planeten umkreist werden; und es werden sich aus Nebelmassen auch noch in Zukunft viele Fixsterne bilden, die dann von Planeten werden umkreist werden. Und zweitens:

Auf vielen dieser zahlreichen Planeten muß während gewisser Zeit Leben vorhanden sein oder vormals gewesen sein oder in Zukunft sich noch einstellen.

Wenn nun „die Zeit erfüllet ist" für irgendeinen dieser Planeten, d. h. wenn Leben auf ihm möglich geworden ist — auf welche Weise kommt bezw. entsteht dann das Leben auf dem Planeten. Also nicht nur für unsre Erde, sondern für eine im Laufe der ungeheuerlichen Zeiträume immer größer werdende, immer mehr anschwellende Zahl von Planeten gilt diese Frage.

Ein Wissen auf diesem Gebiete gibt es, bis jetzt wenigstens, nicht, nur ein Phantasieren und ein Glauben. Das müssen wir vor allen Dingen festhalten. Wer etwa sich oder andre glauben machen wollte, auf diese oder jene Weise sei es sicher gewesen, der würde sich und andre täuschen. Niemand darf sich blenden lassen von der mehr oder weniger großen Sicherheit, mit der von hüben und drüben Antworten entgegengesetzter Natur zu ihm herüberschallen. Der Antworten auf jene Frage sind eben mehrere, die das melodienreiche Glockenspiel der Phantasie erdacht hat. Zunächst will ich sie kurz kennzeichnen, dann ausführlicher darauf eingehen:

Die in der Bibel gegebene Antwort ist allbekannt: Gott hat das Leben erschaffen, und zwar auf der Erde; denn nur von diesem einen Planeten ist hier die Rede.

Die unter den Naturwissenschaftlern allgemeiner Geltung sich erfreuende Anschauung sagt dagegen aus: Leben ist auf der Erde gar nicht geschaffen, sondern es ist entstanden; es ist von selbst aus unbelebter Substanz, durch Zusammentritt unbelebter Elemente hervorgegangen.

Eine dritte, aber wohl wenig beliebte, auch von naturwissenschaftlicher Seite gegebene Erklärung ist die: Leben ist weder geschaffen noch entstanden, sondern es wohnt von jeher der Materie inne. Die ganze Materie also ist belebt; es gibt überhaupt keine unbelebte Materie. Das, was wir allgemein als Leben bezeichnen, ist lediglich die eine Form des Lebens, die an Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff gebunden ist und in höherer Temperatur nicht bestehen kann. Es gibt aber oder gab doch noch eine andre, an andre Elemente gebundene Form desselben, die bei Feuersglut bestehen konnte.

Eine vierte und letzte, wohl bisher ebenfalls nur sehr Vereinzelten zusagende Erklärung lautet dahin: Es gibt belebte und unbelebte Materie, wie das ja ganz allgemeine Ansicht ist. Leben aber wurde weder geschaffen noch entstand oder entsteht es auf der Erde oder auf einem andern Planeten, sondern es wird durch Meteorite, bez. größere Himmelskörper, von einem dieser Körper auf den

Digitized by Google

andern verfrachtet. Leben ist ebenso alt wie unbelebte Materie, mindestens in deren jetziger Form.

Man sieht, daß auf die Frage nach der Herkunft des Lebens recht verschiedene Antworten versucht werden können. Bester Beweis dafür, daß wir nichts Sicheres über diese Frage wissen. Wir können lediglich die Gründe namhaft machen, aus denen dieser oder jener Erklärungsversuch uns besser gefällt, mehr zum Herzen bezüglich zum Verstande spricht; nichts weiter. Das will ich nun tun, indem ich das Für und Wider dieser verschiedenen Meinungen darlege.

Doch bevor ich das tue, wird man vielleicht erwarten, daß ich zunächst eine kurze Definition des Begriffes „Leben" geben solle. Das werde ich indessen nicht tun. Ist doch die Zahl derer, die eine solche Definition versucht haben, eine nicht geringe; aus eines jeden Munde klingt sie wieder anders; und keine vermag dieses rätselhafte Ding mit kurzen Worten erschöpfend zu packen.

Leben hat eben einen vielseitigen, einen sehr verwickelten Inhalt. Die Fähigkeit, Nachkommen zu erzeugen, ist gewiß eine Eigenschaft, die kennzeichnend für das Leben ist. Steine, Luft, Wasser erzeugen keine Nachkommen. Die Fähigkeit der Entwicklung zu höher und immer höher Organisiertem, sie kommt nur dem Leben zu. Das Zweckmäßige im Bau und in den Funktionen kennzeichnet ebenfalls das Leben. Das Geistige, das Selbstbewußtsein aber — wer will da ernstlich, sicher antworten, ob Pflanzen, die doch auch leben, Spuren von diesen Eigenschaften besitzen? Ich glaube es nicht. Aber es gibt solche, die gehen viel weiter und erklären sogar die ganze Materie für beseelt und belebt.

Als Träger des Lebens galt die Zelle, ebenso bei den einfachsten, nur aus einer einzigen Zelle bestehenden Wesen wie bei dem aus zahllosen Zellen zusammengesetzten Organismus. Aber schon heute haben wir erkennen gelernt, daß Zelle durchaus nicht das einfache Protoplasmaklümpchen ist, für das wir es früher ansahen. Sondern die Zelle stellt sich uns jetzt bereits als ein ziemlich differenzierter Organismus dar, umgeben von einer Haut oder, wo diese fehlt, doch von einer die Stelle der Haut vertretenden festeren Hautschicht. Und das Protoplasma im Innern scheint erst in den Kernen das eigentlich Lebenbringende zu haben; denn Protoplasma ohne Kernsubstanz ist nicht lange lebensfähig, ist auch unfähig, sich fortzupflanzen. Aber auch das Protoplasma selbst ist ein Gemenge von verschiedenen eiweißartigen Körpern; und außer ihm ist noch der Zellsaft vorhanden, der sogar im Kern nicht fehlt.

Man sieht, die Zelle erscheint jetzt fast wie ein komplizierter Organismus.

Es ist also vielleicht gar nicht die Zelle das, was am Anfange der Lebensleiter steht, sondern die unterste Sprosse dieser besteht vielleicht in einem noch Einfacheren, Niedrigeren. So sind wir also noch nicht einmal darüber schon im klaren.

Unsäglich leicht ist es, bei Absehen von Scheintod, Leben von Unleben auf den ersten Blick zu unterscheiden, solange wir hochorganisiertem Leben gegenüber-

Digitized by Google

stehen. Aber immer geringer wird der Unterschied, wenn wir jenes niedrigst organisierte Leben des Protoplasmaklümpchens der Protozoen ins Auge fassen. Und doch, es lebt doch; und der Stein lebt nicht.

Aber nun zu den verschiedenen Erklärungsversuchen der Herkunft dieses Lebens.

Die Bibel stützt sich, ohne das ausdrücklich hervorzuheben, auf die unbestreitbare Tatsache, daß alles seine Ursache hat und haben muß; also auch das Leben, auch die ganze Welt. Beider Ursache ist Gott, der Leben wie Welt schuf.

Gott macht jedoch von obiger Regel eine Ausnahme, er ist ohne Ursache, er ist von jeher.

Die biblische Schöpfungsgeschichte gibt mit dieser Ursache des Lebens und der Welt aber ein Unbegreifliches, ein Wunder: Da vor der Schaffung der Welt doch anscheinend nichts vorhanden war, so sind nach der Bibel die Erde und die ganze Welt aus nichts erschaffen worden.

Bezüglich der Schaffung des Lebens spricht die Bibel nur von dem Leben auf der Erde. In jener, oben als Notwendigkeit erkannten Verallgemeinerung des Problems würde der Satz also lauten müssen: Gott hat das Leben auf jedem einzelnen dieser zahllosen Planeten erschaffen.

Ueber die näheren Umstände des Schaffens der Lebewelt sagt die Bibel nichts; ich meine über die Frage, ob die belebte Substanz, Pflanzen und Tiere, ebenfalls wie die Welt, aus dem Nichts oder ob sie aus unbelebter Substanz geschaffen seien; denn diese Möglichkeit wäre ja gegeben, da die Welt bereits geschaffen war, als das Leben geschaffen wurde. Nur bezüglich des Menschen wird eine Erklärung gegeben; denn da heißt es ausdrücklich: der Mann sei aus einem Erdenkloß gemacht. In unsrer heutigen Sprache ausgedrückt, würde das also heißen: Aus unbelebter anorganischer Substanz ist der belebte Mensch, ist also organische Substanz geschaffen.

Aber wir haben kein Recht, die Sprache jener alten Zeit mit Hilfe heutigen Sprachgebrauches, heutiger Unterscheidung zu deuten; denn damals war man zwar des Unterschiedes zwischen belebt und unbelebt sich bewußt, hatte aber doch keine Ahnung von dem Unterschiede der organischen, aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff bestehenden und der anorganischen Substanz, konnte also mindestens das letztere nicht gemeint haben.

So die Schaffung des Mannes. Anders die des Weibes: Dieses wurde aus der Rippe des Mannes geschaffen. Aus dem zweierlei Maß, mit dem hier gemessen wird, erkennt man ohne weiteres das Spiel der Phantasie dessen, der diesen Text zuerst erdachte. Zwei völlig verschiedene Melodien läuten hier durcheinander, um etwas zu erklären, das zweifellos doch eine einheitliche Erklärung fordert; denn wie sollten Mann und Frau auf verschiedene Art und Weise erschaffen sein.

Es ist indessen schon so oft betont worden, daß die Bibel kein Lehrbuch der Naturgeschichte ist und sein soll, und daß die, die sie schrieben, in jenen

Digitized by Google

alten, längst verklungenen Zeiten überhaupt keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse in unserm heutigen Sinne besaßen. Ein Widerstreit zwischen jener alten und der heutigen Erklärung in solchen Dingen ist daher nicht nur eine leicht erklärliche, sondern sogar eine selbstverständliche Sache.

Die Bibel nimmt also ein Wunder an. Die Naturwissenschaft aber sucht überall das Gesetzmäßige in den Naturerscheinungen festzustellen; die Möglichkeit eines Willkürlichen vermag sie nicht anzuerkennen. Es ist daher erklärlich, daß die Naturwissenschaft gegen die Annahme eines solchen Wunders sich ablehnend verhält. Wunder ist eben ein Vorgang, der gegen das Naturgesetz sich vollzieht; und ein Mann, der das Walten der Naturgesetze zu erforschen bemüht ist, vermag sich nicht in den Gedanken hinein zu denken, daß irgendwann und irgendwo die Naturgesetze gebeugt, verletzt worden sein sollten; daß sich also Vorgänge abgespielt haben sollten gegen die Naturgesetze.

Nun ist aber die Naturwissenschaft natürlich nicht in der Lage, für die Entstehung der Welt eine Ursache, ein Woher angeben zu können. Aus diesem Grunde wird sie zu der Anschauung gedrängt, daß die Welt von Ewigkeit her sein müsse, also keine Ursache habe. Dagegen das Leben habe eine Ursache, indem es auf der Erde ganz von selbst durch den zufälligen Zusammentritt von Elementen — Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff — entstanden sei. Wie also dort Gott ohne Ursache, von Ewigkeit her ist und die Welt und Leben schafft, so ist hier die Materie ohne Ursache, ewig und schafft das Leben.

Mir will scheinen, daß diese angebliche Urzeugung, diese vermeintliche Entstehung belebter Substanz aus unbelebter, ganz ebenso ein Wunder, d. h. ein gegen die Naturgesetze verstoßender Vorgang sein würde, wie der Vorgang, den die Bibel annimmt. Der ganze Unterschied wäre lediglich der, daß im letzteren Falle ein denkender Geist das Wunder vollzogen, während im ersteren Falle die geistlose „Natur" das Wunder getan haben soll. Es fragt sich indessen, ob nicht das Wunder, welches die Kirche annimmt, immer noch ein viel weniger unbegreifliches sein würde als das, welches die Naturwissenschaft annimmt; wenngleich sie es nicht als Wunder gelten läßt.

Gewiß, der Gedankengang der Naturwissenschaftler erscheint als ein sehr einschmeichelnder. Man stellt hier zwei Sätze auf: 1. Eine Urzeugung hat auf Erden stattgefunden; 2. Die Natur war es, die aus sich selbst heraus die Urzeugung bewirkt hat.

Da nun Wunder unmöglich sind, so betrachtet niemand die Urzeugung als ein Wunder, sondern als einen natürlichen Vorgang.

Aber das ist doch nichts als ein Zirkelschluß; denn die beiden Ausgangsbehauptungen, daß eine Urzeugung auf Erden stattgefunden habe, und daß die Natur sie bewirkt habe, sind ja zwei bisher völlig unbewiesene Glaubenssätze. Glaubenssätze, die gegen alle Naturgesetze und gegen millionenfältige Erfahrungen beim Sterilisieren verstoßen.

Um indessen dieser allgemein verbreiteten naturwissenschaftlichen Anschauung von der Urzeugung ganz gerecht zu werden, ist es nötig, sich klarzumachen,

Digitized by Google

daß die Naturwissenschaft hier nicht etwa die Entstehung hochorganisierten, komplizierten Lebens im Sinne hat, wie es irgendein höheres Lebewesen besitzt. Wollte man mit einer solchen Vorstellung an diese Hypothese herantreten, so würde sie natürlich ohne weiteres als unsinnig erscheinen; denn wie sollten Lebewesen mit ganz verschiedenen Arten von Zellkomplexen und verschiedener Funktion derselben ganz von selbst aus unbelebter Substanz entstanden sein.

Selbstverständlich hat die Naturwissenschaft nur im Auge die Entstehung niedrigst organisierten Lebens durch Zusammentritt von Elementen. Man darf also vielleicht hier noch nicht einmal an die Entstehung von belebten Protoplasmaklumpen denken, wie wir letztere ja auch heute noch in den niedersten Tieren, den Protozoen, kennen, oder an die Entstehung von Bakterien, wie sie als niederste Pflanzen, oft zur schweren Gefährdung des höheren Lebens, noch heute in ungezählten Milliarden existieren, sondern wir müssen vielleicht an noch einfachere, niedrigere Sprossen der Lebensleiter denken, wie ich das oben angedeutet habe.

Ich teile trotzdem einen solchen Glauben an eine Urzeugung nicht.

Freilich als absolut unmöglich wird man einen solchen Vorgang nie erklären können, da die Wissenschaft nie abgeschlossen sein kann. Aber es scheinen mir gegen eine solche Annahme doch überaus schwere Bedenken vorzuliegen. Leben ist doch und bleibt doch Leben, mag es noch so niedrig organisiert sein; und Unbelebtes ist (und bleibt meiner Ansicht nach) eben unbelebt. Wie soll da aus Unbelebtem das diametrale Gegenteil, Belebtes, entstanden sein? Wenn diese Urzeugung früher möglich gewesen sein soll, dann müßte sie doch auch noch heute möglich sein. Heute ist das aber, nach allem, was wir bis jetzt wissen, durchaus nicht der Fall, wir hätten das sonst längst kennen gelernt.

Ganz im Gegenteil, wir haben kennen gelernt, daß da, wo ganz sicher kein Leben vorhanden ist — indem man nämlich alles etwa vorhandene, auch das kleinste, niederste Leben vorher abtötete, daß da unter keinen Umständen Leben sich neubildet; wenn man nur dafür sorgt, daß nicht von anderswoher Leben dorthin einwandern kann. Der Vater des Berliner Zoologen Franz Eilhard Schulze, der Chemiker Franz Ferdinand Schulze in Rostock, hat schon vor langen Jahrzehnten wohl als einer der Ersten die Frage experimentell behandelt, ob Leben heute von selbst entstehen kann. Aber er hat nur negative Resultate[1]) erhalten; und so ist es trotz der außerordentlichen Fortschritte der Chemie in diesen langen Jahrzehnten immer noch geblieben.

---

[1]) Experimenteller Versuch über generatio aequivoca (Poggendorffs Annalen der Chemie und Physik 1836, Bd. 39, S. 487). Schulze kochte Wasser, dem er vorher animalische und vegetabilische Stoffe beigemengt hatte, vollständig aus, so daß alle Keime in diesem getötet wurden. Dieses Wasser schloß er dann zur Hälfte in einem Gefäße luftdicht ab und ließ Luft darüber streichen, die durch Schwefelsäure hindurchgegangen und damit keimfrei gemacht war. Trotz wochenlangen Versuches entwickelte sich in dem Wasser kein Leben. Die andre Hälfte des Wassers füllte er in ein andres Gefäß und ließ gewöhnliche, nicht sterilisierte Luft herantreten, und nun entwickelte sich in diesem Wasser sehr bald Leben, weil es durch die Luft herbeigebracht war. Von selbst also konnte es nicht entstehen.

Digitized by Google

Ueberaus interessant sind freilich die schönen, neuen Entdeckungen, nach welchen Gewebe, Knochen, Sehnen von toten Tieren und Menschen bei genügend rascher Konservierung derselben nach dem Tode, später, monatelang nach dem Tode in geeigneter Nährlösung wieder weiterwachsen können, so daß man heute Haut und andre Gewebe, Knochen, selbst Gelenke Toter benutzen kann, um sie auf und im lebenden Menschen und Tiere weiterleben und wachsen zu lassen.[1]) Indessen es handelt sich hier doch immer um belebt gewesene und sofort nach dem Tode vor Zersetzung geschützte Substanz, welche im Lebenden oder in der Nährstofflösung weiterlebt, nicht aber etwa um Neuentstehung von Leben durch Zusammentritt von Elementen, also um Urzeugung. Das Leben der betreffenden Gewebe war durchaus noch erhalten, es war nur in einen anabiotischen Zustand versetzt, ähnlich wie die Keime, die man durch Entziehung von Lebensbeziehungen in einen anabiotischen Zustand bringt, aus dem sie dann wieder in einen lebenden übergeführt werden können.

An eine anfängliche Urzeugung würde ich nur glauben können, wenn auch heute noch eine solche fortgesetzt stattfände; und daß das heute nicht der Fall ist, wird doch durch so vielfache Erfahrung bestätigt, daß wir dieser negativen Tatsache den Wert eines Naturgesetzes zuerkennen müssen. Das Sterilisieren von Früchten, von Milch, von Wunden, teils durch Kochen, teils durch andre abtötende Mittel, wäre ja ein sinnloses Verfahren, wenn man nicht die felsenfeste Ueberzeugung hätte, daß Leben heute nicht von selbst entstehen kann.

Allen, die an Urzeugung glauben, bleibt mithin nichts übrig, als die Annahme, daß Urzeugung nur früher stattgefunden habe, d. h. sie nehmen damit stillschweigend an, daß früher, vor Jahrmillionen, ganz besondere Zustände und Gesetze auf Erden gewaltet haben, unter denen ein Zusammentritt unbelebter Materie zu einem belebten niedersten Wesen vor sich gehen konnte. Zustände, die nun schon seit Jahrmillionen nicht mehr auf der Erde walten.

Eine solche Auffassung jedoch schlägt dem ins Gesicht, was man in der Geologie heute für richtig erkannt hat; daß nämlich in früheren Zeiten notwendig ganz dieselben Naturgesetze gewaltet haben müssen, wie in heutiger Zeit. Das Naturgesetz lehrt uns doch, daß heute Leben nicht aus unbelebter Substanz entsteht. Wenn letzteres also damals möglich gewesen sein sollte, dann müßte damals ein andres, diametral entgegengesetztes Naturgesetz bestanden haben als heute. Das aber klingt sehr bedenklich.

Es ist wohl zu bedenken, daß nicht nur ein, sondern zwei ganz verschiedene Dinge bei der Annahme einer Urzeugung zu unterscheiden sind: Einmal die Entstehung des Lebens aus unbelebter Substanz. Aber damit ist es nicht genug, denn zweitens muß auch noch dazu gegeben sein die Möglichkeit des Weiterfortlebens des soeben entstandenen Lebens.

---

[1]) Mit Gehirn läßt sich das leider nicht machen, da in diesem ganz schnell die zersetzenden Prozesse beginnen.

Digitized by Google

Wenn man also wirklich einmal annehmen will, auf der einen Seite sei in früherer Zeit, anders als jetzt, die Möglichkeit gegeben gewesen, daß durch Zusammentritt von Elementen Leben entstehen konnte, so ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit, daß in früherer Zeit auf der anderen Seite die Bedingungen, unter denen dieses Leben fortbestehen konnte, genau dieselben gewesen sein müssen wie jetzt; denn die Bedingungen, unter denen Leben bestehen kann, schwanken gar nicht innerhalb so großer Grenzen. Wird es zu kalt, so hört Leben auf; wird es zu warm, so hört es auch auf; Wasser und Luft müssen ebenfalls vorhanden sein, wenn es bestehen soll.

Wir stoßen mithin auf einen Widerspruch: Auf der einen Seite wären damals die Bedingungen andere gewesen als jetzt; und auf der anderen Seite wären sie damals ganz dieselben gewesen als jetzt, wenn ein durch Urzeugung soeben entstandenes Leben nicht sofort sterben, sondern weiterleben sollte.

Ein solcher Widerspruch läßt sich nicht gut vereinen. Er würde sich nur lösen, wenn auch heute noch Urzeugung durch Zusammentritt von Elementen möglich wäre, d. h. wenn auch heute noch für Entstehung des Lebens ganz dieselben Bedingungen herrschen würden wie damals.

Urzeugung ist indessen heute nicht möglich. Soviel chemische Versuche auch in dieser Beziehung angestellt sein mögen, durch Synthese, also durch künstliche Zusammenbringung von Elementen, Leben aus Leblosem zu schaffen, sie sind alle erfolglos geblieben. Millionenfältig ist ja, wie schon gesagt, die Erfahrung bei der Wundbehandlung oder bei der Sterilisation von Milch und anderen Nahrungsmitteln, daß, sobald man einmal alles Lebende durch sterilisierende Mittel getötet hat und die betreffende Wunde oder die Nahrungsgegenstände dann von der Luft dicht abgeschlossen hat, es absolut unmöglich ist, daß Leben dort wieder von selbst entstehen kann.

Hier würde man vielleicht bei dem Gedanken an Karbolsäure und ähnliche Mittel den Einwurf machen können, daß das sterilisierende, die Keime tötende Mittel, doch auch nach der Tötung derselben noch fortwirke, so daß also die durch Urzeugung von selbst abermals entstehenden Keime sofort immer wieder aufs Neue durch dieses Mittel getötet würden; daß also nur aus diesem Grunde dort kein neues Leben entstehen könne.

Wir wollen daher von solchen sterilisierenden Mitteln, welche noch fernerhin eine Zeitlang tötend wirken, einmal ganz absehen und nur an das keimzerstörende Mittel des Kochens denken, das doch gewiß nicht lange nachwirken kann, da die erzeugte hohe Temperatur durch Abkühlung ja sehr bald wieder ganz verschwindet. Hier ist dann also das sterilisierende Mittel längst wirkungslos geworden und trotzdem stellt sich bei luftdichtem Abschluß der sterilisierten Masse in ihr kein neues Leben ein.

Daraus folgt also, daß es tatsächlich ein Naturgesetz ist, daß heute kein neues Leben sich von selbst bilden kann.

Nun stelle man sich einmal vor, daß die heutige Erde, mit allem, was auf ihr lebt, mit allem Erdboden und allen Gesteinen, mit allem Wasser und aller

Digitized by Google

Luft, von denen sie umgeben ist, abgekocht, ich meine einer recht hohen Temperatur ausgesetzt würde. Alles Leben, alle Keime auf der Erde, in den Spalten der Gesteine, in der Luft, im Wasser wären nun getötet, kein einziger Keim wäre mehr auf der Erde vorhanden. Würden denn dann, nach Abkühlung des so Gekochten, neue Keime durch Zusammentritt von Elementen entstehen? Gewiß nicht.

Diese heutige, durch Abkochung sterilisierte, künstlich keimfrei gemachte Erde ist aber nur das Spiegelbild der Erde, welche vor vielen Jahrmillionen bestand, als sie noch so heiß war, daß noch kein Leben auf ihr existieren konnte. Damals war also die Erde gewissermaßen durch natürliche Abkochung keimfrei, sterilisiert gemacht.

Wer wollte nun angesichts dieser unserer heutigen Erfahrungen bezüglich der Wirkungen der Sterilisation ernstlich behaupten, daß damals auf der natürlich sterilisierten Erde trotzdem eine Selbstentstehung von Leben sich vollzogen habe. Entweder sind unsere heutigen millionenfältigen Erfahrungen bei der Sterilisation alle auf Täuschung beruhend und es entsteht trotz der Sterilisation Leben, das wir nur nicht zu erkennen vermögen: Ein wenig wahrscheinlicher Gedanke. Oder die jetzigen Erfahrungen und Beobachtungen bezüglich der Sterilisation sind richtig; und dann kann auch unmöglich auf der sterilisiert gedachten Erde damals Leben aus unbelebter Substanz entstanden sein, kann also Urzeugung auch früher auf Erden nicht stattgefunden haben.

Nun wird man aber fragen, wie es denn zu erklären sei, daß trotzdem von den Naturwissenschaftlern ganz allgemein ein solcher Glaube gehegt werde, wenn er doch nach meiner Behauptung auf so überaus schwachen Füßen stehe. Ich glaube, für sehr, sehr viele erklärt sich die Sache dahin, daß die ganz überwiegende Mehrzahl aller Naturforscher, welche diesen Glauben hegen, sich überhaupt niemals eingehender mit dieser Frage beschäftigt hat, da sie mit vollstem Rechte ihre Lebensaufgabe in der Lösung anderer, Erfolge verheißenderer Fragen erblicken. So war und wird von ihnen dieser Glaubenssatz ohne weitere Prüfung angenommen; mir wenigstens ist es so ergangen. Irgendeine Vorstellung wollte man von der Sache haben. Die von der Kirche gegebene Vorstellung eines Wunders verstieß aber gegen das Naturgesetz. Auf irgendeine Weise mußte — so meinte man — Leben doch entstanden sein; folglich blieb die Natur als einziges Rettungsmittel übrig, dem man das Hervorbringen des Lebens zuschreiben konnte.

Ueber alle diese Schwierigkeiten sucht nun die dritte der oben angeführten Hypothesen hinwegzukommen, indem sie den Begriff des Lebens dahin erweitert, daß sie ein organisches und ein, wenn ich so sagen darf, anorganisches Leben annimmt. Eine solche, aber recht mystisch klingende Hypothese über die Herkunft des Lebens wurde zum Beispiel von Preyer als möglich vertreten; auch Martin hat neuerdings eine ganz ähnliche Ansicht ausgesprochen wie Preyer. Der Gedankengang ist der folgende:

Digitized by Google

Wenn es doch schwer zu begreifen ist, daß lebensfähige Organismen durch Urzeugung auf der Erde entstanden oder von außen her auf die Erde gelangt sein sollten, könnte da nicht umgekehrt das Leben zuerst in der Welt vorhanden gewesen und aus ihm erst das Tote, Unbelebte, hervorgegangen sein?

Leben, so lautet dieser Erklärungsversuch, ist seinem wesentlichsten Bestandteile nach Bewegung; denn wenn das Protoplasma der organischen Welt sich nicht mehr bewegt, dann ist es tot. Dieses Sichbewegen des Protoplasmas aber ist seinem innersten Wesen nach dieselbe Erscheinung, wie die Bewegung, welche wir auch in den anorganischen Stoffen erkennen können. Das Meer bewegt sich, in seinem Innern verlaufen Strömungen, es erzeugt durch die Strömungen und die Zerreibung seiner Wassermassen Wärme. Das Meer atmet auch ebenso wie wir Luft ein, es absorbiert also ebenfalls Sauerstoff. Es nimmt täglich vielerlei Stoffe als seine Nahrung in sich auf, löst sie auf, assimiliert sie, wie wir das tun mit unsrer Nahrung. Wie wir, so kann auch das Meer nur innerhalb enger Temperaturgrenzen bestehen; außerhalb dieser verdampft oder gefriert es.

Auch das Feuer atmet dieselbe Luft wie wir und erstickt wie wir, sobald ihm der Sauerstoff derselben entzogen wird.

So lebt also das Meer, lebt das Feuer. Aber weiter: Jetzt sind wesentlich nur Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff die Träger des Lebens, die Elemente des Protoplasmas. Einst aber waren andre Elemente Träger des Lebens, das heißt Träger der Bewegung. Wenn wir jene Zeiten der Erde ins Auge fassen, in denen sich die Erde im schmelzflüssigen Zustande befand, in denen es also noch kein organisches Leben auf ihr gab, so finden wir auch damals heftigste Bewegung der glühenden Massen. Da nun aber das wesentlichste Merkmal des Lebens die Bewegung ist, so waren diese glühenden Massen damals belebt, ja sie lebten sogar intensivstes Leben.

Bei dem Erlöschen der hohen Temperatur erlosch dann mehr und mehr auch die Lebenstätigkeit dieser anderen Elemente allmählich, sie erstarrte zu Schlacke, ihr Leben starb; und Leben blieb nun schließlich nur auf jene vier Elemente beschränkt, welche heute das Protoplasma bilden. Martin hebt hervor, daß das Silizium bei hoher Temperatur ganz ähnliche Eigenschaften habe, wie Kohlenstoff bei gewöhnlicher Temperatur. Einst, als die Erde noch im Feuerfluß befindlich war, habe daher das Silizium in den belebten Körpern dieselbe Rolle gespielt, wie heute der Kohlenstoff; das Silizium sei damals der Hauptträger des Lebens gewesen.

Derart beschaffene Lebewesen hätten nach der Ansicht Martins in der Schmelzglut der jungen Erde gewohnt und wären nach ihrem Tode in dem feurigen Gesteinsfluß verschwunden, ganz ebenso wie heute ein abgestorbenes Meertier im Meere verschwindet. Wogegen Preyer den ganzen Erdschmelzfluß als belebt ansieht, als ein einziges Lebewesen betrachtet. Auch Fechner und Paulsen haben

Digitized by Google

die Ansicht ausgesprochen, daß die Gestirne, ja zuletzt das ganze Weltsystem etwas den lebenden Wesen ähnliches seien.

Nach Martin würde man sich also eine allmähliche Entwicklung des Kieselzeitalters zum Kohlenstoffzeitalter vorzustellen haben, indem mehr und mehr die Kieselsäure aus der Zusammensetzung der lebenden Materie verdrängt wurde und sich in lebloser, fester Form dann ausschied, während im gleichen Schritte der Kohlenstoff immer mehr an der Zusammensetzung der lebenden Materie teilnahm. Vielleicht hätten vor dem Siliziumzeitalter auch noch andre Elemente die Rolle gespielt, die dann das Silizium spielte und wären ebenfalls allmählich durch immer leichtere Elemente verdrängt worden, je mehr die Erde sich abkühlte.

Infolge solcher Anschauung wäre also, gerade umgekehrt, wie wir heute das annehmen, das Leben das Erste auf der Erde gewesen und das Unbelebte wäre erst zu zweit, durch Ausscheidung, als Schlacke entstanden.

Einem solchen Gedankengange lassen sich indessen leicht zwei Einwürfe machen:

Einmal ist nicht einzusehen, warum denn nicht auch heute noch diese schlackigen, angeblich abgestorbenen Massen wieder ins Leben zurückgerufen werden könnten, sobald man sie nur wieder einschmölze.

Zweitens aber muß man doch einwerfen, daß bei dieser Auffassung der Begriff des Lebens künstlich zu einem völlig anderen gemacht wird, als der ist, in dem wir ihn gebrauchen. Mit einer derartigen Erweiterung, Verschiebung, gänzlichen Veränderung eines Begriffes läßt sich aber schließlich alles scheinbar beweisen. Es muß daher gefragt werden, ob ein solcher Gedankengang über ein Spielen mit Worten hinauskommt, ob er wenigstens einen greifbaren, berechtigten Hintergrund besitzt.

Leben ist Bewegung, so macht jene Auffassung geltend; folglich haben Meer, Luft, Feuer, glühende Gesteine Leben. Aber letzteres ist ein Trugschluß. Bei einem wirklichen, organischen lebenden Wesen erfolgt die Bewegung durch das Leben, liegt also die Bewegung im Leben, ist die Bewegung eine Eigenschaft des Lebens. Das wirkliche Leben also *bewegt sich selbst*, hat aktive Bewegung.

Ganz anders ist das dort. Gewiß, Steinblöcke regen sich auch, wenn sie abstürzen. Wasser und Luft bewegen sich ebenfalls, denn sie strömen und wogen. Und wenn man nun das Wesentliche am Leben in der Bewegung erkennen will, dann kann man ja behaupten, daß auch sie Leben haben. Aber das ist doch nur ein Scheinleben, wie bei einem Toten, dessen Glieder bewegt werden. In Wirklichkeit *werden* jene Steine, Wasser, Luft ja auch nur bewegt, *werden* sie gewogt, *werden* sie geströmt; denn ihre Bewegung wird lediglich durch die Schwerkraft, durch Unterschiede der Temperatur, des Luftdrucks, des spezifischen Gewichtes bewirkt.

Das angebliche Leben der Luft, des Wassers usw. besteht also nur in passiver Bewegung; es ist nur ein scheinbares, nicht ein wirkliches Leben. Und

Digitized by Google

es ist nicht nur kein wirkliches Leben in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes Leben, sondern es kann offenbar auch im Sinne jener Autoren kein wirkliches Leben sein, da sie doch sicher eine aktive Bewegung als das wesentlichste Merkmal des Lebens im Auge hatten, nicht aber eine nur passive.

(Schluß folgt)

Mißhandlung Gefangener und Verwundeter im Kriege

In allen Kriegen, gleichviel ob sie in ältester oder neuester Zeit geführt wurden, haben Gewalttätigkeiten gegen Gefangene und Verwundete sowie auch gegen bürgerliche Personen beiderlei Geschlechts stattgefunden.

Im Altertum hieß es inter arma silent leges, d. h. man besaß oft nicht den Willen oder auch nicht die Mittel, Ungesetzlichkeiten der Soldateska zu verhindern und sah stillschweigend darüber hinweg, wenn dadurch militärische Interessen nicht geschädigt wurden.

Es hat im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein als natürliches Recht des Siegers gegolten, den Gefangenen — wozu auch die Verwundeten gehörten — Wertsachen, Geld, Uhr, Ringe usw. als Kriegsbeute abzunehmen. Daß es dabei zu Gewalttätigkeiten kam, wenn sich der Besitzwechsel nicht friedlich vollzog, liegt auf der Hand; denn die Organe, die dergleichen verhindern könnten, sind nicht in der Lage, überall zur Stelle zu sein. Wo aber rohe Gewalt sich geltend macht, artet sie leicht in Grausamkeit aus.

Es ist aber auch noch gar nicht so lange her, daß eroberte Festungen oder mit stürmender Hand in Besitz genommene Städte von den siegreichen Truppen geplündert wurden, ohne daß deren höhere Führer dagegen eingeschritten wären, was beiläufig sich auch nicht leicht ermöglichen läßt, wenn die Truppe erst einmal losgelassen und ihr der innere Zusammenhalt dabei abhanden gekommen ist.

Im übrigen ist das Plündern den Truppen oft als Lohn für ertragene, Strapazen und Entbehrungen gewährt. Für die Landsknechte war die Aussicht auf reiche Beute der Hauptanreiz zur Wahl ihres Berufs, zu dem es dann auch gehörte, mit Gewalt zu nehmen, was nicht gutwillig hergegeben wurde.

Allerdings haben einsichtige Führer auch schon in älteren Zeiten erkannt, daß in jeder Truppe, die zum Plündern und zu rohen Gewalttaten neigt, Disziplin und kriegerische Leistungsfähigkeit bald verloren geht. Daß Friedrich der Große dieser Ansicht war, kann wohl aus dem Soldatenlied geschlossen werden, in dem es heißt:

„Friedrich Rex, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hättst du uns das Plündern nur häufiger permittiert."

Digitized by Google

Der König hielt auf straffe Mannszucht, ging in ritterlicher Behandlung des Gegners mit bestem Beispiel voran und duldete deshalb auch keinerlei Mißhandlung wehrloser Einwohner in Feindesland.

An diesem Standpunkt haben alle deutschen Heere, sowohl in den Napoleonischen Kriegen wie auch in allen späteren Feldzügen bis auf die Gegenwart hin, festgehalten.

Napoleon I. kehrte sich zwar nicht daran. Er ließ während des Feldzugs im Orient eine große Zahl von Gefangenen erschießen, weil er nicht wußte, wohin er sie schaffen könnte, ohne befürchten zu müssen, daß er von ihnen im Rücken belästigt würde. Und seine Marschälle waren in bezug auf ihre private Kriegsbeute und Brandschatzung der Besiegten gleichfalls skrupellos, und mit nur wenigen Ausnahmen duldeten sie gröbste Mißhandlungen derer, die sich nicht von ihrem Besitz trennen wollten. Damals wurde nicht viel Aufhebens davon gemacht, weil es Telegraphen und Kriegsberichterstatter nicht gab und die überhaupt nur dürftig entwickelte Presse vom Sieger völlig geknebelt war.

Heute wird bezüglich der auf dem Schlachtfelde vorkommenden Ausschreitungen es als ein Verstoß gegen das Völkerrecht betrachtet, wenn der Sieger sich an einem wehrlosen Verwundeten oder Gefangenen vergreift. Trotzdem wird man daran festhalten müssen, daß es Fälle geben kann, in denen der erbitterte Angreifer sich im Affekt hinreißen läßt, Verteidiger zu töten, die bereits wehrlos geworden und tatsächlich schon Gefangene sind.

So waren z. B. 1813 die Wut und der Haß unsrer Landwehr gegen die Franzosen so stark, daß diesen an der Katzbach wie auch bei Hagelsberg selten Pardon gegeben wurde. Die zur Truppe eingezogenen Wehrleute sagten damals: freiwillig zieht der Feind nicht ab, drängen wir ihn zurück, kommt er bald wieder, also schlagen wir ihn tot. Und das geschah mit dem Gewehrkolben, wenn die Flinten bei nassem Wetter nicht losgingen. Daß in der Hitze des Gefechts auch vielleicht Verwundete daran haben glauben müssen, wer wollte das bestreiten, denn unberechenbar ist alles, was in wilder Erregtheit begangen wird. Und wenn ein unterdrücktes, aber noch selbstbewußtes Volk von seinem Landesherrn aufgerufen wird zum Kampf für Freiheit und Recht, wird von ritterlichem Verhalten gegenüber dem brutalen Unterdrücker nie viel die Rede sein. Dann machen sich Imponderabilien geltend, die als unhemmbare Kundgebungen nationalen Selbsterhaltungstriebes unberührt bleiben von den Gesetzen des Völkerrechts und der Disziplin. Das ist schwer zu ändern und hat seine Bestätigung gefunden auch in den beiden Balkankriegen. Hier waren vier Völkerschaften einig in tödlichem Haß gegen die Türken, ihren Erbfeind, der vernichtet werden mußte, wenn sie leben und gedeihen wollten. Dazu war ihnen jedes Mittel recht; sie sahen es gern, daß Bürger und Bauern — bewaffnet und notdürftig in Banden gesammelt — sich am Kampf der regulären Truppen beteiligten und dem Feinde Abbruch taten, soviel es möglich war.

Diese Beteiligung ad hoc errichteter Freiwilligentrupps an den Operationen der Feldarmee — ohne ihr direkt unterstellt zu sein — hat aber etliche Schatten-

Digitized by Google

seiten. Da solchen Banden Ausbildung und Mannszucht fehlt, ist von innerer Ordnung bei ihnen nicht die Rede. Jeder tut, was ihm beliebt. Einheitliches Zusammenwirken im Gefecht ist meist ausgeschlossen. Nur im Beutemachen verfolgen sie — immer vereint — gleiche Ziele. Und darin liegt die Hauptquelle anarchischer Zustände auf manchen Kriegsschauplätzen. Die Angehörigen regulärer Truppen finden — solange sie in der Hand ihrer Führer sind — gar keine Gelegenheit, Verwundete oder Gefangene zu mißhandeln. Krankenträger- und Sanitätskompagnien suchen jene auf, um sie zu verbinden und in pflegliche Obhut zu bringen. Gefangene, die entwaffnet und an die höhere Instanz abgeliefert sind, bedürfen aber weiteren Schutzes nicht; sie schützt das Völkerrecht, welches den militärisch nicht organisierten Banden allerdings unbekannt ist. Und wäre es ihnen bekannt, würden sie sich nicht daran kehren.

Wenn im zweiten Balkankriege die Verbündeten sich untereinander mit größter Erbitterung bekämpft, gegenseitig der Unehrlichkeit und Grausamkeit bezichtigt haben, so ist anzunehmen, daß hierbei Rassengegensätze, völkische Eifersucht und Habgier mit im Spiel gewesen sind. Auch das sind Imponderabilien, deren Einwirkung auf die Durchführung der Kämpfe wohl sehr erheblich war und im Nahegefecht gewiß oft Ausschreitungen blinder Wut herbeigeführt hat; aber im ganzen darf man annehmen, daß die Handlungen viehischer Grausamkeit nicht den regulären Truppen, sondern dem Raub- und Mordgesindel zur Last fallen, das in größerem oder geringerem Umfang auf jedem Kriegsschauplatz sein Unwesen treibt.

Dem Anschein nach wird es ja zu einer gründlichen Untersuchung darüber kommen, doch wird sie wohl ergeben, daß die amtlichen und nichtamtlichen Berichte bezüglich der verübten Missetaten starke Uebertreibungen enthalten, und daß die Uebeltäter nur in geringer Zahl der regulären Truppe, größtenteils aber den nicht- oder mangelhaft organisierten Banden bzw. dem wild umherstreifenden Raubgesindel angehörten, welches als die „Hyänen der Schlachtfelder" bezeichnet wird.

Dieses Raubgesindel findet sich nach jedem größeren Kampf auf dem Schlachtfelde ein und treibt dort, hauptsächlich in der Nacht, sein verbrecherisches Gewerbe, um Gefallene und etwa noch vorhandene Verwundete auszuplündern. Daß letztere dabei oft unmenschliche Behandlung erfahren, unterliegt keinem Zweifel. Es gibt unter den „Hyänen des Schlachtfeldes" auch solche, die in perverser Art noch die Toten verstümmeln. Mit Tagesanbruch verschwinden diese Scheusale so unbemerkt, wie sie sich eingefunden. Woher sie kamen und wohin sie gegangen, ist nie zu ermitteln. Die Truppe hat nach dem Kampf auch wichtigere militärische Aufgaben zu erfüllen, macht aber kurzen Prozeß mit jedem solchen Schädling, den sie zu fassen bekommt.

Wer das Wesen des Krieges aus eigner Erfahrung nicht kennt, wird naturgemäß die gegen das Völkerrecht verstoßenden Mißhandlungen Wehrloser den Truppenführern zur Last legen, weil sie für die Erhaltung von Zucht und Ordnung innerhalb ihres Bereichs verantwortlich sind und reiche Mittel

Digitized by Google

besitzen, Ausschreitungen ihrer Untergebenen und andrer zu verhindern. Theoretisch läßt sich das nicht bestreiten, es stimmt aber in der Praxis nicht.

Der aktive Soldat befindet sich im Kriege weit mehr im Dienst und unter der Aufsicht seiner Vorgesetzten als in der Friedensgarnison. Hierdurch sowie durch die Strenge der Kriegsartikel wird seine etwaige Neigung zu groben Verfehlungen wirksam unterdrückt. Es ist daher überhaupt ein Irrtum, zu glauben, daß die schweren Mißhandlungen von Verwundeten, worüber in den Zeitungen viel geschrieben war, immer von Soldaten des aktiven Dienststandes begangen sind.

Die Mehrzahl der Schandtaten ist sicher auf die vorerwähnten Kriegsvagabunden zurückzuführen, denen sich in einzelnen Fällen auch Marodeure, Deserteure usw. zugesellt haben mögen.

Wäre es leicht gewesen, die Uebeltäter zu ermitteln, kein höherer Führer hätte gezögert, sie zu beseitigen, sowohl im Interesse der eignen Truppe, wie auch von Rechts wegen.

Aber das Problem ist noch nicht gelöst, wie vermieden werden kann, daß zeitweise anarchische Zustände auf einem Kriegsschauplatz eintreten, und kann auch nicht gelöst werden, weil in jedem Lande, das durch den Einmarsch eines fremden Heeres in den Kriegszustand versetzt wird, die Tätigkeit der bürgerlichen Behörden, der Gerichte und Polizei entweder ganz eingestellt oder doch so unvollkommen ausgeübt wird, daß Verbrechen und Vergehen ungeahndet bleiben, die sonst streng bestraft werden.

Infolgedessen laufen die Kandidaten für Zuchthaus und Gefängnis frei umher, terrorisieren ihre eignen Landsleute, treten gelegentlich als Komitatschis oder Franktireurs usw. auf und verüben Raub, Mord und Totschlag auf Rechnung des feindlichen Heeres.

Das ist zu allen Zeiten so gewesen und wird sich auch ferner nicht wesentlich anders gestalten lassen, weil es nicht möglich ist, jedem Heerführer — sobald er feindliches Gebiet betritt — gleich den ganzen Apparat einer leistungsfähigen Zivilregierung zu überweisen.

Die Neutralisierung Afrikas

Von

K. Dove

Wenn ich mich auf Wunsch des Herausgebers zu der Frage einer Neutralisierung Afrikas äußere, so geschieht das in dem Bewußtsein, daß meine Ansichten den meisten „Afrikanern“ widerstreben. Daß diese den Wunsch hegen werden, ihre Kolonien möglichst wenig von Kriegsstürmen heimgesucht zu sehen, ist nur zu natürlich. Er entspricht ja auch dem Hoffen und Wünschen, das in unsrer europäischen Heimat jeden vernünftigen Menschen erfüllt. Wie aber,

Digitized by Google

wenn das Geschick oder richtiger die geschichtliche Entwicklung dennoch einmal einen großen Krieg zwischen den kolonisierenden Großmächten herbeiführt?

Zunächst scheidet nach logischen Grundsätzen jeder Anspruch, neutral zu bleiben, für die Kolonialländer aus, solange sie nicht selbständige Staaten sind. Solange sie noch als Teile des größeren Britannien, Deutschlands oder Frankreichs usw. gelten — und daß sie dies wollen, darf doch wohl auch von den stärker von Weißen besiedelten Ländern Afrikas nicht bezweifelt werden —, solange müssen sie auch an den großen und unabwendbaren Ereignissen Anteil haben, die das Mutterland in seinen tiefsten Daseinsfragen berühren. Man kann nicht Schutz und Förderung seiner Interessen von der europäischen Heimat verlangen, wenn man nicht auf der andern Seite auch für diese einzutreten bereit ist. Zudem würde sich doch höchstens eine europäisch besiedelte Kolonie einigermaßen selbständig entwickeln; sobald es sich um die in Afrika völlig überwiegenden Tropenländer handelt, ist die Abhängigkeit vom Mutterlande in allen Angelegenheiten so groß, daß hier, auch wenn sie bereits eine hohe wirtschaftliche Entwicklung erreicht haben, an eine Selbstverwaltung und damit an eine gewisse Selbständigkeit in einzelnen politischen Angelegenheiten kaum jemals zu denken ist.

Fällt nun das Recht auf Neutralisierung für die Kolonialgebiete Afrikas fort, so bleiben immer noch Gründe der europäischen Politik und solche der Wirtschaft übrig, die manchem die Herbeiführung einer Sonderstellung jener Länder recht wünschenswert machen dürften. Bei genauerem Zusehen ergibt sich indessen, daß wir Deutsche zu diesem Kreise jedenfalls nicht gehören.

Zunächst ist uns die Geschichte bis heute den Beweis schuldig geblieben, daß die andern Kolonialmächte bei der Erwerbung ihrer afrikanischen (und andern) Gebiete je zugunsten internationaler Interessen gehandelt hätten. Zumal die größte Kolonialmacht aller Zeiten und Länder, Großbritannien, hat nie nach andern Grundsätzen als denen des eignen Vorteils gehandelt. Das wird ihm niemand zum Vorwurf machen, aber es sollte uns anderseits argwöhnisch machen, wenn ein Vorschlag, Afrika zu internationalisieren, etwa in englischen Kreisen befürwortet werden würde. Vergegenwärtigen wir uns einmal, was Großbritannien zu verlieren hätte, wenn sein afrikanisches Kolonialreich einmal der Invasion durch einen Gegner unterliegen sollte. Sein Anteil an diesem Weltteil macht ein Fünftel seines Weltreiches aus, und die Einwohner, von denen manche an Kulturhöhe und Kaufkraft einzelne auf niedrigerer Stufe stehende Völker und Stämme Südasiens noch übertreffen, bilden ein rundes Zehntel der Bevölkerung aller britischen Kolonien. Noch deutlicher wird indessen die Bedeutung Afrikas für Großbritannien, wenn wir uns der Tatsache erinnern, daß die Beteiligung der britisch-afrikanischen Festlandskolonien am englischen Gesamthandel sich 1911 auf mehr als 1800 Millionen Mark belief, gleich annähernd 9 Prozent seines Wertes, während der Handel unsrer afrikanischen Schutzgebiete (wie bei England ohne Einrechnung des Geldes) mit Deutschland sich im Jahre 1910 erst 136 Millionen Mark, gleich vier Fünftel Prozent des deutschen Ein- und

Digitized by Google

Ausfuhrhandels wertete. Eine Lahmlegung des britischen Handels mit Englands afrikanischen Kolonien, der zudem in starkem Wachsen begriffen ist, durch einen Krieg bedeutet demnach für Großbritannien einen viel fühlbareren Verlust auf wirtschaftlichem Gebiete als für Deutschland.

Es wird jedermann verständlich sein, warum hier gerade die beiden Reiche miteinander verglichen sind, die am meisten an der Bewirtschaftung des großen Kontinents interessiert sind. Ganz einfach, um zu zeigen, daß wir unsertwegen wahrlich keinen zureichenden wirtschaftlichen Grund haben, eine Neutralisierung des Südweltteiles zu fördern oder auch nur zu wünschen. England dagegen hat allen Grund, vorsichtig zu sein. Wir könnten den zeitweiligen Verlust unsrer Schutzgebiete noch für längere Zeit ertragen, ohne den Schaden sonderlich an unsrer Handelsbewegung zu spüren. Anders Großbritannien, das bei einem Kriege mit Deutschland sehr wenig (d. h. für seine Verhältnisse) zu gewinnen, dagegen viel zu verlieren hätte. Denn die Möglichkeit, daß ein energischer Widerstand oder gar ein Angriff von deutschen Gebieten aus eine empfindliche Schädigung britischer Interessen zur Folge hätte, ist doch, zumal bei fortschreitender Entwicklung unsrer Kolonien, keineswegs ganz von der Hand zu weisen.

Noch viel weniger Grund haben wir, eine solche Aenderung der bestehenden Zustände im Hinblick auf Frankreich zu wünschen. Sollte es, was Gott verhüten möge, wirklich einmal zu dem großen europäischen Kriege kommen, der nicht von uns, wohl aber von andern Völkern gewünscht wird, so wären wir Verbrecher an unserm Reich und an unserm Volke, wenn wir nicht diejenigen Gebiete zu erlangen suchten, deren Frankreich zu seinem Gedeihen wahrlich nicht im geringsten bedarf, die wir aber, je mehr von unsern Landsleuten genötigt sind, sich ihr Brot außerhalb des Vaterlandes zu suchen, auf das schmerzlichste vermissen werden. Noch dazu, weil die wichtigsten von ihnen es sind, aus denen unser übelwollender Nachbar die fehlenden Scharen seiner Soldaten zu ersetzen gewillt ist. Ihm diese Möglichkeit zu unterbinden, helfen keine Verträge, dazu hilft nur, wenn's denn einmal zum Kampfe kommen sollte, daß wir, wenn wir oben bleiben, ihm diese Ergänzung seiner Heere durch halbwilde Völker für immer unmöglich machen.

Wozu überhaupt die Angst, es könnte die koloniale Arbeit völlig ins Stocken geraten, wenn in jenem bedauerlichen Falle eines europäischen Krieges auch die afrikanischen Länder von den Wellen erreicht werden, die einzudämmen uns daheim gerade genug zu schaffen machen wird. Wo nicht Eingeborene auf Weiße losgelassen werden, was selbstverständlich als niederträchtige Handlung gegen das elementarste Völkerrecht zu beurteilen ist, da bedeutet ein Krieg durchaus nicht jenen zeitweiligen Niedergang auf wirtschaftlichem Gebiete, der in alten, dichtbevölkerten Kulturländern mit ihm unweigerlich verbunden ist. In jungen, dünn besiedelten Gebieten verliert er für den einzelnen Europäer sehr viel von seiner Grausamkeit, und in Negergebieten wirkt eine Besitzergreifung durch eine von Europäern geführte Truppe viel weniger schlimm

Digitized by Google

als jede feindselige Handlung zwischen gegnerischen Farbigen, deren Tage selbst heute noch in den innern Landschaften nicht vorüber sind. Also auch um der Schrecken des Krieges willen braucht kein europäisches Volk auf die Möglichkeit zu verzichten, den Gegner dort zu fassen, wo der Griff ihn zu zwingen vermag, also auf neuem afrikanischem Boden so gut wie auf dem alten Kulturboden der europäischen Reiche.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, den 30. März 1859.

Katharina hat an die Königin in Rom einen Brief geschrieben, worin sie sie dringend anfleht, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Die Königin hat entschieden abgelehnt und ihre Ueberzeugung über ihren protestantischen Standpunkt energisch ausgesprochen. Catherine a commis deux fautes; d'abord elle paraît avoir été l'instrument trop docile et trop obéissant — peut-être même involontaire — d'une puissance écclésiastique trop aigue, et en même temps elle a forcé la reine d'anticiper sur son avenir, en refusant une chose qu'elle ne pouvait pas faire maintenant, et qu'elle ne pourra plus faire plus tard parce qu'on l'a forcée de se déclarer maintenant. C'est bien maladroit.

Die Nachrichten von Rom sind im ganzen dieselben. Die Königin hat einen langen Brief an die Prinzeß von Preußen geschrieben, worin sie sagt, daß trotz aller Besserung etwas Wesentliches im Zustande des Königs sich nicht geändert habe. Sie kehren Ende Mai nach Stolzenfels zurück und kommen erst nach Sanssouci, wenn die Kaiserin von Rußland Berlin passiert haben wird, pour éviter toutes les agitations.

Die Kaiserin geht nach Ems im Juni, der Prinz von Preußen ebenfalls. Die Prinzeß von Preußen will anfangs Mai nach Baden, aber der Kongreß geniert sie sehr. Ich habe an Graf Pourtalés geschrieben pour en appeler à la galanterie de l'Empereur Napoléon de ne pas réunir le congrès à Bade et de le proposer à Spaa (?) ou Wiesbade. Ich bin begierig, was geschieht... Heute war Diner bei Prinz Karl. Da ich nicht eingeladen war, so fand à deux ein kleines, recht angenehmes Invalidendiner beim Prinzen von Preußen statt. Sie mit verbundenem Auge und ich mit einem Heilpflaster hinter dem Ohr. Nous en avons beaucoup rit und haben uns viel besser amüsiert, als wenn wir das Diner Charles mitgemacht hätten.

Digitized by Google

Ich sehe täglich die Baden. Die Großherzogin Luise ist wirklich deliziös, täglich spreche ich über eine Stunde mit ihr. Er kommt viel zu mir et je suis bien content de sa manière de voir la politique.

Karl Anton.

*

Berlin, den 6. April 1859.

Gestern wurde ich abgehalten, Dir zu schreiben; die Prinzeß Karl nahm mir meinen gestrigen freien Augenblick weg, denn, da sie nach Weimar geht, wollte sie ein ein politisches Exposé von mir haben, um dem Großherzog etwas Neues mitteilen zu können.

In der Tat sind wichtige Dinge vorgefallen. Oesterreich refüsiert entschieden den Kongreß, wenn Sardinien nicht entwaffnet, und Sardinien refüsiert ebenso entschieden jede Entwaffnung, zu welcher es kein Mittel des äußeren Zwanges gibt. Es ist dies mithin eine große Verlegenheit, doch hoffe ich, Oesterreich wird nachgeben, wie es stets im letzten Moment nachgibt. Leider ist man in Wien sehr exaltiert kriegerisch, und es gibt nur drei Personen in Oesterreich, die für den Frieden sind, und zwar Buol, Hofrat Werner, der Direktor des Auswärtigen Ministeriums, und Feldzeugmeister Heß. Alles andre, Adel, Klerisei, Hautevolée, Kaiser und Sophie e tutti quanti für baldiges Losschlagen. Dem Ministerwechsel in England lege ich keine Bedeutung bei, übrigens wird das Ministerium bleiben und das Parlament wahrscheinlich aufgelöst werden. — Als Kongreßort ist nunmehr von Frankreich — Karlsruhe aufgestellt. Rußland will à tout prix Baden und refüsiert Mannheim. Fürst Gortschakow telegraphiert lakonisch: „Mannheim endroit malsain et ennuyeux, château grand casernement diplomatique, je refuse." Gortschakow scheint sich amüsieren zu wollen. Er ist ein leidenschaftlicher Spieler. — Soweit politisch nichts Neues. Im Innern wütet und wühlt die „Kreuzzeitung", die übrigens viel Terrain verliert. Der Artikel wegen der Armee war wahrhaft maßlos und revolutionär ... In Deutschland, mit Ausnahme des Herrn v. Beust in Dresden, beginnt man mit der preußischen Politik sich zu versöhnen. Man findet, daß Preußen korrekter und selbstbewußter handelt wie Oesterreich, welches seinem germanisierenden Enthusiasmus höchst egoistische Selbstzwecke unterlegt.

Nachschrift: Sehr schlechte Nachrichten aus Wien, sehr kriegerisch — wir antworten noch heute. Ich habe keine Zeit mehr. Karl Anton.

Buol war noch österreichischer Ministerpräsident, bekam aber bei Ausbruch des Italienischen Krieges seinen Abschied.

Sophie ist die Erzherzogin Sophie, die Mutter des Kaisers.

*

Berlin, den 8. April 1859.

... Ueber die politische Situation kann ich etwas Neues nicht mitteilen. Die Spannung nimmt zu, der Kongreß wird immer unwahrscheinlicher und der Krieg in Italien dürfte bald entbrennen. Vorerst werden wir noch einige Zeit

Digitized by Google

in dieser bisherigen Stellung verharren können, aber es wird nicht lange mehr dauern.

Preußen wird sich am Ende von der deutschen Sache doch nicht trennen können. Wir werden waffnen müssen, aber nicht angreifen, sondern gegen einen Angriff uns lediglich schützen.

Für alle Fälle rüste ich mich persönlich durch Pferdeankauf; denn wenn es losgehen sollte, so muß man beizeiten sich vorsehen.

Jedenfalls ist es eine kritische Zeit, und Gott allein weiß, wie alles enden wird. — Hoffentlich kommt meiner Ankunft in Düsseldorf nichts in die Quere. Ich gedenke am Palmsonntag wegzukommen und etwa zehn Tage zu bleiben. Nur könnte es sich ereignen, daß gerade in der Karwoche die großen Würfel fallen. Ich glaube es nicht, aber es könnte sein. Karl Anton.

*

Berlin, den 9. April 1859.

... Neues ist nichts vorgefallen und die Situation hat sich durchaus nicht geändert, daher ich Politika Dir nicht mitteilen kann. Frankreich spielt ein höchst gefährliches Spiel, und bald wird England auch sich gegen dessen Politik erklären. Damit wird ein großer Wendepunkt eintreten; ob es zum Krieg oder Frieden führen wird, das weiß nur Gott.

Gestern, am Geburtsfest des Prinzen Albrecht Sohn, war Familiendiner bei dessen Vater. Nach Tisch gingen wir in den Garten, und das war das Schöne am Feste.

Karl ist erfreut, zur reitenden Batterie versetzt worden zu sein; aber er muß aufs Land. Seine Studien werden allerdings dadurch unterbrochen, allein es kann nicht anders sein ... Karl Anton.

*

Berlin, den 11. April 1859.

Die Verhältnisse reifen gewaltig, und bald muß es sich zeigen, ob ein Weltkrieg oder ein Weltfriede aus dem Chaos hervorgehen wird. Morgen kommt Erzherzog Albert von Oesterreich hier an — surprise bien fâcheuse pour nous, man kann es aber nicht ändern.

Gestern war Minister Beust aus Dresden drei Stunden bei mir, er geht Freitag nach Lissabon. Ich hatte eine sehr interessante Konversation und Diskussion mit ihm.

Es gibt in diesem Augenblick außerordentlich viel zu denken. Freitag kommt der Herzog von Koburg hier an, um nach London zu gehen. Es ist ebenfalls wichtig, weil England keine bestimmte Politik hat; jedenfalls werden wir au clair gesetzt werden, woran uns zu halten. Alles stürmt heran, um diesmal wohl grüne, aber keinen rosenfarbenen Ostern uns zu bereiten.

Ob ich am Palmsonntag werde in Düsseldorf sein können, weiß ich noch nicht zu beurteilen, jedenfalls aber ein paar Tage später. Doch will ich

Digitized by Google

vorerst mit dem freundlichen Gedanken mich vertraut erhalten, am Sonnabend den 15. abreisen zu können. Karl Anton.

*

Berlin, den 13. April 1859.

... Ich weiß noch nicht, ob ich am Sonntag kommen kann; jedenfalls Dienstag oder Mittwoch früh. Die Angelegenheiten sind so wichtig, daß ich unmöglich meinen Posten verlassen darf, bevor alles geregelt ist. Es hängt davon Krieg oder Frieden ab, und diese großen Weltfragen sind das Opfer wert. Alles drängt unglücklicherweise gegen Ostern zu einer Entscheidung, und es ist der unglückliche Zufall dieses Zusammentreffens.

Die Oesterreicher wollen à tout prix vorgehen und Sardinien ékrasieren. Unrecht haben sie nicht, aber sie laden eine ungeheure Verantwortlichkeit auf sich. Vielleicht gelingt uns, sie noch in der letzten Stunde zur Mäßigung zu vermögen. Alles hängt an seidenem Faden. Der Erzherzog Albrecht, obgleich ein Ausbund von Häßlichkeit, macht seines Herzens und Verstandes wegen einen ungemein angenehmen Eindruck ... Karl Anton.

*

Berlin, den 18. April 1859.

Leider kann ich erst Mittwoch abend abreisen und am Donnerstag früh eintreffen. Es ist unmöglich; denn die großen Fragen der Welt hängen an seidenem Faden. Gestern hatte ich lange Konversation mit dem Großherzog von Oldenburg, sodann Geschäfte mit dem Erzherzog. Heute kommen der Großherzog Alexander und der Großherzog von Mecklenburg. So geht es in einem fort. Ich sehne mich wahrlich nach Dir. Karl Anton.

*

Berlin, den 27. April 1859.

Nachdem der Fürst am 27. angekommen war, schrieb er sofort:

Heute war ich den ganzen Tag bei Prinz von Preußen in Beratung. Die Lage wird sehr ernst und wir gehen zu entschiedenen Maßregeln über, indem es sich um unsre eigne Existenz in Deutschland, nicht um den Krieg gegen Frankreich handelt. Die Oesterreicher laufen uns förmlich den Tag ab, und es ist nötig, das Heft der Handlungen in der Hand zu behalten.

Karl Anton.

*

Berlin, den 3. Mai 1859.

Eigentlich Neues und Verändertes gibt es nichts. Bleiben wir Herr der Situation in Deutschland, so behalten wir Frieden, wenn nicht, so gibt es Krieg. Aber unsre Rüstungen haben das einzige Ziel, Deutschland zu imponieren und ihm zu zeigen, daß wir gewaffnet sind, daß es daher mit Vertrauen auf uns blicken möge — denn die Völker und Regierungen jenseits des Mains sind rein toll.

Der Krieg für uns liegt gar nicht nahe, und wenn noch mehr gerüstet, ja wenn mobil gemacht wird, so bedeutet das preußischerseits nicht Krieg, sondern

Digitized by Google

die Notwendigkeit, Herr der Situation zu sein und zu bleiben. Wenn daher Frankreich nicht provoziert, so läßt sich der Krieg in Italien lokalisieren und wir behalten Frieden, wenn es aber provozieren sollte, so muß Preußen mit aller Macht losgehen. Das ist eine beschlossene Sache. Rußland imponiert uns nicht, und sollte es angreifen wollen, so werden wir uns zu verteidigen wissen. Also nur keine Angst, und je mehr Gefahren, desto mehr kaltes Blut. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Ich bitte Dich also, Dich zu beruhigen und in Geduld abzuwarten, was die Zukunft bringt, die kein Sterblicher entziffern kann. Mehr weiß ich nicht, und ich habe auch kein Geheimnis vor Dir. Die vielen allerdings sich häufenden Geschäfte liegen in vielen Konseils und Sitzungen, weil man sich doch die Chancen klarmachen muß und ein bestimmtes System mit festen Zielpunkten aufzustellen hat.

Es war die Rede davon, daß ich nach Wien gehen sollte für eine Negociation, aber man ließ es wieder fallen und will lieber eine weniger markante Persönlichkeit schicken, die man nötigenfalls desavouieren kann, was bei mir nicht statthaft wäre; denn ein Desaveu ist bei der Politik in Wien vielleicht das einzige, was uns aus aktuellen Verlegenheiten ziehen kann. — Karl kommt wahrscheinlich mit seiner Batterie auf ein Dorf in der Nähe Berlins, was ihm sehr gesund und wohltätig sein wird, da es ihn stärken wird und zum Aufenthalt im Freien zwingen. Leopold sah ich vorigen Sonntag. Prinzeß von Preußen reist morgen ab; ich telegraphiere Dir, wenn sie nach Düsseldorf kommt. Es geht besser, doch sie sieht sehr schlecht aus, die ganze Seite italienische Trikolore. Der König und die Königin kommen in acht Tagen zurück. Ce sera pénible de les revoir.

Karl Anton.

*

Berlin, den 5. Mai 1859.

... Der „Moniteur"-Artikel ist sehr ungeschickt abgefaßt und macht in Deutschland viel böses Blut. Ich besorge lebhaft, daß der Kaiser Napoleon am Ende den Kopf verliert und stets mehr auf abschüssige Bahnen zu geraten in naher und großer Gefahr steht. Uebrigens kann ich Dir gar nichts mitteilen, und wenn Du auch in der Entfernung nach Nachrichten dürstest, so liegt eben das in der aufgeregten Stimmung und in dem Umstande, daß man dem Schauplatz der Entwicklung fern ist. Aber bedenke, wir sind ihm ebenso fern, denn die Entscheidungen liegen auf dem Schlachtfeld in Italien und in Wien und in Paris allein. Wir sind daher ebenso agitiert und müssen sozusagen ins Blaue hineinleben. Große Ereignisse werden sich nicht täglich bewahrheiten, und wir müssen in Geduld verharren. Aber man muß auf seinem Posten bleiben und für alle Fälle gerüstet sein. Tatsächliche Nachrichten werden, teuerste Josephine, nicht auf sich warten lassen.

Heute haben wir Kreditforderungen in die Häuser gebracht. Es handelt sich um viele Millionen, um für alle möglichen Eventualitäten gerüstet zu sein. Bei dem Ernst der Gegenwart muß alles ins Auge gefaßt werden.

Für mich ist die Abreise der Prinzessin eine große Lücke; denn ich habe

Digitized by Google

ein Stückchen Häuslichkeit mit ihr verloren. Doch werde ich meine Menage commun mit dem Prinzregenten fortsetzen und stets tête-à-tête mit ihm dinieren. Den Abend werde ich regelmäßig bei den Kindern zubringen ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 9. Mai 1859.

... Die Situation wird täglich ernster und gespannter. Ich weiß nicht, wie es möglich sein soll, daß Preußen noch länger wird zusehen können, wie der Kaiser Napoleon sein welterschütterndes, alle Verträge brechendes Programm zur Ausführung bringen kann.

Wir werden, um uns nicht zu annullieren und gleichsam aus der Reihe der Großmächte streichen zu lassen, nunmehr ein freundschaftliches Halt ihm zurufen und dieses Halt dadurch bekräftigen, daß wir in vollkommenster Waffenrüstung es tun können. Wir verlieren sonst unsre Position in Deutschland und kommen um Ehre und Reputation. Bisher war alles gut, aber zusehen sollen, wie Schritt für Schritt Frankreich Oesterreich niederwirft, ist aus preußischen Selbsterhaltungsgründen unmöglich.

Wir treten somit in ein andres Stadium der Politik, nicht herausfordernd oder beleidigend, aber bestimmt fragend und Einhalt vorerst ratend, um später, wenn es nichts hilft, mit allen Mitteln kategorisch einzutreten ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 14. Mai 1859.

... Nächsten Mittwoch kommen König und Königin von Preußen aus Dresden in Sanssouci an. Ich werde nicht bei dem Empfang sein, weil es den König aufregen könnte. Am Donnerstag reist Prinzeß Viktoria zu einem Besuche nach England ab, ohne ihren Mann. Elle en est desolée. Bleibt vierzehn Tage.

Großfürstin Maria habe ich täglich gesehen. Elle n'a pas été très aimable pour moi, was mir aber ganz gleichgültig ist. Elle est venu faire de la propagande en faveur de la Russie. Vielleicht denkt sie an eine Verbindung mit ihrer Tochter und Prinz Albrechts Sohn. Elle est toujours belle et ressemble à son père. Son mari est très joli garçon.

Von Prinzeß von Preußen bekomme ich häufig Briefe; sie ist stets leidend und muß beinahe immer liegen. Es tut mir leid, daß sie mehr französisch gesinnt ist, als es gut ist. Man kann über die deutsche Exaltation denken wie man will, man darf sie aber nicht verurteilen, weil es eine ganz nationale Stimmung ist. — Die Situation Preußens ist wahrhaft scheußlich, man weiß sich kaum noch zu helfen und zu raten. Die Diskussion in unsern Kammern war großartig und imponierend. Es spricht sich zwar eine ernste Mißstimmung gegen Napoleon aus, wie nicht anders möglich nach seinen unklugen Manifesten und Tagesbefehlen, allein auch großer politischer Blick und Voraussicht. Man fühlt deutsch hier, aber mit Bewußtsein und nicht kindisch.

Digitized by Google

Der Abgang des Grafen Buol ist wahrscheinlich eine Konzession an Rußland. Wir wissen noch nichts Bestimmtes. Graf Rechberg ist aber leider sehr antipreußisch.

Mit der Reise nach Portugal ist es besser — verschieben. Am Vorabend eines möglichen Weltkrieges nach Portugal zu reisen, wäre nicht zu rechtfertigen. Stephanie wird es sehr natürlich und begreiflich finden. Wie könnte sich eine Frau und Mutter in solchem Momente von der Familie trennen? Der Mann und drei Söhne ziehen vielleicht ins Feld, da ist ja jede Trennung unmöglich. Wer kann wissen, außer der Vorsehung, wann der Kriegsfunken sich entzündet?

Karl ist sehr unglücklich, nicht zur reitenden Batterie versetzt zu sein. Er ist einstweilen bei der Haubitzbatterie eingeteilt. Es ist das eine Erfahrnis im praktischen Leben. Entre nous ist es mir lieber, denn eine reitende Batterie ist immer exponierter.

Karl Anton.

*

Berlin, den 15. Mai 1859.

... Der Kaiser von Oesterreich ist ebenfalls nach Italien; les deux Empereurs font se battre ensemble.

Der Tagesbefehl Napoleons ist sehr schlimm; er spricht von Arcolo, Lod und andern, alles Orte in der Lombardei. — Ich schicke Dir zur Informierung zwei Memoiren zum Lesen, die der Großherzog von Baden mir geschickt hat. Sende sie mir bald zurück. Sie werden Dich über manches orientieren.

Karl Anton.

*

Berlin, den 21. Mai 1859.

... Von der Prinzeß von Preußen wirst Du die Details über die Ankunft des Königspaares gehört haben; lese den Brief, den ich ihr hierüber geschrieben. La reine est très aigrie de tous les changements qu'elle a trouvé ici, surtout dans l'intérieur. Ich habe sie seit der Ankunft nicht mehr gesehen, geize auch gar nicht nach dieser Gunst. Charlottenburg ist terre fermée für jedermann, und nur der Prinz von Preußen ist dort gewesen.

Sage der Prinzeß nebst meinen Respektversicherungen, daß die Ablehnung Rußlands wegen einer preußischen außerordentlichen Mission nach Petersburg nur der Person des Grafen Münster gilt, nicht der Sache selbst, wie gestern nach dem Bismarckschen Telegramm zu verstehen gegeben war.

Karl Anton.

Bismarck war Gesandter in Petersburg.

*

Berlin, den 24. Mai 1859.

... Ich freue mich herzlich Deines Aufenthaltes in Baden und möchte auch etwas von dem Grün, Waldesduft und Bergreiz abbekommen. Inzwischen schleicht die Zeit daher, ohne große Ereignisse gebären zu können, denn es ist dies gerade unsre Kunst und Aufgabe, solche zurückzuhalten. Es ist ein schweres, vielleicht unglückliches Spiel für Preußen; denn wenn Oesterreich siegen sollte, so haben

Digitized by Google

wir einem Gefühlssturm in Deutschland alle unsre Haltung entgegenzusetzen. Wie lange es uns noch gelingen wird, kräftig zu widerstehen, ohne uns zu annullieren, weiß ich kaum zu bezeichnen. Soviel ist gewiß, daß die Könige von Bayern und Württemberg im Herzen nicht gegen uns sind, sondern nur aus Zwang dem Enthusiasmus ihrer Bevölkerungen nachgeben. Mit dem Großherzog von Baden ist es anders; er ist überzeugt et de bonne foi, er glaubt fest und steif an nahe Gefahren seitens Frankreichs.

Ich danke der Prinzeß von Preußen für ihren Brief, den ich morgen beantworten werde. Inzwischen lege ich mich ihr zu Füßen. Der König ist nach Potsdam. Es ist jedenfalls besser als Charlottenburg, weil ihn Potsdam oder Sanssouci mehr zerstreut und die Königin seine Befriedigung am Garten und Arrangements nicht durch andre Sachen wird stören wollen.

Wie ich in der Zeitung gelesen, hat man ja in Sigmaringen auch die „Kölnische Zeitung" verbrannt. Die Leute sind wie die großen Kinder.

Karl Anton.

*

Berlin, den 27. Mai 1859.

Den gestrigen Pfingstsonntag brachten wir, Karl und Fritz, in Wörlitz bei Dessau zu, wo ich ein langentbehrtes Luft- und Waldbad nahm. Eine hübsche und gelungene Partie!

Soeben komme ich von einer entscheidenden Sitzung aus Babelsberg zurück. Morgen wird die Armee mobil. Behalte die Nachricht bei Dir, bis Du sie durch den Telegraph erfährst.

Wir haben nun Krieg oder Frieden. Dazwischen gibt es nichts. Für den Moment kann ich unmöglich abkommen, aber da ich mein Kommando übernehme, so geschieht es bald; ich werde wenigstens längere Zeit bei Dir oder in Deiner Nähe verweilen können.

Nunmehr wird es mit Deiner Reise nach Portugal auch vorbei sein. Doch muß man das Beste hoffen. Karl Anton.

*

Berlin, den 1. Juni 1859.

Dom Luis ist gestern abend angekommen und von mir mit den drei Brüdern empfangen worden. Er ist im Hotel Royal abgestiegen und hat das Schloß abgelehnt. Er ist ein netter, gesunder, anfänglich sehr verlegener Junge, voll Lebenslust, klein, dick und gesundheitstrotzend. Er hat die besten Nachrichten von Stephanie mitgebracht. Heute Morgen war ich lange bei ihm; um 5 Uhr ist Galadiner bei Prinz von Preußen. Morgen Diner in Glienike bei Prinzeß Karl. Am Sonntag abend reist er ab, und zwar zuerst nach Koburg, und kommt Dienstag oder Mittwoch nach Düsseldorf. Du hast demnach noch alle Zeit, diese Woche ruhig in Baden zu bleiben ... Karl Anton.

Dom Luis war der Bruder des Königs Dom Pedro I., mithin Schwager der Königin Stephanie. Der „nette Junge" war geboren 1838, stand mithin

Digitized by Google

im einundzwanzigsten Lebensjahre. Er folgte seinem Bruder in der Regierung schon 1861 als Ludwig I. und starb 1889.

*

Berlin, den 12. Juni 1859.

Die wichtigsten Verhandlungen halten mich hier zurück; leider kann ich so bald nicht kommen, wie ich es wünschte, denn es handelt sich um die größten, folgenschweren Entschlüsse. Wohl hätte ich auf Sonntag kommen können, aber dann mußte ich zwei Nächte nacheinander fahren; denn Montag ist unaufschiebbares Konseil in Babelsberg beim Prinzregenten, wo ich notwendig dabei sein muß.

Heute mache ich mit Karl und Fritz eine Landpartie, um uns wenigstens ein kleines Pfingstvergnügen zu bereiten, nachdem ich um das große gekommen bin, Dich wiederzusehen! Karl Anton.

*

Berlin, den 2. Juli 1859.

... Dem König geht es eigentlich nicht gut, d. h. physisch schon recht, aber er war doch diese Tage ganz konfus. — Die Großherzogin Luise schrieb mir im Auftrage ihrer Mutter, da die arme Prinzeß es nicht konnte. Apropos, hast Du ihr geschrieben?

Die gegenwärtige Zeit ist die interessanteste und wichtigste. Wir stehen am Vorabend von Krieg oder Frieden! Letzterer hat aber doch mehr Chancen als ersterer, obgleich ersterer außerhalb des Bereichs der Möglichkeit nicht liegt. In Deutschland beginnt man sonderbarerweise sich sehr zu kalmieren, die Franzosenfresserei und der Triumphmarsch nach Paris erscheint ihnen doch als kein Kinderspiel mehr, und ich glaube, daß Preußen die deutsche Partie gewinnen wird. Natürlich gibt es für nichts eine Sicherheit des Erfolges. Mais nous avons gagné un immense change de succès en Allemagne. Ruhe und Konsequenz belohnen sich immer.

Jedoch ist die Armee nötiger als je; denn auch dem Uebermut muß man die Spitze bieten können, wenn er sich, was ich zwar nicht glaube, französischerseits geltend machen sollte.

Die Truppenmärsche sind auf acht Tage noch verschoben worden.

Soeben erfahre ich, daß Fürst Windisch-Grätz hierher kommt, sehr unangenehm, weil er en mission vom Kaiser von Oesterreich geschickt wird.

Karl Anton.

*

Berlin, den 5. Juli 1859.

Ich schreibe Dir diese Zeilen aus dem Neuen Palais bei Potsdam, da ich eine Stunde warten muß, bis die Essensstunde gekommen ist, indem wir zur Kaiserin eingeladen sind. Mit mir ist Prinz Adalbert und Prinz Georg — letzterer liest Voltairesche Randbemerkungen zu dem „Œuvres de Frédéric le Grand“ und stört mich jeden Augenblick ...

Gestern abend ist die Prinzeß von Preußen angekommen, ich sah sie einen

Digitized by Google

Augenblick auf der Eisenbahn; sie ist ruhig und gefaßt, aber sehr erschüttert innerlich. Heute nach dem Diner bei der Kaiserin gehe ich nach Babelsberg. Es ist das Potsdamer Leben ein großer Zeitverlust.

Ich schließe für jetzt meinen Brief aus dem Neuen Palais mit schlechter Feder und schlechter Tinte. Es soll nur ein Beweis sein, daß ich Deiner überall gedenke. Von Berlin schreibe ich Dir mehr, auch über die Politik.

Berlin (Fortsetzung), den 6. Juli 1859.

Gestern nach dem steifen Diner bei der Kaiserin bin ich zur Prinzeß von Preußen nach Babelsberg gefahren. Leopold kam auch hin zum Tee. Karl, der auch eingeladen war, war dienstlich verhindert. Die Prinzessin ist gefaßt, aber sehr schmerzlich berührt. Morgen geht sie nach Weimar zurück und sodann nach Koblenz.

Die Kaiserin sieht wie ein Gespenst aus, mit hohler Grabesstimme. Prinzeß Viktoria findet es ebenfalls. Sie wechselte mit mir nur ein paar Worte ohne alle Bedeutung.

Die politische Situation ist sehr ernst, doch neigen die Chancen zum Frieden. Man kann aber noch gar nichts verbürgen. Ich schreibe Dir eingehend, wenn ich Sicheres weiß.

Fürst Windisch-Grätz ist in seinem Auftreten tragisch und wirkt auf Gemüt und Herz. Uebrigens erleichtert es unsre Stellung, daß Oesterreich maßlose Ansprüche macht und vom Aufgeben seiner italienischen Besitzungen nichts wissen will, nicht einmal seinen Einfluß will es modifiziert wissen.

Oesterreich steht am Vorabend großer innerer Revolution; das Konkordat trägt hieran viele Schuld ... Karl Anton.

Die Mutter der Prinzeß Wilhelm von Preußen, die verwitwete Großherzogin Marie, war sehr krank. Sie starb am 23. Juni 1859.

(Fortsetzung folgt)

Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges

Von

Generalarzt z. D. Dr. Georg Körting

I. Nach Beendigung des zweiten Balkankrieges. — Fragen

Das blutige Drama von 1912/13 auf der Balkanhalbinsel ist beendet. Die Erschöpfung an Menschen und Mitteln und das Dazwischentreten der unberührten Macht Rumäniens haben einen vorläufigen Frieden erzwungen. Nun rühren sich die Federn, um die Lehren dieses Krieges zu ziehen, wie nach jedem Feldzug üblich. Auch die Sachverständigen des Militärsanitätswesens sind an der Arbeit.

Digitized by Google

Mit vollem Recht und voller Zuständigkeit; da erstens die auf diesem Gebiet auftauchenden Fragen ein weit allgemeineres Interesse erregen als viele andern, und zweitens eine ganz ungewöhnlich große Zahl junger Aerzte neutraler Staaten auf dem Kriegsschauplatz tätig war: ratend, helfend und eintretend für das, was von den Kriegführenden versäumt war. Denn bei den bisher kleinen, nicht sehr kapitalkräftigen Staaten war das Mißverhältnis zwischen der außerordentlich umfangreichen Vorbereitung für den Kampf und der vorausschauenden Sorge für dessen Opfer groß, stellenweise ungeheuerlich. Das internationale Rote Kreuz feierte die glänzendste Leistung seit seinem Bestehen. Wie ein Magnet das Eisen anzieht, so zog der Kriegsschauplatz die Chirurgen aus aller Welt an, und wir sahen mit Staunen, daß fast die gesamte Krankenpflege hinter der Front bei allen Kriegführenden in den Händen der Vertreter der internationalen freiwilligen Hilfsgesellschaften lag. Diese Erscheinung war in solchem Umfang etwas Neues und erregte daher die Aufmerksamkeit nicht bloß der Fachleute. Tagespresse und Fachzeitschriften, namentlich die weitverbreitete Vereinszeitschrift „Das Rote Kreuz", brachten eingehende Berichte von Augenzeugen über Zustände auf den Etappenlinien und in den Kriegslazaretten. Die Tagespresse tat das um so mehr und kritischer, als ihre Berichterstattung vom Kampffelde selber durch die Kriegführenden im eignen Interesse unterbunden war. Es wurde in weiten Kreisen bekannt, als ein Wiener Professor, der zur Eindämmung der Cholera nach Bulgarien berufen war, auch bei uns anklopfte, um zu internationalen Abmachungen über Seuchenschutz und Seuchenbekämpfung anzuregen, nachdem er sich von den unzureichenden Vorkehrungen am Balkan selbst überzeugt hatte. Aufmerksamen Lesern der Mitteilungen der Kriegsteilnehmer entging der eigentümliche Umstand nicht, daß in den Berichten aus den einzelnen Lazaretten überaus selten von verwundeten Kriegsgefangenen die Rede war, obwohl es auf der Hand liegt, daß der Verlierende immer einen Teil seiner Verwundeten dem Gegner überlassen muß — mehr oder weniger, je nach der Leistungsfähigkeit des Sanitätswesens. Eindrucksvoll trat dem ungarischen Delegierten Fenyes (Tagebuch eines Mannes vom Roten Kreuz, Berlin 1913) die Tatsache entgegen, daß türkische Verwundete in den von ihm besuchten Lazaretten selten waren. Er deutet an, was bald offen behauptet wurde, daß man sich ihrer oft schon auf dem Schlachtfelde summarisch entledigt habe. Aus dem zweiten, viel entmenschter geführten Kriege wurden ähnliche Dinge berichtet.

Das erregte bei allen Kulturvölkern die öffentliche Meinung; namentlich in Deutschland, wo es kaum eine Familie gibt, die nicht irgendeinen Verwandten oder Freund in der Armee oder Flotte hat. Daher kann es nicht überraschen, daß, ohne eingehende Kenntnis der Balkanvölker, Fragen aufgeworfen wurden, in denen die Befürchtung für die eignen Lieben ihren Ausdruck fand:

Wie ist in einem großen europäischen Kriege für unsre Verwundeten gesorgt? Auch für die, die dem Gegner in die Hände fallen?

Was kann auf internationalem Wege geschehen, um den Bestimmungen des von allen Nationen angenommenen Genfer Abkommens erhöhte Achtung

Digitized by Google

zu verschaffen? Ist eine Erweiterung des Abkommens über die Festsetzungen von 1906 erwünscht?

Sind internationale Abmachungen erwünscht oder möglich, um die Ausstattung der Feldsanitätsformationen mit Verbandmitteln, Transport- und Lagergerät gleichartig und so reichhaltig zu gestalten, daß dabei auf die Verwundeten des Gegners von vornherein gerücksichtigt wird?

Gern folge ich der Anregung seitens der Leitung dieser Zeitschrift, diese Fragen einmal auf ihre Berechtigung zu untersuchen.

Mehr wie einmal in unsrer Zeit war das Deutsche Reich dem Kriegsausbruch nahe. Wir können uns darüber nicht im unklaren sein, daß wir durch die glänzende Entwicklung Deutschlands seit 1871 den Neid vieler erregt haben und aus diesem wie aus andern Gründen das bestgehaßte Volk der Erde sind. Feindliche Nachbarn wie verschiedene unter dem deutschen Zepter lebende, mehr oder weniger angenehme Nationalitäten warten seit langem nur auf einen unglücklichen Krieg Deutschlands, um dem Reich ein Ende zu bereiten bzw. ihre zurzeit hochverräterischen Bestrebungen auf Losreißung von Deutschland in die Wirklichkeit umzusetzen. Jede internationale Verwicklung kann — das haben wir nun oft genug erlebt — uns in Mitleidenschaft ziehen. Wir müssen daher um unsrer Selbsterhaltung willen die schwere Rüstung einer gewaltigen Wehrmacht weitertragen. Aus gleichen Gründen hat aber auch die ganze Bevölkerung ein Interesse daran, zu wissen, wie sich das Los des Kriegers gestaltet, der, seiner Pflicht getreu, verwundet auf der Walstatt niedersinkt oder im Felde erkrankt.

Darauf geben uns eine vergleichende Betrachtung des Feldsanitätswesens der Großstaaten und die Sanitätsgeschichte des letzten Krieges die Antwort.

Nicht immer war das Interesse für diese Dinge allgemein rege. Ich entsinne mich nicht, daß während des Buren- oder Spanisch-Amerikanischen oder Russisch-Japanischen Krieges ähnliche Fragen aufgetaucht wären. Begreiflich. Damals war von einem Auftreten des internationalen Roten Kreuzes in dem Umfange nicht die Rede, der 1912/13 die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen hat. Die Amerikaner, Engländer, auch die Italiener im Tripoliskriege waren in der meiner Ansicht nach einzig richtigen Lage, die angebotene Hilfe der Neutralen höflich, aber bestimmt abzulehnen. Die Japaner machten einen sehr beschränkten, die Russen einen etwas weitergehenden Gebrauch davon. Für die eignen Verwundeten und Kranken jener Mächte sorgten das Militärsanitätswesen und die nationalen freiwilligen Hilfsgesellschaften ausreichend; die Verwundeten des Gegners fanden den selbstverständlichen Schutz der Genfer Konvention und entbehrten nicht sachgemäßer Behandlung und Pflege. Der Kulturzustand der Kriegführenden und ihre sanitäre Vorbereitung schlossen Fragen aus, die sich aufdrängten, als die vom Balkan gemeldeten Scheußlichkeiten weite Kreise erregten.

Digitized by Google

II. Kriegssanitätsdienst und Genfer Konvention

Zum Verständnis des Weiteren ist es nötig, auf die Grundsätze einzugehen, nach denen bei den großen Militärmächten das Feldsanitätswesen eingerichtet ist und betrieben wird. Wir werden dann sehen, welche Abweichungen im Balkankriege hervortraten und was daraus gelernt werden kann. Die Gelegenheit, mich hierzu zu äußern, ist mir um so willkommener, als ich in langer Erfahrung gesehen habe, wie wenig die Allgemeinheit mit der Sanitätsorganisation vertraut ist, von der im Kriege eine hohe Leistung gebieterisch gefordert wird.

Es ist wesentlich das Verdienst der deutschen Heeresleitung, daß auf diesem Gebiet der Geheimnistuerei ein Ende gemacht wurde. Unsre Kriegssanitätsordnung von 1878 war die erste, die sofort dem Buchhandel freigegeben wurde, die sich der Kenntnisnahme und Kritik frei darbot. Der Gesichtspunkt war, die Errungenschaften der Heilwissenschaft und der daraus gezogenen organisatorischen Folgerungen, die Vervollkommnungen des Heilapparates, der Ausrüstung usw. zum Gemeingut aller Nationen zu machen, um jeden Fortschritt den Verwundeten allen Kriegführenden zugute kommen zu lassen. Die Kriegssanitätsordnung von 1878 hat den meisten auswärtigen Staaten zum Muster gedient und sich u. a. im ostasiatischen Kriege auf japanischer Seite voll bewährt. Die jetzt geltende Ordnung von 1907 hat an den Grundlinien nichts geändert. Das Muster, wie es sich in allen großen Armeen herausgebildet hat, ist im wesentlichen folgendes:

Wir unterscheiden zwischen dem Dienst erster Linie, im Operationsgebiet; dem zweiter Linie, im Etappengebiet; dem dritter Linie, im Heimatsgebiet. Der gesamte Dienst erster Linie hat zum Ziel, große Massen plötzlich zusammenströmender Verwundeter schnell so zu versorgen, daß sie transportfähig werden. Die fechtenden Armeen müssen von dem Abfall befreit, die Verwundeten selbst unter Verhältnisse gebracht werden, die ihre ungestörte Herstellung sichern. Jeder Angehörige des Heeres führt bei sich eine kleine Menge von Verbandmitteln in staub- und wasserdichter Hülle, die sog. **Verbandpäckchen**, in deren Handhabung er unterwiesen wird. Das genügt für den ersten Verband kleinerer Wunden, wie die meisten Gewehrschußwunden äußerlich sind. Gewehrschußwunden sind 85 bis 90 Prozent aller Kriegsverletzungen. Von den Truppenärzten werden in der Nähe der Gefechtslinie **Truppenverbandplätze** (Hilfsplätze) in irgendeiner einigermaßen schützenden Bodensenkung errichtet, mit Hilfe des Verband- und Schienenmaterials, das die Sanitätsmannschaften und die kleinen Truppensanitätswagen führen. Dort sammeln sich die Verwundeten, bis das zeitweilige oder endgültige Aufhören des Feuers ihre Fortschaffung durch Truppenkrankenträger und mit Hilfe der Krankentragen erlaubt. Nimmt ein Kampf an Umfang zu, so treten **Sanitätskompagnien** (Ambulanzen, Divisionssanitätsanstalten, Divisionslazarette), gewöhnlich drei beim Armeekorps, in Tätigkeit; dazu gehören in mehr oder weniger organischem Zusammenhange Krankenträgerabteilungen mit einer reicheren Ausrüstung an Tragen; außerdem Krankenwagen, meist für je vier liegende Verwundete. Bei uns hat jede Sanitätskompagnie acht solcher

Digitized by Google

Wagen, auf denen je neun Tragen fortgeschafft werden, und 224 Krankenträger. Die Sanitätskompagnie errichtet außerhalb des Feuers — 1 bis 2 Kilometer rückwärts — den Hauptverbandplatz, auf dem die Sonderung, genauere Versorgung und Expedition der von den Hilfsplätzen oder unmittelbar aus der Feuerlinie zuströmenden Verwundeten geschieht. Eine reiche Ausstattung an Verbandmitteln und Schienen resp. Gips ermöglicht die Versorgung für den weiteren Transport; 15 Prozent der Verwundeten können in der Regel nicht alsbald befördert werden; ein Zehntel von diesen ist in den ersten Stunden dem Tode verfallen. An jedem Verwundeten wird ein Wundtäfelchen befestigt, das über die Wunde, ihre Versorgung, über Transportfähigkeit Aufschluß gibt. Es bewahrt den Mann vor überflüssigem Verbandwechsel, der von fachmännischer Seite heute für schädlich angesehen, von den Verwundeten immer noch gefordert wird. Freund und Feind werden gleichmäßig behandelt; unter Kulturvölkern gilt der kampfunfähige Gegner nicht mehr als Feind. Jede Partei bestrebt sich aber heute, ihre Verwundeten nach Möglichkeit mitzunehmen, auch bei Völkern, denen Grausamkeit gegen Verwundete fern ist. Denn bei der aseptischen Wundbehandlung und der Geringfügigkeit vieler Weichteilverletzungen durch Kleingewehr wird ein sehr großer Teil der Verwundeten in wenigen Wochen wieder für den Frontdienst verwendungsfähig; diese Leute dem Gegner als Kriegsgefangene zu überlassen, liegt nicht im Interesse der Kriegführung. Es wird heute kaum wieder vorkommen, daß der Sieger nahezu alle Verwundeten des Gegners übernehmen muß, was in früherer Zeit nicht selten der Fall war. So z. B. wir bei Königgrätz 1866. Anderseits haben die Russen während der zehntägigen Schlacht bei Mukden, 1. bis 10. März 1905, fast alle ihre Verwundeten, über 50 000, auf einer eingleisigen Bahn aus dem Bereich der Japaner gebracht.

Die von den Verbandplätzen fortgeschafften, noch nicht zum Heimtransport geeigneten Verwundeten, etwa 35 Prozent, werden in der Nähe des Schlachtfeldes von Feldlazaretten aufgenommen. Wir haben zwölf beim Armeekorps, zu je 200 Betten, aber erweiterungsfähig. Die Zahl wechselt bei den großen Armeen nicht unerheblich; indessen ist die Kopfstärke ja auch verschieden; die Erweiterungsfähigkeit ist überall vorgesehen. Von diesem in den meisten Armeen üblichen Schema des Dienstes erster Linie weichen die französische und griechische (meines Wissens auch die Schweizer) Kriegssanitätsordnung insofern ab, als sie seit 1910 die Sanitätskompagnien und Feldlazarette abgeschafft und durch kleine, sehr bewegliche Hilfseinheiten ersetzt haben. Ambulanzen (acht beim Armeekorps) etablieren die Verbandplätze und erweitern sich nach Bedarf auf der Stelle zu Feldlazaretten, indem sie eine der sechs Hospitalsektionen heranziehen, die reine Verwaltungseinheiten sind und Gerät für 100 Lagerstellen nebst Zubehör führen. Die liegenbleibende Ambulanz wird dann bei den vormarschierenden Truppen durch eine andre ersetzt, bis sie durch Abtransport ihrer Verwundeten wieder frei wird.

Ein umfängliches Transportwesen setzt schon in der ersten Linie ein, indem Krankenwagen, Automobile, ja unter Umständen hier schon Eisenbahnen

Digitized by Google

die Wegschaffung der Verwundeten einleiten. Alle schwerer Verletzten werden den im Etappengebiet errichteten Kriegslazaretten zugeführt, die unter recht verschiedenen Namen in allen Armeen vorbereitet werden. Der weitere Rücktransport geschieht dann unter möglichster Ausnutzung von Eisenbahnen und Wasserstraßen. Sanitätszüge und Schiffe aller Art, vom Lastkahn bis zum eleganten Personendampfer, dienen diesem Zweck mit teils vorbereiteten, teils erst im Gebrauchsfalle eingebauten Lagerungs- und Wirtschaftsvorkehrungen. Im Etappengebiet hinter der Armee ist ferner der Mittelpunkt der gesundheitlichen Fürsorge. Eigne hygienische Berater für die Militärärzte werden angestellt; ansteckende Kranke werden in besonderen Anstalten, Seuchenlazaretten, zurückgehalten. Die Schutzpockenimpfung wird an Kriegsgefangenen vollzogen: alles Maßnahmen, mit denen einer Verseuchung des Heimatsgebietes vorgebeugt werden soll, die uns 1866 durch Cholera, 1871 durch Pocken schwer belastete. Große Etappensanitätsdepots vermitteln die Ergänzung der massenhaft verbrauchten Verband-, Erquickungs- und Desinfektionsmittel, Arzneien und Geräte zur Krankenpflege. Diese Depots ergänzen sich aus Sammelstationen im Heimatsgebiet. In diesem endlich finden die vielen Tausende von Verwundeten und Kranken, die langer Behandlung und nachwirkender, besonderer Pflege bedürfen, ihre dauernde Versorgung. Außer den schon vorhandenen Krankenanstalten wird jedes geeignete öffentliche Gebäude zum Reservelazarett; die Zahl der vorhandenen Genesungsheime (bei uns zurzeit achtzehn im Bereich der Armee) vermehrt sich um viele Sanatorien, die schon im Frieden bestehen und gern für den Kriegszweck angeboten werden. An den Bahnhöfen und Wasseranlegestellen treten Verband- und Erfrischungsstellen in Tätigkeit. Ihre Zahl kann sich auf Hunderte belaufen; ihre Wirksamkeit hört erst mit Beendigung des Krieges auf. Die private Wohltätigkeit findet auf ihnen ein reiches Betätigungsfeld.

Dem hier in flüchtigen Umrissen gezeichneten Betriebe des militärischen Sanitätswesens tritt eine sehr umfangreiche freiwillige Krankenpflege zur Seite. In allen Kulturländern bereitet sie in sorgfältiger Friedensarbeit die Leistungen vor, die ihr zur Unterstützung des Heeres- bzw. Flottensanitätsdienstes im Kriege zugewiesen sind. Ihr gemeinsames Abzeichen bei den christlichen Völkern, Japanern und Chinesen ist das rote Kreuz im weißen Felde; kein christliches Symbol, sondern das in den Farben umgekehrte Wappen der Schweiz, von der die Organisation 1864 ausging. In einigen etablierten Lazaretten der vorderen Linie, in allen Krankenanstalten des Etappen- und Heimatsgebietes, im gesamten Transportwesen, im Depotdienst, auf allen Verband- und Erfrischungsstellen ist die freiwillige Hilfe heute unentbehrlich. Sie stellt durch die Ritterorden (Johanniter, Malteser, Georgsritter) und Vereinsvorstände ein großes Personal an Leitern (Delegierten); durch die Sanitätskolonnen Tausende von Krankenträgern, Pflegern, Depotarbeitern und Beamten. Ihr weibliches Personal umfaßt in weltlichen und religiösen Gemeinschaften Tausende von ausgebildeten Krankenschwestern, die zunächst für den fachtechnischen Pflegedienst am Krankenbett bestimmt sind. Außerdem sind zahlreiche Hilfsschwestern und eine

Digitized by Google

unbestimmte Zahl von Helferinnen den Vereinen, namentlich dem Vaterländischen Frauenverein, angegliedert, von denen sie ausgebildet werden. Sie stehen für die Haushaltungstätigkeit und, neben den Schwestern, für die Krankenpflege in den staatlichen wie eignen Krankenhäusern und Genesungsheimen zur Verfügung. Auch finden sie bei der Herstellung der Verbandmittel, bei feineren Depotarbeiten, bei der Korrespondenz der Kranken Verwendung. Eingeordnet in den militärischen Kriegssanitätsdienst, arbeitet die freiwillige Krankenpflege bei uns im Kriege durchaus im Rahmen der bewaffneten Macht; auch für ihre im übrigen völlig selbständige Friedensvorbereitung empfängt sie die leitenden Gesichtspunkte vom Kriegsministerium, während sie in ihrer reichen Wohlfahrtsarbeit im Frieden lediglich eignem Ermessen folgt. Depots des Roten Kreuzes sichern den ersten Bedarf an Sachen für die Vereinslazarette und Eisenbahnsanitätszüge, die die freiwillige Krankenpflege selber aufstellt und dem Heere darbietet. Eine vom Kaiser vollzogene Dienstvorschrift regelt im deutschen Heere das ganze Verhältnis zur Armee. Aehnlich ist die Stellung in Rußland, England, Frankreich, Japan. Oesterreich-Ungarn und Italien gehen weiter, indem sie der freiwilligen Hilfe die Aufstellung eines Teiles der Heeressanitätsformationen für den Krieg übertragen.

Ansätze zu freiwilliger Hilfe und zur Schonung der feindlichen Verwundeten finden sich vereinzelt bereits in früheren Kriegen, z. B. im Siebenjährigen. Der erste Staat, in dem eine Art Organisation ins Leben gerufen wurde, war Preußen, 1813, unter der hochherzigen Beteiligung der Prinzessin Marianne. Aber die Sache erlosch mit dem Kriege und wurde erst 1864 zu neuem Leben erweckt. Erst die Genfer Konvention, eines der größten Wohlfahrtswerke aller Zeiten, gab den Anstoß zur dauernden Errichtung freiwilliger Hilfsgesellschaften, deren Hauptziel die Unterstützung des Heeressanitätswesens im Kriege ist. Die erste Idee war die einer durchaus internationalen Hilfe. Der Schweizer Henry Dunant, dessen Kopf sie entsprang, ging 1859 nach der Lombardei, um Oesterreichern, Italienern und Franzosen zu helfen. Das Elend von Solferino gab den Anstoß zu den nächsten Schritten Dunants, deren weitere Folgen unter der tatkräftigen Einwirkung der Schweizer Regierung zutage traten. Manches Vorurteil war zu überwinden; aber das schnelle Eintreten König Wilhelms I. und Napoleons III. für den großen humanen Gedanken ebneten den Boden für die Durchführung. In der Konvention von 1864, der bis 1868 alle Kulturstaaten beitraten, wurde die Unverletzlichkeit des militärischen Sanitätspersonals, der Verbandplätze und Sanitätsdepots ausgesprochen. In mehreren Konferenzen wurden später die Bestimmungen erweitert, z. B. auf Hospitalschiffe im Seekriege ausgedehnt. Die letzte Durchberatung von 1906 hatte als wichtigstes Ergebnis die Annahme des Schutzes für die freiwilligen Hilfsgesellschaften.

Die Bestimmungen der Genfer Konvention sind nicht so in die Kenntnis der Bevölkerung eingedrungen, wie sie es verdienen und wie sie es nach Art. 26 der Konvention sollten. Das beweist schon ein Teil der eingangs angeführten Wünsche und Fragen. Aus diesen Gründen ist es zum Verständnis

Digitized by Google

des weiteren notwendig, die wichtigsten Festsetzungen auszugsweise hier wiederzugeben:

Art. 1. Militärpersonen und andre den Heeren dienstlich beigegebene Personen, die verwundet oder krank sind, sollen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden. Die Kriegspartei, die gezwungen ist, Kranke oder Verwundete dem Gegner zu überlassen, soll, soweit es die Kriegslage gestattet, einen Teil ihres Sanitätspersonals und -materials zurücklassen, um zu deren Versorgung beizutragen.

Art. 2. ... Verwundete und Kranke eines Heeres, die in die Hände des Gegners fallen, sind Kriegsgefangene; ... es steht aber den Kriegsparteien frei, Ausnahmebestimmungen zu vereinbaren, z. B. die nach einem Kampf auf dem Schlachtfelde gebliebenen Verwundeten sich gegenseitig zurückzugeben; Verwundete und Kranke, nachdem sie beförderungsfähig geworden oder geheilt sind, in ihre Heimat zurückzuschicken oder sie einem dazu bereiten neutralen Staate zu übergeben zur Internierung bis zum Ende der Feindseligkeiten.

Art. 3. Nach jedem Kampf soll die das Schlachtfeld behauptende Partei Maßnahmen treffen, um die Verwundeten aufzusuchen und sie gegen Beraubung und schlechte Behandlung zu schützen.

Art. 4 behandelt die Verpflichtung zur Feststellung der Persönlichkeiten Gefallener und Verwundeter sowie Mitteilung darüber; ferner die Ueberweisung des persönlichen Eigentums Gestorbener oder Gefallener an die Landesbehörden und weiter an die Angehörigen.

Art. 6. Die beweglichen Sanitätsformationen (also Ambulanzen, Feldhospitäler, Sanitätszüge usw.) und die stehenden Krankenanstalten (z. B. Kriegslazarette, Sanitätsdepots) sollen von den Kriegsparteien geachtet und geschützt werden.

Art. 9 setzt den Schutz des Sanitätspersonals und der Feldprediger fest. Beide sollen nicht als Kriegsgefangene behandelt werden.

Art. 10. Das in den Sanitätsanstalten der Heere beschäftigte Personal der freiwilligen Hilfsgesellschaften genießt denselben Schutz. Jeder Staat soll dem andern schon im Frieden oder zu Beginn des Krieges die Namen der zugelassenen Gesellschaften mitteilen.

Art. 11. Gleiche Mitteilung ergeht, wenn ein Staat Hilfsgesellschaften eines neutralen Staates zuläßt.

Art. 12. Die zu 9 bis 11 bezeichneten Personen setzen, wenn sie in die Hände des Feindes fallen, ihre Verrichtungen unter dessen Leitung fort. Werden diese Personen nicht mehr beschäftigt, so sollen sie zu ihrem Heere oder in die Heimat zurückgeschickt werden. Ihre Habseligkeiten, die Privateigentum sind, dürfen sie mitnehmen.

Art. 14 bis 16 handeln von dem Schutz, den die Sanitätsausrüstung der vorgedachten Sanitätsformationen und Hilfsgesellschaften genießen soll. Desgleichen von dem Schutz der Gebäude, in denen Verwundete und Kranke sich befinden.

Art. 18 bis 23. Sanitätsformationen und Hilfsgesellschaften führen die Flagge ihrer Partei und die Genfer Flagge: das rote Kreuz im weißen Felde. Sanitätsformationen usw., die in feindliche Hände fallen, führen nur die Rote-Kreuz-Flagge.

Art. 25. Die Oberbefehlshaber der kriegführenden Heere haben für die Ausführung der vorstehenden Artikel zu sorgen.

Art. 26. Die an dem Abkommen beteiligten Regierungen treffen die erforderlichen Maßnahmen, um die bezüglichen Bestimmungen ihren Truppen ... und der Bevölkerung bekannt zu machen.

Art. 28. Dieselben Regierungen verpflichten sich, Beraubung und schlechte Behandlung der Verwundeten und Kranken mit Strafe zu belegen.

Digitized by Google

Schließlich wurde vereinbart, binnen fünf Jahren nach der Unterzeichnung des Abkommens gegenseitige Mitteilung über die Maßnahmen zu machen, die zur Durchführung der Bestimmungen getroffen seien.

Das Abkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907 verbietet in Art. 23 c die Tötung und Verwundung wehrloser Feinde; in Art. 25 die Zerstörung unverteidigter Wohnstätten; in Art. 47 die Plünderung; in Art. 56 die Beschädigung von gottesdienstlichen Anlagen, Wohlfahrtseinrichtungen und geschichtlichen Denkmälern.

Es sei vorweg bemerkt, daß alle Balkanstaaten diese beiden Abkommen angenommen hatten.

Es erübrigt, einen Blick auf das Sanitätspersonal und -material zu werfen, auf das die Opfer des Krieges angewiesen sind, die mit dem Leben davonkommen. Die Träger des Sanitätswesens sind vor allem die Aerzte. Während noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert ein starker Gegensatz zwischen den vornehmen Internen und den minder geachteten Chirurgen bestand, gibt es heute in allen Heeren, wie im Zivil, nur eine Klasse studierter Aerzte. Bei der Entwicklung des Verkehrs ist jedes Forschungsergebnis bald an allen Lehrstätten bekannt; die Ausbildung erfolgt in den Kulturstaaten überall im großen und ganzen nach gleichen Grundlinien. Gleichwohl ist — wie wieder der Balkankrieg gezeigt hat — der Wert der Lehrer wie der Schüler nach den Nationalitäten recht verschieden. Die Militärärzte des aktiven Dienststandes werden in den Großstaaten entweder schon als Studenten in besonderen Akademien vorgebildet (Preußen, Rußland, Frankreich) oder sie genießen alsbald nach ihrer Annahme besondere Ausbildungskurse (Oesterreich, England, Vereinigte Staaten). Eine praktische kriegschirurgische Ausbildung kann natürlich nur in einem Feldzuge gegeben werden; aber im Frieden soll wenigstens so viel erreicht werden, daß die Aerzte gegebenenfalls imstande sind, sich schnell in den besonderen Aufgaben des Krieges zurechtzufinden. Mit der heute so wichtigen Militärhygiene steht es insofern günstiger, als der Kampf gegen übertragbare Krankheiten niemals aufhört und in den großen Staaten durch hygienische Institute wie durch ein Heer von Medizinalbeamten dauernd geführt wird. Die praktische Schulung für das, was der Krieg fordert, ist also immer vorhanden. Die Durchschnittshöhe der Ausbildung in Chirurgie wie Hygiene wird außerdem sowohl bei den aktiven Militärärzten wie bei denen des Beurlaubtenstandes durch Fortbildungskurse gefördert, und endlich werden bei den Großstaaten Spezialisten von Ruf, Universitätslehrer, schon im Frieden als Fachbeiräte für den Krieg verpflichtet: konsultierende Generalärzte, beratende Hygieniker. Ihr höheres Wissen kommt dann den Aerzten im Felde und dadurch auch den Verwundeten und Kranken weithin zugute. Alles das kostet aber viel Geld. Kleinere Staaten stehen darin zurück, namentlich wenn sie, wie Bulgarien, Serbien, Montenegro, keine Universität haben. — Noch ein andrer Umstand bedingt eine nicht unerhebliche Ungleichheit der ärztlichen Leistungen: das Lebensalter. So sehr die Zahl der Aerzte in den wohlhabenden, dichtbevölkerten Kulturzentren gewachsen ist, so ist doch die Besetzung aller Kriegsstellen nicht leicht; wieviel schwerer

Digitized by Google

wird sie in dünn bevölkerten armen Staaten. Jedes Sanitätskorps vervielfältigt seine im Frieden vielleicht ausreichende Kopfstärke mit ausgesprochener Mobilmachung bedeutend; sowohl durch die vermehrte Truppenzahl wie durch die dann aufzustellenden besonderen Formationen. Es muß also auf ältere Jahrgänge des Beurlaubtenstandes zurückgegriffen werden. In Preußen z. B. umfaßt das Sanitätskorps der Reserve und Landwehr mehr als zwanzig Jahrgänge, in andern Ländern noch mehr. Da außer den noch dienstpflichtigen Aerzten hinter dem Heere, im Etappen- und Heimatsgebiet, im staatlichen Dienst wie in dem des Roten Kreuzes, bei Heilanstalten aller Art eine Menge älterer reaktivierter Militär- oder freiwillig eintretender Zivilärzte angenommen wird, so bedingt der Unterschied des Lebens- wie Berufsalters schon eine unter Umständen recht bedeutende Verschiedenheit der Anschauungen, Erfahrungen und Leistungen, namentlich in einer Zeit so überstürzender Fortschritte, wie wir in wenigen Jahrzehnten erlebten. Der Unterschied wird dadurch noch größer, daß im Kriege auch Aerzte in der Wundbehandlung oder Seuchenbekämpfung Verwendung finden müssen, die sich im Frieden mit fernerliegenden Spezialitäten beschäftigten, wie Kinderheilkunde, Geburtshilfe, als Badeärzte u. dgl. Darum ist die Forderung einer kurzen, klaren Zusammenfassung der Grundsätze für die erste Versorgung der Verwundeten in Form einer Instruktion für die Aerzte begreiflich. Schon v. Bergmann sprach das vor zehn Jahren aus; der russische Generalarzt Wreden gab in der Mandschurei seinen Aerzten eine solche Dienstanweisung; die österreichisch-ungarische Armee besitzt eine dienstlich eingeführte; wir haben einige Hinweise in der Kriegssanitätsordnung von 1907. Eine derartige Schablone war nicht möglich, solange die operative Tätigkeit und Fertigkeit auf den Verbandplätzen eine besondere Rolle spielte. Die ist dort durch den Triumph der erhaltenden Chirurgie nach Einführung der anti- resp. aseptischen Wundbehandlung zurückgetreten; die Gliedabsetzungen z. B. sind von 17 Prozent bei uns 1870/71 auf 0,5 Prozent bei den Russen 1904/05 zurückgegangen. Heute handelt es sich in der vorderen Linie nur um ein kunstgerechtes und schnelles Verpacken der Massen von Verwundeten für den Rücktransport. — Dazu ist eine Gleichartigkeit des Handelns der Aerzte aller Armeen von besonderer Wichtigkeit. Denn von einem guten ersten Verbande wird das Los der gewaltigen Mehrzahl der Verwundeten bestimmt. Hier haben wir einen der Punkte, der internationalen Vereinbarungen zugänglich sein würde. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Konservierung der Nahrungsmittel vom Standpunkt der Gesundheitspflege[1]

Von

Prof. Dr. K. B. Lehmann

Vorstand des Hygienischen Instituts Würzburg

Von den zahllosen Verbindungen, welche die moderne Chemie von den Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Schwefel aufgefunden und selbst aufgebaut hat, kommen für unsre Ernährung nur die drei Gruppen der Eiweißkörper, der Fette und der sog. Kohlehydrate (Stärke und Zuckerarten) als Nahrungsstoffe in Betracht. Nur sie vermögen unserm Körper Spannkräfte zuzuführen, nur sie setzen in mannigfacher Kombination unsre Nahrungsmittel zusammen. Die Chemie kann heute manche dieser Stoffe künstlich herstellen, niemals vermögen aber die Kunstprodukte bisher mit den billigen Naturprodukten aus dem Tier- und Pflanzenreich wirtschaftlich zu konkurrieren; wie unsre ältesten Vorfahren sind wir auf Fleisch, Milch, Eier und Pflanzenstoffe aller Art angewiesen.

Es wäre aber ganz falsch, wenn wir uns vorstellen wollten, daß nur der Mensch und die höheren Tiere Interesse an diesen Nahrungsmitteln hätten; nein, wichtige, ungemein verbreitete Klassen von Pflanzen sind für ihre Entwicklung auf die gleichen Nahrungsstoffe angewiesen wie der Mensch und machen ihm diese Nahrung mit allen Mitteln streitig. Diese Konkurrenten der Menschen sind die Bakterien und Schimmelpilze, die wir unter dem Begriff pflanzliche Mikroorganismen oder Kleinlebewesen zusammenzufassen pflegen. Haben sie eine Nahrung befallen, dann nennen wir die Nahrungsmittel „infiziert", und wenn die Entwicklung fortschreitet und wir Rasen der Kleinlebewesen sehen oder die auch bei diesen Geschöpfen meist übelriechenden und übelschmeckenden Stoffwechselprodukte erkennen können, sprechen wir von „gesäuert", „verdorben", „zersetzt", „faul" usw. Das Problem der Erhaltung der Nahrungsmittel, die Nahrungsmittelkonservierung, läßt sich also wissenschaftlich dahin definieren, daß der Kulturmensch den Kampf mit den zurzeit wichtigsten Konkurrenten um die Nahrungsstoffe, den Kleinlebewesen, mit Energie aufnehmen und siegreich durchführen muß, wenn er sich die kostbare Nahrung sichern will.

Aehnliche Kämpfe führte der Mensch früher mit den wilden Tieren, dem Rotwild, das die Saaten aufzehrte, dem Raubzeug, das die Herden bedrohte; er führt ihn heute gegen die zahlreichen forst- und kulturschädlichen Insekten und höheren Pilze, von denen ich nur die drei Rebenfeinde, die Reblaus, den falschen Meltau und den Heu- und Sauerwurm nennen will. Bedrohen diese

[1] Vortrag, gehalten im November 1912 im Württembergischen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien.

Digitized by Google

Feinde mehr die Produktion der Nahrungsmittel, so sind die Kleinlebewesen Bakterien und Schimmel besonders als Zerstörer fertiger Nahrungsmittel zu fürchten.

Wie in jedem Krieg, so dürfen wir auch in diesem nur dann hoffen zu siegen, wenn wir unsre Feinde richtig kennen, einerseits ihre Schwächen und schwachen Punkte auskundschaften, anderseits ihre Stärke nicht unterschätzen. Ratlos standen wir ihnen gegenüber, ehe sie genügend erforscht waren. Sie kennen, bedeutete eine mächtige Forderung ihrer Bekämpfung und die Millionen, die für die wissenschaftlichen Forschungsinstitute ausgegeben worden sind, kommen längst jährlich in verzehnfachtem Maße dem Vermögen der Kulturvölker zugute. Dies mögen alle bedenken, die über die stets steigende Summe der Aufwendungen für unsre Hochschulen seufzen. — Was sind nun die Eigenschaften unsrer kleinen Feinde? Wir haben zunächst Schimmelpilze und Bakterien zu unterscheiden. Schimmelpilze stellen sehr zierliche Formen dar, die man schon mit einer starken Lupe ziemlich deutlich erkennen kann. Sie haben die besondere Eigenschaft, noch auf ziemlich trockenem Boden (bei zirka 20 Prozent Wasser) gedeihen zu können und leicht in all ihren Formen durch Hitze getötet zu werden. Im allgemeinen bevorzugen sie saure Nährböden, gedeihen aber auch als graue, weiße, grüne, gelbe, orangefarbene, pelzartige Ueberzüge auf den verschiedensten andern Substanzen: Fleisch, Brot, Kartoffeln, Gemüse. Die Stoffwechselprodukte der Schimmel riechen und schmecken moderig. Es mag erwähnt sein, daß der üble „Korkengeschmack" des Weines sich erklärt durch Auslaugung von Schimmelprodukten aus dem von Schimmel durchwachsenen Stöpsel. Direkt gesundheitsschädliche Schimmel sind selten.

Von Bakterien hat die Mehrzahl von Ihnen wahrscheinlich bei vielen Gelegenheiten schon mehr gehört, als Ihnen lieb war. Wir brauchen uns heute namentlich an folgende ihrer Eigenschaften zu erinnern. Sie sind außerordentlich klein und werden mit Maßstäben gemessen, deren Einheit das $^1/_{1000}$ Millimeter, das Mikron, ist. Sie wachsen nur auf wasserreichen Nährböden, die allermindestens 40 Prozent Wasser enthalten müssen. Sie bilden die mannigfaltigsten, öfters übelriechenden, übelschmeckenden und in sehr vielen Fällen auch giftigen Produkte auf der Nahrung, deren Einführung in den Körper mit Nahrungsmitteln schwere Erkrankungen hervorbringen kann (Nahrungsmittelvergiftungen). Andre Bakterien — diese pflegen wir als Infektionserreger des Menschen zu bezeichnen — vermögen sich im Körper weiter zu vermehren und daselbst ihre Giftstoffe zu bilden, deren Wirkung die Infektionskrankheiten erzeugt. Besonders wichtig ist, daß die Bakterien bei 60 Grad in etwa $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde bei 100 Grad fast sofort absterben, nur die Tuberkelbazillen sind etwas widerstandsfähiger. Viele Bakterien, glücklicherweise darunter nur wenige Infektionserreger, bilden aber Sporen (Dauerformen), die eine sehr starke Widerstandsfähigkeit besitzen. Die Sporen der krankheitserregenden Bakterien sterben bei 100 Grad in höchstens 20 Minuten ab, viele andre Sporen werden aber erst bei einstündiger Einwirkung von 103 bis 104 Grad vernichtet, ja es sind noch widerstandsfähigere, namentlich

Digitized by Google

im Erdboden, gefunden, die für $^3/_4$ Stunden 120 Grad aushalten. Die Kälte tötet dagegen die Bakterien nicht oder nur teilweise, hemmt sie aber in ihrer Entwicklung, bis sie wieder unter günstige Entwicklungsbedingungen kommen. Auch gegen chemische Stoffe sind die Bakterien empfindlich. Sie kennen alle die Wirkung von Sublimat und Karbolsäure in der Chirurgie gegen Bakterien. Die Bekämpfung in unsern Nahrungsmitteln darf sich dieser starken Gifte nicht bedienen, sie hat eine Reihe von Stoffen — chemische Konservierungsmittel — an ihrer Stelle eingeführt.

Damit kennen wir unsre Feinde für unsre heutigen Zwecke genügend. Klar müssen wir auch darüber sein, daß frische, gesunde Pflanzen, wie wir sie zu unsrer Ernährung verwenden, nur an ihrer Oberfläche Mikroorganismen haben, daß also frische, mit reinen Händen aus sauberen Schoten ausgebrochene Erbsen, aus gut gewaschenen gelben Rüben hergestellte Schnitze sehr keimarm sind. Tiere enthalten auch nur an der Haut- und Darmoberfläche Keime, sauber geschlachtetes Fleisch ist also nur an der Oberfläche mit einigen Bakterien von den Händen, der Fleischbank und der Luft in Berührung gekommen!

Je reinlicher wir arbeiten, um so weniger Feinde sind da, je schneller und kühler wir arbeiten, um so weniger Zeit haben sie zur Vermehrung und zur Bildung schwer zerstörbarer Dauersporen.

Nun unser Kriegsplan zur Bekämpfung der Feinde:

Sie sehen, ich habe im aufgehängten Schema[1]) die Bekämpfung der Bakterien in vier Abteilungen gebracht, wovon die erste die wichtigste ist.

Die erste Abteilung beschäftigt sich mit der Abtötung der Mikroorganismen durch die Hitze, dem einzigen Verfahren, das wir verwenden, wodurch die

---

[1]) Methoden der Konservierung.

I. Abtötung der Mikroorganismen durch Hitze. Schutz vor Neuinfektion durch guten Verschluß.
   1. Wattepfropf für nicht zu transportierende Dinge,
   2. Luftdruckverschluß (Weck usw.) für kurzen Transport,
   3. Verlöten für weiten Transport.

II. Hemmung der Mikroorganismen — unter Verminderung ihrer Zahl — durch mechanische Mittel.
   1. Dauernde Hemmung. Trocknen.
   2. Vorübergehende Wirkung. Kälte.
      a) Kühlung,
      b) Gefrieren.

III. Hemmung und zum Teil Abtötung durch chemische Mittel.
   1. Aeltere, sog. „natürliche" Mittel:
      a) Rauch, b) Salz, c) Essig, d) Zucker.
   2. Neuere, sog. „künstliche" Mittel:
      e) Borsäure, f) schweflige Säure, g) Fluorwasserstoffsäure, h) Salizylsäure, i) Benzoesäure.

IV. Hemmung unerwünschter Organismen durch Begünstigung erwünschter Mikroorganismen.
   (Sauerkraut — Salzgurken — Salzbohnen — Käse.)

Digitized by Google

Bakterien sicher getötet werden. Es muß danach ein Schutz für Neuinfektion aus der Luft durch guten Verschluß der sterilisierten Proben gegeben sein.

Daß die Luft Keime enthält, mögen Sie aus den hier aufgestellten Glasdosen ersehen. Sie sind mit einem Nährboden für Kleinlebewesen ausgegossen und dann verschieden lange Zeiten offenstehen gelassen. Jeder Keim, der aus der Luft darauf fiel, hat sich zu einer Kolonie entwickelt, in einer Viertelstunde fallen auf einen Quadratdezimeter etwa 10 bis 20 Keime, wesentlich weniger, als man sich meist vorstellt. 1 Liter Zimmerluft enthält auch nur etwa 1 bis 10 Keime. Einen Augenblick dürfen wir also eine keimfreie Nährlösung ohne Gefahr mit der Luft in Berührung bringen.

Das Erhitzen geschieht gewöhnlich bei 80 bis 100 Grad für eine halbe Stunde, dabei sterben alle vegetativen Bakterienformen und die leichter tötbaren Sporen ab. In der Mehrzahl der Fälle genügt dies. Sind noch widerstandsfähige Sporen am Leben geblieben, so können sie gelegentlich später auskeimen und den sterilisierten Gegenstand verderben. Doch ist es ein Glück, daß gerade wärmewiderstandsfähige Sporen meist auch wieder eine höhere Temperatur für ihre Auskeimung notwendig haben, also bei kühler Aufbewahrung unter 20 Grad in der Regel nicht auskeimen. Auch der Zusatz von Zucker, Salz, Gewürzen erschwert etwaigen überlebenden Sporen die Auskeimung. Sicherer und im großen meist ausgeführt ist das Erhitzen in geschlossenen Büchsen auf 103 Grad und höher. Am bequemsten ist das Sterilisieren der mit einem Wattepfropf allein verschlossenen Gefäße. Der Wattepfropf läßt durch seine engen Kanäle leicht Dampf entweichen und bei der Abkühlung keimfreie filtrierte Luft eintreten. Ist der Wattepfropf beim Sterilisieren naß geworden, so läßt er sich zum Schlusse durch einen rasch aufgesetzten trockenen sterilen Pfropf ersetzen. Durch feuchte Watte wachsen aufgefallene Schimmelpilze gelegentlich hindurch.

Sollen die Objekte bewegt oder längere Zeit aufbewahrt werden, so müssen luftdichte Verschlüsse gewählt werden. Fürs Haus hat sich der Luftdruckverschluß, wie ihn zum Beispiel Weck in seinen verbreiteten Gläsern angegeben hat, gut bewährt. Auf dem Glasrand der gefüllten Glasdose liegt oben ein Gummiring, auf dem ein Deckel lose ruht, durch eine Feder von oben schwach angedrückt. Während des Kochens, das meist im Wasserbad geschieht, entweicht Dampf. Sowie das Kochen aufhört, findet eine Abkühlung der Büchse statt und der Luftdruck schließt den Deckel luft- und keimdicht. Dieses Verfahren hat, obwohl es die Anschaffung nicht ganz billiger Gläser erheischt, starken Eingang in unsern Haushaltungen gefunden und die Herstellung wirklich haltbarer Konserven außerordentlich erleichtert. Obgleich für süße Objekte meist nur 80 Grad, bei Fleisch und Gemüse nie über 100 Grad angewendet werden, sind doch bei nachfolgender kühler Aufbewahrung die Resultate meist sehr gut. Auch andre brauchbare Verfahren existieren.

Sollen Objekte weit versandt werden, sehr billig sein und lange aufbewahrt werden, so ist der Einschluß in Metallbüchsen nicht zu umgehen.

Die Büchsen werden aus mit Zinn überzogenem Eisenblech, sog. Weißblech,

Digitized by Google

hergestellt, auf der Innenseite mit einem meist goldig glänzenden Lack überzogen. Sie werden heute in den Konservenfabriken selbst verfertigt, und zwar werden alle Verschlüsse an Deckeln und Böden nur durch Falzung und nicht mehr wie früher durch eine Lotschicht bewirkt, nur die Längsnaht wird noch von außen mit einem dünnen Lotstreifen versehen.

Die Büchsen werden mit Gemüsen, Fleisch usw. strichvoll gemacht und in verschlossenem Zustande bei 103 bis 120 Grad (süße Früchte niedriger) im Autoklaven sterilisiert. Die gut schließenden wölben Boden und Deckel etwas vor („sie bombieren"), was beim Abkühlen zurückgeht; was nicht vorübergehend bombiert hat, wird ausgeschieden. Einzelne Büchsen bombieren später durch Entwicklung von Bakterien beim Aufbewahren. Das Bombieren bedeutet in diesem Stadium eine Gasentwicklung (Kohlensäure, Wasserstoff) bei gutem Schließen der Büchsen. Meist ist die Gasentwicklung durch Bakterien bedingt, also ein Zeichen der Infektion, es kommt aber auch bei schlechter Verzinnung und saurem Büchseninhalt zu Wasserstoffentwicklung durch das Eisen der Bleche. Jedenfalls sind nachträglich bombierende Büchsen auszuscheiden. Leider gibt es aber auch Bakterienentwicklung ohne Gasentwicklung, und endlich kommt es vor, daß Büchsen minimale Oeffnungen bekommen, durch die sich eine Infektion vollziehen und das sich bildende Gas entweichen kann — in beiden Fällen fehlt leider die nachträgliche Bombierung.

Ich komme zur zweiten Kategorie der Konservierung: der Hemmung der Entwicklung der Mikroorganismen unter Verwendung von Trockenheit oder Kälte. Die Methoden werden im großen vielfach angewendet, sind aber keine wirklichen Abtötungs(Sterilisierungs-)mittel, sondern die Konservierung wird hier erzielt, obwohl die Bakterien, wenn solche vorhanden waren, mindestens teilweise am Leben bleiben. Die Erhaltung durch Trocknen wird namentlich angewendet bei Gemüsen, die meist nach vorhergehender Dämpfung in einem warmen, trockenen Luftstrom heutzutage mit außerordentlich schöner Erhaltung von Farbe, Aroma und Wohlgeschmack getrocknet werden. Ich zeige einige Arten Dörrgemüse vor. Es werden auch sehr praktische komprimierte Gemüse in Tafeln hergestellt: 1 Kilo = 40 Gemüseportionen. Kartoffelkonserven können jetzt auch hergestellt werden. Auch für Früchte, namentlich für zuckerreiche, spielt das Trocknen im Welthandel eine große Rolle. Die Zwetschen der Balkanländer, die Aprikosen, Pfirsiche, Aepfel Westamerikas machen heute dem deutschen Trockenobst durch Güte und Billigkeit Konkurrenz; Rosinen, Feigen und Datteln sind sehr frühe internationale Genüsse geworden.

Das Trocknen von Fleisch hat sich im großen praktisch nicht voll bewährt. Fleischpulver zersetzt sich leicht durch Ranzigwerden der Fette in sehr unerwünschter Weise, auch wenn es steril ist, durch rein chemische Umsetzung. Die „Carne pura" machte vor Jahren vergebliche Versuche, in Europa Absatz zu finden; als Hundekuchen haben aber derartige Präparate Bedeutung. Ein Fischmehl „Riba" sucht heute Absatz zu gewinnen und wird gelobt.

Eierkonserven spielen eine große Rolle, doch deutet ihr billiger Preis darauf

Digitized by Google

hin, daß wohl diejenigen recht haben, welche behaupten, daß vielfach sog. „fleckige Eier", also Eier dritter Qualität, dazu verwendet werden. Es sollen viel Eierkonserven für billige Luxusgebäcke verwendet werden.

Ueber Milchpulver habe ich keine Erfahrung. Dagegen ist sirupdick kondensierte Milch namentlich in stark gezuckerten Sorten ein sehr wichtiger Handelsartikel.

Natürlich müssen alle trockenen Objekte sorgfältig trocken aufbewahrt werden. Sonst siedeln sich sofort die Schimmelpilze, die Kleinlebewesen, welche am wenigsten Feuchtigkeit brauchen, auf ihnen an.

Außerordentlich wichtig ist die Kälte in neuerer Zeit geworden, seitdem wir Maschinen besitzen, welche, mit Ammoniak oder Kohlensäure arbeitend, beliebig niedere Kältegrade für beliebig lange Zeit zu erzeugen gestatten. Aber auch die primitive Kühlung durch Eis im Eisschrank oder Eishaus hat sich ihre Bedeutung bewahrt. Ja, in unsern großen Mietshäusern mit dem weiten Weg in den Keller gewinnt der Eisschrank und der Wasserschrank als Eisschrank der Unbemittelten fortwährend an Bedeutung. Es versteht sich von selbst, daß der Eisraum und der Nahrungsmittelraum getrennt sein müssen, daß man vermeiden soll, die Objekte selbst auf Eis zu legen, daß schmutziges Eis, wie es aus unsern Flüssen gewonnen wird, auf das schärfste zu bekämpfen ist. Eisschränke mit ungenügender Eiszufuhr können Faulkammern darstellen, da die Temperatur in diesen leicht plus 8 bis 10 und mehr Grad betragen kann. Es sind schon solche vernachlässigte Eisschränke, die immer wieder frische Fleischvorräte aufnahmen, zu Quellen von Massenerkrankungen in Restaurationen durch verdorbenes Fleisch geworden. Ich möchte bei der Gelegenheit aussprechen, daß die in manchen Städten geübte Rücksicht auf Flußeishändler im hygienischen Interesse nicht zu begrüßen ist, und daß städtische oder private Kunsteiswerke, die Sommer und Winter hindurch arbeiten, überall eine wichtige Funktion zu erfüllen hätten.

Im großen wird das Eis fast ganz durch Kälte abgebende mit unterkühlter Salzlösung gefüllte Röhren ersetzt, die zu zwei ganz verschiedenen Aufgaben verwendet werden.

Einmal schafft man Kühlhäuser mit einer Temperatur von plus 2 bis plus 3 Grad, zweitens Gefrieranlagen mit einer Temperatur von minus 10 bis minus 20 Grad. Die Kühlanlagen haben sich in den städtischen Schlachthöfen Europas allgemein eingebürgert. Das meiste Fleisch, das wir konsumieren, hat acht Tage bis vier Wochen im Kühlhause gehangen und dabei an Qualität gewonnen. Nur solch „gereiftes" Fleisch läßt sich zu voll wohlschmeckenden zarten halbgaren Speisen wie Beefsteaks, Lenden usw. verarbeiten. Man kann es sechs Wochen lang ohne Schaden aufheben, wenn nur für genügende Lufttrockenheit gesorgt wird, so daß an der Oberfläche des Fleisches zugleich eine niedere Temperatur und eine leichte Austrocknung das Eindringen der Bakterien stört.

Interessant ist, daß die Eierkühlhäuser, welche das Ei aufbewahren, ohne daß man außer etwas Eintrocknung (Vergrößerung der Luftblase) viel davon

Digitized by Google

bemerkt, schuld sein sollen, daß wir jetzt überhaupt wenig ganz frische Eier und ganz billige Eier bekommen. Die Eier des Großhandels sind jetzt immer etwas alt, verderben aber auch nie und sind nie mehr sehr teuer oder sehr billig. Auch für Obst, Gemüse, Blumen sind solche Kühlhäuser von großer Bedeutung geworden.

Die Gefrierhäuser spielen eine wichtige Rolle zur Verwendung des Fleisches der rinder- und schafreichen überseeischen Gebiete Argentiniens und Australiens zum Export nach Europa, namentlich geht seit Jahren massenhaft Gefrierfleisch nach England. In Deutschland wurde bisher die Einfuhr dieses Fleisches in erster Linie durch agrarische Rücksicht erschwert. Auch auf dem gefrorenen Fleisch sind die Bakterien nicht abgetötet, und es muß zugegeben werden, daß nach einem Auftauen das Gefrierfleisch etwas rascher verdirbt als das gewöhnliche, weil es durch die Durchsetzung mit Eiskristallen gelockert ist. Der viel behauptete Minderwert vom Standpunkte des Genusses ist mindestens stark übertrieben. In England hat man sich an das Gefrierfleisch vollständig gewöhnt. Bei dem großen Fleischkonsum in England scheint eine genügende Versorgung ohne Gefrierfleisch kaum möglich zu sein. Da das Gefrierfleisch bedeutend billiger ist als das einheimische Fleisch, so wäre eine kleine Verminderung der Quantität und Qualität durch ein starkes Zusammenschrumpfen beim Kochen sehr leicht in den Kauf zu nehmen.

Ich komme zum dritten Abschnitt, der Bekämpfung der Mikroorganismen durch chemische Mittel. Keines dieser Mittel bringt in den Konzentrationen, in denen es angewendet wird, eine vollkommene Abtötung hervor, nur mehr oder weniger starke Verminderung der vorhandenen Keime und eine sehr starke Erschwerung für ihre Vermehrung — ganz ähnlich wie Kälte und Trockenheit.

Man pflegt gegenwärtig scharf die sog. natürlichen chemischen Konservierungsmittel, d. h. die durch langjährigen Gebrauch geheiligten: Rauch, Salz, Essig, Zucker von den sog. künstlichen, d. h. erst seit einiger Zeit versuchten: Borsäure, schweflige Säure, Fluorwasserstoffsäure, Salizylsäure und Benzoesäure zu scheiden.

Die Zeit reicht nicht aus, um diese einzelnen Konservierungsmittel hier genauer zu besprechen. Ueber den Zucker habe ich schon einiges gesagt. Starker Essig ist als Abtötungsmittel für die meisten Mikroorganismen zu bezeichnen, doch ist er natürlich kein Universalmittel, da wir Essig nicht beliebig vielen Speisen zusetzen dürfen. Der Rauch wird in neuerer Zeit durch Bestreichen mit Kreosotlösungen, den wirksamen Bestandteilen des Rauches, ersetzt. Man hat sich daran gewöhnt, diese Schnellräucherung mit der alten Räucherung als hygienisch gleichwertig anzusehen — obwohl sie sicher „künstlich" genannt werden muß. Die alte Salzkonservierung ist entschieden als eine mangelhafte Methode anzusehen, da einmal den Speisen unnötige Salzmengen zugefügt werden, z. B. den Salzheringen, und anderseits an die Pökellake, die Eiweißkörper und Nährsalze der konservierten animalischen Produkte übertreten. Doch ist anderseits die Salzkonservierung eine sehr billige Methode, und die gesalzenen Produkte haben in mancher Beziehung wieder so den Charakter von Genuß-

Digitized by Google

mitteln, daß es töricht wäre, die Methode aus hygienischem Fanatismus zu bekämpfen. Von einer Abtötung der Mikroorganismen durch Salz ist nur in einer mangelhaften Weise die Rede. Es werden sehr erhebliche Mengen Kochsalz von vielen Bakterien vertragen, nur die Vermehrung wird energisch gehemmt.

Die künstlichen Konservierungsmittel werden in Deutschland außerordentlich streng beurteilt und sind durch Bundesratsverordnung im Jahre 1902 zur Konservierung der Nahrungsmittel größtenteils verboten. Man stellte sich mit Recht auf den prinzipiellen Standpunkt, daß die Technik möglichst ohne Konservierungsmittel auskommen soll. Man weist darauf hin, daß durch Sauberkeit, Schnelligkeit, Hitze und Kälte, und wo diese Mittel nicht verwendbar sind, durch Salz, Essig, Zucker meist eine genügende Konservierung möglich ist, und daß wenig Bedürfnis vorliege, weitere chemische Konservierungsmittel zu gestatten, zumal gegen die Mehrzahl derselben mehr oder weniger starke Bedenken vom Standpunkte der Giftlehre vorliegen. Ich stehe prinzipiell auf dem gleichen Standpunkt und habe ihn seit 1885 vertreten, wenn ich auch die Beweisführung mancher Autoren für die Schädlichkeit der einzelnen Stoffe nicht immer für vollkommen ausreichend ansehe. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es im Interesse der Volksgesundheit unerwünscht ist, die Nahrungsmittel leicht, häufig, reichlich und unkontrolliert mit verschiedenen Substanzen versetzt werden können, die alle einzeln unschädlich sind, die aber in ihrer Zusammenwirkung doch vielleicht schädlich sind. Dagegen habe ich stets den Standpunkt vertreten, daß man für gewisse Objekte, deren Haltbarmachung bisher auf Schwierigkeiten stößt, unter Deklaration die Anwendung von einem Konservierungsmittel gestatten soll, das durch sorgfältige Untersuchung in den in Frage kommenden Dosen als unschädlich erwiesen ist. Ich wende mich auch dagegen, daß man in jedem Zusatz eines in der chemischen Fabrik erzeugten Produktes von vornherein eine viel größere Schädlichkeit erblickt als in der Anwendung der alten Küchenkonservierungsmittel, und daß man grundsätzlich eine künstliche einer natürlichen Konservierung entgegenstellt.

Und wenn gewisse Autoritäten behaupten, daß auch die für Gesunde unschädlichsten Konservierungsmittel vielleicht für Greise, Kinder und Kranke nicht ganz so unbedenklich seien, so mache ich sie darauf aufmerksam, daß es eine Menge Menschen gibt, für die auch die alten Küchenkonservierungsmittel schädlich sind. Diabetiker müssen den Zucker meiden, Nierenkranke das Salz, Magenkranke häufig den Essig. Und wenn behauptet wird, daß alle neuen chemischen Konservierungsmittel ein leichtsinniges Arbeiten erleichtern, so darf man nie vergessen, daß genau das gleiche von den alten Küchenkonservierungsmitteln und ebenso von der Kälte und Trockenheit und schließlich sogar von der Hitze gilt.

Ich bin also dafür, den Kampf gegen die chemischen Konservierungsmittel ohne einseitigen Fanatismus zu führen und namentlich nicht in den Behauptungen über die mit ihrer Gewährung verbundenen Gefahren über das Ziel hinauszuschießen. Denn das steht fest, es ist bis jetzt kaum eine Vergiftung durch chemische Konservierungsmittel mit Sicherheit nachgewiesen, kaum einige

Digitized by Google

Male wahrscheinlich gemacht, während wir hören werden, daß ungenügend sterilisierte Konserven schon vielfach schwere Gesundheitsstörungen hervorgebracht haben. Oder die Konservenvergiftungen sind bisher, von einigen zweifelhaften Fällen abgesehen, niemals Konservierungsmittelvergiftungen, sondern Vergiftungen durch zersetzte Stoffe gewesen.

Von den einzelnen Konservierungsmitteln will ich nur weniges Spezielles anführen:

Die Borsäure wird gegenwärtig wenig mehr empfohlen, nachdem einwandfrei nachgewiesen ist, daß die Ausnutzung der Nahrung bei Borsäurezusatz um einige Prozent vermindert ist und daß die Sekretion des Darmes durch die Borsäure in unerwünschter Weise vermehrt wird. Nur für die sonst schwer konservierbaren und nur in kleinen Mengen genossenen Krabben findet sie zuweilen Anwendung.

Die schweflige Säure, die wir ja noch als unentbehrliches und hier unverbotenes Konservierungsmittel unsrer Fässer in der Wein-, Obstwein- und Bierfabrikation in erheblichem Maße verwenden, muß bei der Konservierung des Fleisches absolut ausscheiden, weil Fleisch, das mit wenig schwefligsaurem Natron präpariert ist, fault, ohne dabei seine frischrote Farbe zu verlieren. Die schweflige Säure ist in den kleinen Dosen, in denen sie aus Geschmacksrücksichten angewendet werden muß, viel mehr ein Konservierungsmittel für den roten Blutfarbstoff als ein Abtötungsmittel für die Fäulnisbakterien des Fleisches. Durch Zusatz von schwefligsaurem Natrium kann sogar die Farbe schon unansehnlich gewordenen Fleisches regeneriert werden! Also ist hier vollste Strenge nötig.

Zur Gemüsekonservierung wird schweflige Säure nicht mehr verwendet, sie ist entbehrlich. Eine Giftigkeit in kleinen Dosen besteht kaum, da sie im Körper glatt in Schwefelsäure verwandelt wird; große Dosen machen Krankheit.

Von der Fluorwasserstoffsäure ist nachgewiesen, daß eine Ablagerung von Fluorkalzium oder Flußspat in den feinen Kanälchen der Knochen hervorbringt. Ihr Verbot ist deshalb durchaus gerechtfertigt.

Die Salizylsäure ist nach meiner Meinung vom Standpunkte der Giftlehre kaum zu verbieten. Ich empfahl vielmehr früher ihre Anwendung im Haushalt als Ergänzung der Sterilisierungsmaßnahmen. Das Aufstreuen einer dünnen Schicht Salizylsäure auf die Oberfläche eines mit einer Blase zu schließenden gezuckerten Fruchtsaftes ist eine hygienisch völlig unbedenkliche und recht günstige Maßnahme. Da die Salizylsäure verboten ist, so wird sie nicht mehr zur Konservierung von Handelswaren verwendet.

Dagegen ist in der neuesten Zeit in der Benzoesäure ein Konservierungsmittel gefunden, das stark konservierende Wirkung mit völliger Ungiftigkeit in den fraglichen Dosen verbindet. Es sind in Deutschland und Amerika, namentlich aber in letzterem Land, sehr eingehende Studien über die Wirkungen der Benzoesäure angestellt worden. Man hat Dosen bis zu 1 Gramm wochenlang täglich mit der Nahrung Menschen zugeführt ohne jede greifbare Wirkung. Man hat gefunden, daß der Verdauungsprozeß dadurch nicht gestört wird. Man hat auch

Digitized by Google

an Nierenkranken die Unschädlichkeit großer, selbst kolossaler Dosen dargetan. Ich vertrete deshalb den Standpunkt, daß, wenn in gewissen Fällen ein Konservierungsmittel für Stoffe saurer Reaktion gefordert werden muß, Benzoesäure in erster Linie vom hygienischen Standpunkte aus gestattet werden kann. Speziell ist von Margarinefabrikanten häufig ausgesprochen worden, daß die Herstellung einer garantiert haltbaren Margarine nur unter Verwendung von Benzoesäure möglich sei. Sollte sich dies als richtig bestätigen, so würde ich die Gestattung der Benzoesäure für diesen Zweck selbstverständlich unter Deklaration für eine verständige Maßnahme halten.

Endlich habe ich viertens nun noch mit ein paar Worten darauf hinzuweisen, daß in manchen Fällen eine Konservierung auch dadurch erreicht wird, daß man bestimmte Bakterien in ihrer Entwicklung begünstigt, da man durch ihre Entwicklung unerwünschte Bakterien in ihrer Vermehrung stört. Ein schönes Beispiel dieser Konservierung bildet das Sauerkraut. Versetzt man zerschnittenes Weißkraut mit Salz und Wasser und schließt die Luft durch einen mit einem Stein beschwerten Deckel im wesentlichen ab, so tritt durch die Entwicklung einer Spaltpilzart, die am Kraut gewöhnlich haftet, eine Milchsäuregärung auf, und diese Milchsäure dient als Konservierungsmittel für das Kraut. Sie hemmt die Entwicklung der Organismen, welche eine faulige Zersetzung des Krautes hervorrufen würden. Salzbohnen und Salzgurken werden in ähnlicher Weise haltbar gemacht. Auch der Käse ist eine konservierte Milch, die ihre Haltbarkeit neben der Wasserverminderung und der Salzung der Entwicklung gewisser Organismen zu verdanken scheint.

Wir kommen nun zu den allgemeinen Bedenken, die gegen konservierte Nahrungsmittel ausgesprochen sind. Der öfters gehörte Einwand des verminderten Nährwertes ist nicht ernst zu nehmen, er ist nur für Borsäurekonserven erwiesen. Aber selbst wenn die konservierte Nahrung um einige Prozent schlechter ausgenützt würde, wäre dies noch kein ernster Einwand, vorausgesetzt, daß sie preiswert, wohlschmeckend und bekömmlich wäre. Die sehr billigen Schwarzbrote (Verlust bis 18 Prozent der Trockensubstanz bei der Verdauung) sind durch die teuren Weizenfeinbrote (Verlust 5 Prozent) nicht ohne weiteres zu ersetzen. Ebensowenig wird uns ernstlich gegen Konserven einnehmen, was kürzlich vorgebracht wurde, daß wir die Freude an den Erstlingen des Frühlings verlieren, wenn wir sie den Winter über zuweilen als Konserven genossen haben.

Ernster erscheint auf den ersten Blick der Einwand, daß man in neuerer Zeit gezeigt hat, daß Kinder, welche nur sehr intensiv erhitzte Milch bekommen, an der sog. Barlowschen Krankheit erkranken, und daß Meerschweinchen und Kaninchen allerlei Symptome zeigen, die an Beriberi und Skorbut mahnen, wenn sie konsequent mit stark erhitzter Nahrung gefüttert werden. Wir empfehlen ja die Konserven nur als Beikost, und nicht eine einzige Erfahrung spricht dafür, daß sie dann schaden. Uebrigens lobte Nansen, der mit seinen Leuten ein ganzes Jahr sehr reichlich Konserven genoß, schriftlich und mündlich diese Ernährung aufs höchste.

Digitized by Google

Von allen Einwänden bleibt einer unwidersprechbar: Es sind schon durch Konserven Vergiftungen vorgekommen, Einzelvergiftungen und Massenvergiftungen namentlich durch Büchsenkonserven.

Was ist die Ursache? Früher war man sehr geneigt, an Metallvergiftungen durch Büchsenkonserven zu glauben. Es kommt in Frage der Gehalt an Blei (vom Lot), an Zinn von der aufgelösten Verzinnung, an Kupfer durch die Grünfärbung der Büchsengemüse.

Akute Vergiftung durch einmalige Aufnahme von Kupfer, Blei und Zinn durch Konserven ist fast undenkbar. Von Kupfer und Blei sind niemals Mengen vorhanden, daß die einmalige Zufuhr etwas schadet. Ich habe weit größere Kupfermengen (120 mg Cu = 480 mg Kupfervitriol) in der Nahrung auf einmal aufgenommen, als je in einem auf einmal zu essenden Gewicht gekupferten Gemüses enthalten sein kann; die akute Bleivergiftung ist durch die besprochene äußere Lötungsweise illusorisch. Von Zinn können Mengen bis 600 Milligramm im Gemüse vorkommen. 40 bis 100 Milligramm sind nicht eben selten. Alle behaupteten Zinnvergiftungen durch Konserven sind zweifelhaft — einige wenige durch stark saure Heringe, wo der Büchseninhalt 240 Milligramm Zink enthielt, mögen als Zinnvergiftungen passieren. Daß aber Zinn nur dann in nennenswerten Mengen gelöst wird, wenn die Büchsen leck sind, offenstehen oder der Inhalt reich an salpetersauren Salzen ist, so ist von vornherein beim Zusammentreffen von Schädigungen und hohem Zinngehalt der Verdacht gegeben, daß nicht das gelöste Zinn, sondern andre Ursachen schuld sind.

Diese andern Ursachen sind in bakteriellen Zersetzungen zu suchen. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle warnt ein Vorgetriebensein der Büchsenendflächen, eine Verfärbung, Gasentwicklung oder Geruchsveränderung in der Büchse vor dem Genuß des verdorbenen Inhalts. Büchseninhalt, der den Sinnen gar keine Veränderung verriet, hat nur sehr selten geschadet.

Der berühmteste und best untersuchte Fall der neueren Zeit die Bohnenkonservenvergiftung in Darmstadt (1904) ist auf eine Konserve zurückzuführen, welche deutlich verdächtig roch, aber von der Vorsteherin ihren Pflegebefohlenen vorgesetzt wurde mit der sehr heroischen, aber absolut unhygienischen Ermahnung, man müsse auch solche Dinge essen können. Die Vorsteherin ging mit gutem Beispiel voran und erkrankte zuerst und tödlich, mit ihr erkrankten zwanzig und starben zehn Personen.

Wenn aber aus ähnlichen Fällen der Schluß gezogen wird, die Konservennahrung ist gefährlich, eßt jedenfalls keine gekauften Büchsenkonserven, sondern bereitet die Konserven wenigstens sorgfältig selbst, so muß dagegen erwidert werden: Es kommen zunächst auch beim Genuß von nicht konservierten, vielmehr bei der Aufnahme von sog. frischer Nahrung, und zwar weit häufiger Vergiftungen vor als wir glauben. Frische Krebse, Barben, Muscheln und Austern können aus fauligem Wasser Gifte gespeichert haben (die letzteren sogar Typhuskeime aufgenommen haben) und dadurch schwere Erkrankung erzeugen.

Weiter haben zu altes Fleisch oder Fleisch kranker Tiere, Gefrorenes aus ver-

Digitized by Google

dorbener oder infizierter Milch, rohe, mit Bakterien behaftete Gemüse sehr viel öfter Gesundheitsgefährdung erzeugt als Konserven. Die verdorbenen Konserven bilden nur eine und lange nicht die größte Gruppe der Vergiftungen durch verdorbene Nahrung. Bei einiger Aufmerksamkeit wären auch von den Konservenvergiftungen, die noch vorkommen, die Mehrzahl zu vermeiden gewesen. Zweitens wird immer die Sicherheit der Konservierung durch eine renommierte Fabrik, deren Kredit aufs schwerste durch Leichtsinn geschädigt würde, die Sicherheit des häuslichen Produktes meist vorzuziehen sein und damit die Gefahr der Konservenvergiftung auf eine so minimale Größe zurückgeführt, daß wir sie praktisch als Null bezeichnen müssen. Die Darmstädter Konserve war übrigens im Haus gemacht.

Auf die Geschichte der Nahrungsmittelkonservierung einzugehen, verbietet Zeitmangel, ihre Anfänge reichen in die graue Vorzeit zurück. Konservierte Nahrungsmittel sind heute von stets zunehmender Bedeutung für die Volksernährung. Schätze weit entfernter Länder werden so benutzbar. Die Verpflegung der Armen wird teils billiger, teils bequemer und mannigfaltiger. Der Mittelstand genießt die gleichen Vorteile, es kommt dazu, daß ihm viele Leckerbissen fast nur als Konserven zugänglich sind. Besonderen Vorteil haben von den konservierten Nahrungsmitteln Menschen, welche unter schwierigen Umständen zu verpflegen sind, die Soldaten der Armeen und Flotten, Kranke, die bestimmte Nahrung bekommen sollen, und nicht zuletzt die Wirte, die mühelos Vorräte aufbewahren, und die Reisenden, die im Besitz von Konserven, die Wirtshäuser zum Teil entbehren können. Die leere Konservenbüchse ist längst zum sichersten Herold der vordringenden Kultur geworden.

Ich fasse mein Urteil über die konservierte Nahrung dahin zusammen: Die oft geltend gemachten Bedenken gegen Konserven zugunsten der frischen Nahrungsmittel sind nicht unberechtigt, wenn letztere in erster Qualität, in beliebiger Menge und zu erschwingbarem Preis zur Verfügung stehen und die Zeit zur Verarbeitung oder Einholung nicht fehlt. Ist aber nur eine der fünf Bedingungen nicht erfüllt, so ist der einzelne wie der Staat vielfach auf die Verwendung von Konserven angewiesen.

In unsern stark bevölkerten, emsig arbeitenden europäischen Industriestädten besteht der Konservenbedarf fast überall. Die Müheersparnis ist bei der Verwendung vieler Konserven dem handarbeitenden Armen und dem kopfarbeitenden Reichen gleich wichtig. Die selbstbereitete Konserve des eignen Gartens und der eignen Jagd und Schlachtung ist für den Landbewohner eine Ersparnis und ein wichtiges Mittel zur Verbesserung der Lebenshaltung. Es ist daher Pflicht der Hygiene, Vorurteile gegen die Konserven zu zerstreuen. Vergiftungen durch konservierte Nahrungsmittel sind mit etwas Vorsicht fast ganz zu vermeiden, sie sind keinesfalls häufiger als durch nicht konservierte Nahrungsmittel. Ernsthaft haben wir uns dagegen zu wehren, daß im wirtschaftlichen Kampfe der Nahrungsproduzenten — also eines Teiles der Staatsbürger — gegen die Nahrungskonsumenten, d. h. gegen alle Staatsbürger, durch irrtümliche hygienische Er-

Digitized by Google

wägungen die Beschaffung billiger konservierter Nahrung aus begünstigten Produktionsgebieten unnötig erschwert wird. Es steht dem Hygieniker nicht zu, in den schweren wirtschaftlichen Interessenkämpfen als nationalökonomischer Fachmann Partei zu ergreifen, aber das wird ihm niemand verwehren, wenn er sich bei jeder Gelegenheit bemüht, zu verhindern, daß gerade seine Wissenschaft durch irrtümliche Auslegung ihrer Lehre dazu mißbraucht wird, um bestimmte finanzielle oder politische Maßnahmen zu rechtfertigen, die vielleicht aus Gründen der Staatsräson notwendig erscheinen mögen.

Aus Kuno Fischers letzter Heidelberger Zeit

Erinnerungen

von

Therese v. Helldorf

Meine erste Begegnung mit Kuno Fischer fällt in meine frühen Jugendtage bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums 1858 in Jena. Später traf ich den Professor vielfach in Drackendorf, dem Gute meiner lieben, geistvollen Tante, mit welcher enge Freundschaft ihn verband. Aber erst nach der Uebersiedlung Fischers nach Heidelberg trat auch ich ihm näher. Im Jahre 1882 begab ich mich in die Neckarstadt, um die Erziehung meiner Tochter zu vollenden. In den Tagen ersten Herbstglanzes traf ich dort ein. Da verlor ich plötzlich meine geliebte Mutter. Beinahe zur selben Zeit betrauerte Kuno Fischer seine Gattin! So fügte es sich, daß die Freunde seines Hauses, zu denen ich nunmehr zählte, ihm seine Einsamkeit zu erleichtern suchten. Sein Kummer führte uns nahe zusammen und erschloß eine Freundschaft, welche mir ein Lebensschatz werden sollte. Die Briefe, die mir Fischer nach meinem Scheiden aus Heidelberg schrieb, beweisen aber, wie tief auch er Freundesteilnahme empfand. Er ist nach dieser Seite hin oft ungerecht beurteilt worden. Es wußten wenige, daß er trotz mancher scharfen Ecken seines Wesens ein Gemütsmensch war und blieb.

So lautet ein Schreiben vom Frühjahr 1883:

„Wie sehr haben die liebenswürdigen Zeilen, die ich zu erhalten die Freude hatte, meinem Herzen wohlgetan! Wo Sie auch sind, werden Ihnen von meiner Seite stets die Geister jener Erinnerung folgen, die niemals vergißt. Den traurigsten Winter, den ich je erlebt, und am liebsten nicht überlebt hätte, haben Sie durch Ihre Gegenwart, die stets belebende, anregende, durch die Teilnahme Ihres tiefen, von der Welt nicht zerstreuten, so menschen- und herzenskundigen Gemüts mir lieb und heimlich gemacht. Wenn ich nach einer beinahe unerträglichen Anstrengung aus meinen Vorlesungen todmüde in das öde verlassene Haus zurückkehrte und Sie mir nun entgegenkamen, habe ich jedesmal die Wohltat und

Digitized by Google

Belebung empfunden. Sie sind lieb und gut für mich gewesen in einer Zeit, wo ich mich von allen verlassen fühlte und niemand weiter hier so mit und für mich gefühlt hat als Sie! — Das vergißt sich nicht und läßt sich auch nicht mit Worten vergelten! Sie mögen daraus erkennen, wie schmerzlich ich Sie vermisse, und daß es hier niemand gibt, der mir Ihre Nähe ersetzt! Im Moment, wo man sie braucht, versagt, wie ein schlechtes oder unsicheres Gewehr, auch die gute Freundschaft; — es muß darum noch eine bessere geben als die gute. Ja, es gibt eine bessere!

Ich bin sehr fleißig und lebe einsam, so rettet man sich von der Menschenquälerei, die viel zahlreicher ist als die Tierquälerei, denn sie quälen nicht bloß zum Spaß, sondern auch aus Mitleid und fühlen sich dabei gut und weise.

Meine Separatausgabe, die mir so viel Arbeit gemacht hat, ist vollendet, und ein Stein weniger belastet meinen Weg. Von dem Gebaren gewisser Gegner habe ich in der Vorrede gesagt, sie halten die Ellenbogen für die Organe der Widerlegung! Jetzt gehe ich an die neue Bearbeitung meiner Schrift über den Faust und freue mich darauf. Meine besten Aktien sind meine Zuhörer, sie stehen 240. Wollen Sie kaufen?

In der Ehrerbietung des Herzens Kuno Fischer."

Die Klage über innere Vereinsamung klingt auch noch in einem Briefe, welchen Fischer im Dezember des Jahres an mich richtete, fort:

„Meine eignen Lebenszustände sind nicht zu rühmen, noch dazu durch eine Menge kleiner Uebel verschlimmert, die mich in den letzten Wochen überfallen haben, und die mir das Leben verleiden, ohne es zu verkürzen! Indessen habe ich meine Vorlesungen, zwar mit Anstrengung und Arbeit, aber mit viel innerer Freude und Genugtuung gehalten, auch eine große Menge aufmerksamer Zuhörer gefunden, unter denen, um mit dem Gleichnisse vom Sämann zu sprechen, auch nicht Dornen und Steine auf dem Wege fehlten, doch scheint es mir bisweilen, daß es mehr gutes Erdreich als sonst war.

Nach der Vorlesung gehe ich nach Haus, und da ich meistens niemand finde, so bin ich allein auf meinem Zimmer und arbeite für den folgenden Tag. Nur die Arbeit hilft mir, sonst würde ich es kaum fassen, wie plötzlich und schnell sich mein hiesiges Leben vereinsamt hat. Es ist niemand da, der für mich lebt und Anteil an mir nimmt. Die Liebe ist in der Welt sehr teuer geworden, und ich habe nicht genug, sie zu verkaufen.

Das große Schachbrett unsrer äußeren Politik betrachte ich aus der Vogelperspektive meines Studierzimmers mit vielem Interesse. Wenn Bismarck befiehlt, so marschieren die Könige wie die Bauern. Er steht in dem Hühnerhof Europas und ruft „Put! Put!", worauf sich die Könige und Gemeinen sofort in Bewegung setzen. Er hat drei Völker besiegt und eine Friedenslage geschaffen, die in Europa immer weiter um sich greift und Frankreich zur Insel macht. Ich wünsche, daß Gott ihn uns erhalte!

Der Stern, der Sie uns zugeführt, wird, wie Sie mich hoffen lassen, viel-

Digitized by Google

leicht im Januar aufgehen. Ich werde ihn mit Freuden begrüßen, da ich sein wohltuendes Licht kenne und in der dankbarsten Erinnerung bewahre."

Es kam jedoch nicht dazu. Seit dem genannten Zeitpunkte kehrte ich stets nur zu kürzerem Aufenthalte in Heidelberg ein. Jene Herbst-, Winter- und Frühlingsmonate von 1882 zu 1883, die ich mit Kuno Fischer dort verlebte, blieben der Glanzpunkt meiner Erinnerungen an ihn.

In jenen still zusammen verbrachten Abendstunden, die mir Fischer widmete, ließ er oft den Inhalt der soeben in der Universität gehaltenen Vorträge an mir vorübergleiten und versuchte, sie meinem Laienauge durchsichtig zu machen. Sie bildeten dann für mich eine Brücke des Verständnisses eines Goethe, Schiller und Shakespeares, wie es mir nie wieder vor meinen Geist getreten. Hätte Fischer, damals noch in vollster Geisteskraft stehend, sich entschließen können, Goethes Biographie zu schreiben, so wäre sie ein Werk höchster Erfüllung für uns alle geworden. Denn in Kuno Fischer steckte die Kraft, die tief verborgenen Rätsel der Dichternaturen, sie in Intuition erratend, in die volle Klarheit zu stellen.

Dazu las er mir viel vor, in der machtvollen Form seiner Ausdrucksweise und unterstützt von der herrlichsten Modulation seines Organes. Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter, jene „Iphigenie der Revolution", wie sie Goethes Enkel Wolfgang so treffend bezeichnete! Auch Shakespeares Coriolan, Richard III.! Mit welch phänomenaler Gewalt der Auffassung behandelte er die Dramen! Gleich Geisterbeschwörungen wirkte seine Darstellung. Ich entsinne mich noch eines Abends, an dem er ganz erschöpft von dem Vortrag des Hamlet jede Diskussion darüber ablehnte, da ihn selbst die erdrückende Schicksalsgewalt der Tragödie zu tief erschüttert hätte. Ein andermal, an jener Stelle, wo Shakespeare inmitten der Verschwörungsszene „Julius Cäsars" an die stillen Vorgänge in der Natur anknüpfend gleichsam für Augenblicke Atem schöpft und Stillstand der Leidenschaft der Verschwörer gebietet — wie fein und tief nüancierte dies Fischer! Es war eben alles Erlebnis bei ihm. Das fühlte man!

In derselben Größe seines Erfassens zeigte sich Fischer auch bei der Wiedergabe Schillerscher Tragödien. Dann wand er wieder die kleinen Gedichte Goethes in seinem Vortrage zur reizenden Girlande zusammen, und der ganze Zauber ihrer Melodien klang durch diese Rezitation hindurch.

Ueber all diesem mit ihm Erlebten schwebt er mir aber als Erklärer des Faust einzig vor Augen. Saß er an schönen Abendstunden zuweilen auf seinem von Glyzinien durchflochtenen Balkone und kamen sehnsuchtsvolle Stimmungen über ihn, da griff er wohl nach dem Faustbuch, welches stets auf seinem Tische lag. Mit welcher Gedankenfülle erläuterte mir dann Fischer den Tiefsinn dieses Gedichtes! Erst durch seine Interpretation lichteten sich für mich die geheimnisvollen Züge der Faustschen Gestalt, und die tiefe Lebensweisheit Goethes, in tausendfache Formen gehüllt, trat mir durchsichtig entgegen.

Unvergessen bleiben auch für mich die Eindrücke unsrer gemeinschaftlichen Spaziergänge nach dem Heidelberger Schloß. Dann saßen wir zusammen auf

Digitized by Google

jener Bank, die dem Andenken Goethes dort gewidmet wurde. Fischer erzählte dabei von der Episode, welche Marianne v. Willemer in des Dichters Leben eingenommen. Er las mir in einer solchen Morgenstunde auch jenes Gedicht Mariannens vor, das Abschiedsblatt ihrer Liebe, in dem sich der ganze Schmerz über ihr vergangenes Glück so ergreifend malt:

„O schließt mich ein, ihr müden Augenlider,
Ins Dämmerlicht der fernen schönen Zeit" usw.

Auch die richtige Erkenntnis der Liebesmacht, wie sie uns in dem schönsten aller Briefwechsel, demjenigen Goethes mit Frau v. Stein, entgegenstrahlt, verdanke ich der Erläuterung Fischers. Er zog mit seiner feinen seelenkundigen Hand den Schleier von diesem Liebesgeheimnisse, es in seinen Wandlungen motivierend und geistig durchleuchtend.

Fischer erschien mir bei solcher Gelegenheit selbst als ganzer Künstler. Man hat ihn deshalb wohl auch getadelt, als ob das eigentliche Gelehrtentum seinem Schaffen fremd geblieben sei. Wahr ist, daß seine Wesenheit die Grenzen idealer Auffassung nie überschritt, die aber doch im gesunden Lebensboden der Realität wurzelte und deren Rechte er unentwegt zu Worte kommen ließ. So vor allem auch in seinem Humor, dem spielenden Witz, der sich im Leben so oft in Drolligkeit erging.

Als einst ein Kollege von ihm Schutz suchend unter seine Flügel sich flüchtete, meinte er lächelnd, „er sei es nun doch gewohnt, als Brönnersches Fleckwasser für andre fungieren zu müssen, und tue dies auch sehr gern". Ein andermal erzählte er, „wie doch niemand so kurzsichtig sein sollte, zu wähnen, daß man einen Einfluß auf seine Mitmenschen zu haben vermöge. Ihm geschähe es so oft, daß sein Erreichen nach dieser Richtung der Wirkung einer Schrift auf nasser Schiefertafel gleiche, wo sogleich alle Buchstaben verlöschten."

So scharf aber auch Fischer mit dem Stachel seines Witzes einzelne zu streifen vermochte, so blickte sein gutes Herz doch immer wieder hervor. Nur die heftige Form seiner Abwehr wirkte auf das Verhältnis zu seinen Mitmenschen zuweilen verhängnisvoll. Wie sehr aber Fischer anderseits das Glück geistigen Zusammenwirkens mit wirklich edlen Naturen zu schätzen wußte, zeigte mir u. a. ein ergreifender Brief, den er mir nach dem Fortgang seines Freundes Kurt Wachsmuth aus Heidelberg schrieb:

„Könnten wir uns den Freundeskreis, der uns Erquickung und Labsal erteilt, auch erhalten! Aber die Welt ist ein Kaleidoskop. Ein kleines Schütteln und etwas ist verändert und kommt nie wieder, wie es war. Darüber spricht die Prinzessin im Tasso so wahr und menschenkundig!

‚Es reißt sich los, was erst sich uns ergab.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen.'

Die letzten Tage," fährt Fischer fort, „haben mir diese Worte, die ich oft wie von unsichtbaren Geistern höre, voll bestätigt. Das Unstete ist ein unglück-

Digitized by Google

licher Dämon, den man nicht einmal anklagen kann, denn er sagt: ‚Ich gehöre zum Schicksal!'"

Und doch wurde auch Fischer durch seine Wiederverheiratung mit einer ebenso schönen als begabten Dänin noch einmal in den Sommer des Lebens gestellt. Mit ihr zusammen besuchte er uns in den späteren Jahren öfters in Weimar und folgte in dem Jahre 1896 auch der Einladung der Großherzogin Sophie zur Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs. Diese Feier machte auf Fischer tiefen Eindruck. Er fühlte, daß er trotz aller Trennungen von Weimar und Jena doch Thüringer geblieben sei, und gab dieser Empfindung bei der folgenden Trauerfeier der geliebten Fürstin einen wundervollen Ausdruck.

Noch einmal sprach er dann zu uns 1901, als man ihn aufgefordert hatte, die Gedächtnisrede auf den verstorbenen Großherzog Karl Alexander zu halten. Aber der Glanz der Jugend, der bisher auf seiner Erscheinung, seiner glänzenden Diktion geruht, schien verblaßt. Mühsam, weil körperlich leidend, vermochte er nur die äußere Anstrengung und innere Bewegung dabei zu überwinden. Er war plötzlich ein Greis geworden, und mit tiefer Trauer blickte seine Tochter, die ihn auch nach dem Tode seiner geliebten zweiten Frau unermüdlich pflegte, in diese Auflösung seiner Existenz hinein. Es war Erlösung für alle, die ihm nahe standen, als der Tod ihn von jahrelangem Siechtum heimrief — ihn, dessen innere Leuchtkraft einst phänomenal auf dem Gebiet des Geistes gewirkt hat. Daran wollten Freundschaft und Dankbarkeit mit diesem Gedenkblatte erinnern.

Literarische Berichte

Graf Julius Andrássy. Sein Leben und seine Zeit. Band 2 und 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geheftet M. 20.—, gebunden M. 25.—.

Mit den beiden vorliegenden Bänden hat E. v. Wertheimers Andrássy-Biographie ihren Abschluß gefunden: ein monumentales Werk, würdig des großen Staatsmanns, dessen Gestalt es in plastischer Anschaulichkeit und voller Lebenswahrheit vor uns hinstellt. Der erste Band führte uns bis zur Ernennung Andrássys zum Minister des Aeußern; die Schlußbände schildern seine Wirksamkeit auf diesem wichtigen Posten und die Zeit, die ihm nach seinem Rücktritt vom Amt noch zu durchleben beschieden war. Für uns Reichsdeutsche bleibt in der politischen Tätigkeit des ungarischen Patrioten das Wichtigste natürlich sein Verhältnis zum Deutschen Reich, das durch die entschiedene Abwendung von der sterilen Rachepolitik Beusts charakterisiert wird und in dem Abschluß des Zweibundes gipfelt. Daß es kein leichtes war, die beiden Monarchien zu so enger Freundschaft zusammenzuschmieden, ist längst bekannt gewesen; Wertheimers ebenso eingehende wie objektive Darstellung bringt uns alles zu klarer Anschaulichkeit, aber auch zu dankbarem Bewußtsein, daß Bismarck in Andrássy einen kongenialen Partner gefunden hatte, ihm verwandt in der wunderbaren Mischung von glühender Vaterlandsliebe und kühler Berechnung der Mittel, von skeptischer Besonnenheit und fortreißendem Temperament. Daß auch der Mensch Andrássy — nicht allein der Staatsmann — uns durch Wertheimers Buch so lebendig und bewundernswert wird, ist nicht das letzte Verdienst des ausgezeichneten ungarischen Historikers.

—r.

Degeners Zeitgenossen-Lexikon. „Wer ist's?" VI. Auflage. Leipzig, Verlag von H. A. Ludwig Degener.

Das bekannte Nachschlagebuch zeigt auch jetzt wieder die Vorzüge, die es jedem geistigen Arbeiter zu einem nützlichen Hilfsmittel machen. Es sind die Namen von etwa 20 000 Personen, welche in irgendeiner Weise die Oeffentlichkeit interessieren, aufgeführt und von ihnen selbst gegebene biographische Angaben hinzugefügt. Nicht nur Deutsch-

Digitized by Google

land, Oesterreich und die Schweiz, sondern zum Teil auch das Ausland sind berücksichtigt. Es ist nicht anzunehmen, daß man irgendeine bekannte Persönlichkeit vermissen sollte. Die gute Anordnung, sowie der klare und genaue Druck erleichtern die Benutzung. Auch die Uebersichten über Universitäten, Akademien u. dgl. dürften sich als nicht unnützlich erweisen. Das Buch wird in der neuen Auflage sich sicher neue Freunde gewinnen. Bei einer etwaigen Neuauflage dürften vielleicht die auch schon jetzt von vielen Einsendern nicht beantworteten Fragen über Lieblingsbeschäftigung, sowie die Angabe der Kinder im Interesse der Raumersparnisse fortbleiben können. A. L.

Bürgers Verskunst. Von Dr. Paul Zaunert. 144 S., M. 3.—.

Immermanns „Tristan und Isolde". Von Dr. Max Szymanzig. 258 S., M. 4.50.

Zur Entstehungsgeschichte von Goethes „Torquato Tasso". Von Dr. Hans Rueff. 73 S., M. 1.60. Marburg, N. G. Elwert. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster. Nr. 13, 17, 18).

Alle drei Abhandlungen zeigen Gründlichkeit der Forschung und klare, auch durchweg ansprechende Darstellung. Soweit sie Tatsachen feststellen, wird man auch die Ergebnisse gern anerkennen; soweit sie künstlerische Deutungen und Wertungen bieten, ist wohl zuweilen Widerspruch erlaubt, zumal wenn — wie namentlich in dem zweiten Werk — das Urteil in allzu überlegenem Ton vorgetragen wird. Zaunert untersucht in seiner fleißigen Arbeit, in der es nicht ohne — notwendige — Silbenstecherei abgeht, sehr genau den Versbau der Bürgerschen Gedichte; er zeigt, wie der Dichter in der Beherrschung der Form allmählich fortschreitet, und stellt fest, daß Bürger wohl bedeutende „Befähigung für das Metrische" hatte, daß aber bei ihm einerseits „ein übermäßiges Interesse an der äußeren Form" zu einem „kleinlichen Begriff der Korrektheit" führt, daß anderseits an Stelle „kraftvoller Lebendigkeit" häufig der Eindruck „forcierter Energie" entsteht. — Szymanzig gelangt in seiner Abhandlung, die das Gedicht Immermanns mit den Quellen vergleicht und es nach Technik, Sprachstil und Metrik untersucht, zu einer fast völligen Verurteilung des Werkes. Dies — doch wohl nicht ganz einwandfreie — Ergebnis läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob die so außerordentlich eingehende Untersuchung wirklich etwas Förderliches zutage gebracht habe. — An Umfang die kleinste, an allgemeiner Bedeutung die wichtigste unter diesen Abhandlungen dürfte die Arbeit von Rueff sein. Er vergleicht in Goethes „Tasso" die alte und die neue Dichtung nach Motiven und geistigem Gehalt, indem er besonders an die grundlegenden Forschungen Kuno Fischers und Scheidemantels anknüpft, und fördert unsre Kenntnis von der Entstehungsgeschichte des Werkes in dankenswerter Weise. Die Annahme, daß der Schluß der Dichtung einen „rapiden Reifeprozeß" darstelle, daß sie keine Tragödie sei, macht er nicht wahrscheinlicher, als es Bielschowsky und andre Erklärer getan haben. Br.

Kleists Penthesilea oder von der lebendigen Form der Dichtung von Berthold Schulze. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Eine treffliche Studie, in der B. Schulze Leben und Dichtung Kleists in engste Verbindung zu bringen sucht. Das gelingt ihm auch; aber er geht doch wohl zu weit mit der Annahme, daß bei Kleist nicht die Dichtung das Bild hervorbringe, sondern das Bildsymbol die Dichtung. Das ist für einzelnes wohl zutreffend, aber nicht für das Ganze. E. M.

50 Balladen und Romanzen. Von E. A. Benzinger. Berlin-Wilmersdorf, Silvaverlag. Gebunden M. 4.—.

Der Verfasser, Hofschauspieler, hat gute Themen für seine Dichtungen gewählt; aber leider fehlt häufig zwischen Stoff und Form die Harmonie. Man findet viel Prosa in den Gedichten und die Verse sind öfters ziemlich holperig. tm.

Der heilige Ignatius von Loyola. Von Francis Thompson. Kempten und München, Kösel. (XVI, 318). M. 3.20.

In unsern Tagen, wo das Für und Wider in bezug auf den Jesuitenorden abermals aufs lebhafteste debattiert wird, fragt gewiß mancher nach einer eingehenden Darstellung der Wirksamkeit des Begründers dieses Ordens. Die zuerst englisch erschienene von Thompson ist gewandt geschrieben und auch illustriert. Aber das Buch „Die Jesuiten" von Prof. Heinr. Boehmer (Marburg), das bei Teubner in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" schon in dritter Auflage erschienen ist (zirka 170 engstgedruckte Seiten M. 1.—), stellt die Entwicklung und Grundsätze Loyolas mit größerer Bestimmtheit und Unparteilichkeit dar. Ed. König.

Austerlitz. La Fin du Saint-Empire (1804—1806). Par Ed. Driault (Bibliothèque d'Histoire Contemporaine.) Paris 1912, F. Alcan. Fr. 7.—.

Dieser Band ist eine Fortsetzung der Studien des Verfassers, die unter dem Titel „Napoléon et l'Europe" erscheinen und deren erster Band die auswärtige Politik des Ersten Konsuls während der Jahre 1801 bis 1803 schilderte. Der jetzt vorliegende zweite beruht auf ein-

Digitized by Google

gehenden Forschungen in den Archiven und berücksichtigt die gesamte bisher erschienene französische und ausländische Literatur. Er reicht von der Thronbesteigung Napoleons bis zum Ultimatum Preußens, das der Kaiser am 7. Oktober 1806, sieben Tage vor Jena, erhielt. Der Autor gibt eine klare, vortrefflich geschriebene Darstellung der großen Ereignisse, die in diesen Zeitraum fallen; sein Werk möge auch deutschen Lesern empfohlen sein. E. M.

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman von Ernst Zahn. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In dem Titelhelden seines neuen Buches hat Ernst Zahn eine seiner originellsten Gestalten geschaffen. Hat er sonst öfter in den Mittelpunkt seiner Romane Menschen gestellt, die, fest in sich ruhend, ihre Umgebung nach sich formen, oder, wenn das Schicksal gegen sie ist, nur nach heldenhaftem Kampf erliegen, so ist der Apotheker von Klein-Weltwil ein Mischcharakter von ganz eigenartig schillernder und anziehender Art. Von seltsam gewinnender, ja faszinierender Persönlichkeit und außerordentlich gewandtem, klug berechnendem Benehmen, versteht er es, auf die Menschen Einfluß zu gewinnen, mit einem scheinbar harmlosen Wort Triebe und Kräfte, die bis dahin schlummerten, in ihrer Seele zu wecken, gleichsam ein Steinchen zu lockern, das zuletzt als Felssturz niedergeht. Seine Beobachtung hat ihn gelehrt, daß kaum auf eine Weise das Innere eines Menschen sicherer und gründlicher zu revolutionieren ist, als indem man den Neid auf den Nebenmenschen wachruft. Von dieser Erfahrung ausgehend, weiß er Mißtrauen und Groll zu säen zwischen Bruder und Bruder, zwischen Vater und Sohn, Arbeitgeber und Arbeitnehmern, Vorgesetztem und Untergebenen, Gönner und Schützling. So ist „Der Apotheker von Klein-Weltwil" einer der gestaltenreichsten Romane, die der Dichter uns bisher gegeben; er wird den Leser auch dann noch lange beschäftigen, wenn er das Tun des Helden, die Schicksale der übrigen Weltwiler bis zum Ende des Romans verfolgt hat, dessen tiefsten Sinn eine der Figuren des Romans in dem Ausspruch formuliert, daß „der Neid der Fluch und der Segen der Welt ist". —y—

Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. Von Hano Witte. 2 Bände. Leipzig 1911, Otto Wigand.

Die durchweg auf Archivalien beruhenden Schilderungen führen in die Zeiten zurück, in denen das Prügeln der leibeignen Bauern durch die Wirtschaftsschreiber kein seltenes Ereignis war, die Staatsordnung weder vermochte das Entlaufen der Bauern über die Grenze zu hindern noch die Schwärme von Bettlern, Vagabunden und Gaunern unschädlich zu machen. Die Förderung des Verbrechens durch öffentliche Einrichtungen ist eine der bezeichnenden Kapitelüberschriften. Auf Grund dieser trüben Zustände tritt der gute Wille des Landesfürstentums hervor, die agrarischen Mißstände zu bessern und für die öffentliche Sicherheit Vorsorge zu treffen, so im besonderen durch die Errichtung einer Gendarmerie, deren hundertster Gedenktag, der 1. Juni 1912, den Anlaß zur Abfassung des Werkes gegeben hat. Es ist nicht die „gute" alte Zeit, sondern die schlechte von der Mitte des 18. bis zu der des 19. Jahrhunderts, die der Leser kennen lernt. —lth—

Richard Wagner und die englische Literatur. Von Dr. Kurt Reichelt. Leipzig, Xenien-Verlag. 179 S.

Eine wertvolle Doktorarbeit wird hier in erweiterter Fassung dargeboten. Angeregt offenbar von Professor Koch in Breslau (dem Wagnerbiographen), gibt Reichelt einen Ueberblick über alle Fäden, die sich von England her zu R. Wagner hinüberspinnen. Im Mittelpunkt steht natürlich Shakespeare. Insbesondere wird „Maß für Maß" mit dem „Liebesverbot" verglichen, das übrigens jetzt im 11. Band von Wagners Schriften gedruckt vorliegt. Ebenso untersucht der Verfasser das Verhältnis zwischen Bulwers Roman und Wagners Rienzidrama. Andre englische Einflüsse weist er zum Beispiel im „Fliegenden Holländer" nach (die Erläuterungen in Liszts Schriften sind von der Fürstin Wittgenstein!). Auf Walter Scott führt er die Verwendung jener Art von Vision zurück, deren Inhalt sich sofort erfüllt. Auch zu Carlyle wird Wagner in Beziehung gebracht. Da es sich bei dem allem nicht um trockene und mechanische Aufzählung handelt, sondern die Urteilsfähigkeit und lebendige Auffassung des Verfassers überall aufs angenehmste hervortritt, so darf das Büchlein weiteren Kreisen empfohlen sein. Dr. K. Grunsky.

Wehr und Gegenwehr. Vorworte zur dritten und vierten Auflage der Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann. 108 S. M. 1.—.

Das Heft ergänzt in dankenswerter Weise die Volksausgabe der Grundlagen, die ohne die hier mitgeteilten Vorworte erschienen ist. Der Verfasser bietet in ihnen vor allem eine Verteidigung des Dilettantismus, eine Auseinandersetzung mit der Schrift von Delitzsch über Babel und Bibel und eine Rechtfertigung seiner Unterscheidung zwischen „römisch" und „katholisch": er will die römische Priesterherrschaft bekämpfen, ohne darum die katholische Religion zu bekämpfen. Br.

Digitized by Google

Deutsche Museen. Von Valentin Scherer. Mit 24 Abbildungen. Jena, E. Diederichs. Brosch. M. 10.—.

Schon der Untertitel: „Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unsrer öffentlichen Kunstsammlungen" legt den Hintergrund fest, vor dem der Verfasser seine Museumsgeschichte entwickelt. Nicht um peinliche Vollständigkeit ist es ihm zu tun, er gibt vor allem typische Beispiele, an denen der Fortschritt sichtbar wird; und wenn man breiterer Schilderung des Details begegnet, so dient sie zur Verdeutlichung der Grundlinien der Entwicklung. Der Beginn derselben in der Renaissance, wo die „Kunst- und Raritätenkammern", dem universalistischen Zeitgeist gemäß, chaotische Stapelplätze bildeten; der weitere Fortschritt aus der Enge fürstlich-privater Galerien und Kabinette zu Neugestaltungen nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; der langsame Uebergang von einseitig rückschauender Kunstwertung zum warmen Gefühl für die Schöpfungen der eignen Zeit; die neue Bedeutung, die das Museum für die junge Kunstwissenschaft wie für die Allgemeinheit als Quelle der Volksbildung und -kultur gewann; — bis zu den neuesten Zielen, die im Kaiser-Friedrich-Museum einen prägnanten Ausdruck fanden: diesen Verlauf an der Hand des Werkes zu verfolgen, ist von hohem sachlichen und allgemeinen Interesse. Oskar Beyer.

L'Esprit Public en Allemagne vingt ans après Bismarck. Par Henry Moysset. Paris 1911, F. Alcan. Fr. 5.—.

Das Buch besteht im wesentlichen aus Abhandlungen, die der Verfasser, der mehrmals längere Zeit in Deutschland war, von 1908 bis 1911 in der „Revue des Deux Mondes" und im „Correspondent" veröffentlichte. Seine Absicht war, die ökonomische und soziale Umgestaltung zu schildern, die sich in der Zeit nach Bismarck in Deutschland vollzogen hat, und ihre Rückwirkung auf die innerpolitischen Verhältnisse darzulegen. „Wir wollen zeigen," schreibt er, „welche neuen und unablässig aus der unergründlichen Tiefe des Trachtens eines gewerbefleißigen Volkes sich neu kräftigenden Energien den Verfall eines antiken und halbfeudalen Agrarstaates beschleunigen, um an seine Stelle einen demokratischen Staat zu setzen." Inwieweit dies Moysset gelungen ist, kann hier nicht untersucht werden; wir müssen uns damit begnügen, auf das interessante, wenngleich von Einseitigkeiten und irrtümlichen Voraussetzungen nicht freie Buch hinzuweisen. E. M.

Fräulein Kapitän. Seeroman von Sophus Bonde. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Seinen beiden ersten Büchern „Schimannsgarn" und „Im Scheine des Nordlichts" hat Sophus Bonde jetzt dieses dritte folgen lassen. Er führt uns wieder wie in „Schimannsgarn" an Bord eines Segelschiffes, läßt uns Freuden und Gefahren weiter Segelschiffahrten miterleben und die alten Seebären belauschen, wie sie in den Stunden der Erholung ihr „Garn" spinnen. Auch diesmal fesselt uns die Handlung mit ihrer dramatischen Belebtheit und der abenteuerlichen Buntheit der Ereignisse von Anfang bis zum Schluß. Die mutige schmucke Kapitänstochter, die so fröhlich mit ihrem Vater ihre erste große Fahrt antritt, die die letzte ihres Vaters werden soll, gewinnt sogleich das Herz des Lesers durch ihre frische Anmut und Natürlichkeit und wächst allmählich unter allerlei Heimsuchungen und Gefahren zu heldenhafter Tüchtigkeit und Charakterstärke heran. Um diese anziehende Hauptfigur gruppiert sich eine große Anzahl andrer Personen, alle gleich lebendig und anschaulich gezeichnet, und die Handlung, in der die bunte Phantastik orientalischer Märchen mit dem düsteren Ernst nordischer Meersagen abwechselt, spielt sich vor dem gewaltigen Hintergrund des bald lieblichen, bald mörderischen, immer wechselnden und farbenreichen Ozeans ab. —y—

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aathal, Werner v., Suka-Bumi Estate. Novelle aus dem Tabakpflanzerleben Delis. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Adrianopel und die Zukunft Europas. Ein Mahnwort an die Großmächte und Völker Europas. Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. 40 Pf.

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 54 bis 60. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Cie. à M. 2.—.

Blum, Jean, J.-A. Starck et la Querelle du Crypto-Catholicisme en Allemagne 1785—1789. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 4.—.

Blum, Jean, La vie et l'œuvre de J.-G. Hamann le „Mage du Nord" 1730—1788. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 4.—.

Bombe, Walter, Geschichte der Peruginer

Digitized by Google

Malerei bis zu Perugino und Pinturicchio. Berlin, Bruno Cassirer. Geh. M. 16.—, geb. M. 19.—.

Borne, von dem, Der Italienisch-Türkische Krieg. Die Ereignisse des Jahres 1912. Oldenburg, Gerhard Stalling Verlag. M. 2.50.

Claustus, Sabine, Des Kampfes wert. Roman. Dresden, Heinrich Minden. M. 3.—.

Deutsche Weltpolitik und kein Krieg. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.50.

Dietze, Dr. M., Der wirtschaftliche Imperialismus und die Trusts. Vortrag. Berlin-Charlottenburg, Cordel & Renné G. m. b. H. M. 1.60.

Eichhorn, K., Wirtschaftspolitik und Volkswirtschaft. Hildesheim, August Lax. Geh. 80 Pf.

Fester, Richard, Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 5.—.

Fick, Dr. Richard, Praktische Grammatik der Sanskrit-Sprache für den Selbstunterricht. Wien, A. Hartleben's Verlag. M. 2.—.

Fink, Carl, Ein verteufelter Spaß. Politische Komödie in 3 Akten. Leipzig, Richard Lipinski. M. 2.—.

Forschung und Wissen. Nachrichten vom wissenschaftlichen Büchermarkt für Gelehrte und Ungelehrte. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Gravenitz, G. v., Geschichte des Italienisch-Türkischen Krieges. 2. Lieferung. Berlin, R. Eisenschmidt. M. 3.—.

Gröber, Gustav, Ueber die Quellen von Boccaccios Dekameron. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. M. 1.50.

Hildebrandt, Hermann, Planeten. Dichtungen. Stuttgart, A. Bonz Erben. Leinen geb. M. 6.—, Leder geb. M. 8.—.

Hoffmann, Camill, Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hofmann, Arthur, Anno 1813. Historisches Schauspiel in 3 Akten. Leipzig, Richard Lipinski.

Koser, Reinhold, Geschichte Friedrichs des Großen. III. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Krollmann, C., Landwehrbriefe 1813. Ein Denkmal der Erinnerung an den Burggrafen Ludwig zu Dohna-Schlobitten. Danzig, A. W. Kafemann. M. 7.—.

Kuhlenbeck, Ludwig, Die Entwicklungsgeschichte des Römischen Rechts. V. Band. München, J. F. Lehmanns Verlag. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Lippiner, Siegfried, Adam. Ein Vorspiel. Hippolytos. Tragödie. Stuttgart, W. Spemann.

Littmann, Leo, Das europäische Friedensproblem. München, Hans-Sachs-Verlag. M. 1.—.

Münzer, Kurt, Mein erster Hund. Eine Geschichte von Ares und Eros. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Muret, Gabriel, Jérémie Gotthelf. Sa vie et ses œuvres. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 10.—.

Neophilosophos Tis. Der Mensch und seine Kultur. Neue Ausblicke auf ihre Entwicklung. Konstanz, Ernst Ackermann. M. 8.—.

Pratella, Balilla, Musica Futurista per Orchestra. Bologna, F. Bongiovanni. L. 10.—.

Rumpf, Fritz, Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren. Soldatenlieder. Berlin, Erich Reiß Verlag. Geb. M. 2.80.

Schaukal, Richard, Beiläufig. München, Georg Müller.

Schaukal, Richard, Neue Verse 1908—1912. München, Georg Müller.

Schaukal, Richard, Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit. München, Georg Müller.

Schwellenbach, Robert, Der Wert des Lebens und der Sinn der Religion. Berlin, Leonhard Simion Nf. M. 1.80.

Spies, Georg, Petroleum-Monopol-Gewinn-Tabellen. Dresden, Dr. Güntzschen Stiftung.

Spies, Georg, Die Leuchtöl-Disponibilität für ein Deutsches Petroleum-Monopol. Berlin, Arthur Scholem Buchdruckerei.

The Review of Reviews. April-Heft: The Conquest of the air by Count Zeppelin. London, W. H. Smith & Sohn.

Treitschke, Heinrich v., 1813. Leipzig, S. Hirzel. M. 2.—.

Vater, O., Die blühenden und erloschenen Orden und Ehrenzeichen der ganzen Welt. Rudolstadt, Otto Mark. M. 1.85.

Vecchio, Dr. Giorgio Del, Ueber einige Grundgedanken der Politik Rousseaus. Berlin, Dr. Walther Rothschild.

Vogel, Dr. Paul, Beiträge zur Geschichte des Kölner Kirchenstreites. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. M. 3.—.

Wille, Bruno, Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Gedanken und Versen führender Geister. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 2.—.

Winckler, Prof. Dr. Axel, Ueber das Fachinger-Wasser. Berlin, Kgl. Mineralbrunnen, Siemens Erben.

Winterstetten, Dr. K. v., Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. München, J. F. Lehmanns Verlag. M. 1.—.

Wundt, Theodor, Hinauf. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 4.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Neue Gruppierungen auf dem Balkan

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn auch durch die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz, das Petersburger Protokoll und den Bukarester Frieden der schwierigste Teil des Balkanproblemes eine im allgemeinen befriedigende Lösung gefunden hat, befriedigend vor allem deshalb, weil sich dieser Prozeß ohne Implizierung der Großmächte vollziehen durfte, so hat die neue Ordnung der Dinge doch so viele Enttäuschungen gebracht, so viel kaum verhehlten Groll zurückgelassen, daß man Zweifel an der Dauerhaftigkeit des geschaffenen Zustandes nicht ohne weiteres unterdrücken kann. Vorläufig sind wohl die Verbündeten an Menschen wie an Geld zu sehr erschöpft, um an eine Revision der Bukarester Vereinbarungen denken zu können. Allein am politischen Horizont beginnen sich neue Gruppierungen abzuzeichnen, die für die künftige Gestaltung der Dinge auf dem Balkan von entscheidender Bedeutung sein können und denen vor allem Oesterreich-Ungarn, als die nächstbeteiligte Macht, die vollste Aufmerksamkeit wird zuwenden müssen. Es liegt auf der Hand, daß durch den namhaften Zuwachs an territorialem Umfang und Bewohnerzahl, den die Balkanstaaten erfuhren, das Verhältnis der Monarchie zu ihnen wesentlich beeinflußt werden wird.

Dies gilt zunächst von Serbien. Seit ihm durch die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Oesterreich-Ungarn die Hoffnung ein für allemal geraubt wurde, sich in diesen Ländern festsetzen zu können, sieht es in der Nachbarmonarchie seinen Todfeind. Der reiche Gewinn, den Serbien aus dem Balkankriege heimbrachte, vermochte es nicht freundlicher zu stimmen. Trotzdem Oesterreich-Ungarn die von Frankreich gewünschte Desinteressementserklärung nicht abgegeben hatte, verharrte es während der ganzen Dauer des Krieges in der Rolle des Beobachters; es besetzte nicht einmal den Sandschak Novibazar, welcher Fall im Bündnisvertrage ausdrücklich vorgesehen war und Bulgarien zur Hilfeleistung verpflichtete; es erntete schließlich für sein „mehr als wohlwollendes" Verhalten sogar die Anerkennung des serbischen Gesandten in Sofia, Spalajkovic, der nicht wohl zu den Freunden Oesterreich-Ungarns gezählt werden kann. Und doch grollt man heute in Serbien Oesterreich-Ungarn mehr denn je. Weshalb?

Nach dem Plane der Verbündeten sollte Albanien zwischen den angrenzenden Balkanstaaten geteilt und dadurch Serbien der längst ersehnte Zugang zum

Digitized by Google

Adriatischen Meere verschafft werden. Darin lag eine offene Mißachtung der Absichten der zunächst interessierten Großmächte. Für den Fall, als der Statusquo n der europäischen Türkei nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre, ein dies certus an, incertus quando, hatten sie sich seit langem über das Schicksal der einzelnen türkischen Provinzen verständigt. In der Reichstädter Konvention von 1876 wie in der Nachtragskonvention zum Budapester Abkommen vom 18. März 1877 hatten sich Oesterreich-Ungarn und Rußland dahin geeinigt, daß Albanien beim Zusammenbruche der Türkei die volle Autonomie eingeräumt werden solle. Diese Abmachungen waren zu Beginn des Balkankrieges längst kein Geheimnis mehr. In höherem Maße als Rußland mußte Italien an der Zukunft Albaniens gelegen sein. Bald nach den ebenerwähnten Abmachungen mit Rußland und vielleicht in Kenntnis ihres Inhaltes besuchte am 17. September 1877 Crispi den deutschen Reichskanzler in Gastein und erklärte ihm unter anderm, Italien könne eine Festsetzung Oesterreich-Ungarns in Bosnien nicht gestatten, worauf Bismarck erwiderte, Italien könne sich ja dann Albanien nehmen. Crispi meinte zwar, Italien wüßte nicht, was es damit anfangen sollte; allein seit jener Zeit verfolgte man in Rom mit gespannter Aufmerksamkeit den zunehmenden Einfluß Oesterreich-Ungarns in jenen Gebieten. Dieser bedenklichen Situation, die leicht zu Konflikten zwischen den seither verbündeten Mächten hätte führen können, wurde bald nachher durch formelle Abmachungen ein Ende gemacht. Im Jahre 1899 kam zwischen den damaligen Ministern des Aeußern Visconti Venosta und Goluchowski eine Vereinbarung zustande, die später wiederholt bestätigt und erweitert wurde, des Inhaltes, daß Albanien für Oesterreich-Ungarn wie für Italien ein noli me tangere bilden solle. In dem Falle aber, als der Statusquo dort nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre, würden beide Kabinette für die Autonomie Albaniens eintreten. In den österreichisch-ungarischen Delegationen wie in der italienischen Kammer wurde von kompetenter Seite wiederholt auf diesen österreichisch-italienischen Akkord hingewiesen. In einer Sitzung vom 18. Dezember 1906 äußerte sich der damalige italienische Minister des Aeußern, Tittoni, darüber mit folgenden Worten: „Die politische Autonomie der Balkanstaaten auf dem Prinzipe der Nationalität ist die einzige Lösung, die Italien und Oesterreich-Ungarn anstreben müssen, wenn der Statusquo nicht mehr aufrecht zu erhalten sein sollte."

Angesichts dieses klaren Sachverhaltes konnte es für Serbien nicht überraschend kommen, daß der österreichisch-ungarische und der italienische Vertreter auf der Londoner Botschafterkonferenz die Schaffung eines selbständigen Albanien vorschlugen und mit diesem Antrage durchdrangen. Ebenso natürlich und nur eine Konsequenz dieses Beschlusses war es, daß die serbische Regierung aufgefordert wurde, ihre Truppen aus dem Albanien zuerkannten Gebiete zurückzuziehen. Daß dies wiederholt geschehen mußte, war nur ihre Schuld. Und doch erblickte man darin einen neuen Beweis der Feindseligkeit Oesterreich-Ungarns. An Entgegenkommen hatte es das Wiener Kabinett nicht fehlen lassen. Es stimmte ohne weiteres zu, daß Serbien ein neutraler Hafen an der Adria

Digitized by Google

eingeräumt werde, der mit Serbien durch eine neutrale, unter internationaler Kontrolle stehende Bahn, auf der auch Kriegsmaterial transportiert werden darf, verbunden werden soll; es hat sich bereit erklärt, Serbien bei der Ordnung seiner Verhältnisse in den neuerworbenen Länderstrichen und auch auf wirtschaftlichem Gebiete weitgehende Zugeständnisse zu machen. Es bemühte sich umsonst. Schließlich hätte Serbien zu einer Zeit, wo die Angliederung volksfremder Elemente ihm manche schwierige Aufgabe zu lösen gibt, doppelten Grund, durch ein gutes Verhältnis zur Nachbarmonarchie sich den Rücken zu decken. Solange die Erkenntnis der Notwendigkeit einer andern Orientierung der serbischen Politik sich nicht durchgerungen hat, wird man in Serbien einen zumindest unzuverläßlichen Nachbarn erblicken und daraus seine Folgerungen ziehen müssen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Verhältnis Oesterreich-Ungarns zu Serbien wie zu Rumänien zum Teil durch nationale Fragen ungünstig beeinflußt wird. Die Klagen über angeblich schlechte Behandlung der auf österreichischem und ungarischem Boden ansässigen Südslawen und Rumänen tauchen, namentlich in kritischen Zeiten, immer wieder auf und finden selbst an Stellen Gehör, von welchen man eine unbefangenere Auffassung erwarten könnte. Es mutet beispielsweise sonderbar an, wenn bei Besprechung des Seton-Watsonschen Werkes über die südslawische Frage in einer angesehenen deutschen Revue die Südslawen als „Menschen" bezeichnet werden, „denen Ungarn und Deutsche die Hälfte des Bodens und das Licht der Sonne zu rauben bemüht sind". Das Urteil leidet wohl an einer gelinden Uebertreibung, aber zugegeben mag werden, daß in Oesterreich die Deutschen, in Ungarn die Magyaren die herrschende Rasse sind. Sie sind es, weil sie die relative Majorität der Bevölkerung und das staatenbildende Element darstellen. Eine Umgestaltung des bestehenden staatsrechtlichen Zustandes im Sinne einer erweiterten Autonomie der nationalen Minoritäten würde, abgesehen von sachlichen Schwierigkeiten, wie das Schicksal des deutsch-böhmischen, des polnisch-ruthenischen Ausgleiches usw. zeigt, an dem Widerstande der Deutschen in Oesterreich und der Magyaren in Ungarn scheitern. Nationale Minoritäten sind eben für jeden Staat eine Verlegenheit. Man denke nur an die Polen, Elsässer und Dänen in Deutschland, an die Polen und die Bewohner der Ostseeprovinzen in Rußland, an die Iren und Ulsterleute in England. Gelingt es nicht, sich die Sympathien solcher Minoritäten zu erwerben, denen es übrigens in der Regel gar nicht so schlecht geht, wie sie glauben machen möchten, dann ist das Verhältnis des Gesamtstaates zu ihnen eben eine Machtfrage.

Wie wenig geraten es ist, sich über die Beschlüsse der Großmächte hinauszusetzen, hat das zweite von Serben bewohnte Königreich, Montenegro, am eignen Leibe erfahren müssen. Für das an Menschen und Geld gleich arme Land sind die Wunden, die ihm der Krieg geschlagen hat, doppelt empfindlich.

Der dritte Ansprecher auf albanisches Gebiet, Griechenland, kämpft zurzeit noch um einige Landstriche im Süden. Allein es ist zu erwarten, daß es sich, wie der russische Ministerpräsident Kokowzew unlängst sagte, „vor dem

Digitized by Google

Willen Europas beugen" werde. Welche Stellung Griechenland künftighin im Areopag der Balkanstaaten einnehmen wird, ist vorläufig eine offene Frage. Nur so viel scheint nach einer Aeußerung des neuen griechischen Gesandten in Petersburg, Dragumis, festzustehen, daß zwischen Griechenland und Serbien ein formelles Bündnis besteht. San Giuliano, der gegenwärtige italienische Minister des Aeußern, sagt in einem seiner interessanten albanesischen Briefe, der vom 19. Juni 1903 datiert ist, der Hellenismus sei eine schätzbare Kraft, die einmal, ebenso wie die Rumänen, die Albanesen und die Magyaren, als Wehr gegen das auf den Balkan eindringende Slawentum dienen könne. Es wird abzuwarten sein, ob sich Griechenland dieser Mission bewußt bleibt. Vorläufig ist es ein unsicherer Faktor. Die Ereignisse des vorigen Herbstes, die offene Desavouierung des zu Deutschland hinneigenden Königs durch das franzosenfreundliche Ministerium, die warme Unterstützung seiner Pläne durch die französische Regierung und Presse sind jedenfalls bedenkliche Symptome, insbesondere in Anbetracht der Rolle, welche Griechenland bezüglich der Erhaltung des Gleichgewichtes im Mittelmeer zufallen wird.

Von größter Bedeutung für die künftige Gestaltung der Dinge auf dem Balkan wird die Haltung Rumäniens sein. Von jeher ein Faktor der Ruhe und Ordnung, hat es zur Zeit der größten Verwirrung sein ausschlaggebendes Wort in die Wagschale geworfen. Es mag hier daran erinnert werden, wie man sich die künftige Stellung und die Aufgabe dieses Staatswesens, das sich so früh von der Türkei loslöste und die Unabhängigkeit erwarb, damals und auch noch später vorstellte. Kaum ein halbes Jahr nach der Unterzeichnung des Pariser Friedens, am 4. September 1856, schrieb Cavour an den sardinischen Geschäftsträger in London: „Die rumänische Nationalität bildet ein Gegengewicht, welches sich zum Nutzen der Pforte und Europas der gefährlichen Entwicklung des Panslawismus' entgegenstellt." Dieses Axiom, ein Nachklang des Krimkrieges, behielt auch seither seine Geltung. Im Jahre 1868 erteilt Marchese Pepoli, der italienische Gesandte in Wien, dem damaligen Fürsten Carol allerlei gute Ratschläge über die zu beobachtende Politik. In dem vom 24. November 1868 datierten Briefe heißt es u. a.: „Rumänien hat die Aufgabe, das Vordringen der slawischen Ueberschwemmung im Oriente zu verhindern." Fast mit denselben Worten äußert sich Fürst Bismarck gelegentlich eines Gespräches, das er am 29. Juli 1879 in Kissingen mit dem rumänischen Minister Sturdza hatte: „Rumänien bildet," so lauteten seine Worte, „eine eiserne Barriere zwischen Bulgarien, das eine russische Provinz jenseits der Donau zu sein scheint, und dem eigentlichen Rußland. In Rußlands Interesse liegt es, diese Barriere niederzureißen." Das war auch das Glaubensbekenntnis des Grafen Andrássy. In einem nach Niederlegung seines Amtes an den König Carol gerichteten Abschiedsbriefe vom 21. April 1880 heißt es: „Nach meiner Ansicht hat Rumänien in seinem nationalen wie im europäischen Interesse den gleichen Beruf wie Oesterreich-Ungarn, eine wirksame Barriere gegen die Slawisierung des Orientes zu bilden. Eine Abweichung von dieser Richtung

Digitized by Google

würde für Oesterreich viele Gefahren, für Rumänien den Untergang nach sich ziehen müssen." Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß die führenden Männer der heute zum Dreibund vereinigten Mächte sich in dieser Auffassung der Mission Rumäniens begegneten.

Ist es ihr treu geblieben? Als Bulgarien auf allen Seiten eingekreist, am Ende seiner Hilfsquellen angelangt war, trat Rumänien auf den Schauplatz und, man kann wohl sagen, diktierte die Friedensbedingungen. Bulgarien kam dabei schlecht weg. Nicht bloß das mit blutigen Opfern erkämpfte Adrianopel wurde ihm wieder entrissen, auch ein großes Stück Mazedoniens mit überwiegend bulgarischer Bevölkerung mußte es räumen, auf den wertvollen Hafen von Kavalla verzichten und zu guter Letzt als der einzige unter den Bundesgenossen sogar einen Teil seines alten Besitzes abtreten. Als Beweggrund für sein Verhalten gab Rumänien die Herstellung oder Aufrechthaltung des Gleichgewichtes auf dem Balkan an. Es war mit andern Worten die Furcht vor einem allzu großen Machtzuwachse Bulgariens. Diese Sorge datiert weit zurück. In einem Gespräche, das König Carol am 30. August 1880 in Berlin mit dem Fürsten Bismarck hatte, wies letzterer auf die schwierige Lage Rumäniens zwischen Rußland und dem unter russischem Einflusse stehenden Bulgarien hin, worauf König Carol erwiderte, eine wirkliche Gefahr für Rumänien werde erst dann vorliegen, wenn es zur Bildung eines Großbulgariens käme.

Ist aber Bulgarien auch heute noch als russischer Vorposten anzusehen? Hat es nicht auffällige Anläufe genommen, sich von Rußland zu emanzipieren? Und dürften schließlich seine allfälligen Expansionsbestrebungen sich nicht eher nach einer ganz andern Seite richten als nach einer Wiedererwerbung der Dobrudscha, die ja durch die neuerdings an Rumänien abgetretenen Gebiete genügend gesichert ist? Bulgarien bildet heute viel eher ein Hindernis für ein Vordringen Rußlands nach den Meerengen, als eine Gefahr für das ihm volksfremde Rumänien. Ein Zusammenschluß Rumäniens mit Bulgarien zur Abwehr russischer Velleitäten läge deshalb viel mehr im Interesse beider Länder als ein Bündnis Rumäniens mit Serbien, von dem man wohl in Belgrad mit berechtigtem Stolze spricht, durch das Rumänien aber in Konflikte verwickelt werden könnte, die mit seiner bisherigen Politik im vollen Widerspruche stünden. Rußland hat in der letzten Zeit Rumänien mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Welchen Wert man in St. Petersburg darauf legt, sich Rumäniens zu versichern, zeigen die nicht dementierten Aeußerungen Sasonows einem russischen Journalisten gegenüber. Sie datieren vom 1. November d. J. „Ich bin überzeugt," so lauten seine Worte, „daß in Zukunft die traditionellen russisch-rumänischen Beziehungen von neuem befestigt und gemeinsame ruhmreiche Erinnerungen geschaffen werden, die durch vorübergehende Meinungsverschiedenheiten niemals verdunkelt werden können. Ich zweifle nicht, daß Bulgarien den vollen Wert seiner gegenwärtigen Beziehungen zu Rumänien versteht und daß es keine Lage schaffen wird, die es Rumänien erschweren würde, seine loyale Haltung bis zu Ende zu bewahren." Der Rede Sinn ist nicht dunkel. Daß Rumänien einst in die Lage kommen könne, zwischen Deutschland

Digitized by Google

und Oesterreich-Ungarn einerseits und Rußland anderseits zu optieren, war vorauszusehen. In einem Gespräche, das der Vater des jetzigen Königs von Rumänien, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, im Jahre 1879 zur Zeit des Konfliktes in der Eisenbahn- und Judenfrage mit Kaiser Wilhelm hatte, sagte der Fürst, um ein Nachlassen des Druckes, der von Berlin aus auf die rumänische Regierung geübt wurde, zu erwirken, der Widerstand Bismarcks würde Rumänien schließlich in die Arme Rußlands treiben, und man könne sich nicht verhehlen, daß dadurch eine vollständige Verrückung des Gleichgewichtes im Osten Europas eintreten würde. Und in einem Briefe Bismarcks an König Carol vom 20. Mai 1880 äußert sich der deutsche Reichskanzler folgendermaßen: „Es ist ein Bedürfnis für Rumänien, mit den großen Nachbarmächten im Frieden zu leben, von welchen wenigstens einen zum Bundesgenossen zu haben immer das Ziel der rumänischen Politik bleiben wird."

Rumänien steht vielleicht heute am Scheidewege. Folgt es den Lockungen aus St. Petersburg, verbündet es sich mit Serbien, dem Exponenten Rußlands, mit Griechenland, dem Schützling Frankreichs, wagt es den Sprung in die slawische Hochflut, auf die Gefahr hin, darin unterzugehen, so würde das ein Abschwenken zur Tripelentente und eine Stärkung dieser Mächtegruppe bedeuten. Daraus ergäbe sich eine neue Konstellation, zu der nicht bloß Oesterreich-Ungarn Stellung zu nehmen hätte.

Wie immer die Dinge sich auch gestalten mögen, die Lebensinteressen Oesterreich-Ungarns werden im Dreibund stets den nötigen Rückhalt finden. Er ist aus der gefährlichen Kraftprobe, welche die Ereignisse des letzten Jahres mit sich brachten, unversehrt hervorgegangen. Wohl hat es nicht an Stimmen gefehlt, die, so oft sich nur eine Gelegenheit bot, darauf hinwiesen, daß es zwischen den drei Mächten dort und da doch nicht ganz klappe; wie oft mußte man hören, Deutschland habe Oesterreich-Ungarn im Stiche gelassen, worauf von der andern Seite die Antwort kam, Deutschland hätte eine Politik nicht unterstützen können, deren Ziele so unklar waren. Die verschiedene Stellungnahme Oesterreich-Ungarns und Deutschlands während der Bukarester Friedensverhandlungen, das Wohlwollen, das man in Berlin für Rumänien und Griechenland an den Tag legte, gaben Stoff zu allerhand Klatschereien. Dann wollte man wieder von Meinungsverschiedenheiten zwischen den Kabinetten von Wien und Rom in der albanesischen Frage wissen, die ernste Konfliktsmöglichkeiten in sich geborgen hätten, während sich in der Tat das vertrauensvolle Verhältnis der beiden Mächte zueinander nur noch vertiefte. Alle diese Kombinationen fielen in sich zusammen, als gerade während der kritischsten Zeit der Dreibund erneuert wurde. Gegründet zum Schutz gemeinsamer Interessen, wird er auch in Zukunft der bewährte Hort des Friedens bleiben.

Digitized by Google

Die Kriege von heute

Von

Sir Alfred Turner, Generalmajor

Der Krieg ist trotz des Ausspruches des großen Moltke, daß er „die moralische und physische Hygiene der Völker" ist, unzweifelhaft der größte Fluch, der die Menschheit treffen kann, und ein andrer großer Deutscher, Martin Luther, sagt, nachdem er davon gesprochen hat, wie David, dem die Wahl zwischen Pestilenz oder Krieg zur Strafe für die Sünden seines Volkes gelassen wurde, sich für jene entschied: „Kanonen und Feuerwaffen sind grausame und verdammungswürdige Maschinen. Ich glaube, sie sind die unmittelbare Eingebung des Teufels gewesen. Gegen die fliegende Kugel hilft keine Tapferkeit: Der Soldat ist tot, ehe er die Mittel zu seiner Vernichtung sieht. Wenn Adam in einem Traumgesicht die furchtbaren Instrumente gesehen hätte, die seine Kinder erfinden würden, er wäre vor Kummer gestorben!"

Man hätte annehmen können, daß die gewaltige Entwicklung der Wissenschaft und die große Verbreitung der Zivilisation und noch mehr die enorme Beschleunigung des Reisens und die gesteigerte Erleichterung des internationalen Verkehrs zur festen Begründung des Weltfriedens führen würde. Wenn wir jedoch die Kriege, sogar des gegenwärtigen, noch in seiner Kindheit befindlichen Jahrhunderts betrachten: den Krieg in Südafrika zwischen Buren und Engländern; den schreckensvollen Kampf zwischen Rußland und Japan, dessen Wirkung die war, daß das letztere Land sich als einer der mächtigsten Staaten der Erde erwies; den Türkisch-Italienischen Krieg und schließlich den scheußlich grausamen und greuelvollen Balkankrieg, in dem die Wildheit des Tigers und die Dummheit des Esels die Oberhand hatten, in dem alle beteiligten Mächte, mit Ausnahme einer einzigen, nacheinander sich gegen ihre Freunde und Verbündeten wandten und die Türkei, zuerst der gemeinsame Feind aller, unbekümmert um die leeren Drohungen der sog. Großmächte, dank dem zwischen ihren Feinden ausgebrochenen Streit nach und nach die Beute sammelt und alles wieder bekommt, was sie verloren hat — so kann man wohl sagen, daß der Haager Kongreß, der vielgerühmte Friedenspalast und die Bemühungen der Friedensfreunde alle vergeblich sind, und daß der Krieg, die Vereinigung und Konzentration aller Schrecknisse und Scheußlichkeiten, aller Verbrechen und Leiden, die die Menschheit sich aufbürden lassen und ertragen kann, so lange bestehen wird, wie die menschliche Natur bleibt, was sie gewesen ist, was sie ist und was sie sein wird, so lange sicherlich, als die Welt unter den gegenwärtigen Verhältnissen weiterbesteht. Die Theorie, daß eine Abrüstung möglich sei, ist ein Ideal jener, die in den Wolken leben. Es ist keine Abrüstung möglich, wenn nicht alle Nationen gleichzeitig abrüsten, und was die Einschränkung der Rüstungen betrifft, so wird jede Nation, und zwar mit voller Berechtigung, nicht auf das Recht verzichten, selbst zu entscheiden, was sie für ihre eignen Zwecke braucht.

Digitized by Google

Uebrigens muß man bedenken, daß der Krieg keineswegs auf zivilisierte Nationen beschränkt ist; der allerfanatischste Idealist kann kaum annehmen, daß unzivilisierte Länder „auf die Stimme des Zauberers hören" und ihre Kriegsmacht verringern würden, besonders, wenn sie das Beispiel der christlichen Nationen betrachten! Abrüsten oder die Rüstungen einschränken würde im Falle der letzteren die Schwächung der zivilisierten Rassen gegenüber den unzivilisierten bedeuten und zu einer verhängnisvollen Katastrophe führen.

Unglücklicherweise, aber unbestreitbar ruht in unserm zwanzigsten Jahrhundert der Weltfriede auf der bewaffneten Macht, und solange dies der Fall ist, wäre es für jede Nation die reine Torheit, ihre Kriegsmacht zu vermindern und für ihre Sicherheit sich auf die Mäßigung ihrer stärkeren und wachsameren Nachbarn zu verlassen.

Nichts andres als die Stärke seiner Rüstungen ist die höchste Sicherheitsgarantie eines Volkes, und diese Stärke wird darauf hinwirken, den Krieg abzuwenden, wie sie kürzlich trotz des siedenden Kessels auf der Balkanhalbinsel jeden Zusammenstoß zwischen den Großmächten verhütet hat, die klugerweise, welcher Art immer auch ihre Gefühle und Sympathien waren und welche Aussichten sie auch möglicherweise hatten, aus einem Krieg Vorteil zu ziehen, sich nicht darauf einließen, in dem Bewußtsein, daß solch ein Krieg mit den modernen Werkzeugen und Hilfsmitteln der Zerstörung Greuel und finanziellen Ruin und selbst für den Sieger auf Jahre hinaus einen Rückgang in allem Wohlstand und allem Fortschritt bedeuten, die sämtlichen Märkte der zivilisierten Welt aber große Veränderungen erleiden und für lange Zeit reaktionsunfähig werden würden. Europa verdankt den Frieden, dessen es sich in den letzten Jahren erfreute, mehr als irgend etwas anderm dem Deutschen Kaiser und der gewaltigen, unwiderstehlichen, stets wachsenden Macht Deutschlands. Deutschland hat seine Kriegspartei und seine Jingos so gut wie andre Nationen, aber unter einem klugen, starken Herrscher wie dem Kaiser sind diese unschädlich.

Kriege und Rüstungen können nicht abgeschafft werden, aber es sollte, wie General Izzet Fuad-Pascha ausführt, alles getan werden, um den Krieg so wenig grausam wie möglich zu machen und die grauenhaften Leiden, die von ihm unzertrennlich sind, zu mildern. Es ist in der Tat erfreulich, von ihm zu erfahren, daß während des denkwürdigen Marsches der türkischen Armee auf Adrianopel den Armeekorpskommandeuren der Befehl gegeben wurde, alle Soldaten, die sich mit der Zivilisation im Widerspruch stehende Verbrechen oder Vergehen hatten zuschulden kommen lassen, zu bestrafen, wenn es ihnen notwendig erschien, sogar mit dem Tode.

Er macht zwei Vorschläge, die in der Theorie vortrefflich, aber, wie ich fürchte, praktisch unausführbar sind. Der erste geht auf die Abschaffung der Schrapnells, was praktisch die Abschaffung der Artilleriegeschosse, deren Platzen verheerende Wirkungen verursachte, und das Verschwinden der dadurch nutzlos werdenden Artillerie selbst bedeutet.

Zweitens schlägt er vor, daß eine internationale Kommission von Schieds-

Digitized by Google

richtern die Truppen ins Feld begleiten sollte, wie das bei den Manövern geschieht, um die Funktionen des Unparteiischen auszuüben. Die Mitglieder dieser Kommission sollen eingreifen und dem Gang der Dinge Einhalt tun, wenn der Stärkere die Oberhand über den Schwächeren gewinnt, und so soll der erstere den Vorteil verlieren, daß ihm die Ueberlegenheit in der Zahl oder der Qualität seiner Truppen den Sieg verschafft! Kann irgend jemand etwas Derartiges für möglich halten, daß ein General, der nach einem erbitterten blutigen Kampf seine Ueberlegenheit zur Geltung bringt, dem Mandat eines Schiedsrichters gehorchen wird oder, wenn er es tun würde, daß er imstande wäre, seine Truppen zurückzuhalten und ihnen die Früchte eines mühevollen Kampfes vorzuenthalten? Nein, wenn einmal „Mord gerufen und des Krieges Hund' entfesselt" sind, würde die Stimme einer Kommission oder von Schiedsrichtern ebenso wirksam sein, wie König Knuts Stimme war, als er die herankommende Flut aufhalten wollte.

Die Schrecken des Krieges können auf mancherlei Weise gelindert werden, z. B. durch ausgezeichnete Lazarett- und Transporteinrichtungen und durch solche hygienische Maßnahmen, wie sie die Japaner bei ihrem Krieg mit Rußland trafen — Maßnahmen von einer Vollkommenheit, die niemals wieder erreicht worden ist; ferner durch eine strenge Disziplin, wie sie die Haltung der deutschen Truppen in Frankreich 1870/71 und der Japaner bei der Einnahme von Peking im Jahre 1900 sowie während des Russisch-Japanischen Krieges charakterisierte.

Ich fürchte indes, daß die Abschaffung von Granaten, die platzen, und die Anwesenheit einer Kommission auf dem Schlachtfelde, die einem Kampfe Einhalt tun könnte, wie Schiedsrichter es im Scheinkriege tun, Ideale sind, die sich nicht verwirklichen lassen, ehe nicht der Tag kommt, da die Völker der Erde „ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andre ein Schwert aufheben, und werden fortan nicht mehr kriegen lernen". (Jesaias 2, 4.)

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Es ist wichtig, eine datenmäßige Aufstellung der Ereignisse hier vorzunehmen, um deren Entwicklung zu verfolgen.

Den 16. Oktober stattet Bratianu dem Fürsten Carol seinen Bericht über die Reise nach Livadia ab.

Den 22. Oktober sendet Lord Derby den englischen Botschafter Lord Loftus nach Livadia, welcher am 27. Oktober dort eintrifft.

Digitized by Google

Den 31. Oktober reist Herr v. Schweinitz nach Livadia.

Den 29. Oktober hat Lord Loftus seine erste und am 1. November seine zweite Besprechung mit dem Fürsten Gortschakow.

Am 2. November hat Lord Loftus seine erste Audienz bei dem Kaiser Alexander. Der Bericht des englischen Botschafters enthält folgende Einzelheiten: „J'ai parlé des bruits d'après lesquels la Serbie et la Roumanie songeraient à s'ériger en royaumes indépendants et j'ai dit qu'une pareille mesure serait le premier pas vers la dissolution de l'Empire turc en Europe. L'histoire enseigne qu'il existait autrefois des Royaumes de Bohème, de Serbie et de Pologne, tous trois disparus, et leur dissolution fut due surtout à des dissentions intestines. Admettre aujourd'hui les prétentions de la Serbie et de la Roumanie, serait créer autant de petites Polognes qui finiraient par se fondre en républiques et menaceraient dès lors la paix et la sécurité des Etats limitrophes. — L'Empereur de Russie se borna à repondre: Il n'a jamais été question de faire de la Serbie et de la Roumanie des Royaumes et cela serait une maladresse. —"

Den 22. Oktober, am selben Tage, an welchem Lord Derby den Botschafter Lord Loftus nach Livadia sendete, schreibt Fürst Carol seinem Vater nach Sigmaringen: „In der Hoffnung, daß sich die politische Situation klären würde, zögerte ich, Dir zu schreiben. Die Dinge gestalten sich aber täglich kritischer, und es ist nicht mehr abzusehen, wie der Orient und Europa sich aus dem Chaos herausarbeiten werden. Rußland fordert eine Entscheidung, welche die Großmächte zwingen wird, Farbe zu bekennen. Unsre Stellung fängt an, ungemein schwierig zu werden, und ich verhehle mir nicht, daß wir einer ernsten Zeit entgegengehen, die über die Zukunft Rumäniens entscheiden wird. Vom Okzident her ruft man uns unaufhörlich zu, daß wir nichts zu befürchten hätten, solange wir neutral blieben und an den Verträgen festhielten; im Orient dagegen betont man einerseits, daß wir nach dem Pariser Vertrag ein integrierender Bestandteil der Türkei wären und demnach im Falle eines Krieges besetzt werden können, andrerseits fordert man uns auf, zum Sturze des Osmanischen Reichs nach Kräften mitzuwirken! Hätte man vor Jahren aus Rumänien ein zweites Belgien gemacht — was zwar durchaus nicht nach meinem persönlichen Geschmack gewesen wäre —, würde unsre heutige Stellung definiert sein, und die Diplomatie hätte eine Sorge weniger. Wir müssen uns nunmehr allein herausarbeiten! ... Vorläufig nehmen wir eine abwartende Stellung ein: trotzdem treffen wir alle Maßregeln, um im gegebenen Falle kriegsbereit zu sein ... Die Mission, die ich nach Livadia absandte, wurde mit großer Auszeichnung behandelt; man drückte aber russischerseits sein Befremden über die Ruhe und Gleichgültigkeit aus, die wir gegenüber den Ereignissen jenseits der Donau bewahren. Doch hat die Einberufung der Reserven einen guten Eindruck gemacht und auch die Griechen zu Rüstungen veranlaßt. In Rußland

Digitized by Google

soll die Erregung gegen die Türkei außerordentlich sein — alles drängt zum Kriege. Der Kaiser allein steht wie ein Fels inmitten dieser großen, man kann sagen nationalen Bewegung und sucht in versöhnlichem Geiste zu wirken, um eine friedliche Lösung der orientalischen Frage herbeizuführen. Er will aber den Christen der Türkei ein besseres Los zusichern; nur wenn dies durch eine Entente der Großmächte nicht zu erreichen ist, wird er zu den Waffen greifen. — Aller Augen sind jetzt auf Bismarck gerichtet, der sich in Schweigen hüllt. Im ganzen Orient glaubt man, daß er auf keinen Fall Rußland hindernd in den Weg treten werde, und gibt sich der Hoffnung hin, daß das Dreikaiserbündnis noch nicht erschüttert ist und den Türken Respekt einflößt. Bei ihrem Fatalismus werden sie sich aber lieber in einen Vernichtungskrieg stürzen, als von ihren Traditionen abgehen."

Die Landesvertretung wird am 2. November vom Fürsten in Person mit einer Thronrede eröffnet, welche die frühe Einberufung durch die schwierige politische Lage motiviert, wenn auch andrerseits hervorgehoben wird, daß die Beziehungen Rumäniens zum Auslande die besten sind und sämtliche Schutzmächte das Land ermutigt haben, in seiner neutralen Stellung zu verharren. Sollten aber Gefahren den rumänischen Staat bedrohen, so hoffen wir, daß uns der mächtige Schutz Europas nicht fehlen wird, um die Integrität unsres Territoriums und unsre nationalen Rechte zu verteidigen.

Vom deutschen Kronprinzen wird dem Fürsten ein Brief vom 8. November überreicht, welcher Bemerkungen des Fürsten Bismarck über Rumänien enthält: „Die Lage des Fürsten Karl ist schwierig, obgleich ich nicht überzeugt bin, daß Rußland zum Kriege schreitet, wenn sich niemand mehr findet, der es zurückhält ... Falls es zum Kriege kommt, so glaube ich, daß Fürst Karl am besten tun würde, sich gegen russische Zumutungen nicht ernstlich zu wehren, aber ihnen auch nicht entgegenzukommen, sondern sich auf seine Pflichten gegen die Pforte als Anstandspflichten zu berufen, der Gewalt jedoch zu weichen, die ja von Norden her wohl früher bei ihm eintreffen würde als von türkischer Seite. Er darf sich nicht von irgendwelchem Ehrgeiz, sondern nur von den Traktaten leiten lassen; seine Kräfte fallen zwischen zwei so großen Armeen nicht genug ins Gewicht, um ihm den Respekt des Siegers zu sichern, wenn er seine Macht einwirft. Die Berufung bei Europa auf Verträge bleibt ihm aber, solange er sie hält. Es ist immer ein Titel, wenn auch kein unumstößlicher; jedoch stets von großem Gewicht, falls der etwaige russische Feldzug mißglücken sollte. Ich urteile hierin, als ob ich rumänischer, nicht deutscher Minister wäre, lediglich aus persönlichem Interesse für Seine Hoheit."

Den 28. November trifft aus Konstantinopel, vom Grafen Ignatjew gesandt, Herr von Nelidow in Bukarest ein, um mit der rumänischen Regierung über einen Durchzugsvertrag und über eine eventuelle Teilnahme Rumäniens an der Aktion gegen die Türkei zu verhandeln. Seine Anwesenheit ist tiefstes Geheimnis.

Gleichzeitig langt Ali-Bei an, um ebenfalls ein Einverständnis mit Rumänien gegen Rußland anzubahnen.

Digitized by Google

Der Ministerpräsident teilt dem Fürsten die Anwesenheit des russischen und des türkischen Abgesandten mit. Der Fürst empfängt keinen von beiden und beschließt mit dem Minister, nach beiden Seiten sich reserviert zu verhalten und sich auf den Pariser Vertrag zu berufen.

In den ersten Tagen des Dezember konzentrieren die Türken ihre Truppen längs der Donau und verstärken die Garnisonen von Rustschuk und Widin. Infolgedessen ordnet Fürst Carol die Verlegung einer Infanteriebrigade nach Kalafat und die Befestigung dieses Punktes an, damit die Türken nicht in der Lage sind, sich hier eventuell einen Brückenkopf zu schaffen.

Am 5. Dezember hat sich Bratianu mit dem Botschaftsrat von Nelidow über die Hauptpunkte eines Durchzugsvertrags in 26 Artikeln geeinigt. Von den vier Punkten, die der politische Vertrag behandelt, hat besonders die Formulierung des zweiten Schwierigkeit gemacht, weil der Minister darauf gedrungen hat, daß die Institutionen und politischen Rechte des rumänischen Staates strenge gewahrt würden, und der Fürst verlangt, daß Rußland sich verpflichte, die intégrité actuelle de la Roumanie zu gewährleisten, und dadurch die naheliegende Befürchtung entkräfte, daß es eventuell Ansprüche auf Rückgabe des Teiles von Bessarabien erheben würde, der im Pariser Vertrage der Moldau zugesprochen wurde. Die Verhandlungen werden ganz im geheimen beim russischen Generalkonsul Baron Stuart geführt.

Am 19. Dezember schreibt Fürst Karl Anton seinem Sohne: „Will Rußland à tout prix den Krieg, und es muß ihn wohl wollen, denn für eine Armee wie die russische gibt es nach allem was geschehen ist keinen Rückzug mehr, so wird Dir wohl kein andrer Ausweg bleiben als mit dieser Macht zu gehen. Krieg gegen Rußland zum Schutze der Neutralität scheint mir für Rumänien eine Monstruosität zu sein, die selbst von Europa nicht verstanden werden würde."

Am 30. Dezember sendet Großfürst Nikolaus aus Kischinew einen Offizier seines Stabes, den Obrist Bobrikow, nach Bukarest, um militärische Details des Durchmarsches durch Rumänien zu besprechen. Der Einmarsch des russischen Heeres soll in drei Kolonnen erfolgen; 160000 Mann ständen bereits in Bessarabien.

*

Am 22. Januar 1877 schreibt der Fürst von Hohenzollern aus Sigmaringen: „Inmitten der allgemeinen Verwirrung tritt vorteilhaft die Haltung Rumäniens hervor; daß diese abwartend und nicht herausfordernd gewesen, betrachte ich als ein großes dem Lande später zugute kommendes Glück. Rumänien ist res integra, und Europa ist ihm zu Dank verpflichtet, daß es die Schwierigkeiten der Lage nicht vermehrt hat. Durch seine Mobilmachung hat es bewiesen, daß es existiert und ein Faktor in der europäischen Abrechnung ist ... Wenn es die inneren Zustände der russischen Armee erlauben, so wird Rußland ohne die tiefste Schädigung seines moralischen und materiellen Ansehens nicht mehr umhin können, der Türkei

Digitized by Google

sofort den Krieg zu erklären — und zwar nicht als Mandatar der übrigen Großmächte, sondern auf eigne Faust und eignes Risiko! Die andern Mächte werden sich zu diesem Kriege nach Maßgabe ihrer eignen Interessen stellen, und es ist nicht abzusehen, wie diese sich gestalten werden. Rumänien wird in die tiefste Mitleidenschaft gezogen werden. Die Basis eines solchen Krieges für Rußland ist Rumänien. Eine andre Operationsbasis gibt es nicht. Widerstand gegen Rußland ist unmöglich, man muß daher aus dieser Unmöglichkeit die größtmöglichen Vorteile zu ziehen suchen ... Für ein unterlegenes niedergeworfenes Rumänien wird sich Europa nicht interessieren, nur für ein freies durch keine Verträge gebundenes. Darum Vorsicht und Mäßigung in dieser überaus schweren Krise, die eine entweder heilsame oder den Keim der Vernichtung in sich tragende Uebergangsperiode für Dein Land sein wird."

Den 28. Januar überbringt Baron Stuart einen Brief des Großfürsten Nikolaus für den Fürsten: „Aujourd'hui que les événements politiques peuvent, d'un moment à l'autre, précipiter le terme de l'accomplissement du devoir sacré qui s'impose à l'armée placée sous mes ordres est peut-être appelée à remplir; il ne m'est pas permis d'oublier que, sur la route qu'elle aura à parcourir pour voler au secours de nos frères, se trouve un pays ami, dont nous avons à cœur de respecter l'indépendance, l'autorité et le bien-être, un pays, dont, par la grâce de Dieu et la volonté de la nation, les destinées ont été confiées à Votre Altesse ... En présence de ces préoccupations, je crois de mon devoir de m'adresser à Votre Altesse, en lui proposant de nous entendre d'avance sur les mesures qu'il est nécessaire d'arrêter, afin d'atteindre un but qui doit nous être également cher."

Den 2. Februar antwortet Fürst Carol dem Großfürsten Nikolaus: „Heureux et fier de faciliter par ma position et par les moyens en mon pouvoir la grande œuvre humanitaire entreprise par la Russie, je dois cependant vous déclarer que le réglement officiel des rapports de l'armée impériale avec les autorités de mon pays sera toujours considéré comme un acte politique, et dans cette qualité, il doit faire l'objet d'un arrangement de Gouvernement à Gouvernement. Or la conclusion d'un pareil arrangement, avant que le Cabinet de Sa Majesté l'Empereur aît notifié sa décision à l'Europe, pourrait être considérée par celle-ci comme un acte par lequel mon Gouvernement aurait violé de sa propre initiative les traités par lesquels les Grandes Puissances ont garanti la situation politique du pays. Néanmoins je prie Votre Altesse Impériale d'être bien convaincu que l'armée confiée à Son haut commandement trouvera toujours les plus grandes facilités dans mon pays, même si l'acte officiel devait être signé la veille de son passage."

Am 9. April schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Die theoretische Neutralität ist schon lange ein überwundener Standpunkt, die politische Stellung Rumäniens verlangt, daß es mit dem Stärkeren gehe. Da es keinem Zweifel unter-

Digitized by Google

liegt, daß Rußland im Kriegsfalle bedeutende militärische Erfolge erringen wird, vorausgesetzt daß kein drittes es darin stört, so ist unsre Haltung klar vorgezeichnet. Daß diese den meisten Großmächten mißfallen wird, ist ziemlich sicher; da sie uns aber nichts bieten können und wollen, so müssen wir uns darüber hinwegsetzen. Ein siegreicher Feldzug Rußlands wird unser nominelles Vasallenverhältnis zur Türkei lösen, Europa wird aber niemals zugeben, daß sich Rußland substituiert. Ich kann daher in dieser Beziehung keine Gefahr sehen und fürchte ebensowenig die Preisgabe meines Landes zum Tauschobjekt."

*

Am 14. April 1877 wird Michael Kogalniceanu zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und am 16. April gibt der Fürst Carol Kogalniceanu die nötigen Vollmachten den Vertrag mit Rußland zu unterschreiben mit Baron Stuart, der gleicherweise im Besitze seiner Kaiserlich russischen Vollmachten ist. Am selben Tage reiste General Jon Ghika, Sohn des letzten Fürsten der Moldau, nach St. Petersburg in außerordentlicher Mission mit den unterzeichneten Verträgen ab.

Der Vertrag hat folgenden Wortlaut:

„Agissant d'accord avec les Grandes Puissances, dans le but d'améliorer les conditions d'existence des Chrétiens soumis à la domination du Sultan, le Gouvernement Impérial de Russie a attiré l'attention des Cabinets Garants sur la nécessité d'assurer d'une manière efficace l'exécution des réformes exigées de la Porte.

„Comme l'excitation des musulmans et la faiblesse avérée du Gouvernement Ottoman ne laissent pas espérer des mesures sérieuses d'exécution de la parti des autorités turques, une intervention militaire du dehors peut devenir nécessaire.

„Pour le cas où le développement ultérieur des affaires politiques en Orient obligerait la Russie à assumer cette tâche et à diriger son armée du côté de la Turquie d'Europe, le Gouvernement Impérial, désirant respecter l'inviolabilité territoriale de l'Etat Roumain, est convenu de conclure avec le Gouvernement de Son Altesse le Prince Charles Ier une Convention spéciale, relativement au passage des troupes russes par la Roumanie.

„En conséquence ont été désignés comme Plénipotentiaires:

„De la part de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies le Baron Dimitri Stuart, Conseiller d'Etat, Agent diplomatique et Consul général de Russie en Roumanie, Chevalier de l'Ordre de Saint Wladimir de la 3me Classe, de Saint Anne de la 2de Classe et des ordres étrangers du Lion et du Soleil de la 2de Classe avec la plaque, et de la Croix d'Officier du Saint-Sauveur;

Digitized by Google

„De la part de Son Altesse le Prince de Roumanie, le sieur Michel Kogalniceanu, son Ministre des Affaires Étrangères, Grande Croix de l'Ordre de Sainte Anne de 1re Classe, de la Couronne de fer de la 1re Classe, de l'Aigle Rouge de la 1re Classe, du Medjidié de la 1re Classe;

„Lesquels après avoir échangé leurs pleins pouvoirs, trouvés en bonne et due forme, sont tombés d'accord sur les articles suivants:

„Article 1. Le Gouvernement de Son Altesse le Prince de Roumanie Charles Ier assure à l'armée russe, qui sera appelée à se rendre en Turquie, le libre passage à travers le territoire de la Roumanie et le traitement réservé aux armées amies. Tous les frais qui pourraient être occasionnés par les besoins de l'armée russe, par son transport, ainsi que par la satisfaction de toutes ses nécessités, tombent naturellement à la charge du Gouvernement Impérial.

„Article 2. Afin qu'aucun inconvénient ni danger ne résulte pour la Roumanie du fait du passage des troupes russes sur son territoire, le Gouvernement de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies s'engage à maintenir et à faire respecter les Droits politiques de l'Etat Roumain, tels qu'ils résultent des Lois intérieures et des Traités existants, ainsi qu'à maintenir et à défendre l'intégrité actuelle de la Roumanie.

„Article 3. Tous les détails relatifs au passage des troupes russes, à leur relations avec les autorités locales, ainsi que tous les arrangements qui devaient être pris dans ce but, seront consignés dans une Convention Spéciale, qui sera conclue par les délégués des deux gouvernements et ratifiée en même temps que la présente et entrera en vigueur simultanément.

„Article 4. Le Gouvernement de Son Altesse le Prince de Roumanie s'engage à obtenir pour la présente Convention, ainsi que pour celle mentionnée dans l'Article précédent la ratification requise par les lois roumaines et à rendre les stipulations immédiatement exécutoires.

„En foi de quoi, les Plénipotentiaires respectifs ont revêtu la présente Convention de leurs signatures et du sceau de leurs armes.

Fait à Bucarest, le 4/16 Avril de l'an de grâce 1877.

Baron Dimitri Stuart
Agent diplomatique et Consul
Général de Russie en Roumanie.

M. Kogalniceanu
Ministre des Affaires
Étrangères de Roumanie."

In der Konvention, betreffend den Durchmarsch der russischen Truppen durch Rumänien, die aus 26 Artikeln besteht, ist besonders zu erwähnen der Anfang des Artikels 18: „Il sera établi sur les derrières de l'armée russe une ligne et des points d'étapes, à l'exclusion de la ville de Bucarest, où il n'y aura pas de troupes russes."

Am 18. April wird aus Calafat berichtet, daß in Widin größere Truppen-

Digitized by Google

bewegungen wahrzunehmen sind und viele Schiffe vor der Festung liegen. Osman Pascha ist dort eingetroffen; er stand bis jetzt, noch vom serbischen Kriege her, mit 35000 Mann zwischen Nisch und Widin.

Am 19. April schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Ich habe keinen Moment frei. In wenigen Tagen bricht der Krieg aus: es werden harte Zeiten für Rumänien kommen. Die Türken drohen mit Einfällen ins Land. Calafat wird schwer zu halten sein, weil wir dort über zu wenig Truppen verfügen. Bukarest muß mit 30000 Mann gedeckt werden."

Am 22. April erklärt Rußland der Hohen Pforte den Krieg, und die russische Botschaft verläßt Konstantinopel.

Am 23. April trifft der russische Kaiser mit dem Thronfolger in Kischinew ein, hält eine Revue über die dort zusammengezogenen Truppen, erläßt ein Kriegsmanifest und gibt den Befehl zur Ueberschreitung der türkischen Grenzen in Europa und Asien.

Am 25. April hat die Regierung im „Moniteur" den erfolgten Einmarsch der Russen bekannt gemacht und erklärt, daß sie es ablehnen müsse, vor Zusammentritt der Kammern den Russen gegenüber irgendwelche Verbindlichkeiten zu übernehmen: aus diesem Grunde habe sie auch die rumänischen Truppen angewiesen, sich ins Innere des Landes zurückzuziehen, und den Anwohnern der Donau geraten, Leib und Habe in Sicherheit zu bringen. Den Behörden endlich habe sie verboten, mit den Russen in offiziellem Verkehr zu treten.

Der Großwesir gibt durch ein Telegramm der rumänischen Regierung offizielle Kenntnis von der erfolgten Kriegserklärung und spricht die Erwartung der Hohen Pforte aus, daß Rumänien nunmehr handeln werde, wie es den Verträgen, die es mit dem Osmanischen Reiche verknüpfe, entspreche.

Am 26. April eröffnet der Fürst persönlich die außerordentliche Sitzung der Kammer und des Senats. Die Thronrede hebt hervor, daß die Hohe Pforte und die Garantiemächte dem Lande trotz aller Bemühungen seiner Regierung die Neutralität, die man als Pflicht von ihm verlange, nicht als Recht hätten zuerkennen wollen. Von allen verlassen, könne Rumänien jetzt nur noch auf sich selbst zählen und müsse einzig und allein darauf bedacht sein, zu verhüten, daß es zum Kriegsschauplatz werde. Die russischen Truppen seien zwar eingerückt, würden aber die Landeshauptstadt nicht berühren, zum Zeichen, daß Rußland, welches eine der garantierenden Mächte sei, die politische Individualität Rumäniens anerkenne. Die rumänische Regierung ihrerseits werde, bis die Kammern sich ausgesprochen hätten, dem russischen Heere gegenüber vollkommene Reserve bewahren. Die Tätigkeit der Kammern habe sich bei der Schwierigkeit der Lage auf das Streben nach dem einen Ziele zu beschränken: das Land und seine Rechte unangetastet zu erhalten. Der Fürst hoffe, daß vor diesem Ziele alle Zwietracht der Parteien schwinden werde, gleichwie er selbst zum einzigen Gedanken seines Lebens die Größe Rumäniens gemacht habe.

Abends ist Kriegsrat. Es wird beschlossen, die Saborlinie zu besetzen und die Truppen an der Donau zu verstärken, da es zu befürchten steht, daß die

Digitized by Google

Türkei die Offensive ergreife. In Calafat sollen alle Maßregeln getroffen werden, diesen wichtigen Punkt um jeden Preis zu halten. Noch in der Nacht wird Befehl erteilt, daß die Besatzung von Calafat, die kürzlich aus der Stadt und von der Donau weg in die Ortschaften der Umgegend verlegt worden war, sofort wieder in ihre früheren Stellungen einrücke.

Den 28. April trifft der kaiserliche Flügeladjutant Fürst Dolgorukij in Bukarest ein und überbringt dem Fürsten Carol folgenden Brief des Zaren aus Kischinew vom 25. April: „Le Général Prince Ghika m'a remis la lettre de V. A. Je suis touché des sentiments qu'Elle m'exprime. Les miens n'ont varié ni envers Sa personne, ni envers la Roumanie. — La Porte ayant rejeté tous les offres de conciliation qui lui ont été faites, je viens de lui déclarer la guerre. Je charge mon aide-de-camp le Prince Dolgorouky de porter cette lettre à V. A. Il lui expliquera les motifs qui ne m'ont pas permis de retarder plus longtemps l'entrée de mes troupes en Roumanie. Elles ont passé la frontière en amis sincères et se dirigent vers le Danube afin de défendre un pays pour lequel elles ont déjà plus d'une fois versé leur sang. Je suis fermement persuadé que le concours de V. A. et de Son Gouvernement ne leur fera pas défaut sur le territoire roumain. En appelant sur nos troupes les bénédictions de la Divine Providence, je crois superflu de Vous assurer que la Roumanie peut compter sur l'intérêt traditionnel et l'appui constant de la Russie."

Am selben Tage erhält der Fürst einen Brief des Großfürsten Nikolaus aus Kischinew durch seinen Adjutanten, Hauptmann Papow, vom 26. April: „Si les troupes placées sous mon commandement sont entrées en Roumanie avec une extrême précipitation, et s'il a été impossible d'ajourner cette entrée, ça n'a été qu'en vertu de necessités stratégiques dont V. A. appréciera certainement la valeur. — S. M. l'Empereur, mon Auguste Frère et Maître, ayant été amené par les circonstances à devoir déclarer la guerre à la Turquie le 22 Avril, a donné l'ordre à Ses deux Armées, celle du Caucase et celle que je commande, de passer simultanément la frontière. D'un autre côté, ayant en vue les dangers auxquels était exposée la Roumanie, et ayant reçu des informations inquiétantes qui pouvaient faire prévoir un coup de main de la part de l'ennemi, S. M. m'a ordonné d'occuper au plus vite des points aussi exposés que le sont le pont de Barbochi et l'embouchure du Sereth. — En donnant l'ordre a mes troupes de passer la frontière des états de V. A., je n'ai pas marqué de les munir d'une proclamation adressée aux habitants, afin de les prévenir que nous entrions en amis, et que l'entrée de nos troupes sur le territoire roumain s'effectuait en vertu d'un accord établi entre nos deux Gouvernements."

Den 25. April hat die Deputiertenkammer in einer Abendsitzung die russisch-rumänische Konvention mit 69 gegen 25 Stimmen gutgeheißen, und den 29. April wurde sie vom Senate in einer Nachtsitzung mit 41 gegen 10 Stimmen genehmigt.

Den 28. Mai erklärt der Fürst Carol, daß er den Oberbefehl über die

Digitized by Google

Armee übernommen hat. Die Gesamtstärke der Armee beträgt 50000 Mann mit 180 Geschützen, ohne die noch nicht einberufenen Jahrgänge und die Miliz.

Am 10. Mai bombardieren die Türken Oltenitza. In der Kammer wird eine Resolution den 21. Mai einstimmig votiert, welche die Losreißung Rumäniens von der Pforte und die Unabhängigkeit des Landes fordert.

Der 22. Mai wird als Tag der Unabhängigkeitserklärung besonders festlich begangen. Nach dem Tedeum in der Metropolie ist großer Empfang im Thronsaale.

Auf die Glückwünsche des Senats antwortet Fürst Carol wie folgt: „Wenn wir unsere Geschichte durchblättern, so finden wir beständig, daß die Rumänen ihre Erhaltung hauptsächlich einer charakteristischen Tugend verdanken, in der Stunde der Gefahr streng geeinigt, für das Staatswohl und die Interessen des Vaterlandes nur von einem Gedanken, nur von einem Herzenswunsche, nur von einem Willen geführt zu sein. — Die Einstimmigkeit, mit welcher der Senat die Aenderung der seit langem nicht mehr zeitgemäßen politischen Stellung unseres Landes proklamiert hat, welche Rumänien hinderte, auf der Bahn des Friedens und der Zivilisation vorwärts zu schreiten, unser Vaterland solidarisch bindend mit fremden Fehlern, welche nicht von uns provozierte böse Tage und viel Unglück auf uns wälzten; dieses einstimmige Votum ist ein nicht abzuleugnender Beweis, daß in eurem Geiste sich das Vertrauen jener alten Generationen lebendig erhalten hat, welche in den schwersten Stürmen nie gezweifelt haben an dem guten Stern Rumäniens. — Dieser reife und heilbringende Geist möge jederzeit in uns lebendig sein und immer fester die Einigkeit aller Söhne des gemeinsamen Vaterlandes befestigen. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß trotz aller Schwierigkeiten, die uns noch erwarten, wir in den von uns allen gewünschten Hafen einlaufen werden. — In der Voraussicht jenes lang erwarteten Tages rufen wir alle in diesen sonnigen Tagen: Es lebe Rumänien hoch! Es lebe hoch der Senat Rumäniens!"

Die Glückwünsche der Deputiertenkammer wurden vom Fürsten Carol durch folgende historische Beleuchtung der älteren und neueren Vergangenheit beantwortet, sowie mit einem Programm für die Zukunft:

„Ich erinnere Mich gerade heute jener Worte, die Ich vor elf Jahren an jenem Tage aussprach, als Ich zum ersten Male in dem Palast der Nation auftrat. Diese Worte sind in Meinem Herzen tief eingeprägt geblieben, und sie blieben die Richtschnur Meiner Regierung im Laufe der Jahre, die wir zusammen durchwanderten.

„Auch heute, wie am Tage des 10./22. Mai 1866, bedauere Ich nicht, Meine Familie und Mein Geburtsland verlassen zu haben. Nein! Ich bedaure nicht, daß Ich aus Rumänien Mein Vaterland und aus dem rumänischen Volke Meine Familie gemacht habe.

„Im Gegenteil, gerade heute, da Ich die Schönheit dieses Landes und die Zukunft, auf die es mit Recht hofft, besser kenne; gerade heute, da Ich die großen Eigenschaften, die das rumänische Volk auszeichnen, näher schätzen lernte,

Digitized by Google

erinnere Ich Mich mit Freude des Tages meiner Fürstenwahl, des Tages, an dem Ich mitten unter den Rumänen auftrat, des Tages, an dem ihr Mich auf einen Thron brachtet, berühmt durch so viele große und bedeutende Fürsten, Verteidiger der nationalen Unabhängigkeit und des Christentums gegen den Halbmond.

„Ein einziger Schatten verdunkelte die nun vergangenen Jahre, eine einzige Erniedrigung blieb noch für Rumänien und dessen Herrscher. Ich will reden von jenen schlecht definierten und nicht passenden Beziehungen, die in Konstantinopel Suzeränität und für Bukarest Vasallität genannt wurden.

„Für die Beseitigung dieser Beziehungen, unvereinbar mit der Stellung, mit den Interessen, mit unsern Rechten ab antiquo, sowie für die Aufrichtung von Beziehungen, welche im neunzehnten Jahrhundert freie Staaten und Völker eingehen mit andern freien Staaten und Völkern, und für welche zwei rumänische Generationen, hauptsächlich aber jene von 1857, gearbeitet haben.

„Ich darf mit Recht behaupten, daß Meine Wahl, daß der an Mich ergangene Ruf von den Mündungen der Donau an die Quelle des großen Flusses, daß die Mission, die Ich zu erfüllen unternahm, keine andre Bedeutung hatte als die Befreiung Rumäniens von jenen drückenden Beziehungen.

„Mitten in den Begebenheiten, die nicht von uns heraufbeschworen wurden, hat die Hohe Pforte selbst diesen Beziehungen ein Ende gemacht. Wir werden dieselben nicht wiederherstellen! Die gesetzgebenden Körperschaften, die ganze Nation hat erklärt und verkündet, daß durch Beseitigung dieser Beziehungen Rumänien in seine alte Unabhängigkeit wieder einkehrt, als selbständiger Staat, als freie Nation, als ein nützlicher, friedlicher, zivilisatorischer Faktor unter den europäischen Staaten!

„Jetzt wird die Tatkraft und die Ergebenheit aller Söhne dieses Landes, die politische Vorsicht der gesetzgebenden Staatskörper und, erlauben Sie Mir beizufügen, auch Mein eignes Bewußtsein, Meine eigne Arbeitskraft, Meine unermüdlichen Bemühungen vermitteln und erreichen, daß die neue politische Stellung Rumäniens die Anerkennung Europas erhalte.

„Wenn wir unsre Blicke wenden nach dem Wohlwollen und dem hohen Interesse, mit denen die Großmächte und deren Souveräne alle Bemühungen und Taten unsrer Wiedergeburt umgeben haben, sei es erlaubt, zu hoffen, ja die feste Ueberzeugung zu haben, daß diese mächtige Hilfe nicht gerade in diesem wichtigen Augenblicke Rumänien fehlen wird. Wir verlangen bloß, was einem Volke, einem Lande, das frei sein will, zukommt, das nicht unwürdig des Vertrauens Europas ist, sowie einem Staate, der die Kraft und das Bewußtsein hat, die Mission zu vollziehen, die ihm durch seine geographische und politische Lage vorgezeichnet ist.

„Dies hoffen wir, glauben wir, wollen wir. Die Unabhängigkeit Rumäniens wird nicht den Frieden Europas, die Ruhe der Nachbarstaaten stören! Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsre Unabhängigkeit nicht bloß unsre nationalen Erfordernisse, aber auch ein großes europäisches Interesse befriedigen wird.

Digitized by Google

„Ich danke nochmals für die warmen Worte, die Sie an Mich an diesem denkwürdigen Tage richten. Die Fürstin reiht sich auch diesem Danke an, und wir wünschen — Es leben hoch die Deputierten Rumäniens! Es lebe aber über alle hoch unser geliebtes Vaterland Rumänien!"

Diese zwei Reden des Fürsten Carol im Momente der Unabhängigkeitserklärung sind eine beachtenswerte Rekapitulation seines Lebensprogramms mit erweiterten Zukunftsaussichten für die Stellung Rumäniens. Der russisch-rumänische Vertrag vom 16. April enthält nur die einseitige Anerkennung der Unabhängigkeit durch Rußland; nun mußte notwendigerweise die Anerkennung durch ganz Europa folgen, allen Schwierigkeiten zum Trotz, deren Beseitigung erreicht wird durch die Arbeit und die Bemühungen aller Staatsorgane, an deren Spitze der Landesfürst steht.

Der erste Akt am Tage der Unabhängigkeitserklärung war die Stiftung des Ordens des Sterns von Rumänien. Das erste Ritterkreuz des Ordens mit den Schwertern wurde dem Major Murgesku erteilt, der am 25. Mai mit dem russischen Marineleutnant Dubasow von Braila aus einen türkischen Monitor vor Matschin angegriffen und mit einem Torpedo in die Luft gesprengt hatte.

Den 26. Mai reiste Fürst Carol nach Craiova und Calafat, begleitet von seinem militärischen Stabe und vom französischen Oberst Gaillard und dem russischen Oberst Doktorow. Der Fürst trifft um $^1/_2 5$ abends in Calafat ein und inspiziert sogleich die Batterien, die Feldbefestigungen und das Lager. Auf dem höchsten Punkt der Befestigungslinie war die Batterie Carol aufgestellt. Um 7 Uhr abends wird auf des Fürsten Befehl die Beschießung Widins eröffnet, die von den Türken sogleich beantwortet wird. In die Batterie Carol fallen fünf Bomben, von denen drei in der unmittelbaren Nähe des Fürsten fallen. Dieser begrüßt die feindlichen Kugeln kaltblütig durch Schwenken seiner Mütze. Die Mannschaften brechen in laute Hurras aus, die sich bis ins Lager fortpflanzen, wo die Musikkorps zu spielen beginnen.

Die politischen und militärischen Schwierigkeiten fangen aber jetzt an, und sie kamen in erster Linie von Rußland.

Fürst Gortschakow schickte der rumänischen Regierung folgende schriftliche Note, die den russischen Standpunkt klar darlegte:

„Le Gouvernement Roumain avait fait des démarches auprès du Cabinet Impérial pour témoigner de son désir de coopérer à l'action de l'Armée Russe au delà du Danube et pour les conditions auxquelles cette coopération était possible.

„Sa Majesté l'Empereur, prenant en considération les circonstances politiques au milieu desquelles s'effectue la marche de Son Armée contre la Turquie et les moyens dont elle dispose, a bien voulu faire entendre au Cabinet de Bucarest, par l'organe du Général Prince J. Ghika, qu' Il ne conviait point la Roumanie à une coopération au delà du Danube, mais que, si le Gouvernement Roumain voulait entreprendre

Digitized by Google

une semblable action à ses propres frais et à ses risques et périls, elle ne saurait avoir lieu qu'à la condition absolue de l'unité du commandement supérieur, qui resterait entre les mains du Général en Chef de l'Armée Impériale.

„Cette décision de l'Empereur a été dictée, tant par la necessité de garantir le succès des opérations entreprises par les forces russes, en écartant toute divergence de plans, toujours nuisible en pareille matière, que par un sentiment d'intérêt réel pour la Roumanie, dont les forces disponibles ne pouvaient agir avec sécurité et fruit au delà du Danube, que si elles étaient à même de s'appuyer sur l'armée russe et compter, en cas de besoin, sur son soutien.

„Cependant dans les délibérations qui ont eu lieu dernièrement au sujet d'un plan d'action à élaborer pour les deux armées, les autorités militaires roumaines ont manifesté la tendance d'agir isolément et sur un théâtre séparé.

„Quoique des considérations stratégiques d'une valeur décisive aient suffisamment démontré le désavantage, et même dans certaines circonstances le danger du plan proposé par les Roumains, il paraîtrait urgent d'établir nettement l'impossibilité politique d'une action isolée de leurs troupes.

„La Russie n'a pas besoin du concours de l'Armée Roumaine. Les forces qu'elle a mises en mouvement à l'effet de combattre la Turquie sont plus que suffisantes pour atteindre ce but élevé que l'Empereur s'est posé en commençant la guerre actuelle. Si donc par des considérations personnelles d'une nature différente, et que le Gouvernement Roumain tient à ne point dévoiler, mais qui ressortent assez clairement du langage de la presse locale, il se croit tenu d'honneur à entreprendre une action offensive contre l'Empire Ottoman, cette action ne doit en aucun cas gêner l'exécution du plan général des grandes opérations de l'armée russe, à l'ombre desquelles exclusivement ont pu être jetées les bases des destinées futures de l'Etat Roumain.

„L'intérêt bien entendu de la Roumanie exige ainsi, — et la sécurité des forces russes le commande impérieusement, — que la coopération de cet Etat n'ait lieu qu'en stricte conformité avec le plan général des opérations de la grande armée Impériale, et dans les conditions qui y seront posées par l'Auguste Commandant en Chef Russe, — tout comme la glorieuse activité défensive actuelle des forces roumaines n'est une garantie de sécurité pour le territoire de la Principauté, que lorsqu'elle forme une part de tout le système stratégique qui protège avec tant de succès la rive gauche du Danube.

„La communauté du but et les sympathies traditionnelles

Digitized by Google

qui unissent la Russie et la Roumanie, auraient dû constituer pour le Gouvernement Princier une garantie suffisante des dispositions sincères qui guident dans les circonstances actuelles les actes du Cabinet Impérial à son égard. Les nombreuses marques de confiance et de bienveillance que la Russie lui a données dans le passé, et même en dernier lieu, révèlent déjà l'étendue des avantages matériels et politiques que la Roumanie aurait pu acquérir encore à la faveur de pareils rapports.

„D'un autre côté, les hommes d'Etat placés à la tête des affaires de la Roumanie ne sauraient perdre de vue la valeur des forces engagées par la Russie dans le conflit actuel, les obligations que les dimensions de la lutte lui imposent et les droits qu'elle lui créent pour garantir par tous les moyens possibles la sécurité et le succès de sa grande entreprise.

„L'imminence des opérations décisives sur le Danube, coincidant avec l'arrivée prochaine de Sa Majesté l'Empereur — il serait urgent à tous les titres de définir sans retard et d'une façon précise et formelle les intentions du Gouvernement Roumain quant à la part que le Corps d'opération Princier serait appelé à prendre au cours ultérieur de la guerre et qui ne saurait varier qu'entre une abstention de toute marche aggressive et une action commune sous le Commandement supérieur et conformément aux vues du Général en Chef Russe. De la réponse prompte et décisive, qui sera donné à l'ensemble de cette question, dépendront les dispositions pratiques que Monseigneur le Grand Duc doit prendre sans retard, en vertu des pouvoirs dont il est muni."

Am 1. Juni fährt der Fürst Carol nach Plojeschti. Auf dem Kriegsrat, der hier beim Großfürsten Nikolaus stattfindet, kommen die Vorbereitungen für den Donauübergang und die Dispositionen des Vormarsches in Bulgarien zur Sprache. Fürst Carol, die ausgebreitete Karte Nordbulgariens vor sich, macht auf die strategische Wichtigkeit des Straßenknotenpunktes Plewna aufmerksam und rät den Russen, nach vollzogenem Donauübergang, diesen Ort sobald als möglich in ihre Gewalt zu bringen. Ueberhaupt liegt ihm daran, daß der Flügel der russischen Armee sich über den Wid hinaus bis an den Isker ausdehne, da er die Zone Widin—Rahowa den rumänischen Truppen vorbehalten sehen und für den linken Flügel derselben die Anlehnung an die Russen erwirken möchte.

Am 6. Juni schreibt der Fürst seinem Vater: „Seit meinem letzten Briefe haben sich bedeutungsvolle Ereignisse abgespielt. Unser Verhältnis zur Pforte hat sich gelöst, wir befinden uns im Kriegszustande mit ihr. Dies war der einzige würdige Ausweg für mein Land und meine Person, nachdem Europa zugegeben hatte, daß Rumänien ins Kriegstheater hineingezogen wurde. Ruhige Zuschauer konnten und durften wir nicht bleiben; als türkische Provinz wollten wir uns nicht behandeln lassen, und von der Gnade andrer ab-

Digitized by Google

zuhängen fand ich meiner unwürdig. Die Unabhängigkeitserklärung hat vielleicht bei den Kabinetten keinen angenehmen Eindruck gemacht, da wir uns heute schon genommen haben, was man uns später wahrscheinlich zu geben gedachte! Aber gerade dem wollten wir vorbeugen! Meiner Armee fällt nun die Rolle zu, sich für eine Idee zu schlagen; bis jetzt hat Rumänien alles ohne Kampf erreicht, diesmal aber ist Gelegenheit gegeben, seine Existenz mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Der Geist der Truppen ist vortrefflich, sie brennen nach Waffentaten; und daß sie im Feuer standhalten, haben sie bereits in Calafat bewiesen."

Am 6. Juni kommt aus St. Petersburg Kaiser Alexander in Plojeschti an. An der russisch-rumänischen Grenze ist er am 5. Juni von Bratianu und Kogalnicanu begrüßt worden, und in allen größeren Orten, die er berührt hat, insbesondere in Jassy, haben ihm die Behörden und die Bevölkerung einen so außerordentlichen Empfang bereitet, daß er aufs angenehmste berührt wurde. Sein Gefolge besteht aus 700 Personen und 1000 Pferden und muß nun auch noch neben dem Großen Hauptquartier in der kleinen Provinzstadt untergebracht werden.

Am 7. Juni begibt sich Fürst Carol zur Begrüßung des Kaisers nach Plojeschti. Großfürst Nikolaus erwartet ihn auf dem Bahnhofe und fährt mit ihm direkt zu seinem kaiserlichen Bruder, der den Fürsten im Hofe seines Hauses empfängt, umgeben von dem Thronfolger, den Großfürsten, den hohen Würdenträgern des russischen Reiches und seiner ganzen Suite. Der Kaiser hatte die Kette des Hohenzollernordens angelegt. — Nach der Vorstellung zieht sich der Kaiser mit dem Fürsten zu längerer Unterredung in sein Haus zurück. Der Kaiser erklärt, daß Rumänien nur Gutes von ihm zu erwarten habe. Es sei immer seine Hoffnung gewesen, den Krieg noch zu vermeiden, da es aber nun dazu gekommen sei, habe er das Ziel vor Augen, allen christlichen Völkern des Orients hinfort bessere Zeiten zu bringen. Rumänien verdanke Rußland schon seit alters vieles, und er freue sich doppelt, daß das Einvernehmen zwischen seinem Heere und der rumänischen Bevölkerung so gut sei. Fürst Carol entgegnet, er erwarte von dem Kriege, daß er seinem Lande die Unabhängigkeit sichere und seinem Heere die Möglichkeit gegeben werde, durch Teilnahme an der Aktion die Ehre Rumäniens hochzuhalten. Der Kaiser geht auf diese Bemerkung nicht weiter ein.

Der Chef der Dritten Abteilung, Mezenzow, hat sich dem Fürsten gegenüber etwas besorgt über den vom Kaiser geplanten Besuch in Bukarest ausgesprochen, da die vielen dort ansässigen Polen ihm Angst einflößten für die Sicherheit seines Herrn. Fürst Carol aber verbürgte sich für die guten Gesinnungen der Hauptstadt und für die Geschicklichkeit der rumänischen Polizei.

Am 8. Juni trifft der Kaiser mit Extrazug in Bukarest ein. Drei seiner Söhne, der Thronfolger und die Großfürsten Wladimir und Sergius, der Großfürst Nikolaus mit seinem Sohne, die Herzöge Eugen und Sergius von Leuchten-

Digitized by Google

berg und der Prinz Alexander von Battenberg begleiteten ihn; außerdem Fürst Gortschakow und die ganze Suite der Generale und Flügeladjutanten. Das Fürstenpaar ist mit seinem Hofstaate, der hohen Geistlichkeit, den Ministern und den Spitzen aller Militär- und Zivilbehörden zum Empfange auf dem Bahnhofe; als Ehrenwache fungierte eine Eskadron Roschiori mit Fahne und Musik. Nachdem der Kaiser das Königspaar begrüßt hat, schreitet er unter den Klängen der russischen Nationalhymne die Front ab und nimmt dann die Huldigungsanreden der hohen Geistlichkeit und des Bürgermeisters der Hauptstadt entgegen; er dankt mit einigen freundlichen Worten. Der Kaiser, seinen Arm der Fürstin reichend, schreitet in den Empfangsalon und besteigt den schöngeschmückten Hofwagen, um welchen der Militärhofstaat und die höheren Offiziere der Garnison Eskorte bilden. Im zweiten Wagen folgen der Thronfolger mit den Fürsten, dann die übrigen Großfürsten. Fürst Gortschakow fährt mit Bratianu. Der Wagenzug, von einer Schwadron Gendarmen eröffnet, bewegt sich durch die reich geschmückten und beflaggten Straßen, auf denen eine bewegte Volksmenge dem Befreier der orientalischen Christenheit zujubelt, nach dem Palais. Vor dem Palais, zwischen Fürst und Fürstin auf der Rampe stehend, nimmt der Kaiser den Vorbeimarsch der Ehrenwache, eines Jägerbataillons mit Fahne und Musik, ab.

Am 9. Juni fährt das Fürstenpaar nach Plojeschti, um dem Kaiser den Besuch zu erwidern.

Am 14. Juni fährt Fürst Carol nach Plojeschti und stattet bei dieser Gelegenheit dem Fürsten Gortschakow einen Besuch ab. Die Unterredung mit dem russischen Reichskanzler währt lange und läßt den Fürsten nicht ohne mannigfaches Unbehagen. So räumt der Kanzler zwar ein, daß Rumänien zu seiner staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Donaumündungen absolut bedürfe, verlangt aber für Rußland den Kiliaarm. Der Fürst entgegnete, daß zur Entscheidung dieser Dinge Europa das einzige Forum sei; sein Hauptbestreben gehe dahin, die durch die Verträge gewährleistete Integrität des Landes zu wahren, und eine Erweiterung seiner Grenzen, die er allerdings von einem siegreichen Feldzuge erwarte, komme erst in zweiter Linie in Betracht. Fürst Gortschakow ist der Meinung, daß der Krieg kurz und glorreich sein werde; er wisse wohl, daß im Hauptquartier der Wunsch laut geworden sei, Rumänien zu einer Kooperation zu veranlassen, er könne sich aber dem Wunsche nicht anschließen. Als Fürst Carol darauf betont, daß er die aktive Teilnahme seiner Armee am Krieg schon deshalb für erstrebenswert halten müsse, weil nur auf dem Schlachtfelde die Unabhängigkeit des Landes besiegelt werden könne, so daß er jedenfalls fest entschlossen sei, das Kommando über die rumänischen Truppen allein in seiner Hand zu behalten, erwidert Fürst Gortschakow, daß die Unabhängigkeit Rumäniens sicherlich auch ohne Teilnahme am Kriege von allen Garantiemächten anerkannt werden würde.

Nach dieser Unterredung mit dem Reichskanzler begibt sich Fürst Carol zum Großfürsten Nikolaus, dem er das Wesentliche seines Gespräches

Digitized by Google

mitteilt. Der Großfürst ist mit der Aeußerung Gortschakows, daß Rußland die Kooperation Rumäniens nicht wünsche, sehr unzufrieden; er findet, daß die Diplomatie sich überhaupt zu sehr in Dinge mische, die sie nichts angingen.

Der Anfang der praktischen russisch-rumänischen Beziehungen, betreffend die Lösung der kriegerischen und politischen Fragen, endigt mit einem Mißton, der im Laufe der Ereignisse durch die gerade, feste Haltung des Fürsten Carol sich zugunsten seiner Entschlüsse wendet. (Fortsetzung folgt)

Die Lage des Papsttums in Italien

Von

T. Galimberti,
Mitglied der italienischen Abgeordnetenkammer

Das Jahr 1860 und die ihm folgenden brachten in Italien, Frankreich, England und Deutschland eine Hochflut von Zeitschriftartikeln, Broschüren und Büchern über die römische Frage. Es ließe sich eine stattliche Bibliothek daraus zusammenstellen — ungerechnet die Polemiken in der Tagespresse, in der besonders Louis Veuillot im „Univers“ und der Theologe Giacomo Margotti in der „Unità Cattolica“ das Feld hielten.

Unter den verschiedenen Broschüren war eine sehr merkwürdige, die zugleich die römische und die sehr aktuelle orientalische Frage löste und die den Titel trägt: „Le pape et Jérusalem“. Der Verfasser — wie man annimmt, war es Lacaussade, der damalige Herausgeber der „Revue Européenne“ — ist ein Katholik von versöhnlichen Anschauungen; er schlägt darum einfach vor, den apostolischen Stuhl nach Jerusalem zu verlegen, den Stellvertreter Jesu unter dem Schutze einer Truppe von 50 000 Mann, die aus allen katholischen Nationen zu nehmen seien, in das Land Jesu zu versetzen, die Türkei zu neutralisieren und die Unabhängigkeit Aegyptens zu proklamieren.

So würde, meint der Verfasser, nachdem Syrien dem Papst gegeben, die Türkei der österreichisch-russischen, Aegypten der englischen Begehrlichkeit entzogen sei, nicht mehr von einer römischen und nicht mehr von einer orientalischen Frage die Rede sein, zum großen Vorteil für den Frieden Europas, das statt dessen jetzt wieder einen Krieg erlebt hat und das Gott vor einem allgemeinen Konflikt bewahren möge.

Ich stehe nicht für den vollen Erfolg einer solchen Lösung ein, die wie alle jene, die zu viele und zu große Fragen lösen wollen, nicht einmal ernst genommen wurde; aber auch die von der Diplomatie akzeptierten Lösungen haben mit aller ihrer Ernsthaftigkeit nicht zu einem praktischen Resultat geführt!

Die römische Frage (um von Avignon und der temporären Gefangenschaft

Digitized by Google

Clemens' VII. zu schweigen) wurde durch die Französische Revolution und ihren nicht fiduziarischen Erben, Napoleon I., hervorgerufen.

Vor dem Jahre 1870 wurde die weltliche Macht des Papstes dreimal aufgehoben: am 20. Februar 1798 durch Volksbeschluß auf dem Kapitol nach dem Einzug der von Berthier befehligten Franzosen in Rom, am 17. Mai 1809 durch kaiserliches Dekret Napoleons I. und am 9. Februar 1849 durch Gesetz der römischen konstituierenden Versammlung.

Das Dekret vom 9. Oktober 1870 war also nichts Neues, ebensowenig wie die Kanonenschüsse Cadornas, das Plebiszit der Römer und das Garantiegesetz, das nach dem Ausspruch Quirico Filopantis, des Sekretärs der konstituierenden Versammlung, nur eine Wiederholung des von der mazzinianischen Versammlung beratenen Gesetzes war.

Etwas ganz Neues jedoch gab es: das Verbleiben des Pontifex in Rom als sein eigner Gefangener. Das war eine Tatsache von großer Bedeutung; die italienische Nation setzte, als sie ihre Hauptstadt bekam, den Papst nicht gefangen, wie es zuerst die Französische Revolution und dann Napoleon getan hatte, der Pius VII. in Savona gefangenhielt und ihn auf die Würde eines Erzbischofs von Paris beschränken wollte, zwang den Papst auch nicht zur Flucht, wie es Pius IX. im Jahre 1849 erlebte, sondern ließ den Heiligen Vater ungestört auf seinem Stuhl und umgab ihn mit Garantien, die bis heute genügend Sicherheit für seine Freiheit und für Europa geboten haben.

Sicherlich wäre es ohne den großen Kaiser, der die Könige und Päpste versetzte, wie man die Präfekten versetzt, und jenes Glanzbild eines italischen Königreichs schuf, nicht zu den Unabhängigkeitsbewegungen und folglich auch nicht zur Aufhebung der theokratischen Macht gekommen, die Bonaparte durch einfaches kaiserliches Dekret beseitigte.

Auf andern Wegen gelangte dazu Mazzini mit seiner kurzlebigen römischen Republik, die in ihrem reinen ritterlichen Heldentum noch immer wie ein Gesang Tassos in der Dichtung der italienischen Unabhängigkeit wirkt und die erst in neuerer Zeit noch den Engländer George Macaulay Trevelyan zu seinem schönen Werk „Garibaldi's defence of the Roman Republic" und die deutsche Dichterin Ricarda Huch zu ihrer herrlichen „Verteidigung Roms" angeregt hat.

Auch Cavour arbeitete auf die Lösung der so ungemein wichtigen römischen Frage hin und bot, indem er sich die Erfahrung der Vergangenheit zunutze machte, dem Papst die größte, unbestrittene Freiheit der Kirche mit jedem Prestige ihres Oberhauptes zur Entschädigung für die Abtretung der weltlichen Macht an. Die Unterhandlungen, die im Jahre 1860 durch den Doktor Diomede Pantaleoni, den Jesuitenpater Passaglia und den General der Rosminianer Bertetti für den Grafen Cavour, die Kardinäle Santucci und d'Andrea für das Heilige Kollegium eröffnet wurden, näherten sich bereits einer glücklichen Lösung und bewegten sich auf den Grundlagen des gegenwärtigen Garantiegesetzes, außer daß der Papst dem Hause Savoyen auf immer das Vikariat und die

Digitized by Google

Zivilregierung in den päpstlichen Provinzen abtreten, sich aber die Oberhoheit darüber vorbehalten sollte.

Vom Kardinal Antonelli wurde verlangt, daß der Vertrag die Sanktion der katholischen Mächte erhielte, aber davon wollte Graf Cavour absolut nichts wissen. Er hatte sich schon im Jahre 1861 auf Kosten seiner Popularität, um Rom von den französischen Truppen zu befreien, dazu herbeigelassen, die weltliche Souveränität des Papstes zu garantieren. Seine damaligen Vorschläge führten später zu jenem Vertrag vom Jahre 1864, den zum Glück für Italien Kaiser Napoleon III. niemals zur Ausführung brachte und der durch den Sieg von Sedan für immer zerrissen wurde.

Im Jahre 1860 hatten (wie ein Landsmann von Karl Marx, der Jesuitenpater Kraus, und der Abbé Isaia Antonino, der Sekretär des obenerwähnten Kardinals d'Andrea, bezeugen) Papst Pius IX. und der Kardinal Antonelli bereits dem Vertrage des Grafen Cavour zugestimmt, aber Napoleon III., dem Cavour davon Kenntnis gab, war nicht damit einverstanden und ließ durch den Gesandten beim Heiligen Stuhl, den Herzog von Grammont, alles vereiteln.

Um den Vertrag vorzubereiten, hatte Passaglia eine lateinische Petition an den Papst entworfen, in der dieser im Namen des Klerus um den Verzicht auf die weltliche Macht gebeten wurde. Die Petition wurde in der Tat von über 11 000 Priestern unterschrieben, führte aber zu nichts. Die intransigente Partei hatte das Uebergewicht, und Passaglia erhielt statt des erträumten Kardinalsgehalts den mageren Lehrstuhl der Philosophie an der Universität von Turin.

Passaglia war ein toskanischer Jesuit von großen Fähigkeiten; er war der Verfasser des Dogmas „Sine labe" und Professor der Theologie an der Sapienza in Rom. Er war jedoch ein sehr eitler Mann, und Graf Cavour gewann ihn leicht für seine Sache. Man erzählt von ihm, daß er die Nacht vor der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis damit zugebracht habe, darüber nachzudenken, ob es besser sei, mit dem Namen Carlus oder Carolus Passaglia zu unterzeichnen, und es war für ihn sicherlich ein großer Schmerz, von dem von Hörern umdrängten Lehrstuhl in der Sapienza, wo mit Büchern beladene Pedelle ihm vorausschritten, zu dem der Moralphilosophie in Turin überzugehen, wo er in einem düsteren, engen, kalten Hörsaal vor einer Zuhörerschaft sprach, die niemals über ein halbes Dutzend gelangweilter und unaufmerksamer Zöglinge hinausging.

Als er das Priestergewand abgelegt hatte, wurde er Abgeordneter im Parlament für Montecchio und saß stets stumm auf der Rechten. Er leitete eine Zeitung, den „Mediatore", in dem er das allzu berühmte „Leben Jesu" Renans bekämpfte. In den letzten Jahren nahm er die religiösen Uebungen wieder auf, und so starb der exkommunizierte Verfasser der Epistel „Pro causa italica" im Schoße der Kirche.

Nach dem Tode Cavours verschärfte sich der Kampf gegen den Klerus einerseits dadurch, daß den intransigenten Bischöfen Zwangswohnsitze angewiesen wurden, durch die Gesetze gegen die religiösen Kongregationen und die Ein-

Digitized by Google

ziehung der Kirchengüter, anderseits durch Aspromonte, Turin und Mentana, wo Garibaldi vergebens mit seinem Schwert den gordischen Knoten zu durchhauen versuchte.

Bei Aspromonte geboten ihm die Versaglieri Pallavicinis auf Befehl Napoleons III. Halt, bei Mentana seine Chassepots, und hinter dem Kaiser stand Frankreich, das der republikanischen Expedition von 1849 und dem „Jamais" des kaiserlichen Ministers Rouher Beifall gezollt hatte und noch unter Thiers nach dem Jahre 1870 eine Intervention gewünscht hätte.

Darauf muß man wohl achten, wenn man von der Lage des Papsttums in Italien spricht, denn wie das Scheitern des Vertrages mit Pius IX. auf Frankreich zurückzuführen war, so ging es auch später unter Papst Leo XIII., als der Kardinal Lavigerie aus Afrika ankam, um seinen Einfluß auf den Papst geltend zu machen. Jener Ollivier, der schon im Jahre 1859 gegen den Krieg in Italien sprach und später Frankreich zur Katastrophe von 1870 führte, redete dem Heiligen Vater zum Verzicht zu, und sein Gefährte in dem päpstlichen Feldzug war Henri Rochefort, der damit vielleicht schon sein boulangistisch-dreyfusianisches Ende einleitete. Wenn heute unter Pius X. die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Staat sich so gebessert haben, daß die Katholiken zu den Wahlurnen herbeiströmen und ihre Stimmen gegen die sozialistischen Kandidaten abgeben, um Vorgänge zu verhüten, wie sie beim Streik von 1904 vorkamen, so ist dies sicher zum Teil der in Frankreich durchgeführten Trennung der Kirche vom Staat, der Aufhebung der französischen Gesandtschaft beim Vatikan und den jenseits der Alpen erlassenen Gesetzen gegen die Kirche zu verdanken.

Erst mit dem Sturz des Kaiserreiches war der Einzug in Rom möglich; vor diesem hatte die italienische Regierung dem Heiligen Stuhl vorgeschlagen, das Garantiegesetz unter den Schutz der Mächte zu stellen, aber der Papst wollte nicht, wie auch in einer Note des Kardinals Antonelli der am 31. Januar 1871 von Gladstone gemachte und vom Minister Visconti-Venosta nicht abgelehnte Vorschlag einer internationalen Konferenz zur Regelung der Stellung des Papstes gegenüber dem Könige von Italien zurückgewiesen wurde.

Zu der heutigen Situation (die in einigen Jahren ein halbes Jahrhundert lang, also nicht viel kürzer als die Gefangenschaft in Avignon gedauert haben wird) trugen zweifellos der Zustand Europas im Jahre 1870 und die vorausgegangenen Unterhandlungen des Grafen Cavour bei, die durch denselben Monarchen eingeleitet waren, der dann mit seinem Programm in Rom einzog.

Der damalige Zustand Europas, sagten wir — das heißt: Deutschland stand im Gegensatz zum Papst und war dem Kulturkampfe nahe, Oesterreich hatte zwei Jahre vorher durch den Grafen Beust die Besetzung Roms durch die Italiener vorgeschlagen, Frankreich war besiegt, und in England regierten die Whigs mit Gladstone an der Spitze. So viele Vorschläge auch in der Folge dem alten Papst von den auswärtigen Mächten gemacht wurden, er nahm sie nicht an, da er sich in Rom durch den nationalen Vertrag, der in dem gewisser-

Digitized by Google

maßen statutarischen Garantiegesetz ausgedrückt war, sicher fühlte und fürchtete, daß die Wiederkehr nicht mehr so sicher und nahe sein würde wie von Gaëta.

Selbst der Graf von Chambord gab, als er in Görz gefragt wurde, ob er dem Papste helfen würde, wenn er auf den Thron käme, offen zur Antwort: „Moralisch ja, materiell nein." Frankreich, Spanien, England (das Malta anbot) machten bestimmte Anerbietungen; aber man braucht nur die Gegenwart zum Vergleich heranzuziehen, um sich ein Bild davon zu machen, wie die Lage des Papstes jetzt sein würde, wenn er jene Vorschläge angenommen hätte, abgesehen von der Gefahr der sich selbst überlassenen Kirche in Italien. Der Papst hat im Gegenteil während des Kulturkampfes die entschiedenste Haltung einnehmen können, da er durch Italien gegen den Zorn des Fürsten Bismarck geschützt war, der vergeblich Italien dazu aneiferte, sich seiner zu entledigen, wie er auch vergeblich den erforderlichen Streifen Land verlangte, um manu militari die schwierige Frage zu lösen. Ebenso ging es mit Spanien, mit Portugal, mit Irland, wo überall der Papst sich offen frei und unabhängig zeigte, ohne daß noch irgendein Cromwell drohte, seine Kanonen in Sankt Peter erdröhnen zu lassen, wenn der Pontifex sich vor seinen Forderungen nicht beuge.

Es sind sehr ernst zu nehmende Ereignisse, wie die Ueberführung der Asche Pius IX., vorgekommen; aber wenn diese auch die Unbedachtsamkeit der Regierung bewiesen, so bewiesen sie noch weit mehr die Einsicht des italienischen Volkes, das Zeugnis dafür ablegte, daß die Ausnahme der sehr Wenigen nicht nach der Meinung und dem Urteil der sehr Vielen gemacht werden kann.

Trotz diesem Fall und dem des Pantheons und trotz der Einweihung der Statue Giordano Brunos auf dem Campo de' Fiori, auf dem der Scheiterhaufen gebrannt hatte, blieb die Piazza San Pietro ruhig; und was bedeuteten jene Ereignisse gegenüber der Tatsache, daß bei den letzten zwei Konklaves die Freiheit der Wahl so unbeschränkt und unbestritten war, wie sie bei allen andern Konklaves niemals gewesen war?[1])

Noch zweimal wurde nach Aufzeichnungen, die Francesco Crispi nach seinem Rücktritt vom Amte gemacht hat, unter Leo XIII. von französischen Sendlingen der Versuch unternommen, die Flucht des Papstes aus Rom herbeizuführen, um einen Casus belli zu schaffen; aber der Heilige Vater zog, nachdem er alles genau überlegt hatte, es schließlich stets vor, in Rom zu bleiben, und die spätere Zeit hat ihm recht gegeben.

An Restaurationsversuchen fehlte es nicht. Leo XIII., dem Crispi vorwarf, daß er „vom Ehrgeiz verzehrt werde und sich dem Teufel ergebe, nur um König

---

[1]) Crispalto Crispolti hat in seinem vortrefflichen Buch über die Politik Leos XIII. geschrieben, daß das von dem Kardinal Puzza im Namen Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers Franz Josef eingelegte Veto gegen die Wahl des Kardinals Rampolla durch das Ministerium Zanardelli zwischen den Regierungen des Dreibunds vereinbart worden sei. Ich war damals Mitglied dieses Ministeriums und kann Herrn Crispolti versichern, daß gerade das Gegenteil der Fall war, d. h. daß zuerst mit dem Kardinal Rampolla selbst Pourparlers stattfanden.

Digitized by Google

zu werden", ließ anläßlich seines Priesterjubiläums den Kardinal Galimberti mit dem Fürsten Bismarck darüber reden, aber der große Kanzler zog sich aus der Affäre mit dem Ausspruch: „Chaque jour a son travail." Und als bei der Zusammenkunft vom 24. März 1888 zum zweitenmal davon die Rede war, zog sich der Fürst mit einem Rat heraus: „Il faut savoir attendre."

Schließlich unterbrach Graf Herbert Bismarck, im Einverständnis mit seinem Vater, bei dem berühmten Besuch Kaiser Wilhelms II. im Vatikan die Unterredung zwischen Leo XIII. und dem Kaiser, indem er die Tür vor dem Prinzen Heinrich öffnete, womit er die der Hoffnungen des Papstes für immer schloß.

Es fehlte aber auch nicht an Versöhnungsversuchen, die mit Hilfe Frankreichs selbst in den Tagen des Ministers Flourens unternommen wurden, und zwar durch die Veröffentlichungen des Paters Curci, des Paters Tosti, des Abbés Stoppani, die von Achille Fazzari hervorgerufene Bewegung und die Unterhandlungen Monsignore Bonomellis und Monsignore Isidoro Carinis.

Leo XIII. selbst deutete im Konsistorium vom 23. März 1887 zuerst auf eine Uebereinkunft oder Einigung hin, „unter der Bedingung, daß der römische Papst nicht der Macht irgend jemands unterworfen ist und volle und wirkliche Freiheit genießt, wie es jede Rücksicht auf Gerechtigkeit fordert", ohne wieder die Wiederkehr der weltlichen Macht zu erwähnen.

Dieser Gedanke, der vom jetzigen Papst wiederholt wurde, ist im Grunde derselbe wie der Giovanni Lanzas, der im Jahre 1870 an der Spitze der Regierung stand. „Das Ministerium," sagte er in der Kammer, „betrachtet den Papst, das Haupt der Weltkirche, als eine Persönlichkeit, auf die sich in keinem Falle irgendwelche auf unser inneres Recht bezügliche Bestimmung anwenden läßt: es betrachtet ihn als ein internationales Wesen, als ein Wesen, das von keinem Staat abhängig sein, Untergebener keiner Regierung sein und daher nicht irgendwelcher Gerichtsbarkeit dieser Art unterstellt werden kann." Und die an sämtliche Mächte gerichtete Note des Marchese Visconti-Venosta vom 29. August 1870 schlug vor, dies zum Gegenstand eines internationalen Vertrags zu machen.

Fest in seinem „Non possumus", schlug Pius IX. alles, auch den Besitz der leoninischen Stadt aus, und Italien, das in den vorhergegangenen Unterhandlungen das geringe Interesse der Mächte für die römische Frage bemerkt hatte, lehnte es später ab, sie durch einen internationalen Vertrag zu lösen, besetzte die leoninische Stadt, änderte das Garantiegesetz im Sinne des gemeinen Rechtes und hatte allen Grund dazu, da es in Rom nicht auf Grund gegenseitigen friedlichen Einverständnisses, sondern mit Kanonenschüssen eingezogen war.

Das Garantiegesetz macht die Persönlichkeit des Papstes heilig und unverletzlich, indem es ihn einem Souverän gleichstellt, mit einer jährlichen Dotation, wie sie sich aus dem letzten Budget seines ehemaligen Staates ergab, Palästen und Gärten. Die Kardinäle nehmen während des Konklaves an seiner Unverletzlichkeit und seinen Garantien teil, und am päpstlichen Hofe genießen Gesandte und Nuntien ihre Vorrechte, zu denen auch der ungehinderte, freie postalische

Digitized by Google

und telegraphische Verkehr gehört. Jede besondere Einschränkung bei der Ausübung des Versammlungsrechtes des Klerus ist aufgehoben, ebenso wie der Eid der Treue der Bischöfe, das königliche „Exequatur“ oder „Placet“ für die Veröffentlichung und Ausführung der kirchlichen Entscheidungen und dieses nur, solange nicht eine gesetzliche Regelung erfolgt ist, für die Bestimmung der Güter und Pfründen aufrecht erhalten, Rom und Umgebung ausgenommen.

Das sind die Hauptpunkte des Gesetzes, das der König in Turin unterzeichnete und das Parlament in Florenz, nachdem es darüber debattiert hatte, annahm. Es war das Ergebnis einer Diskussion, in der die katholische „Patrouille“ mehr Forderungen als Vorschläge äußerte; die konservative Partei zeigte sich geteilt zwischen dem alten liberalen katholischen Programm der einen und der religiösen Gleichgültigkeit in Verbindung mit der politischen Klugheit der andern, bildete aber die Mehrheit unter allen; die Opposition trat unter Führung des Juristen Mancini und der prävalierenden radikalen Partei für die Anwendung des gemeinen Rechtes ein, wodurch die katholische Kirche allen andern Kirchen gleichgestellt werden sollte; sie befand sich darin in Uebereinstimmung mit wenigen Mitgliedern der Mehrheit wie Civinini, der in diesem Sinne, eingedenk des bei Aspromonte und Mentana getragenen roten Hemdes, eine sehr energische Rede hielt.

Kurz, es standen noch immer die beiden alten Parteien einander gegenüber: die gemäßigte, die das Programm Cavours fortsetzte, und die revolutionäre, die wollte, daß die Revolution dem Papsttum ein Ende mache, indem sie es wieder unter das gemeine Recht treten ließe und so ihr eignes Werk krönte.

Merkwürdig war in der Debatte die dem Gesetz feindliche Meinung, die im Senat vom Marchese di Villamarina ausgesprochen wurde, der verlangte, daß alle Garantien des Papstes gerade in dem Prinzip der Freiheit bestehen sollten; er behauptete, daß dies das wirkliche Programm des Grafen Cavour gewesen sei, und las einige äußerst bedeutsame Bruchstücke aus Briefen vor, die dieser an ihn nach Paris geschrieben, als er ihn dorthin geschickt hatte, um über die Mittel zur Wiederherstellung des italienischen Königreiches zu verhandeln und Vorschläge darüber zu machen.

Erwähnenswert ist auch die Ansicht des Grafen Ponza di San Martino, des letzten Bevollmächtigten, den der König zu Pius IX. geschickt hatte, um über eine freundschaftliche Uebereinkunft zu unterhandeln. Der edle Graf, ehemaliger Minister unter Cavour, fand sich mehr mit dem Gesetz ab, als daß er ihm mit Begeisterung zustimmte; er erklärte, daß nach seinem Dafürhalten „die Liberalen auch nach diesem Gesetze eifrig kämpfen müßten, um der Freiheit die Oberhand zu verschaffen“.

Noch bemerkenswerter aber war vor allem das Verhalten des italienischen Volkes und des Klerus. Keine Erregung irgendwelcher Art erschütterte die Halbinsel, und die Ruhe und die friedliche Stimmung, die seitdem dort geherrscht haben, sind die beste Garantie, die der Welt dieses unser Volk gibt, das nicht einmal im Toben der Reformation erfuhr, was Religionskriege sind, und in seiner

Digitized by Google

ruhmreichen Revolution weder septembristische Metzeleien noch eine Vendee kennen lernte.

Von den Gegnern des Garantiegesetzes im päpstlichen Sinne, unter denen an erster Stelle Leroy Beaulieu und der jüngst verstorbene Exminister Ollivier zu erwähnen sind, wird eingewendet, daß es kein statutarisches Gesetz sei und, wenn es dieses auch wäre, nur durch den Willen der Nation abgeändert werden könne, woraus sich die Notwendigkeit jenes im Jahre 1870 abgelehnten internationalen Vertrages ergäbe.

Vor allem wurde das Gesetz, wenn es kein konstitutioneller Vertrag ist, doch immer von der Nation als solcher angesehen. Sein fundamentaler Charakter wurde vom Staatsrat auf Antrag des Ministers Crispi schon im Jahre 1878 und im Jahre 1881 vom Ministerium selbst, unter dem Vorsitz Benedetto Cairolis, des Bruders der Märtyrer von Villa Glori, anerkannt.

Ein im Jahre 1875 vom Abgeordneten Petruccelli della Gattina eingebrachter Revisionsantrag wurde nicht einmal der sonst allen gewährten Ehre der ersten Lesung teilhaftig, da von neun Kommissionen acht dagegen stimmten, zur großen Genugtuung des Abgeordneten Mancini, des gewichtigsten Gegners, den das Gesetz selbst einige Jahre zuvor gehabt hatte.

In neuerer Zeit sprach der Abgeordnete Alessio von einem ähnlichen Antrag, aber es blieb bei dem persönlichen Wunsch. Auf die Rechte folgte die Linke; es kam das fast radikal-sozialistische Ministerium Zanardelli; in den letzten Jahren traten in die Regierung, die stets von den extremsten Parteien behauptet wurde, Radikale wie Sacchi, der bereits durch den Abgeordneten Borio wegen einer energischeren antiklerikalen Politik interpellieren ließ, wie Credoro, Pantano, Vicini, Pavia ein, und die Abgeordneten Bissolati, Bonomi, Cabrini, Sozialisten von reinem Wasser, waren nahe daran, Minister zu werden, aber es wurde kein Revisionsantrag gestellt, und ebensowenig wird für die nächsten Wahlen, obwohl das allgemeine Wahlrecht Gültigkeit erlangt, darauf hingewiesen.

Alle Versuche des Abgeordneten Murri, mit seinen ebenso raschen wie abschweifenden Reden die Kammer in ein ökumenisches Konzil zu verwandeln, trafen immer auf die Gleichgültigkeit der ganzen Versammlung und die Gegnerschaft der dem Exprieſter ohnehin wenig freundlich gesinnten Regierung.

Auch der Fall Monsignore Carons, dem das königliche Exequatur wegen der Beschuldigungen antipatriotischer Gesinnung verweigert wurde, ist kein Beweis für das Gegenteil. Vor allem ist die Kammer kein ständiger Gerichtshof, sondern entscheidet von Fall zu Fall und ist wie die Politik von den Ereignissen abhängig. Ferner gilt die Behauptung des Justizministers (Guardasigilli), daß das königliche Exequatur für die Bischöfe das Amt und die Pfründe umschließt, nur für einen Teil, es war also kein Gesetz gegen eine andre Gewalt. Denn wenn der Papst einen Priester zum Bischof ernannt hat, ist er, was das Amt betrifft, Bischof für immer, und folglich kann der Staat durch seinen Einspruch ihn nur an der Verwaltung der Pfründe hindern, indem er sie einzieht und nicht andre zeitweilig damit belehnt.

Digitized by Google

Der Guardasigilli folgte der weniger liberalen und weniger cavourianischen Theorie gegenüber der Kirche, und zwar mit wenig Logik. Denn wenn das königliche Exequatur für Monsignore Caron als Bischof von Ceneda erteilt und nicht widerrufen wurde, so kann man sich nicht wohl überzeugen, daß er sein dort ausgeübtes Amt als Bischof wegen Mangels an Patriotismus in Genua nicht ausüben könne. Ist etwa Ceneda nicht zu Italien zu rechnen?

Doch der Fall Monsignore Carons ist mehr in bezug auf die Katholiken von Genua, die gegen seine Ernennung waren, wie als Streitfall zwischen dem Staat und der Kirche zu betrachten. Soviel ist sicher, daß der Papst das Verbot für diese Diözese aufrecht erhielt und es dem, der das Uebel angerichtet hatte, überließ, es wieder gut zu machen. Die Kirche nahm die Sache zum Anlaß, sich in ihrer Freiheit geschmälert zu nennen, während doch der Fall eine Angelegenheit ihrer selbst oder wenigstens ihrer Kinder darstellt; und es wurde jetzt tatsächlich behauptet, daß auf Intervention gerade des berühmten Barnabitenpaters Semeria das Exequatur erteilt werden würde, ein Gerücht, das von seiten des Guardasigillis, aber nicht von seiten der genuesischen Katholiken dementiert wurde, wodurch das oben darüber Gesagte bestätigt wird.

Wir fassen das bis hierher historisch Dargelegte zusammen mit der Frage: Ist eine Versöhnung in Italien zwischen dem Staat und der Kirche zu erhoffen? Diejenigen, die sie wünschen, beachten eine Tatsache nicht genügend: daß die Kirche katholisch, d. h. international ist, während der Staat ein vor allem nationales Wesen ist; daß die Kirche ist, wie sie ihre unveränderlichen Dogmen machen, während der Staat den immer wechselnden und veränderlichen Willen des Volkes darstellt.

In seiner berühmten Allokution vom 29. April 1848 mußte sich Pius IX., der Italien gesegnet hatte, indem er den Krieg und die Aufstände förderte, von dem nationalen Unabhängigkeitskriege zurückziehen (wie er nachher die Verfassung widerrief), da er „auf Erden die Stelle desjenigen, der der Urheber des Friedens und ein Freund der Nächstenliebe ist, vertrete und gemäß der Obliegenheit des höchsten Apostolats alle Menschen, Völker und Nationen mit gleichem Eifer väterlicher Liebe schütze und umfange."

Die österreichischen Katholiken hatten den Papst merken lassen, daß auch sie Söhne der Kirche seien wie die Italiener, und daß der Papst, weil er katholisch war, nicht Italiener sein könnte. Das republikanische Frankreich kam ihm im Namen dieses Katholizitätsprinzipes zu Hilfe, um ihn mit seinen Waffen wieder auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Spanien und der Bourbon von Neapel setzten sich in Bewegung, und der Abbé Gioberti verlangte sogar das bewaffnete Eingreifen Piemonts! Die späteren Vorwürfe Bismarcks gegen das Zentrum, daß es nicht deutsch sei, weil es Rom gehorche, die gleichartigen Vorwürfe Englands gegen die irischen Katholiken, und in der Gegenwart die der französischen Radikalen gegen die Katholiken, die in kirchlichen Angelegenheiten dem Papst gehorchen, bestätigen dessen internationalen Charakter. Noch im jüngsten Libyschen Krieg mußte Pius X., obwohl Italiener, die Heftigkeit der

Digitized by Google

katholischen italienischen Presse gegen die Türkei im Gedanken an die dem Halbmond untertanen Katholiken zügeln. Wie könnte sich daher jemals bewahrheiten und erweisen, was der damalige Petroleur Rochefort „die unmögliche Lage des Papstes als Großalmoseniers des Hauses Savoyen" nannte?

Die Kirche würde sehr Gefahr laufen, noch römisch-apostolisch, aber nicht mehr katholisch zu bleiben.

Ueberdies bekämpfen Jean Jacques Rousseau und seine Anhänger sie gerade deshalb, weil sie im Unterschied von den alten und den modernen Religionen nicht den Staat durchdringt, sondern ein Staat im Staat ist — eine Macht, die die Freiheit des Staates behindert, der keine Religion hat und in seiner Gleichgültigkeit gegen alle sich gleich bleiben muß, der mit der Freiheit die freie wissenschaftliche Forschung verfolgt und sich notwendigerweise der Barriere des Dogmas gegenüber sieht, der den Willen des Volkes mit dem Willen Gottes vereint, aber diesem nicht unterwirft.

Ist es möglich, den modernen Staat, wie er sich jetzt überall herausbildet, mit der Unwandelbarkeit der Kirche, wie sie sich erhält und sich erhalten muß, in Einklang zu bringen? Ist es vollends möglich im Königreich Italien, das, was es ist, ausschließlich durch die Revolution ist, d. h. durch das Ergebnis aller jener entgegengesetzten Kräfte, die die Kirche hat bekämpfen müssen und noch bekämpfen muß?

Man bedenke, daß hier von Aussöhnung, d. h. von Eintracht, von Einigung die Rede ist, die in der Tat nichts andres als eine Verbindung bedeuten könnte.

Und was den italienischen Staat betrifft — in welchen Gewässern würde er bei den jederzeit möglichen Konflikten zwischen der Kirche und den andern Staaten segeln, in den stets vorhandenen Gegensätzen zwischen der Religion und der Wissenschaft? Wie ließe sich die vollständigste Neutralität des Papstes in allen parlamentarischen, politischen, nationalen Wechselfällen und umgekehrt die der Regierung bei jeder ihrer Handlungen, sei es gegenüber dem Papst, der Kirche oder den Katholiken, erreichen?

Sehr wahrscheinlich würde man zu den vergangenen Zeiten zurückkehren, in denen die Kirche, gerade weil sie katholisch war, sich überall in die Angelegenheiten aller Nationen und dafür jede Nation ihrerseits sich in die Angelegenheiten Italiens einmischte. Der Staat müßte sich mit Gewalt dazu zwingen, konfessionell zu sein. Und bei den Zusammenstößen der Parteien, in dem unaufhörlichen Wechsel der Niederlagen und der Siege der politischen Parteien, die das Leben und die Geschichte der Nation bilden (im Unterschied von den andern Mächten, die den Papst nicht bei sich beherbergen), müßte der Papst entweder, wenn er Partei ergriffe, mit den Parteien siegen oder verlieren, oder, wenn er nicht Partei nähme, sie schließlich alle gegen sich haben.

Das Papsttum hat in seiner vielhundertjährigen Geschichte schon ähnliche Perioden gehabt und durchgemacht, und es sind sicherlich nicht diejenigen, die der Kirche die liebsten sind.

Ergibt sich dann daraus die Notwendigkeit der weltlichen Macht? Diese

Digitized by Google

Frage können sich diejenigen stellen, die nicht wissen, welche geringe Garantie in den vergangenen Jahrhunderten der Kirche die weltliche Macht bot, die schon von der erhabenen gläubigen Seele Dantes gegeißelt worden ist; oder die Feinde der Kirche, die sie wie jede andre für eine durch den Lauf der Zeiten hervorgebrachte menschliche Institution halten, ihren göttlichen Ursprung leugnen und ihr die Zukunft absprechen.

Die Kirche steht in ihrem neunzehnten Jahrhundert; während der ersten sechs ist der Papst zweifellos und in jeder Hinsicht Untertan gewesen. Am Ende des sechsten Jahrhunderts war er der reichste Grundbesitzer Italiens, aber niemand bildete sich ein, daß er Fürst sei; und dies war er auch nicht, als beim Aufeinanderfolgen der Longobarden und der Franken seine schützende Autorität sich auf Wunsch der Völker selbst ausdehnt. Im Jahre 800 erstand durch den Papst das westliche Kaiserreich wieder, aber im Namen und im Auftrag des römischen Volkes. Die Karolinger verschwinden, und als Ludwig II. ohne Kinder stirbt, ist der Papst bei der Uebertragung des Kaisertums nicht mehr durch das Recht der Thronfolge gebunden, aber deswegen nicht frei und Herr von Rom. Dann kommen die Ottonen von Deutschland und setzen die Päpste ab und ein, so daß bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts der Papst nicht als Souverän gilt.

Es folgen dann die Zeiten der größten Macht des Papsttums, in denen dieses sogar versuchen konnte, die Freiheit des Staates zu umgrenzen; doch jene ruhmreichen und mächtigen Päpste mußten, weit entfernt, die Herren Roms zu sein, fast alle als Flüchtlinge leben. Man kann Innozenz III. den Gründer des Kirchenstaates nennen, aber dieser Staat wird beständig geschaffen und aufgelöst, bis die Päpste in die Gefangenschaft nach Avignon gehen, aus der sie nur zurückkehren, um die Staaten, die sie als die ihrigen ansehen, in der größten Verwirrung und durch feindliche Einfälle zerrissen zu sehen, wie es die Kirche durch die Schismen war; und diese Zügellosigkeit und Verworrenheit greift auch auf die Päpste selbst über, die ihre Nepoten zu Fürsten machen wollen, wie Sixtus IV., oder daran denken, das Reich einem Sohne zum Geschenk zu machen, wie Alexander VI., und es mehr mit dem Schwert des Soldaten als mit dem Kruzifix des Apostels verteidigen und erweitern, wie der kraftvolle Julius II., der auf seinem Gewissen erheblich mehr Breschen in den Staaten andrer hat, als Italien mit dem bißchen Porta Pia.

Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begann der Kirchenstaat jene Form anzunehmen, die er bis 1870 behielt; aber die Gefangenschaft Clemens VII., die Kriege Pauls IV. und Urbans VIII., die Demütigungen Alexanders VII. und Innozenz XI. beweisen, welch schwacher Schutz für die päpstliche Freiheit die weltliche Macht war. Wurde nicht selbst die von Ganganelli dekretierte Auflösung der Gesellschaft Jesu gerade vom bourbonischen Hof verlangt, trotzdem und gerade weil jener Orden der eifrigste und mächtigste Verfechter der weltlichen Rechte des Papsttums war?

In der Vergangenheit also waren die Päpste nur groß und glorreich, wenn

Digitized by Google

sie ganz oder nahezu ganz ohne weltliche Machtmittel, aus ihrer geistlichen Autorität jene Kraft zogen, die Heinrich IV. nach Kanossa führte und die allmächtigen Bajonette in den Händen Napoleons I. wanken machte. In neuerer Zeit wurde Leo XIII. zum Schiedsrichter zwischen Spanien und Deutschland in der Karolinenfrage gewählt und sah seine Entscheidung mit mehr Respekt aufgenommen als der Papst und König Alexander VI.; oder er behandelte, wie Pius IX. die italienische Frage, die Arbeiterfrage mit der Enzyklika Rerum Novarum und arbeitete mit der Enzyklika Praeclara auf die Herbeiführung der Vereinigung aller Kirchen vielleicht mit in der Zukunft größerem Erfolg hin, als ihn sicherlich sein souveräner Vorgänger Alexander V. gehabt hatte.

Wie ließe sich anderseits heutigestags die weltliche Macht wiederherstellen? Durch einen Krieg? — Ein Krieg könnte, selbst wenn er für Italien unglücklich ausginge, nicht die Kräfte der Demokratie niederwerfen, die heute nicht mehr die von Athen, von Rom oder Paris ist, sondern die ganze Welt umfaßt.

Wie also einen Staat im Gegensatz zu allen andern wiederherstellen? Man lese noch einmal die letzte Allokution Pius' X. an die lombardischen Pilger, in der er von den öffentlichen Freiheiten spricht, und dann überzeuge man sich, ob ein Staat noch ohne die Rede-, Vereins-, Presse- und Lehrfreiheit usw. leben könnte.

Anderseits marschiert Rom auf die Million Einwohner zu, die es mit der Zeit noch überschreiten wird, und wie könnte der Papst jemals noch über eine Stadt von der Art des kleinen klösterlichen Rom von 1870 herrschen? Die Erzählung Jules Favres, Pius IX. habe bekannt, daß er es nicht einmal wünsche, ist dementiert worden, aber wenn er es auch nicht gesagt hat, so dachte er es doch sicher, und wer anders dächte, würde in dem Wahn befangen sein, noch in den Zeiten der weißen Zelter zu leben, die der Papst bestieg, den Fuß auf königliche Knie und die Hand auf gekrönte Häupter stützend, statt in unsern Zeiten, in denen der Heilige Vater, um zu segnen, Hand und Kopf hoch zu den Seglern der Lüfte emporheben muß, die bezeugen, wie weit der freie Geist des Menschen gelangt.

Ganz gewiß ist der Papst in Rom nicht frei. Aber ist selbst der König im Quirinal so frei wie er möchte? Ist irgendein Fürst oder der Präsident einer Republik auf dieser Erde frei? Die Attentate auf Carnot, Mac Kinley, Canovas, Canalejas, auf den tiefbeklagten Umberto I., die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ja auf König Viktor Emanuel III. selbst zeigen, daß, so viel Mühe man sich auch geben mag, niemand vor einem Wahnsinnigen sicher ist, nicht einmal der Selbstherrscher aller Reußen.

Der Papst wird trotzdem weiter protestieren, und sein Protest ist noch immer die höchste Garantie seiner Unabhängigkeit gegenüber den andern Nationen; nur durch diese kann er frei in Rom bleiben, wie der Exminister Gaspare Finali, ein alter Verschwörer und eifriger Patriot der Romagna, im Senat sagte.

Wie bei Avignon, bei der neapolitanischen Investitur, bei den venezianischen Interdikten usw. gleichen sich die Gegensätze zwischen der Kirche und dem Staat

Digitized by Google

durch das Beharrungsvermögen und nicht durch die Macht der Logik aus, gemäß der bekannten, nie vergessenen kirchlichen Maxime: „Toleranda aliquando pro bono utilitatis, quae pro bono aequitatis odio habenda sunt.“

Den politischen Päpsten folgten die theologischen, wie jetzt den Kurienpäpsten die Diözesanpäpste und vielleicht den italienischen die ausländischen folgen, nach dem bereits gemachten Experiment eines spanischen Staatssekretärs und nach den Gerüchten zu urteilen, die vor einiger Zeit umliefen, als von einem Konklave die Rede war, durch das die mit dem Holländer Hadrian VI. abgebrochene Reihe der ausländischen Päpste mit einem andern Holländer wieder fortgesetzt werden sollte.

Deus viam inveniat! Gott wird seinen Weg finden, und vorläufig hat sich kein trauriges Vorzeichen dafür bemerkbar gemacht, daß in den nächsten fünfzig Jahren der Einheit Italiens die Tafel an der Porta Pia verhüllt werden müßte, die der Welt bezeugt: „Cinque lustri — Da che la libertà di pensiero — E l'autorità della fede — Sotto eque leggi — In Roma convivono.“

„Die christliche Religion,“ hat sich, klar und kalt wie eine winterliche Sternennacht, der olympische Geist Goethes vernehmen lassen, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird es nicht hinauskommen.“

Die atheistische, materialistische Philosophie kann gleichgültig bleiben gegen den Verfall und das Verschwinden der Kirche, oder sogar Genugtuung darüber empfinden, weil sie ihr ganz und gar nicht notwendig erscheint, um den Menschen zu lehren, daß die Seele das Resultat seines Körpers ist und daß kein andrer Gott existiert, als die Welt; aber für die Spiritualisten liegt die Sache ganz anders, weil sie niemals vergessen können, daß die Kirche besonders bei den Massen, bei dem Volk, der größte Exponent des Spiritualismus ist, weswegen die Moral unter diesen zerstören soviel bedeutet, wie die Religion zerstören — diese einfache und tiefe Philosophie des Volkes, die allein die Macht besitzt, die tiefen Abgründe der Ungerechtigkeit und des Elends zu verschleiern.

Dies erkannte selbst der Heilige Vater der Anarchie, Joseph Proudhon, an, indem er in seinem Werk: „Confédération et Unité de l'Italie“ sagt, „que la réligion est encore pour l'immense majorité des mortels le fondement de la morale, la forteresse des consciences.“

Den Papst als geistiges Oberhaupt zu vernichten, ohne die katholische Religion zu vernichten, ist absolut unmöglich für jeden, der weiß, was die Kirche ist, deren Wesen Dante in jener Terzine kennzeichnete:

Avete il vecchio e il nuovo Testamento,

Digitized by Google

E il Pastor della Chiesa che vi guida:
Questi vi basti a vostro salvamento.[1])

Aber das wirkliche Italien hat ein ganz andres Programm. Kirche und Staat können nicht, wie Scialoia gesagt und Giolitti wiederholt hat, zwei Parallelen sein, die sich in die Unendlichkeit verlängern lassen, ohne sich zu berühren, oder wie die beiden Inseln Aleardis, die

„Si guardan sempre e non si toccan mai."[2])

Die Inseln sind nicht aus Nerven und Geist zusammengesetzt, wie die Bevölkerungen, die die Kirche und den Staat bilden: sie sind von Natur unbeweglich, wie die Völker von Natur beweglich und von Leidenschaften erfüllt sind. Daher darf der „Modus vivendi" zwischen Kirche und Staat in Rom nicht in der gegenseitigen Unbeweglichkeit bestehen, sondern darin, daß sie sich einander nähern, ohne zu verschmelzen, und wechselseitig, wenn nicht gemeinsam zum Ideal emporsteigen, dem der Staat für die Gerechtigkeit und die Kirche für das Reich Gottes auf Erden zustrebt.

Den Völkern die größtmögliche Freiheit zu geben, zur Förderung jedes zivilisatorischen Fortschrittes und den Völkern den lebendigsten Glauben zu geben zur Stärkung und Befestigung der erhabensten Ideale, das ist die Aufgabe, die erste des Staates, die zweite der Kirche, die noch immer berufen ist, jene Quellen der Nächstenliebe und der Brüderlichkeit wieder zu erschließen, nach denen die Gesellschaft jederzeit dürstet und vollends das gegenwärtige Jahrhundert, das nicht mit den von der französischen Revolution hervorgerufenen freudigen Gefühlen und Hoffnungen beginnt, wie das vorherige Jahrhundert, sondern mit einer Sorge, einer Niedergeschlagenheit, die beinahe ein Vorzeichen für die schrecklichsten Kriege, die sozialen ist.

Ein amerikanischer protestantischer Schriftsteller, ich glaube Story, hat darüber etwas gesagt, was ich, so wie ich es im Gedächtnis habe, zum Schluß hier wiedergeben will.

„Als ich Rom verließ, hatte sich die Nacht über die Campagna gebreitet, aber das sommerliche Licht spielte noch hell auf den Gipfeln der Albanerberge. Es war wunderbar schön. Der ganze westliche Himmel war von der Flamme erleuchtet, die ihn beleckte, die von einem Gipfel der schweigenden Hügel zum andern sprang, als wenn die Geister der alten Vulkane die Krater wieder besuchten, aus denen die Feuerlava vor vielen Jahrhunderten ins zischende Meer herabgeströmt war. Aber kein Donner war nach dem Blitz zu hören; es war nur eine glänzende Probe himmlischer Pyrotechnik, die mich in den Stand setzte,

---

[1]) Zwei Testamente wurden euch zuteile,
Der Kirche Hirt will euern Führer machen,
Mehr braucht es nicht zu euerm Seelenheile.
(Dante, Göttl. Komödie. III, 5, 76 ff.)
Uebertragung von K. Zoozmann.

[2]) „... die sich immer anschauen und sich niemals berühren."

Digitized by Google

wieder den Anblick des waldigen Hügels drüben zu genießen, dessen steiler Abhang die kühlen und klaren Wasser des Albanersees berührte.

„Es war wie eine nicht unpassende Vision der gegenwärtigen Verhältnisse der katholischen Kirche, in Flammenschrift quer über den Himmel geschrieben, der sich verdunkelte. Ihre Bannflüche sind nur ein Wetterleuchten im Vergleich zu jenen gefürchteten, zischenden und flammenden Pfeilen, die von den Händen der Päpste entsandt wurden, die den Stuhl St. Petri bestiegen und von dort aus den Blitz des Zeus schleuderten."

„Aber wenn auch der Vulkan seit langer Zeit erloschen ist, im tiefsten Innern des mächtigen Kraters liegt, wie das Wasser des Albanersees, ein großer Vorrat von christlicher Liebe und menschlicher Sympathie, der jederzeit benützt werden kann, um den Durst der Welt zu löschen. Die alten Aquädukte sind so kläglich zerstört, wie jene, die das Wasser nach Rom leiteten; aber das Wasser ist immer noch da, und die Aquädukte können wieder hergestellt werden. Ist es nicht der Mühe wert, es zu versuchen?"

Der Einfluß der Staatsformen auf die Entwicklung der Kriegsflotten

Von

Graf Posadowsky-Wehner, Kapitän z. S. a. D.

Aus der Geschichte und der Statistik kann man bekanntlich alles und nichts beweisen, es kommt nur darauf an, wie man die Beispiele wählt und die Zahlen gruppiert. Immerhin wird man aber, wenn man dem Stoff nicht Gewalt antut, in vielen Fragen zu ganz bestimmten Schlüssen gelangen, welche sich herauskristallisieren und deutlich in Erscheinung treten. Nur darf man nicht verlangen, daß die Lehren der Geschichte wie die Theorien in den exakten Wissenschaften allen bekannten Tatsachen gerecht werden, der Einfluß der Imponderabilien auf den Gang der Weltgeschichte ist oft sehr groß und verhindert den Aufbau eines lückenlosen Systems.

Es ist wohl unbestreitbar, daß nur eine starke Regierung, welche von der Tagesströmung unabhängig ist, militärische Machtmittel langerhand vorbereiten und für eine weit ausschauende Politik bereitstellen kann. Als in der französischen Kammer kürzlich über die dreijährige Dienstzeit verhandelt wurde, rief ein radikaler Deputierter der Mehrheit zu: „Wenn Sie eine solche Politik treiben wollen, dann können Sie auch gleich das Königtum wieder herstellen." Der Redner hielt also eine Begünstigung der militaristischen Strömung im Lande für unvereinbar mit den Prinzipien einer demokratischen Republik. Es handelte sich dabei um ein Gesetz, dessen militärische Wirksamkeit sofort in Erscheinung treten sollte,

Digitized by Google

nicht um Maßnahmen, deren Erfolg nur eine langjährige stetige Politik gewährleisten kann. Die Schaffung einer Flotte ist dagegen ein Ziel, welches nur in Dezennien angestrengter Arbeit zu erreichen ist. Mit dem Vorherrschen des technischen Elementes in der Neuzeit sind die Anforderungen, welche an die Ausbildung des Personals und die Herrichtung des Materials gestellt werden müssen, gegen früher noch gestiegen. Eine sprunghafte Entwicklung würde nur zu Rückschlägen führen; man muß damit rechnen, daß erst die nächste Generation die Früchte einer Flottenpolitik ernten kann. Es handelt sich also um Zukunftshoffnungen, für welche man viele Jahre lang schwere Opfer bringen muß. Nur eine starke Regierung kann es wagen, die Gegenwart zugunsten der Zukunft zu belasten, und nur eine Staatsform, welche die Elemente der Stetigkeit und der Tradition in sich birgt, ermöglicht eine vorausblickende zielbewußte Politik. Zu den starken Regierungen in diesem Sinne muß man die Monarchien und die aristokratischen Republiken rechnen, weil sie auf traditioneller Grundlage aufgebaut sind und den Schwankungen der öffentlichen Meinung nicht fortgesetzt Konzessionen zu machen brauchen. Natürlich ist nicht jede Monarchie stark — es kommt auf den Träger der Krone und die überlieferte Stellung des Herrscherhauses an — und nicht jede aristokratische Republik wird mit Erbweisheit verwaltet, da die Gefahr vorliegt, daß einseitige Standesinteressen zu viel Spielraum gewinnen. Wenn man die Geschichte verfolgt, läßt sich aber unschwer erkennen, daß das Hervortreten demokratischer Prinzipien die Flottenpolitik stets ungünstig beeinflußt hat.

Greift man auf das Altertum zurück, dann muß man berücksichtigen, daß in der alten Zeit ein großer Unterschied zwischen dem Kampf zur See und zu Lande nicht bestand. Es war leicht möglich, in kurzer Zeit die Flotten zu bauen und zu bemannen, besondere nautische Kenntnisse wurden von den Besatzungen der Ruderboote nicht verlangt. Daher kommt es auch, daß Staaten wie Rom und Sparta, deren Kraft im Landkrieg wurzelte, in kurzer Zeit mit den alten Seemächten in Wettbewerb treten konnten. Wenn man will, kann man anführen, daß Athen seit der Demokratisierung des Staatswesens seine Uebermacht zur See verloren hat.

Im Mittelalter war die Grenze zwischen Kriegsschiff und Kauffahrer noch nicht scharf gezogen, jedenfalls erforderte aber die Besetzung der Schiffe eine seegewohnte Bevölkerung und der Schiffbau wurde allmählich eine Kunst. Die großen Seestädte des Mittelalters waren aristokratische Republiken, ihre jahrhundertelange Blütezeit verdankten sie ihrem straffen und klugen Regiment. Die Seemacht der Hansa sank, als der Einfluß der führenden Geschlechter auf die Leitung der Geschäfte zurückging. Allerdings haben auch äußere Umstände, deren Wirkung man nicht unterschätzen darf, eine bedeutende Rolle gespielt.

Der Niedergang der holländischen Seemacht im Anfang der Neuzeit ist zum großen Teil auf die Schwäche der Regierungsgewalt gegenüber den festgefügten Staatswesen von England und Frankreich zurückzuführen. Es ist wohl kein Zufall, daß die eifrigsten Förderer der englischen Seemacht, Königin Elisabeth,

Digitized by Google

Cromwell und Wilhelm III. auch eine starke Stellung gegenüber ihren Parlamenten eingenommen haben. Später war die Aufrechterhaltung der englischen Seegeltung nicht mehr von einzelnen Personen abhängig, sie war mit den Lebensinteressen der Nation zu deutlich verknüpft und deshalb dem Parteihader entzogen. Die Beherrschung des Meeres war ein Axiom geworden, es wechselte nur das Maß der Fürsorge, welches der Flotte zugewandt wurde. Die Verwaltung war allerdings durchaus nicht immer auf der Höhe, nur der Mangel eines ebenbürtigen Gegners hat das Land vor schweren Rückschlägen bewahrt. Ob das Hervortreten demokratischer Tendenzen im heutigen England einen Einfluß auf die Marinepolitik ausüben wird, muß die Folgezeit lehren.

Die Schaffung von großen Kriegsflotten, welche dauernd mit festem Berufspersonal in Dienst gehalten wurden oder für welche wenigstens ein Besatzungsstamm bereit stand, ist eine Erscheinung der neueren Zeit. Es erwuchsen dadurch hohe laufende Kosten in Friedenszeiten, deren Berechtigung die großen Massen nur in solchen Ländern erkennen konnten, deren Handelsinteressen direkt von der See abhängig waren. In den Staaten, welche den Wert der Seegeltung nicht dauernd fühlten, vermochte es allein ein starker monarchischer Wille, die Vorbereitungen beizeiten zu treffen, um sich das Instrument für eine künftige maritime und koloniale Ausdehnung zu schaffen. Das zeigt deutlich die Marinegeschichte Frankreichs, Rußlands und Deutschlands. Eine staatsrechtliche Tüftelei, ob Deutschland theoretisch zu den rein monarchischen Gebilden gehört, soll hier vermieden werden.

Unter Ludwig XIV. ist mit Hilfe des genialen Colbert in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Flotte entstanden, welche es wagen konnte, die älteren großen Seemächte zum Kampf herauszufordern. Da in dem damaligen Frankreich nur wenig Verständnis für eine überseeische Politik vorhanden war, muß man diesen Erfolg der tatkräftigen zielbewußten Politik des Königtums zuschreiben. Es bleibt sich dabei gleich, wie hoch das Verdienst des Ministers Colbert war, da er nur als Ratgeber seines Königs die Flottenpläne durchführen konnte. Die Gestaltung kolonialer Ausdehnung würde wahrscheinlich ein ganz andres Gesicht erhalten haben, wenn nicht Frankreich ohne greifbaren Erfolg seine Kräfte in kontinentalen Kriegen verzettelt hätte. Und trotzdem hat die königliche Flotte, diese Schöpfung eines absoluten Willens, ein Jahrhundert überdauert. Als das Königtum unter den Schlägen der Revolution zusammenbrach, war die Flotte vielleicht der gesündeste Teil des alten Staatswesens. Es ist die Schuld der Revolution, daß die Flotte in ganz kurzer Zeit verkam, denn die radikalen Machthaber verjagten die erfahrenen Offiziere und zerstörten die Disziplin der Besatzungen. Die Folgen traten bald zutage und wirkten noch lange nach. Trotz der großen Anstrengungen Napoleons war es nicht möglich, die Seerüstung den Erfordernissen der Politik entsprechend zu verstärken, da man vielleicht Armeen, aber bestimmt nicht Flotten aus dem Boden stampfen kann. Es fehlte an Männern und den vorhandenen Männern fehlte es an Erfahrung. Wie wenig die Lehren der Geschichte beherzigt werden, kann man daraus ersehen, daß auch

Digitized by Google

die jetzige Republik in den Fehler verfallen ist, lange Zeit die Flotte zu vernachlässigen, obwohl Frankreich bewußt Kolonialpolitik trieb. Unter der Aera Pelletan war man wieder drauf und dran, nicht nur die Stärke der Flotte, sondern auch die Disziplin der Besatzungen zu erschüttern.

Was ein rücksichtsloser Wille vermag, sieht man an dem raschen Aufkommen der russischen Seemacht unter Peter dem Großen. Der Zar hat sein Volk an und auf die See geführt, und seiner Tätigkeit ist die Stellung Rußlands an der Ostsee und am Schwarzen Meer zu verdanken. Abgesehen von den Schwierigkeiten, welche in technischer Hinsicht vorlagen, ist auch bei der Beurteilung dieser Leistung zu berücksichtigen, daß der Russe bodenständig ist und sich für den Seedienst von Natur wenig eignet. In neuester Zeit war Nikolaus II. bestrebt, die Flotte zu vergrößern und die russische Seemacht in Ostasien fest zu begründen. Der Erfolg hat gegen ihn entschieden, damit ist aber noch nicht gesagt, daß seine Politik falsch war. Der Krieg brach vorzeitig aus und die russische Flotte hat infolge verschiedener ungünstiger Verhältnisse nicht das geleistet, was man von ihr hätte erwarten können. Ob das russische Reich den großen Aufgaben im Osten gewachsen war, ist schwer zu entscheiden, jedenfalls ließ sich dort aber nur eine aussichtsreiche Politik mit Hilfe einer starken Flotte verfolgen.

Während man über den Wert einer großen Flotte für Rußland verschiedener Ansicht sein kann, werden die Vereinigten Staaten von Amerika durch die natürlichen Bedingungen auf eine Ausgestaltung ihrer Seemacht hingedrängt. Obwohl die geographische Lage auf die Seegeltung in zwei Ozeanen hinwies und die politische Stellung eine achtunggebietende Flotte erforderte, hat die demokratische Republik lange gezögert, ehe sie sich zu einer tatkräftigen Marinepolitik entschloß. Es ist der langen Aufklärungsarbeit historisch gebildeter Schriftsteller zu verdanken, daß man endlich eine Reorganisation der lange vernachlässigten Flotte in Angriff nahm. Die Bewegung, welche in Deutschland zugunsten einer stärkeren Flotte einsetzte, hat wohl auch eine anspornende Wirkung ausgeübt. Fraglos waren die innern politischen Verhältnisse daran schuld, daß der Sinn für die Erfordernisse einer starken Marinepolitik erst spät erwachte. Fast wäre es zu spät gewesen, denn die Vereinigten Staaten haben es nur ihrem Gegner zu verdanken, daß sich die Unterlassungssünden im Spanisch-Amerikanischen Kriege nicht bitter gerächt haben. In neuerer Zeit macht sich wieder ein Schwanken auf der eingeschlagenen Bahn bemerkbar. Die rege Bautätigkeit, welche man mehrere Jahre hindurch entfaltet hatte, ist eingeschränkt worden, und man gewinnt den Eindruck, daß die weitgesteckten Ziele einer großzügigen Politik, welche Jahre hindurch verfolgt wurden, möglicherweise wieder aufgegeben werden könnten. Der Wechsel in den leitenden Personen scheint auch einen Wechsel im System zur Folge zu haben, doch handelt es sich hierbei wohl nicht um ausgesprochene Parteifragen, da sich die Anzeichen einer veränderten Haltung schon während der letzten Präsidentschaft bemerkbar machten.

Ein klassisches Beispiel für den Einfluß monarchischer Staatsformen auf die Entwicklung der Flotte ist Deutschland. Wer offenen Auges die Entstehung

Digitized by Google

der deutschen Flotte verfolgt hat, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß wir ohne die persönliche Initiative des Kaisers keine nennenswerte Flotte besitzen würden. Es zeigt sich darin die Richtigkeit des Wortes, daß „Völker langsam marschieren", daß es nur dem einzelnen gegeben ist, mit weitem Blick die großen Aufgaben der Zukunft zu erfassen. Man könnte einwenden, daß die nationale Bewegung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach langer Ohnmacht zur See den Gedanken einer deutschen Flotte zuerst wachgerufen hat. Es handelte sich damals aber um ganz anders geartete, eng begrenzte Ziele, und der klägliche Abschluß dieser kurzen Episode zeigte nur zu deutlich, daß die Organisation einer Flotte ohne den Rückhalt einer starken Regierungsgewalt ein Unding war. Schließlich kommt es auch nicht auf den Gedanken, sondern auf die Tat an.

Auf die Schaffung der kaiserlichen Flotte näher einzugehen, ist unnötig, da dank einer zielbewußten Aufklärung jeder Schuljunge die Entwicklung kennt. Wohl zum erstenmal in der Geschichte ist der Versuch gemacht worden, den Bestand der Flotte gesetzlich festzulegen. Jedes Gesetz kann und muß natürlich geändert werden, wenn die Lebensbedingungen der Nation einen Wechsel gebieterisch fordern, das Flottengesetz verhindert aber immerhin, daß vorübergehende Tagesströmungen den Ausbau der Seemacht gefährden. Und das ist gut so, denn es läßt sich nicht leugnen, daß sich zurzeit ein Stillstand in der Flottenbewegung bemerkbar macht. Schuld daran sind die zweifellos berechtigten hohen Forderungen für das Heer und die Hoffnungen, welche man auf die Entwicklung des Flugwesens setzt. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Flugtechnik sollen nicht bestritten werden, die praktische Leistungsfähigkeit zurzeit darf aber nicht überschätzt werden. Es ist ferner leider Tatsache, daß man an manchen Stellen aus Opportunitätsgründen der augenblicklichen äußern Politik das Abflauen des Flottengedankens nicht ungern sieht. Da liegt eine große Gefahr, es ist falsche Politik, wenn man den Forderungen des Tages zuliebe die Anforderungen der Zukunft vernachlässigt. Es wäre schwachmütig, wenn man auf halber Höhe stehen bleiben wollte, nachdem der gefährlichste Teil des Weges überwunden ist. Die Weltgeschichte eröffnet einem Volke nur selten die Aussicht auf den Pfad, der zu den Höhen führt. Wenn Völker auch langsam marschieren, dürfen sie doch nicht rasten noch ruhen, sie müssen stetig vorwärts gehen, sonst wird das Ziel niemals erreicht.

Digitized by Google

Ueber das Ideal des ewigen Friedens und des Krieges

Von

Fredrik Bajer,

Ehrenpräsident des Internationalen Friedensbureaus in Bern

Ueber dieses Thema wünschen Sie einen Artikel von mir. Aber das Ideal des Krieges kenne ich nicht. Entspricht es vielleicht dem, was ich in meiner Jugend als Offizier (1856 bis 1865) auf der Kommandoschule den jungen Unteroffizieren lehrte: das Ziel des Krieges ist der Friede, — das ist: den Krieg so schnell wie möglich zu beendigen, damit der Friede geschlossen werden kann. Das Ideal des Krieges wäre also: sich selbst zu vernichten[1]) — paradox?!

Gilt das für jeden einzelnen Krieg, so werden doch gewiß die Militaristen bestreiten, daß es für den Krieg im allgemeinen gilt. War nicht auch der Feldmarschall Graf Moltke der Meinung, daß Kriege gewissermaßen wie Gewitter reinigend auf die politische Atmosphäre einwirken? — „Wie Gewitter!" — Gewitter macht man doch nicht — ebensowenig wie man große nationale Unglücke hervorzubringen sucht, auch wenn sie reinigend einwirken.

Vergebens suche ich also das Ideal des Krieges. Was aber das Ideal „des ewigen Friedens" betrifft, hat meiner Meinung nach der große deutsche Denker Immanuel Kant schon 1795 dieses so bezeichnet, daß die wahren Friedensfreunde unsrer Zeit es heute noch anerkennen müssen. „Da die Vernunft, vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab, den Krieg schlechterdings verdammt, den Friedenszustand dagegen zur unmittelbaren Pflicht macht, welcher doch, ohne einen Vertrag der Völker unter sich, nicht gestiftet oder gesichert werden kann, so muß es einen Bund von besonderer Art geben, den man den Friedensbund (Foedus pacificum) nennen kann, der vom Friedensvertrag (Pactum pacis) darin unterschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte."[2])

Wie weit hat sich nun seit 1795 die Welt diesem Ideal genähert?

Bevor wir diese Frage zu beantworten suchen, wollen wir eine andre aufstellen:

Wie ist die Friedensbewegung seit Kant vorgeschritten?

Erst zehn bis zwölf Jahre nach Kants Tod wurden die ersten Friedensgesellschaften gestiftet.

---

[1]) Meine „Livserindringer" (Lebenserinnerungen). Jul. Gjellerups Verlag, Kopenhagen 1909/10, S. 415.

[2]) Kant, Zum ewigen Frieden, 1795. Zweiter Abschnitt. Zweiter definitiver Artikel zum ewigen Frieden: Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein.

Digitized by Google

1843 fand der erste internationale Friedenskongreß statt. Seit 1889 werden sie — soweit möglich — jährlich abgehalten.

1889 tagte die erste interparlamentarische Konferenz und 1899 die erste intergouvernementale Friedenskonferenz.

Man merke sich die Steigerung: Nation — Parlament — Gouvernement. Auf deutsch: Volk — Reichstag — Regierung! Das neutrale lateinische Wort inter drückt aus, wie die Völker ihre Vertreter in den Reichstagen und die Regierungen sich miteinander beraten, um den Weltfrieden soweit wie möglich zu sichern.

Wenn die Friedensbewegung weiterschreitet, was ist dann die nächste Stufe?

Nach der intergouvernementalen Konferenz, meinen einige Friedensfreunde, mögen Zusammenkünfte von Staatsoberhäuptern kommen.

Aber die Staatsoberhäupter sind in konstitutionellen Staaten nicht verantwortlich. Verantwortlichkeit und Macht lassen sich nicht scheiden. Die verantwortlichen Minister der verschiedenen Staaten sollten sich ab und zu versammeln.

„Ambassadeurkonferenzen" sind allzu schwach. Wenn man auch die Gesandten „Plénipotentiaires" nennt, müssen sie doch immer wieder und wieder von ihren „Supérieurs", den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten in der Heimat, Instruktionen einholen. Diese Minister sollten daher selbst sich versammeln. Können sie ihren Posten nicht verlassen, so müssen andre verantwortliche Minister — „Sans portefeuille" — oder lieber besondere „Friedensminister" an den internationalen Ministerkonferenzen teilnehmen.

Diese Konferenzen sollten jährlich abgehalten werden. Bisher sind solche diplomatische Konferenzen nur einberufen worden, wenn eine politische Frage schon so verwickelt war, daß sie sehr schwer zu lösen war. So verwickelt kann sie sein, daß sie wie ein gordischer Knoten nur mit dem Schwerte gelöst werden kann. Aber dann hat die Diplomatie Bankerott gemacht. Nein, in ruhigeren Zeiten müssen internationale Ministerkonferenzen stattfinden.[1]) Da müssen die Fragen verhandelt werden, die zwar Kriegsursachen werden können, aber rechtzeitig behandelt, gefahrlos sich lösen lassen. Ein solches Verfahren ist Hygiene statt Chirurgie.

„Friedensministerkonferenzen" könnte man diese Zusammenkünfte also nennen. Aber wer soll die Ehre haben, zu der ersten solchen Konferenz einzuladen? Ein Staatsoberhaupt muß es wohl sein. Der russische Kaiser ergriff die Initiative zu der ersten Haager Friedenskonferenz 1899, die den Keim der internationalen Legislative schuf. Will ein andrer Kaiser den Keim der internationalen Exekutive schaffen, indem er verantwortliche Minister aller zivilisierten Staaten einladet, sich in seiner Hauptstadt zu versammeln, um da die erste „Friedensminister-

[1]) Damit ist nicht ausgeschlossen, daß außerordentliche Konferenzen einberufen werden, wenn etwas eintritt, was man nicht auf den ordentlichen hat voraussehen können.

Digitized by Google

konferenz" abzuhalten? Ich frage nur: Hat meine Frage größeres Gewicht, wenn sie in einer deutschen Zeitschrift gestellt wird?

Jetzt können wir beurteilen, wie weit die Friedensbewegung fortgeschritten ist und was noch fehlt.

In den interparlamentarischen Konferenzen finden wir den Keim des Weltparlaments, — es gilt nur den Keim so zu pflegen, daß er nicht vernichtet wird.

Die intergouvernementalen Haager Friedenskonferenzen, die den Keim eines Welttribunals geschaffen haben, können sich vielleicht zu einem „Oberhaus" des Weltparlaments entwickeln. Auch ist es möglich, daß sie verschwinden; denn solche Diplomatenkonferenzen braucht man wohl nicht mehr, wenn Konferenzen von verantwortlichen Ministern ins Leben treten.

Solche „Friedensministerkonferenzen" — das ist es eben, was in der näheren Zukunft noch fehlt.

Damit ist ganz gewiß „das Ideal des ewigen Friedens" nicht erreicht Ideale werden überhaupt nicht erreicht. Das liegt im Begriff des Wortes.

Aber die Richtung gegen das Ideal ist damit gegeben.

Die Friedensministerkonferenzen könnten sich nämlich so entwickeln, daß sie einen festen Kern bilden, eine Art Exekutivkomitee. Ebenso wie z. B. die interparlamentarischen Konferenzen. Daraus wird sich schließlich der Keim einer internationalen ausführenden Gewalt bilden. Und damit ist die Grundlage eines allgemeinen Rechtszustandes gegeben.

Mit folgenden Worten schließt Kant sein ewig junges Büchlein „Zum ewigen Frieden" (von 1795):

„Wenn es Pflicht, wenn zugleich gegründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechts, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung, wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich sog. Friedensschlüsse (eigentlich Waffenstillstande) folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele (weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden) beständig näherkommt."

Die Bevölkerungsfrage

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Der Rückgang der Geburtenziffer fängt auch bei uns an in weiteren Kreisen beunruhigend zu wirken. In Frankreich ist er schon so groß geworden, daß man fürchten muß, die Zahl derer, die im Lande geboren werden, könnte nicht mehr ausreichen, um die Friedensstärke der Landarmee auf der Höhe zu erhalten, geschweige denn zu steigern, und die Vergrößerung der Flotte werde an der Unmöglichkeit scheitern, die für die Besatzung der Schiffe erforderlichen

Digitized by Google

Mannschaften herbeizuschaffen. Derartige verhängnisvolle weitgehende Folgen haben wir zunächst noch nicht zu fürchten, aber man denkt mit Sorge daran, daß es auch bei uns einmal so weit kommen könnte.

Wäre nun der Rückgang bei allen Völkern der gleiche, so würde das bisherige Stärkeverhältnis erhalten bleiben und wir ständen auch in Zukunft insbesondere Frankreich gegenüber nicht schlechter als bisher. Aber wir müssen auch mit den anderen Völkern rechnen, und bei ihnen ist die Abnahme der Geburten teils noch nicht so deutlich, teils überhaupt nicht vorhanden. Wir würden also von ihnen, vor allen von den Slawen, soweit es sich lediglich um die Zahlen handelt, immer mehr überflügelt werden.

Da ist es denn begreiflich, daß man versucht, die Gründe für den Rückgang ausfindig zu machen, um durch deren Bekämpfung das Verhängnis, dem man entgegenzutreiben glaubt, abzuwenden.

Wenn man nun fragt, weshalb die Geburten sich vermindern, so hält man zweierlei nicht immer genügend auseinander, einmal nämlich die Mittel, die angewendet werden, um eine Beschränkung der Kinderzahl herbeizuführen, und andrerseits die Gründe, die für die Eltern bestimmend sind, die Mittel anzuwenden. Diese Unterscheidung aber ist selbstverständlich und notwendig. Denn auch wenn man die Benutzung aller jener Mittel ausschließen könnte, was aber völlig unmöglich ist, dann hätte man damit das Wesen der Erscheinung keineswegs getroffen. Die Wege, auf denen man das Ziel zu erreichen sucht, sind unabhängig von den Gründen, die für diese Bestrebungen in Betracht kommen. Man kann freilich zugeben, daß die allgemeine Zugänglichkeit der käuflichen antikonzeptionellen Mittel die Beschränkung der Kinderzahl erleichtert, aber wenn man sie nicht zur Verfügung hätte, würde man andre Wege einschlagen. Man bleibt daher an der Oberfläche, wenn man glaubt, etwas Nennenswertes dadurch erreichen zu können, daß man jene Mittel vom öffentlichen Verkaufe ausschließt und nur dem Arzte in die Hand gibt.

Der Grund der Geburtenabnahme ist in erster Linie der Wunsch der Eltern, keine oder nur wenige Kinder zu bekommen. Weil sie das wünschen, weil sie die Zahl der Nachkommen beschränken wollen, wenden sie diese oder jene Mittel an. Das ist an sich nichts Neues, es war in gewissem Umfange immer so und wird immer so bleiben, aber die größere Ausdehnung, in der es sich zurzeit geltend macht, fällt beunruhigend auf.

Wodurch aber wird nun der Wille zur Geburtenverminderung ausgelöst und geleitet? Durch mancherlei Umstände, unter denen wir zunächst solchen begegnen, die wir ganz oder teilweise anerkennen können, die an sich freilich von jeher beachtet wurden, die aber erst neuerdings zu größerer Wirksamkeit gelangten, weil die Menschen sich infolge weiterer Verbreitung medizinisch-naturwissenschaftlicher Anschauungen häufiger als früher die Frage vorlegten, inwieweit sie selbst zur Elternschaft und zur Erzeugung brauchbarer Nachkommen geeignet seien. Diese an sich berechtigte Ueberlegung wird dann zur Kinderbeschränkung oder Kinderlosigkeit führen, wenn die Eltern nicht gesund genug

Digitized by Google

sind oder zu sein glauben, um kräftige normale Nachkommen frei von erblichen Krankheiten zu gewinnen oder wenn sie fürchten müssen, daß zwar die Kinder nicht von vorneherein krank sind, daß sie selbst aber wegen zu frühen Todes oder dauernder schwerer Erkrankung unfähig sein werden, sie aufzuziehen. Die Ueberlegung wird sich aber auch auf die Fälle erstrecken, in denen die Frau nicht imstande ist oder zu sein glaubt, ohne eigne Lebensgefahr Kinder zu gebären. Und in ärmlichen Verhältnissen ist ferner die Sorge maßgebend, daß zahlreiche Kinder nicht ausreichend ernährt werden könnten, daß sie sich deshalb nur mangelhaft entwickeln und teilweise früh zugrunde gehen würden.

Ueber alle diese Veranlassungen zur Geburtenverminderung läßt sich diskutieren, wenn auch vielleicht manche Selbsttäuschung der Eltern über ihre Tauglichkeit und über die Aussichten der Nachkommen unterläuft und die Herabsetzung der Kinderzahl nicht immer berechtigt ist. Unter ihnen aber hat heute eine etwaige mangelhafte körperliche und psychische Beschaffenheit, die, wie wir weiter sehen werden, von besonderer Bedeutung ist, noch nicht wesentlich mehr Einfluß auf die Zahl der Geburten, als es früher schon der Fall war. Einen weit größeren Anteil haben die wirtschaftlichen Verhältnisse, aber keineswegs besonders in den Kreisen, in denen wirkliche Armut herrscht oder in denen die Mittel sehr knapp sind, sondern weit mehr in den Ehen, in denen bei einiger Einschränkung sehr wohl mehr Kinder aufgezogen werden könnten, in denen es aber nicht geschieht, weil die Eltern ein bequemeres Leben haben wollen, als es ihnen bei zahlreichen Nachkommen beschieden sein würde. Diese Rücksicht aber kommt auch ohne oder wenigstens ohne berechtigte pekuniäre Sorgen noch mehr in Betracht bei den wohlhabenden Familien, in denen die Verminderung der Geburten überhaupt zuerst eingesetzt hat. Die Frauen wollen die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft und der Geburt, beide Eltern die Lasten und die Kosten der Kindererziehung vermeiden. Sie wollen in ihren vielfach übermäßig hohen Ansprüchen an das Leben nicht eingeengt, die Frauen, — hier spielt die Frauenbewegung mit hinein — die einen Beruf haben und ihn auch in der Ehe ausüben zu müssen glauben, wollen in ihm durch Kinder nicht gestört sein. Die Eltern wollen ferner, daß auch ihre Nachkommen es dadurch bequemer haben, daß Ausgaben und Vermögen sich auf wenige statt auf viele verteilen. Man darf sagen, daß alle diese Rücksichten heute, da der Geburtennachlaß noch vorwiegend die gut oder wenigstens die nicht schlecht gestellten Klassen betrifft, die bei weitem überwiegende Rolle spielen. Aber sie stehen nicht hoch im Werte. Um äußerer Bequemlichkeiten willen die Aufgaben der Ehe vernachlässigen, ist das Zeichen eines Mangels an ethischem Empfinden, an Energie, einer Verweichlichung oder einer Minderwertigkeit, die an Entartung grenzt oder gar schon mit ihr identisch ist. Ich meine hier die psychische Entartung, nicht eine körperliche. Denn diese, die man wohl auch hier und da verantwortlich zu machen versucht hat, kommt, wenn überhaupt, so doch nicht nennenswert, in Betracht. Die physiologische Fähigkeit der Frauen, Kinder zu gebären, ist heute nicht oder doch nicht sicher nachweisbar geringer als früher. Es ist allein die

Digitized by Google

psychische Schwäche, die jenen Geburtenrückgang, den wir allein für unberechtigt halten und bekämpfen müssen, begreiflich macht. Hier den Hebel anzusetzen, ist Aufgabe des Staates und der Gesellschaft. Gesunde, körperlich und geistig gesunde Eltern dadurch zu gewinnen, daß wir für eine möglichst vollkommene Aufzucht unsrer Nachkommen sorgen, das ist das Ziel, dem wir nachstreben müssen, wenn wir wieder kinderreichere Ehen haben wollen. Dahin werden wir gelangen, wenn wir die heute durchschnittlich viel zu weit gehenden Ansprüche an die äußeren Existenzverhältnisse zurückweisen, wenn wir die Kinder lehren, das Leben ernster zu nehmen und eine Verweichlichung zu vermeiden, die eine Abnahme der psychischen Energie mit sich bringt. Nur auf diesem Wege werden wir weiterkommen. Damit werden freilich die nicht zufrieden sein, die im Handumdrehen auf dem Wege der Gesetzgebung Abhilfe schaffen wollen. Hier gilt es Geduld haben. Mit Ueberstürzung und Gewalt läßt sich da nichts ausrichten, und nur daran könnte man denken, daß in den Fällen, in denen pekuniäre Gesichtspunkte eine Rolle spielen, mit staatlicher Unterstützung etwas zu erreichen wäre. Aber nennenswert wird sich dadurch der Geburtenrückgang nicht vermindern lassen. Denn in den Fällen, die seine zurzeit bedenkenerregende Zunahme verschulden, ist die Bequemlichkeit der Eltern in erster Linie maßgebend. Erst wenn es uns gelungen sein wird, diese Rücksicht wieder in den Hintergrund treten zu lassen, wird die Zahl der Geburten von selbst wieder steigen. Körperlich und geistig gesunde Eltern werden gar nicht daran denken, die Zahl der Kinder auf ein Minimum herabzudrücken. Sie werden auch wieder Motiven zugängig sein, die in der Rücksicht auf die Gesamtheit gegeben und zurzeit besonders bei den Polen maßgebend sind. Denn diese sind ungewöhnlich fruchtbar in der ausgesprochenen Absicht, die Zahl ihrer Stammesangehörigen nach Möglichkeit zu steigern.

So sind wir auf die Zukunft angewiesen und werden heute an dem Geburtenrückgang noch nicht viel ändern können. Glücklicherweise ist er noch nicht sehr beträchtlich, weil der größere Teil des Volkes den Bequemlichkeitsstandpunkt noch nicht zu dem seinigen gemacht hat. Würde es so bleiben, so wäre die Gefahr einer Abnahme der Wehrkraft nur gering. Mit dem gegen früher etwas verminderten aber doch noch vorhandenen Geburtenüberschuß würde Deutschland seine Armee auf der Höhe erhalten und auch noch steigern können. In der Tat geht die Sorge auch mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart, also daraufhin, daß die Zahl der Kinder noch mehr abnehmen könnte. Diesem Bedenken gegenüber verlangt man nun, daß sofort alles geschehen müsse, um die Geburten sich nicht weiter vermindern, sondern wieder zunehmen zu lassen. Und wenn man sieht, daß der Bequemlichkeitsstandpunkt nicht so schnell überwunden werden kann, dann wird man fordern, daß alles daran gesetzt wird, um seine weitere Ausbreitung zu verhüten, und man wird wünschen, daß die von ihm noch nicht ergriffenen Kreise wie bisher möglichst viel Kinder erzeugen oder ihre Leistungen in dieser Richtung noch steigern. Ist das nun eine richtige Auffassung? Ist es wirklich anzuraten, daß alle Eltern ohne Rücksicht auf die

Digitized by Google

in ihnen gelegenen Bedingungen, man möchte sagen ohne Ueberlegung möglichst viele Kinder in die Welt setzen? Wenn man diese Frage bejaht, dann vergißt man oder man hat es nie gewußt, daß es mancherlei Gründe gibt, die eine Beschränkung der Kinderzahl auch in sehr zahlreichen Familien dringend geboten erscheinen lassen, in denen sie heute noch nicht in Betracht gezogen wird. Wir wiesen oben schon darauf hin, daß Gesundheitsrücksichten hier und da für den Geburtenrückgang maßgebend sind. Aber was in dieser Hinsicht einzelne Eltern aus eignem Antriebe und wohl nicht immer mit richtiger Ueberlegung tun, das reicht nicht entfernt hin. Es gibt sehr viele Menschen, bei denen diese Motive eine Rolle spielen sollten, denen aber die erforderliche Einsicht fehlt und die deshalb an die Gefahr einer schlechten Nachkommenschaft gar nicht denken. Eben deshalb werden heute noch außerordentlich viele Kinder geboren, die besser das Licht der Welt nicht erblickt hätten.

Diese Anschauungen werden vielleicht bei denen Erstaunen oder gar Entsetzen hervorrufen, die der Meinung sind, daß man dem Geburtenrückgang mit allen Mitteln entgegentreten müsse. Soll denn, so fragen sie, die ohnehin schon sinkende Zahl der Kinder noch mehr und nun gar unter Zustimmung der Gesellschaft und des Staates vermindert werden? Aber wer über diese Fragen schon ein wenig nachgedacht hat, wird an ihrer Erörterung noch keinen Anstoß nehmen. Oder will man es wirklich verantworten, daß zum Beispiel tuberkulöse Eltern möglichst viele, ebenfalls tuberkulöse Kinder erzeugen, daß sie also, wie man es irrtümlich auszudrücken pflegt, ihre Krankheit auf eine große Zahl von Nachkommen vererben? Wäre durch eine so erzielte Zunahme der Geburten den Gefahren, denen man entgegentreten will, irgendwie abgeholfen? Gewiß nicht. Tuberkulöse Individuen gehen zum großen Teil früh zugrunde. Wenn sie aber länger am Leben bleiben, sind sie nicht fähig, sich so zu betätigen, wie der Staat es von seinen Bürgern erwartet.

Nun ist aber die sogenannte Vererbung der Tuberkulose bekanntlich eine überaus häufige Erscheinung, wenn auch nicht im strengen Sinne. Denn die Tuberkulose als solche, d. h. also die durch Tuberkelbazillen bei den Eltern hervorgerufene Erkrankung wird überhaupt nicht vererbt, sie entsteht bei den Kindern immer wieder aufs neue durch Bazillen, die in sie nach der Geburt eindrangen oder schon vor ihr in ihnen vorhanden und von der Mutter auf sie übergegangen waren (s. hierüber wie über manche andre hier berührte Fragen mein Buch, „Die Bedeutung der Krankheiten für die Entwicklung der Menschheit", Bonn 1912). Was sich vererbt, das ist allein die Beschaffenheit des elterlichen Körpers, die den Tuberkelbazillen das Wachstum erleichtert, es ist die sogenannte Disposition zur Tuberkulose. Aber das macht natürlich für diese Frage keinen Unterschied. Denn die Disposition ist eine wichtige Bedingung für das Zustandekommen der Tuberkulose. Wenn das disponierte Kind Tuberkelbazillen aufnimmt, dann erkrankt es schwer, während ein nicht empfängliches die Infektion überwindet.

Nun stellen freilich viele das Vorhandensein und die Vererbung der Dis-

Digitized by Google

position in Abrede. Sie sind der Meinung, daß die Erkrankung der Kinder nur dadurch zustande kommt, daß ihnen bei der Pflege durch die tuberkulösen Eltern, weil diese mit dem Auswurf andauernd Bazillen entleeren, weit häufiger und ausgiebiger als Kindern gesunder Eltern Gelegenheit geboten ist, sich mit diesen in den Staub und in die Nahrung gelangenden Bazillen zu infizieren. Wir wollen hier nicht untersuchen, welche Berechtigung dieser Auffassung zukommt, aber auch wenn man sie in vollem Umfang anerkennt, wird man nicht den Wunsch hegen dürfen, daß den tuberkulösen Eltern möglichst viele Kinder geboren werden. Denn ob die Nachkommen auf Grund einer Disposition oder lediglich infolge intensiver Infektion schwer erkranken, das ist für unsre Frage zunächst und so lange ohne durchgreifende Bedeutung, als die Kinder in ständigem Verkehr mit ihren Eltern aufwachsen. Nur wenn man sie sofort nach der Geburt aus der kranken Umgebung entfernte und in gesunden Verhältnissen aufwachsen ließe, könnte man die Gefahr der Infektion abwenden, aber dann hätte die Erzeugung von Kindern durch tuberkulöse Eltern immerhin noch das Bedenken, daß die Bazillen, wenn auch nur in dem kleineren Teil der Fälle, schon vor der Geburt in den kindlichen Organismus hineingelangt sein könnten. Daß man aber durch jene Isolierung der Kinder die Tuberkulose wirklich zu verhindern vermag, wissen wir aus Versuchen, die in dieser Absicht angestellt wurden. Doch wird sich die Trennung in vollem Umfange wohl niemals, jedenfalls aber heute noch nicht durchführen lassen, und so bleibt, wie die Verhältnisse liegen, nur die Möglichkeit einer zurzeit noch kaum geübten Beschränkung der Kinderzahl durch offenkundig tuberkulöse Eltern.

Aehnlich wie bei der Tuberkulose liegen die Verhältnisse bei den psychischen Störungen, dem Idiotismus, den epileptischen Störungen, den ethischen Minderwertigkeiten, den Verbrechern u. a. Auch hier wird niemand eine möglichst große Zahl von Kindern wünschen wollen. Je weniger geboren werden, um so besser ist es. Denn alle diese psychischen Krankheiten sind erblich. Und auch, wenn man das nicht in allen Fällen in vollem Umfange gelten lassen will, so würde doch auch hier, wenigstens bei den ethischen Defekten, die Gefahr einer psychischen Infektion der Kinder durch die Eltern in ähnlichem Sinne naheliegen, wie es bei der Tuberkulose mit der Bazilleninfektion der Fall ist.

Ueber die Notwendigkeit einer Beschränkung der Kinderzahl oder vielmehr einer völligen Kinderlosigkeit bei den geisteskranken Eltern sind denn auch die wissenschaftlichen Kreise einig, die sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigen und ihr Arbeitsgebiet unter der Bezeichnung „Rassenhygiene" abgegrenzt haben. Und manche amerikanische Staaten sind schon auf dem Wege der Gesetzgebung vorgegangen und haben die Ehen derartig erkrankter Individuen verboten.

Dieselben Gesichtspunkte gelten aber auch für die Ehen der Alkoholiker mit ihren sehr häufig körperlich und geistig minderwertigen und oft epileptischen Kindern, für die mit Syphilis infizierten und nicht ausreichend behandelten Individuen und für manche andre, zahlenmäßig weniger bedeutsame Fälle.

Wenn wir bei allen diesen Gruppen kranker Menschen eine Nachkommen-

Digitized by Google

schaft nicht wünschen, so tun wir es, weil wir neben dem Maßstabe der Zahl vor allem auch den der Qualität in Betracht ziehen, an den man bei Beurteilung des Geburtenrückgangs viel zu wenig zu denken pflegt. In manchen Auseinandersetzungen ist von ihm überhaupt nicht die Rede. Und doch ist er von der größten Wichtigkeit, er darf unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Denn von den schlechten und kranken Nachkommen hat die Menschheit ganz überwiegend großen Schaden und nur ausnahmsweise einmal neben dem Nachteil auch Nutzen zu erwarten.

Nun könnte man vielleicht einwenden, es ließe sich doch nicht mit aller Bestimmtheit voraussehen, ob die Kinder kranker Eltern wirklich auch alle krank werden würden. Es wäre doch möglich, daß neben abnormen auch gesunde geboren würden, die bei völliger Kinderlosigkeit auch mit fortfielen. Aber man wird selbstverständlich nur da eingreifen, wo die Gefahr einer schlechten Nachkommenschaft auf der Hand liegt. Und wenn man wirklich annehmen müßte, daß auch dann das eine oder andre gute Element ungeboren bliebe, so hätte das gegenüber der Gesamtzahl der nicht erzeugten kranken Individuen nichts zu bedeuten.

Aber man wird vielleicht weiter einwenden, daß, wenn man es ruhig darauf ankommen ließe und generell ohne besondere Unterscheidung eine zunehmende Kinderzahl forderte, damit doch in der Gesamtzahl unter allen Umständen auch die absolute Menge der guten Elemente steigen würde, und dann hätten wir, was wir brauchten. Das wäre ja freilich zahlenmäßig richtig, aber mit der Zunahme der ganzen Bevölkerung stiege eben doch auch die Zahl der Kranken. Und nun bedenke man, welche Hemmung diese schlechten Elemente für die Gesamtheit bedeuten. Man halte sich die zusammengenommen ungeheuren Kosten vor Augen, die von den kranken Kindern erfordert und die so oft völlig vergeblich gebracht werden. Denn die Individuen sterben zum großen Teil vor dem arbeitsfähigen Alter, in dem sie vielleicht zum Teil noch etwas hätten leisten können. Man denke ferner daran, wie unendlich viele Menschen, die erblich krank sind, während ihres ganzen Lebens auf Kosten der Allgemeinheit verpflegt werden, wie viele Krankenhäuser, Gefängnisse, Pflegeanstalten für sie gebaut und unterhalten werden müssen, und wieviel Personal ihre Versorgung erfordert usw. Man vergesse auch nicht, welchen Schaden minderwertige, geisteskranke, verbrecherische, dem Alkohol ergebene Individuen, auch abgesehen von den pekuniären Gesichtspunkten, ihren Mitmenschen zufügen. Wenn wir aber auch von allen diesen besonderen Nachteilen absehen und nur die Kosten berechnen wollen, die uns die Aufzucht, die Pflege, die Existenz der kranken und minderwertigen Menschen verursacht, deren Geburt besser unterblieben wäre, und wenn wir uns vorstellen, daß alle diese Ausgaben nicht nötig wären, wenn die kranken Individuen nicht existierten, daß wir sie also im Interesse der Gesamtheit verwerten könnten, dann wäre die Frage nach der Aufbringung der für die Erhöhung der Machtstellung des Vaterlandes erforderlichen Mittel, die uns jetzt so viele Schwierigkeiten macht, auf einfache Weise gelöst.

Digitized by Google

So ist also die Einschränkung der Kinderzahl oder die Kinderlosigkeit in den Ehen, die nach wohlerwogener Voraussicht keine gesunden Elemente liefern würden, eine berechtigte und notwendige Forderung. Und wenn dadurch der heutige Geburtenrückgang sich noch weiter steigern wird, so hat das keine Bedenken. Denn die Zahl der brauchbaren Individuen würde nicht abnehmen, und auf sie allein kommt es an. Nun hört man hier und da wohl noch ein andres Bedenken. Man meint, daß körperlich kranke, z. B. tuberkulöse Menschen doch für die Gesamtheit durch hohe geistige Fähigkeiten unter Umständen von hohem Nutzen sein könnten und daß derartige psychisch hervorragende Individuen bei sterilen Ehen ja auch nicht geboren werden würden. Aber wenn wir uns einmal ein gesundes Volk ohne diesen oder jenen Geistesheroen vorstellen und anderseits ein zum großen Teile krankes Volk mit jenen vereinzelten bedeutenden Menschen, dann werden wir uns gewiß für das erstere entscheiden, zumal ja auch in ihm geistig hervorragende Individuen keineswegs fehlen werden. Jener Einwand knüpft stets an diese oder jene Erfahrung der Vergangenheit an. Aber mit ihr haben wir es nicht mehr zu tun. Wir rechnen mit der Zukunft. Und da wird gewiß niemand dafür eintreten, daß man kranke Eltern deshalb ruhig Kinder solle erzeugen lassen, weil die entfernte Möglichkeit bestände, daß unter den kranken Nachkommen vielleicht einmal ein geistig hervorragender, die Gesamtheit fördernder Mensch vorhanden sein könnte.

Zusammenfassend müssen wir also sagen, daß wir bei der Bekämpfung des Geburtenrückganges nicht lediglich den Maßstab der Zahl in Betracht ziehen dürfen. Es hätte gar kein Bedenken, wenn die Geburten noch mehr, als es bis heute der Fall ist, abnehmen würden, sofern diese weitere Verminderung nur dadurch zustande käme, daß wir die Geburt schlechter Elemente nach Möglichkeit verhinderten. Denn darauf muß es uns vor allem ankommen, daß unser Volk sich aus gesunden Individuen zusammensetzt. Mit einer kleineren Macht normaler Menschen ist ebensoviel und mehr zu erreichen als mit einer durch erblich kranke Nachkommen vergrößerten Zahl. Aber das eine müssen wir auch noch wünschen und zu erreichen streben, daß Eltern, bei denen die Gefahr einer Vererbung von Krankheiten nicht zu erwarten ist, die Zahl ihrer Kinder nicht so beschränken, daß daraus für die Gesamtheit ein Nachteil erwächst. Denn nur ein Volk, das auch in der Zahl seiner gesunden Angehörigen den andern nicht nachsteht, sie womöglich aber übertrifft, hat Aussicht, im Wettbewerb nicht zu unterliegen.

Digitized by Google

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, Juli 1859.

Der Waffenstillstand ist möglicherweise ein Friedenszeichen. Man kann die Bedeutung desselben noch nicht präzisieren, weil alles zu kurz gefaßt ist, allein die Tatsache muß notiert werden als Vorbote eines wechselseitigen guten Willensaustausches. Vielleicht kann ich Dir getrosten Mutes in acht Tagen schon die Reise nach Lissabon anraten, für welche Du dann Zeit und Muße findest. Kommt es etwa durch dieses Mittel nicht zum Frieden, so nahen sehr ernste und sehr schlimme Zeiten, und ich glaube nicht mehr, daß Preußen außerhalb des Krieges bleiben kann.

Voilà la situation d'aujourd'hui.

Gestern ist Prinzeß von Preußen nach Weimar und Koblenz abgereist. Ich war noch bei ihr auf dem Eisenbahnhof.

Heute früh um 8½ Uhr erhielt ich einen überraschenden Besuch. Es kamen ganz plötzlich Antoinette und Friedrich von Dessau zu mir, weil sie der Kaiserin ihren Besuch machen wollen. Sie frühstückten bei mir, und um 10 Uhr fuhren sie nach Potsdam.

Gestern hatte ich zwei Stunden lang den Fürsten Windisch-Grätz bei mir. Es war ein Märtyrertum meines innersten Gefühls. Man möchte ihnen ja gern helfen, den Oesterreichern, allein sie sind zu plump und zu ungeschickt. Es wäre Selbstmord von Preußen, für ihre Fehler in Italien einstehen zu wollen.

Er ist eine imponierende Erscheinung und erinnert mich, was Manieren und Auftreten betrifft, etwas an Prinz Xaver von Hohenzollern-Hechingen, damals in Wien!

Die Kaiserin geht Sonnabend abends ab und kommt Sonntag früh morgens nach Düsseldorf. Du bist sonach der unangenehmen Pflicht enthoben, sie auf dem Bahnhofe zu empfangen oder Notiz von ihr zu nehmen, weil es artig und taktvoll ist, sie nicht aus dem Morgenschlaf in früher Stunde zu derangieren.

Karl Anton.

Der Fürst sollte schlimm sich getäuscht haben, als er vermeinte, die Fürstin könnte nun bald nach Lissabon fahren. Schon am 17. Juli starb Königin Stephanie, ein schwerer Schlag für die ganze Familie. Die Fürstin trug viele Jahre hart an dem Gedanken, daß sie nicht vorher nach Lissabon gereist sei, während Karl Anton und die Kinder nun erst recht froh waren, daß die Verhältnisse die Fürstin abgehalten hatten, die Tochter zu besuchen; denn wer konnte

Digitized by Google

wissen, ob nicht Josephine von Hohenzollern ebenfalls in Lissabon schwer erkrankt sein würde, angesteckt von der Tochter.

*

Berlin, den 14. Juli 1859.

Also Frieden! Vielleicht ein gefährlicher Frieden für Preußen, dem Oesterreich nie verzeihen wird, aber doch immerhin Frieden für den Augenblick. Ich bin außerordentlich in Anspruch genommen für den Moment, doch rate ich Dir, Deine Reise nach Portugal ernstlich ins Auge zu fassen und mir Dein Projekt hierüber mitzuteilen. Jetzt ist es noch Zeit, und vielleicht können wir doch noch einen Teil des Herbstes in Weinburg verleben, wenn Du Dich jetzt entschließest.

Karl Anton.

*

Berlin, den 15. Juli 1859.

Ich danke Dir für Deinen lieben Brief mit der Erinnerung an Stephanies Geburtstag. Heute vor zweiundzwanzig Jahren in Krauchenwies, nachdem wir lange vorher schon auf die Ankunft dieses lieben Kindes gewartet hatten. Es war ein Rechnungsverstoß in der Zeit. Zwischen damals und heute liegt ein ganzes Stück Geschichte, viel Freud und viel Leid. Ich habe Vater, Mutter, Großmutter und eine Schwester, Du ebenfalls eine Schwester verloren, gewonnen haben wir noch drei Söhne und eine Tochter, und sie, die Gegenstand meiner heutigen Betrachtung ist, lebt hoffentlich glücklich, aber sie ist für uns gewissermaßen auch verloren. Das ist der Welt Lauf, doch haben wir Anlaß, mit demütigem Dank einen Aufblick nach oben zu tun.

Ich habe ebenfalls einen telegraphischen Gruß nach Lissabon geschickt. Vielleicht bist Du bald dort! Ich komme jedenfalls nach Düsseldorf, Dich vorher zu sehen, wenn es so weit ist.

Nunmehr meine Eindrücke über den Frieden!

Es ist ein großes, gewaltiges Ereignis. Für den Moment beruhigend, für die Zukunft die größten Gefahren in sich schließend. Es gibt mehrere sehr beachtenswerte Gesichtspunkte:

1. Kaiser Napoleon erfüllt nicht sein Programm, verfeindet sich mit Italien und hat die Revolution angefacht, ohne sie zu löschen. Er hat einen Beweis zur Mäßigung gegeben und hat es mit Oesterreich wie mit Rußland gemacht.

2. Oesterreich demütigt sich, gibt seinen militärischen Ruhm auf und verliert lieber eine seiner schönsten Provinzen, als Preußen das Verdienst beizumessen, durch seine Mediation den Frieden erzwungen zu haben. Jedenfalls wäre das Resultat nicht so beschämend, machtabschwächend und national nachteilig gewesen, wenn es Preußen vertraulich eröffnet haben würde, was es angesichts der tatsächlichen militärischen Erfolge Frankreichs gegenüber zu konzediren im Fall sei.

3. In dem geheimen Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich liegt wahrscheinlich eine folgenschwere Verständigung über die von Oesterreich in Deutschland in die Hand zu nehmende moralische Erniedrigung Preußens.

Die Folge kann sein, daß Napoleon nunmehr einen Streitfall mit Preußen

Digitized by Google

aufs Tapet bringen wird, welcher in seinem Gefolge den Krieg haben wird. Dieser Krieg wird furchtbar und blutig werden, weil Preußen von Oesterreich in Deutschland verlassen, im Stich gelassen, isoliert diesen Existenzkampf aufnehmen wird und muß.

Vielleicht tritt dieser Fall bei dem inkalkulabeln Charakter Napoleons nicht ein, allein es ist gewiß nicht außer Zweifel zu stellen, daß Oesterreich für den Verlust Italiens und seines dortigen Einflusses sich wird von Frankreich haben Garantien geben lassen, wie es in einem vermehrten Druck auf Deutschland, namentlich Preußen, denjenigen reichlichen Ersatz und Machtstellung gewinnen wird, den Frankreich vermöge seines eingegangenen Vertragsverhältnisses geschehen lassen wird.

Oesterreich wird mit allen Mitteln: Konkordat, Jesuiten, Presse, dynastischen Verdächtigungen, selbst Liberalismen, wie es gerade passen wird, gegen Preußen agitieren, und ich sehe als das geringste Uebel noch die offenen Feindschaften, weil offene Feinde leichter als versteckte zu bekämpfen sind.

4. Die öffentliche Meinung Deutschlands, namentlich jene durch klerikale Einflüsse beherrschte, wird nunmehr Chorus gegen die Treulosigkeit Preußens machen und ihm den Frieden vorwerfen, welchen Oesterreich einzugehen gezwungen war, weil es so und nicht anders wollte. Dies ist sodann der Dank, den Preußen für seine mäßige Haltung ernten wird, dafür, daß es den Krieg fern von Deutschlands Grenzen gehalten, daß es die italienische Frage nicht mit einer spezifisch deutschen absichtlich vermengte, sondern beide weise auseinander gehalten hat.

5. Wir haben zwar das Bewußtsein, auf einer korrekten Linie verharrt zu haben, allein es wird nichts nützen, und für Preußen, das ist meine Ueberzeugung, entstehen nunmehr große und größere Gefahren, als wenn es in den Krieg vor sechs Wochen getreten wäre. Es sind die Gefahren der Mißgunst und der Isolierung.

Sachsen, Bayern und die kleinen Raubstaaten jubilieren jetzt schon und schlagen unsre soi-disant moralische Niederlage höher an, als die wirkliche Demütigung des jungen Franz Joseph, der ihnen ein unliebsames, aber doch wirksames Mittel für den Zweck preußischer Zurücksetzung und Kompromittierung gewesen ist. Italien verschmerzt man leicht, man kann sogar finden und herausklügeln, daß sein Verlust eine Stärkung Oesterreichs ist, aber man wird jubilieren, daß Preußen mit seiner Politik Fiasko gemacht hat.

Das ist das Deutschland von heute!

Ich sehe zwar nicht so schwarz, doch ist nicht zu leugnen, daß die Situation und die Zukunft dem Friedensschluß für Preußen sehr bedenklich, wenn auch noch nicht in nächster Nähe, gefährlich geworden ist.

Voilà les impressions du premier moment. Teile sie Deiner Mutter mit; vielleicht hat es auch auf sie einen unheimlichen Eindruck gemacht.

Leopold und Karl sind sehr ungehalten über den Frieden; es sind ihre Stimmungen übrigens nur Leutnantsechos.

Digitized by Google

Nun lebe wohl! Verzeihe meine lange Dissertation, aber Du wolltest ein kleines Aperçu haben. Was wohl Pepoli, Cornu, ja alle dazu sagen?

Karl Anton.

Ganz unerwartet kam einen Tag später aus Lissabon die erschreckende Nachricht, daß Königin Stephanie erkrankt sei, und schon am 17. Juli lief die telegraphische Nachricht ein, daß den fürstlichen Eltern die heißgeliebte Tochter durch den Tod entrissen worden. Karl Anton arbeitete, was er nur konnte, um nach Düsseldorf zur furchtbar getroffenen Fürstin zu kommen. Am 25. Juli traf er wieder in Berlin ein und schrieb sofort an die Fürstin, daß er wohl gut angekommen sei, sich aber doppelt vereinsamt fühle. In den Tagen schrieb er weiter, daß er in Sanssouci gewesen sei, wo er beide Majestäten sah und den Brief der Fürstin übergab: Beide waren sehr teilnehmend und herzlich, selbst der gute König, den ich sehr schlecht aussehend fand, war sehr bewegt. Die Königin grüßt Dich bestens und herzlichst. —

Von allen Seiten gingen dem Fürsten, wie er der Gemahlin mitteilt, herzliche Beweise der Teilnahme zu. Die nächste freie Zeit benutzte er, um wieder nach Düsseldorf zu eilen.

*

Berlin, den 13. August 1859.

... Anliegend ein Schreiben des Kaisers Napoleon, das Moustin dem Herrn v. Schleinitz zur Besorgung übergeben hat. Es würde mich interessieren, über dessen Inhalt etwas zu erfahren.

Vom Könige nichts Neues; er wird immer schwächer, und ich glaube beinahe, daß er anfangs kommender Woche sterben wird. Solange der Arme zwischen Leben und Sterben schwebt, bin ich zurückgehalten hier. Es ist dies ein neues Opfer, das ich zu den vielen andern bringe. Ich tröste mich aber damit, daß ich unter allen Umständen hier sein müßte, car tous les membres de la famille sont arrivés aus Bädern und von Reisen, es ist eine Pflicht, die ich zu erfüllen hätte, auch wenn ich nicht gegenwärtig an der Spitze des Ministeriums stände. — Karl sehe ich heute in Potsdam, wohin ich ihn bestellt habe, denn um 2 Uhr fahre ich abermals hin. Karl Anton.

Der Fürst täuschte sich, wie alle königlichen Verwandten, da der König noch lange lebte und schwer duldete. Er starb am 2. Januar 1861.

*

Berlin, den 16. August 1859.

... Mit dem Befinden des Königs geht es langsam besser; in einigen Tagen wird Böyer sagen können, ob man sich entfernen dürfe. Ich bin täglich sechs bis sieben Stunden in Sanssouci, wo ich mit esse und sodann mit der Prinzeß, gestern auch mit dem Prinzen, längere Promenaden zu Fuß in dem Parke mache. Doch ist der Aufenthalt tötend langweilig und steif, weil die Königin, die man niemals sieht, hors d'elle sein soll, daß die Prinzeß sich dort einquartiert habe. Und doch ist es notwendig gewesen, die Schicklichkeit verlangte es ... Diese Miß-

Digitized by Google

töne sind sehr zu beklagen, weil ja auch die Königin sehr zu bedauern ist wegen ihres Leids, und sie sich mit rührender Hingebung dem aufopferndsten Krankendienst widmet. Der König ist in einem hoch bedauernswertem Zustand.

Karl Anton.

Der Zustand des Königs blieb derselbe und gab zu keiner augenblicklichen Katastrophe Befürchtung. Deshalb konnte Karl Anton, worauf er sich so sehr freute, nach seinem Herbstaufenthalt, der Weinburg, gehen. Er blieb hier bis November; dann schrieb er der Fürstin wieder von Berlin aus.

*

Berlin, den 5. November 1859.

Meinen Namenstag habe ich gestern in Gedanken bei Dir gefeiert; den ganzen Tag über sehr beschäftigt und nur unterbrochen durch das Diner bei Prinz von Preußen, woselbst der junge Orange erschien, ein netter junger, aber etwas ungeleckter Mann. Als Prinz Friedrich Wilhelm ihn frug, ob er etwas zu sehen wünsche, etwa Kunst oder Truppen, vielleicht ein Bataillon, erwiderte er arglos, am meisten würde ihn ein Bataillon junger Mädchen interessieren. Cela ne prouve pas pour une éducation consciencieuse.

Leopold hat seinen Urlaub vom Prinzregenten für Lissabon schon erhalten.

... Die Königin habe ich noch nicht gesehen; hoffentlich hast Du ihr geschrieben, damit, wenn ich sie sehen sollte, sie Deinen Brief schon hat.

Karl Anton.

In einem vorhergehenden Brief hatte Karl Anton mitgeteilt, daß der Prinz von Oranien, Sohn des Königs der Niederlande, zum Besuche eingetroffen sei. Der Prinz war 1840 geboren.

*

Berlin, den 8. November 1859.

... Feldmarschall Wrangel, der sich Dir empfehlen läßt, hat mir gesagt, daß der Fürstbischof von Breslau recht sehr das Porträt von Stephanie wünsche. Schicke mir umgehend ein solches, wenn möglich mit Unterschrift, damit ich es ihm hier einrahmen und zusenden lassen kann.

Die Kinder sind vorigen Sonntag in Koblenz gewesen, wie Prinzeß von Preußen mir schreibt. Du wirst sie wahrscheinlich am nächsten Sonntag sehen.

Von Katharina habe ich nichts gehört, auch noch keinen Brief vom Bischof von Paderborn erhalten. Wie sollte er mir auch schreiben?

In Oesterreich gestalten sich die Zustände auf eine bedenkliche Weise, namentlich in Ungarn und Böhmen. Es ist sehr traurig, namentlich wirft sich der ganze Armee- und der Volksunwille auf den Kaiser!

Ich hoffe, daß Du nunmehr einige Personen beim Diner Sonntags sehen wirst. Ich halte es absolut für notwendig. Generale, Oberste, Oberbürgermeister, Bendemann usw.

Karl ist sehr beschäftigt; ich sehe ihn nur abends, gewöhnlich zwischen 9 und 10 Uhr.

Karl Anton.

*

Digitized by Google

Berlin, den 15. November 1859.

Leopold hat also eine beschwerliche Reise gehabt. Graf v. Minutoli, der Anfangs dieses Monats Portugal und den König verlassen hat, brauchte sieben volle Tage zur Ueberfahrt. Il a laissé le Roi dans une profonde mélancolie. Dom Pedro sprach mit ihm viel über Stephanie und wie mit ihr sein bester Teil auf immer von ihm gewichen sei.

Ich bin auf die ersten Briefe Leopolds sehr gespannt.

Der König, der in ein wärmeres Klima soll, weil ihm große Kälte wie große Hitze gleich gefährlich sein kann, ist nicht abgereist, weil eine kleine Lähmung am Fuße eingetreten ist — ein Schlaganfall wohl, wenn auch nicht bedeutend.

Karl ist vollständig wohl, hustet gar nicht mehr. Leider sehe ich ihn weniger.

Karl Anton.

*

Berlin, den 16. November 1859.

Nachdem Karl Anton über die grenzenlosen Roheiten der Jugend von vierzehn bis sechzehn Jahren am Schillertage Mädchen gegenüber heftig geschrieben und der Polizei den Vorwurf machte, zu spät eingegriffen zu haben, fährt er fort:

Der Prälat Hohenlohe habe am päpstlichen Hofe gar wenig Einfluß mehr, indem die italienischen Prälaten ihn verdrängt hätten.

Ich fahre sehr häufig, um den König zu sehen. Die Königin sieht merkwürdig gut aus. Den König habe ich gestern nicht gesehen. Son état spirituel est anéanti, das körperliche aber rätselhaft kräftig. Karl Anton.

*

Berlin, den 19. November 1859.

Wenn Leopold wieder glücklich hier ist, werden wir uns freuen. Und doch ist diese Reise ein Trost für uns, zu wissen, daß er am Grabe der heimgegangenen Tochter und Schwester gewesen. Mir kommt es wie eine Liebespflicht vor.

Heute ist der Prinz von Preußen nach Leglingen zur Jagd abgereist und kommt übermorgen wieder. Ich werde meine kleinen Tete-a-tete-Diners mit Karl veranstalten.

Gestern abend war ich — Du rätst nicht, wo? — in Soiree bei Bennigsen, Karl, er und ich. Wir schwelgten in der Erinnerung an Weinburg. Er ist hübsch arrangiert und wohnt im vierten Stockwerk. Er ließ keine Ruhe; wir mußten eine Flasche Champagner trinken, trotz aller Protestationen. Als sie geöffnet wurde, fand sich, daß sie verdorben war, somit untrinkbar. Er in Verzweiflung, wir in höchster Freude, daß wir nicht zu trinken brauchten; denn er hatte nur die eine.

Heute war ich bei Bildhauer Alberti; Stephanies größere Marmorbüste wird vortrefflich und sehr gut ausgeführt. In drei Wochen kann sie mit Piedestal fertig sein.

Digitized by Google

Am Sonntag war General v. Werder mit seiner Frau hier, nur auf der Durchreise. Es freute mich, diese alten Bekannten wieder zu sehen. Frau v. Werder war tief gerührt. Karl Anton.

*

Berlin, den 21. November 1859.

... Als Neuigkeit teile ich Dir mit, daß der König und die Königin nächstens nach der Insel Wight zum Winteraufenthalt abreisen werden. Das Klima dort soll äußerst mild sein und Schutz gegen die kalten Nord- und Ostwinde gewähren, die der König ohne Lebensgefahr nicht ertragen kann. Man ist im allgemeinen froh, daß der Hof von Sanssouci weggeht. Böven soll vor allem auf dem Klima von Wight beharren ... Karl Anton.

*

Berlin, den 2. Dezember 1859.

... Von Prinz und Prinzessin Wilhelm habe ich Nachrichten aus Düsseldorf erhalten. Sie haben ganz und gar nicht erwartet, im Jägerhof zu übernachten, da sie wußten, daß Du Gäste habest. Sie finden alles charmant, aber klein, und haben gar keinen Anspruch auf Deine Gastfreundschaft gemacht. Beruhige Dich deshalb.

Die Prinzessin Friedrich Wilhelm raffole de la beauté de notre Marie. Ich habe schon mit ihnen diniert und den Abend zugebracht. Die Prinzessin erzählte mir unaufgefordert über Prinz Georg von Sachsen, und daß er einen so schlechten Eindruck auf ihre Mutter, die Königin Viktoria, gemacht habe. Er mache sich ein Geschäft daraus, auf den armen Pedro zu schimpfen, ihn als dumm zu schildern.

Auch der König Leopold ist sehr frappiert gewesen, wie wenig er es verstanden, sich in Brüssel zu benehmen. Wahrscheinlich hat er auch auf Stephanie räsonniert, aber die Prinzeß wollte mir das natürlich nicht sagen.

In Geschäften habe ich jetzt wieder etwas mehr Ruhe, wenigstens nicht unausgesetzt Vortrag und Landtag und Schreibereien. Roon ist installiert, und ich halte es für einen Gewinn. Er ist jedenfalls ein bedeutenderer Mann als unser guter Bonin, der sich nicht korrekt benommen hat. Seine Entlassung war eine Notwendigkeit, allerdings ist er auf mich nicht gut zu sprechen, aber man muß vor allem seine Pflicht tun.

Mit dem König geht es etwas besser; ich hoffe sehr, daß er über Neujahr noch leben wird, vielleicht selbst noch den Winter. Vor acht Tagen war es so schlimm, daß man nicht mehr nach Stunden, sondern nach Minuten zählte. Die Königin hielt ihn für tot einen Augenblick lang, so derangiert war sein Gesicht. Einige Stunden darauf aß er vier Speisen, und für den Moment ist er wieder gerettet ... Karl Anton.

Einer der Begleiter des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, der 1859 in Lissabon war, v. Mayenfisch, hat zahlreiche Briefe an seine Verwandten geschrieben, in denen er sich keinen Zwang aufzulegen nötig hatte und es auch

Digitized by Google

nicht tat. Ueber den König Dom Pedro ist er dagegen Lobes voll. Er schildert ihn als sehr ernst, sehr zurückhaltend und schweigsam, aber gütig und liebenswürdig, auch als klug. Da v. Mayenfisch den Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, den Vater des Fürsten Karl Anton, noch sehr gut gekannt hatte, so ist der Vergleich in seinem Munde: „Dom Pedro erinnert mich viel an Fürst Karl in seinem ernsten, gediegenen Wesen", recht beachtenswert.

Es ist der folgende Brief daher auch von Interesse:

Berlin, den 6. Dezember 1859.

Endlich kann ich einmal wieder einen vernünftigen Brief schreiben, nachdem General Roon heute das Kriegsministerium übernommen und mir eine Bürde abgenommen hat, die ich acht Tage lang unter Aufwand meiner ganzen Zeit getragen hatte.

Die Nachrichten aus Lissabon sind durch einen Brief Leopolds an mich und durch einen Bericht des Herrn v. Rosenberg an den Regenten ergänzt worden. Nicht ohne tiefe Rührung und Wehmut kann man diese Mitteilungen alle lesen und muß den armen König mehr beklagen als unser teures Kind, das der Himmel zu sich genommen. Ich glaube, daß der König am ehesten sich trösten könnte, wenn er zu uns käme und bei uns seinen Schmerz ausweinen wollte; aber ich habe doch gewisse Bedenken gegen die Ausführung; denn wer kann dafür stehen, que ce ne sera pas le commencement pour Marie.

Leopold scheint, der Andeutung nach an mich, sich mit der Idee zu familiarisieren wegen Donna Antonia. Man muß ihn ganz seinen Gefühlen folgen lassen und ihm in nichts raten. C'est d'abord son affaire à lui seule.

Der Regent ist auf die Jagd nach Blankenburg zum Herzog von Braunschweig.

Die Prinzessin von Preußen hat ganz ernstlich die Absicht, Marie einzuladen, auf ein paar Tage hierher zu kommen und bei ihr im Palais zu wohnen. Nur der sehr schwankende und unsichere Zustand des Königs hält sie davon ab, es jetzt zu tun. Man ist keinen Augenblick sicher, ob eine rechute nicht kommt, und dann wäre es sehr unangenehm, wenn Marie in diesem Trubel hier sein würde. Sage ihr jedenfalls von dieser Intention, welche die Königin auch weiß. Ich glaube, Marie sollte der Prinzeß schreiben.

Wir sollten notwendigerweise der Prinzeß von Preußen zu Weihnachten ein Cadeau machen. Das Schicklichste wäre ein Bild, etwa wie jenes, das ich Dir zum 21. Oktober gegeben. Ittenbach könnte es vielleicht kopieren und dann könntest Du Dein Original ablassen. Oder befindet sich ein hübsches, religiöses, nicht zu großes, gelungenes Motiv unter den jetzt fertigen Bildern in Düsseldorf? Lasse Dich erkundigen und schreibe mir umgehend, oder weißt Du vielleicht etwas Geeigneteres oder Besseres? Karl Anton.

*

Digitized by Google

Berlin, den 2. Januar 1860.

Nachdem Karl Anton die Weihnachten 1859 in Düsseldorf zugebracht hatte, fuhr er vor Neujahr 1860 wieder nach Berlin zurück und schrieb unter obigem Datum:

... Um 12 Uhr war schon alles von Potsdam zurück, ich erwartete Prinzeß von Preußen in ihrem Palais. Wie ein Bruder oder wie ein Sohn wurde ich aufgenommen. Hierauf Gratulationen aller Art; ich fuhr bei sämtlichen Herrschaften umher, überall Grüße von Dir und an Dich. Um 5 Uhr Familientafel und dann abends für mich in der höchst traurigen Gesellschaft mit einem kolossalen Schnupfen.

Das Schmürsche Aquarell hat die Prinzeß ungemein erfreut. Heute hatte ich schon Vortrag und viele Geschäfte, was mir lieb ist.

Gestern bei der Gratulation der Minister führte der Regent alle die Herren in sein Kabinett, um den Hohenzoller ihnen zu zeigen. Das Bild scheint ihm große Freude gemacht zu haben; denn er sprach bei der Familientafel ebenfalls davon. (Es war ein Weihnachtsgeschenk des Fürsten.)

Leopolds Ankunft in England müssen wir stündlich erfahren.

Der Neujahrstag ist in Paris ohne Allarm vorübergegangen. Der Kongreß steht in weiter Ferne, in Italien embroulliert sich alles täglich mehr.

Karl Anton.

(Fortsetzung folgt)

Die humanistische Bildung, ihre Gegenwart und ihre Zukunft

Von

Professor v. Meß

Ebbe und Flut in der Wertschätzung der humanistischen Bildung sind keine isolierten Erscheinungen, sondern hängen aufs engste mit Kultur und Geistesrichtung ihrer Zeit zusammen. Die Hochflut der materialistischen Lebensauffassung hat unaufhaltsam den Rückgang der humanistischen Bildung, der Blüte des vergangenen idealistischen Zeitalters, im Gefolge gehabt. Diese Hochflut ist vorüber, man beginnt die Imponderabilien der inneren Kultur und die Kräfte, aus denen sie ihre Nahrung saugt, wieder schätzen zu lernen, und mit diesen Werten hat auch das Interesse an der Kultur der Antike wieder langsam an Boden gewonnen. Aber diese neue, scheinbare Renaissance geht mehr in die Breite, als in die Tiefe. Immer größere Massen werden der humanistischen Bildung, werden den Universitäten, die trotz mancher Veränderungen und Erweiterungen immer noch auf diesem Grunde ruhen, zugeführt. Aber ein schärfer blickendes Auge kann nicht verkennen: unsre Bildung, unsre Kultur ist nicht in

Digitized by Google

fortschreitender Bewegung begriffen, die bange Sorge von Erwin Rohde und von Friedrich Nietzsche scheint Recht zu behalten, und nur die rein praktischen Wissenszweige halten sich noch immer auf der imponierenden Höhe, die sie in den letzten Dezennien erklommen haben. Am stärksten kann dieses Abflauen vielleicht an dem breiten aber immer träger und matter fließenden Strom der humanistischen Bildung beobachtet werden. Wo liegen die Gründe für diese Erscheinung? In ihr, in uns, in unsrer Zeit?

Einer der Hauptgründe liegt — in der äußeren Verbreitung der humanistischen Bildung. Noch immer repräsentieren bei uns die humanistische Bildung, die akademischen Grade einen sozialen Wertmesser in unsrer Gesellschaft, Tausende drängen sich zu den Gymnasien und Universitäten nicht aus innerem Trieb, sondern um sich eine soziale Stellung in den bevorzugten Schichten zu erringen, diese Erscheinung macht am stärksten sich im Norden unsres Vaterlandes geltend. Aus diesen Kreisen steigt mit immer erneuter, leidenschaftlicher Erbitterung der Vorwurf gegen eine unnütze Bildung empor. Und sie haben recht: diese Bildung ist für sie nur ein Ballast und keine Hebung, aber sie suchen die Gründe an falscher Stelle — in dem Humanismus und nicht in den Vorurteilen und Mängeln unsrer Gesellschaftsordnung. Wie reiche andre Bildungsmöglichkeiten daneben innerhalb einer gleich, zum Teil höher stehenden Gesellschaftsordnung vorhanden sind, zeigt uns ein Blick in unsre Nachbarländer, auf unsre Hansastädte und ihr Patriziat, in die emporstrebenden Zentren von Großhandel und Großindustrie; aber — leider — sehen wir auch hier, namentlich in den großen Zentren der westlichen Industriegebiete, die Wertschätzung der selbsterrungenen Kultur, die durch Reisen und mehrjährigen Aufenthalt im Ausland, Berührung mit eigenartigen und hochstehenden Kulturen, wie der englischen, der amerikanischen sich immer wieder aus verwandten Kreisen nährte und ergänzte, sinken und an die Stelle die verhängnisvolle Mode des juristischen Studiums an einer feudalen Universität treten. So sieht man die Söhne einer in der Bildung begriffenen, uns infolge der Verarmung und des Niederganges so vieler opferfreudigen adeligen und bürgerlichen Geschlechter bitter notwendigen neuen besitzkräftigen Aristokratie in dem erstarrenden Formelwesen eines zum großen Teil überlebten Komments das Beste ihrer Eigenart verlieren — und nicht alle haben die Kraft, im Ernst des Lebens und Berufs sich wieder zu einer freieren und tieferen Lebensauffassung durchzuringen. Von dem Humanismus aber haben sie auf der Schulbank des Repetitors, der gerade auf diesen Universitäten immer mehr den akademischen Unterricht verdrängt, und in dem Zwange unfreiwilligen Gymnasialunterrichts nicht viel verspürt. Für sie, für viele andre ist die humanistische Bildung nur eine Last, sie würden ihr in reiferen Jahren und aus freier Wahl in einer mit humanistischen Elementen gesättigten Atmosphäre, wie es die unsre ist, vielleicht näher treten, wenn sie mittelbar, durch die moderne Literatur ein Stück ihres Reichtums auf sich wirken ließen. In den führenden Gesellschaftskreisen benachbarter Nationen und in ihrer Hochkultur können wir das oft und reich beobachten, aber — wenn

Digitized by Google

wir zu suchen und zu finden wissen — auch bei uns. Hier ist ein reiches Feld für die Aufnahme der englischen Kultur. Das Geheimnis ihrer Macht liegt in der abgeschlossenen Ausbildung von Charakter und Persönlichkeit, die Vertrautheit mit ihr erwächst aus der persönlichen Berührung mit ihren Trägern. Aber auch ihre Literatur muß und wird immer mehr die französische, ihren gespreizten Klassizismus und ihre moderne Decadence aus Schule und Lektüre unsrer Nation verdrängen. Das Realgymnasium wird die Domäne der englischen Kultur und Sprache werden und erst dann als vollwertiger Faktor unsrer Bildung neben das Gymnasium treten, aber auch im Gymnasium muß das Englische wegen seiner stets wachsenden praktischen Bedeutung und wegen der Möglichkeiten, die es der Bildung der Persönlichkeit in Leben und Verkehr erschließt, immer breiteren Raum gegenüber der rückflutenden Bedeutung des Französischen gewinnen. Und damit wird — so weit es an der Schule liegt — die Kluft zwischen humanistischer und realistischer Ausbildung sich Schritt um Schritt verringern. Gewiß wird das Realgymnasium immer mehr die praktische Ausbildung für Leben und Beruf, das humanistische die ideelle Ausbildung der geistigen und ethischen Persönlichkeit und ihrer Imponderabilien im Auge haben, aber über die englische Persönlichkeitskultur, die beides bis zu einer gewissen Grenze zu vereinigen weiß, werden sich die höher stehenden Vertreter beider Richtungen die Hand reichen, der Idealist an der Geschlossenheit und Formensicherheit des welterfahrenen Gentlemans, der Mann der Welt und des Geschäfts an den Schätzen der historischen, philosophischen und künstlerischen Betrachtung von Menschentum und Welt sich bilden, die Besten werden, von den verschiedenartigsten Grundlagen aus, beides in sich zu vereinigen wissen, wie der junge und der alte Bismarck.

Andre Gründe für die Entfremdung des Humanismus liegen in der Form, in der Auswahl und der Art und Weise, wie die antike Kultur und Literatur den heranwachsenden Generationen näher gebracht wird oder näher gebracht werden soll. Es ist dies ein Kapitel für sich, auf eines aber muß bereits in diesem weiteren Zusammenhange hingewiesen werden. Ein nicht ganz berechtigtes Gleichheitsprinzip, das die Quantität und nicht die Qualität der Arbeit mißt, hat an den Gymnasien durch mechanische Gleichsetzung der Stundenzahl und Stundenleistung in den ungleichartigsten Fächern zu einer drückenden Ungleichheit und Mehrbelastung der humanistischen Lehrerschaft im weitesten Sinn und gerade ihrer besten und kostbarsten Kräfte geführt und entfremdet immer mehr begabte und interessierte junge Kräfte diesem undankbaren Studium und Beruf; und es bedarf zur Besserung kaum einer einschneidenden Reform: die Entlastung ist da, sobald die Schülerzahl in den humanistischen Gymnasien und Klassen zurückgeht und eine kleinere aufnahmefähige Elite an die Stelle tritt. Noch wirksamer drohen falsche Sparsamkeit und gleichgültiges Gehenlassen auf den Universitäten die Lebenskraft des Humanismus zu unterbinden. Es ist zweifellos sehr viel für die Universitäten, ihre Institute, Kliniken und Laboratorien geschehen, für die Pflege und Vertretung aber ihrer ältesten Wissenschaften so gut

Digitized by Google

wie nichts. Während die Zuhörerschaft sich in nie geahnter Weise vermehrt hat, der seminaristische Betrieb an Intensität und Breite in noch größerem Maße zugenommen hat, muß die gleiche oder fast die gleiche Zahl von Lehrern eine drei- und mehrfach angewachsene Zahl von Studierenden unterrichten, und es sind oft Zustände geschaffen, die für Lehrer wie für Schüler gleich unhaltbar sind, am fühlbarsten an den Riesenuniversitäten, den ungesunden Bildungen des modernen Pseudohumanismus, längst und schwer empfunden aber auch an den sog. mittleren Universitäten; früher galt eine Universität als stark besucht, wenn sie etwa 1600 Studenten zählte, als groß, wenn sie 3000 Hörer umfaßte, als mittlere, wenn das erste Tausend überschritten war', heute sind die Zahlen auf 7000, 8000 und mehr gestiegen, Universitäten unter 2000 gelten kaum noch als Mitteluniversitäten, und in den einzelnen Fächern ist das Verhältnis oft noch ungünstiger verschoben — von kurzsichtigen Statistikern aber werden diese Zustände als Zeichen des Hochstandes unsrer Bildung und Kultur gepriesen.

Aber, so schwerwiegend diese Gründe sind und so viel sie an dem Rückgang des Humanismus mitgearbeitet haben — es sind äußere Gründe und mit äußeren Mitteln zu bekämpfen. Hier kann noch viel geholfen werden und wird auch viel geholfen werden, sobald man die Notwendigkeit erkennt — freilich, dann vielleicht zu spät, denn die Schäden der inneren Kultur treten nicht mit gleicher Handgreiflichkeit zutage, wie die Verwüstungen von Seuchen, Kriegen oder finanziellen Krisen, aber sie heilen schwerer und langsamer als die Verletzungen des äußeren Organismus.

Langsam beginnt das Verständnis dafür wieder aufzudämmern, die oft handgreiflich in materielle Werte umsetzbare Kraft des Idealismus — in Schaffen und Erhalten — neuen und weiteren Kreisen Interesse abzuzwingen, und man beginnt seine unsichtbaren Schutztruppen gegen die Verödung des Materialismus, die Verrohung der Instinkte, die Entartung des Geschmacks, die Verarmung des Lebens und des Fühlens aufzurufen und — gedankenlos wie unsre Zeit oft ist — ruft man in der Not an erster Stelle wieder die Kräfte von Religion und Humanismus zu Hilfe, ohne zu fragen, ob sie oder ob wir noch die alten sind. Daß der Humanismus nicht für alle gleichen Bildungswert besitzt, daß er für viele vielmehr in der heute gebotenen Gestalt eine hemmende Kraft bedeutet, haben wir gesehen. Ist er, so lautet jetzt die Frage, ist er heute und für uns überhaupt noch der Kulturfaktor, der er in der Renaissance, der er bei dem Wiedererwachen der Aufklärungszeit und des deutschen Humanismus war?

Und diese Fragestellung führt uns in den tiefsten Kern der Frage ein: was ist der Humanismus für die Gegenwart?

Er ist sicher für uns nicht mehr dasselbe, was dem Mittelalter, was der Renaissance die Beschäftigung mit der Antike war. Damals die Lehrmeisterin in allen Wissenschaften und Künsten, ist die Antike heute — unmittelbar — für uns dieses längst nicht mehr. Wir sind frei geworden, frei selbst in den Wissenschaften, die am engsten mit der geistigen Kultur des Altertums zusammenhängen,

Digitized by Google

äußerlich gibt sich dieser Prozeß vielleicht am deutlichsten in dem unaufhaltsamen Rückgang der lateinischen Sprache wieder: einst die Weltsprache der Bildung, der Kirche, der Diplomatie, des Rechts, ist sie jetzt selbst in ihren eigensten Gebieten bedrängt oder verdrängt.

Wir sind frei geworden und es ist vielleicht dies der höchste — aber vielleicht auch unberechtigste Stolz der modernen Menschheit.

Sind wir wirklich so frei geworden? Wer etwas tiefer sieht, erkennt, daß wir mit tausend Fäden mit der antiken Kultur zusammenhängen, in unserm Rechtsleben, in Ethik, Wissenschaften und Religion, in unsren ganzen, oft sehr unfreien Anschauungen. Und es sind unerbittliche historische Gesetze, die — zum weitaus größten Teile unbewußt und unerkannt — hier walten, nicht freie Werturteile oder freier Entschluß. So hängen wir nicht unmittelbar mit den freiesten und höchsten Blüteperioden antiken Geistes- und Kulturlebens, zu deren Höhen echtes Menschentum sich immer wieder mächtig hingezogen fühlt, zusammen, sondern, so fremd es auch dem allgemeinen Bewußtsein erscheinen mag, nur zu oft mit ihren letzten welken, dürren Ausläufern — gemildert nur dadurch, daß diese zum großen Teile aufgepfropft sind auf die robuste gesunde Barbarei jüngerer Nationen. Bei den romanischen Nationen liegt dieser Entwicklungsprozeß klar vor aller Augen, und dem Verständnis ihrer Sprache und Kultur können wir nur auf dem Wege der Erforschung der römischen Welt näher kommen, aber auch die übrige Kulturwelt ist durch die Geschichte des ausgehenden Altertums, des Mittelalters und der Renaissance — es sei nur an die Rezeption des römischen Rechts erinnert — mit unzerreißbaren Banden mit ihr, mit den letzten Trägern der antiken Kultur verbunden.

Einer der allgemeinsten, wirksamsten und imposantesten Bestandteile, darum aber auch bei seiner Rezeption vielleicht das grausamste Erbteil der Antike ist das römische Recht, die vollendetste und grandioseste Rechtsschöpfung der Menschheit und heute noch die Grundlage der verschiedenen modernen Rechtsbildungen. Es ist noch nicht lange her, daß in weiten Teilen des Deutschen Reiches das römische Recht, das Pandektenrecht, wenn auch mit starken Einschränkungen, galt. Erst unsre Zeit hat ein einheitliches deutsches Bürgerliches Gesetzbuch geschaffen. Aber diese Neuschöpfung des Deutschen Reiches bedeutet nicht einen Bruch mit der Vergangenheit, ein neues selbstgeschaffenes deutsches Recht. Gewiß, große Teile sind umgestaltet, aus dem gewachsenen deutschen Recht ergänzt, den Forderungen des modernen Verkehrs angepaßt, aber die Grundlage ist die gleiche geblieben, das römische Recht in seiner unerreichten Klarheit und Vollendung, die es in den Händen der römischen Juristengenerationen und in dem Ausbau und der Ausgestaltung durch das Rechtsleben der Neuzeit und ihre Rechtswissenschaft erlangt hat. Wir haben das Recht und die Pflicht, immer von neuem das ererbte Gut und seine fremden Bestandteile nachzuprüfen, und nicht immer braucht das Urteil der folgenden Generationen das gleiche wie das der unsrigen zu sein, die Romanistik der Rechtswissenschaft hat eine neue, aber nicht minder wichtige Aufgabe wie früher zu erfüllen, und vielleicht ist die Kluft,

Digitized by Google

die an mehr als einer Stelle zwischen der formalen Rechtsauffassung des Juristen und dem lebendigen Rechtsgefühl des Volkes tiefer als es notwendig erscheint oft klafft, noch ein letzter Rest der Rezeption des fremden Rechts.

Oft noch weniger bewußt, aber nicht minder tief und mit ungelösten, unzerreißbaren Banden mit dem modernen Empfinden verbunden sind die Elemente der antiken Ethik, die sich aus den Zeiten des sinkenden Altertums durch Schule, Religion und Haus mit zähen Wurzeln in unsrer Moral und unserm Seelenleben erhalten haben. Es sind Kräfte von unsterblichem Wert, das letzte Erbe des geläutertsten antiken Menschentums, aber auch Elemente ängstlicher Schwäche, Unnatur und Gebundenheit, die dem gesunden Leben der Antike ebenso fremd waren wie dem naiven germanischen Empfinden: sie sind erst aus dem Zerfall der alten Welt und aus der Reaktion gegen seine ungesunden Triebe emporgestiegen, aber sie haften tief in unserm ethischen Empfinden und es ist schwer, sie aus ihm herauszulösen; die gewaltsamen Versuche haben die edelsten Wurzeln mitverletzt, hier kann nur eine erfahrene linde Hand, die das Gesunde von den Auswüchsen zu scheiden weiß, mit schonender Vorsicht nachhelfen.

Auch unsre Sprache trägt bis tief in die Sprache des Volkes hinein die Spuren und Merkmale einer tiefgehenden fremdländischen Beeinflussung, eines aus fremden und dazu oft erstarrten Formen geschöpften doktrinären Regelkrams, für das feinere Ohr empfindlicher als die äußeren und nicht tiefer in den Organismus der Sprache eingedrungenen Bestandteile, die das Heer der in Ursprung, Geschichte und Berechtigung so verschiedenartigen Fremdwörter bilden. Auch hier ist Freiheit nicht durch diktatorische Gewaltmaßregeln, sondern nur durch sorgsames und immer wieder sich erneuerndes Studium des fremden Sprachguts und unsrer eignen, von Schulmeistern und pedantischen Stilisten arg geplagten Sprache zu gewinnen. Nur wer das Glück hat, lebende und antike Sprachen in den Zeiten ihrer Reinheit — sie sind auch für die antiken Sprachen unter dem Einfluß von Schule, Rhetorik und Grammatik bald geschwunden — zu beobachten und zu belauschen, weiß, was für Schätze unverfälschter Natürlichkeit, Kraft, Anmut und Beweglichkeit hier liegen, und nur der wird es verstehen, wenn unsre erste Forderung nicht die Jagd nach Fremdwörtern und Sprachfehlern — die oft keine sind —, sondern das Streben nach harmonischer Kraft, Einfachheit und ungekünstelter Anpassungsfähigkeit sein sollte. Und auch auf diesem Wege könnte für die Menge eine Rückkehr zur veredelten Natur erst durch jahrhundertelange ungestörte Uebung erfolgen, ganz wird sie nie erfolgen, denn immer wieder wird Schulmeisterei und Zwang des Unterrichts zur bequemen Regel und Schablone greifen.

Es sind das Erscheinungen, auf die unser Volk und selbst unsre Wissenschaft nicht immer zu achten gewohnt ist, die aber unerbittlich dem, der die vergangenen und gegenwärtigen Kulturen zu umspannen sucht, sich aufdrängen.

Aber diese historische Betrachtung gilt den Kräften, die unsre lebendige Kultur bewußt und unbewußt in sich aufgenommen hat und in sich trägt. Wie

Digitized by Google

steht es mit der Gesamtheit der antiken Kultur, die mit dem Untergange der alten Welt zugrunde gegangen ist und nur noch in ihren Denkmälern und Resten zu uns spricht? Hat sie für uns noch die Bedeutung wie vor hundert Jahren? Oder sind andre, neue, bessere Werte an ihre Stelle getreten? Einen Teil der Antwort haben bereits die vorausgehenden Betrachtungen gegeben: gerade die Befreiung von den schädigenden, hemmenden, unbewußt mit fortgeschleppten Bestandteilen, die die Erstarrungsprodukte der alten und durch sie der neuen Welt bilden, findet eine ihrer mächtigsten Hilfen in der Rückkehr zu den Quellen der antiken Kraft, zu den Höhepunkten ihres Lebens, ihres Schaffens, ihrer Kultur. Darum beobachten wir auch immer wieder: wenn eine Periode der Befreiung von Vorurteilen und dumpfem Drucke anbricht, so beginnt mit ihr zugleich eine Renaissance und ein Wiederaufleben der Antike und des Humanismus, Erscheinungen freilich, die sich in sehr verschiedenen Gestaltungen abspielen.

Wir haben gelernt — die Bahn hat Houston Chamberlain gebrochen — die Antike heute in ihrer Wirkung auf die Neuzeit nicht bloß zu betrachten wie sie war, sondern wie sie uns und den betreffenden Epochen erschienen ist. Nicht sie selbst, sondern ihr Bild, nie rein, stets durch ein andres Glas gesehen und in der seltsamsten Weise verschoben und verwirrt, hat auf die Phantasie und auf das Seelenleben der späteren Zeiten magisch eingewirkt.

Ihr Gehalt ist für uns durch die rastlosen Fortschritte der Wissenschaft von Grund aus ein andrer geworden, als für die naive Bewunderung der ersten und der zweiten Renaissance. Für sie und ihre Kinder war sie das goldene Zeitalter, an dessen Herrlichkeit man sich berauschte und begeisterte, ein nie erreichtes, aber wunderbares Ideal, das in heißem Wetteifer und hingebender Nachahmung zur Entfaltung aller Kräfte anspornte. Das Märchen ist zerstört. Und es ist seltsam, ein großer Teil des Grolls, der gegen die Antike sich heute angesammelt hat, er ist — unbewußt — aus diesem zerstörten Paradies erwachsen, er ist das Echo auf den harten Rückruf in die Wirklichkeit.

Aber wiedererwecken läßt sich der verrauschte Traum nicht. Wir sind dafür zu reif geworden. Zu reif — sind wir auch über die antike Kultur und ihre Schöpfungen, wie sie jetzt ihres Märchenzaubers entkleidet in dem kalten, scharfen Licht der Wirklichkeit vor uns stehen, hinausgewachsen? Viele würden diese Frage unbedenklich bejahen. Stolz auf die unerreichte Höhe unsrer Technik, die ungeheuren Dimensionen unsres Lebens glaubt der moderne Mensch vielfach auf die gesamte Vergangenheit und ihre versunkenen Kulturen mitleidig herabsehen zu können. Und sieht doch nicht, was uns eben die historische Betrachtung lehrt, daß die Kultur der Menschheit nicht in den Errungenschaften der Technik ruht, die im Grunde nie etwas andres sind als eine — oft grandiose — Anpassung an erschwerte Lebensbedingungen, daß uns verwandte Schäden und Gefahren wie den antiken Völkern drohen, daß oft die gleichen Symptome des Verfalls, die gleichen Keime neuen Lebens in dem Gewirr der Erscheinungen

Digitized by Google

der Gegenwart wie in dem Schoße der vergangenen Kulturen schlummern. Die Kultur der Mittelmeerwelt steht uns in ihren Zenitpunkten, in der politischen und geistigen Blüte des Griechentums und in dem römischen Imperium Cäsars — nicht zu verwechseln mit dem Niedergang seiner Zentrale, Roms — am nächsten, weit näher als die ferne, fremde Zeit des Mittelalters, und nur der Name, Altertum, führt in die Irre, der sie mit den dunkelsten Anfängen unsrer eignen Geschichte durcheinanderwirft. Es ist überraschend — wenn diese Erkenntnis sich voll auch nur dem tiefer dringenden Forscherauge erschließt — wie eng verwandt die politischen, geistigen und sozialen Bewegungen in der antiken Welt mit denen unsrer Zeit und unsrer Vergangenheit sind. Wir lernen die Kräfte, die auf der Oberfläche und in dem dunkeln Innern unsrer modernsten Gegenwart wirken, erst verstehen, wenn sich uns der Blick in diese abgeschlossenen, fremden und doch so wahlverwandten Kulturen öffnet, und wir fangen an, die Linien und die Möglichkeiten zu ahnen, die an der Schwelle einer gewaltigen Zeit, des Aufgehens unsrer engen europäischen Geschichte in die neuen, großen Zusammenhänge der Geschichte des gesamten Erdballs aus den Wirrungen der Gegenwart in das wogende Nebelmeer der Zukunft führen.

Fremd also ist uns diese Welt der Vergangenheit nicht, und wenn sie uns vielleicht eine Zeitlang fremd und farblos erschien, so lag es an uns und an dem ungewohnten Uebergang aus dem Dämmerlicht des Märchens in das helle Licht des Tages. Können die Schöpfungen der Antike dieses helle Licht vertragen?

Gewiß, nicht alles, was die Schwarmzeit des ersten und des zweiten Humanismus aus der antiken Kultur und Literatur unbedenklich als reines Gold hinnahm, hält heute vor dem strenger prüfenden Auge stand. Aber wem sich einmal ein Blick in die Größe der Aeschyleischen Poesie, in die Tiefen der Sokratischen Philosophie, in den Geist der Thukydideischen Geschichtsforschung, die alle Höhen und Abgründe menschlichen und staatlichen Lebens mit abgeklärter Reife überschaut, aufgetan hat, der kann nicht fragen: ist das gut genug für uns, sondern dem steigt ernst und unabweisbar die Frage auf: sind wir, ist unsre Zeit, ist unsre Jugend fähig, diese Werte in sich aufzunehmen oder nur zu ahnen?

Die Antwort ist nicht leicht und nicht für alles und für alle gleich.

Daß es Cäsars Glück nicht ist, daß seine Kommentarien über seine Feldzüge, das reifste Denkmal genialer Kriegskunst, zur Lektüre der Mittelklassen degradiert sind wegen ihrer durchsichtigen Klarheit und Schlichtheit, ist längst bemerkt und viel verkannt. Seine Schriften sind das hohe Buch der Kriegskunst, nicht theoretisch — selten, daß er eine theoretische Bemerkung einflicht —, sondern praktisch. Immer neue Seiten seines unerschöpflichen Genies hat die Forschung der modernen Kriegswissenschaft aufgedeckt. Nicht in seinen Siegen, nicht in den Kapitulationen ganzer Armeen, am größten tritt sein Genius in seinen schwersten Feldzügen, in seinen Fehlschlägen, seinen Rückzügen und in seinem wunderbaren Wiederaufrichten uns entgegen. Seine ganze Feldherrnlaufbahn aber ist so frei

Digitized by Google

von jeder Schablone, eine so geniale Kombination von verwegenster Offensive und vorsichtigster Defensive, von nie erreichter Energie der Verfolgung und unverwüstlichem Ausharren, von kühnstem Erfassen des Moments und tief philosophischer Erkenntnis und Beherrschung der psychischen Imponderabilien in Kriegführung und Politik, daß er bis auf heute als die vollendetste und abgeschlossenste Persönlichkeit der gesamten Kriegsgeschichte dasteht. Nicht alles ist hier gesagt und nicht alles tritt unmittelbar und von selbst dem Leser der Cäsarischen Denkwürdigkeiten entgegen. Cäsar schreibt für das große römische Publikum, vieles erklärt sich daraus, was er sagt und was er nicht sagt, am meisten der kraß nationalistische Standpunkt, der dem großen Genius, dem Begründer einer neuen Völkerwelt und dem Bewunderer der militärischen Kraft der germanischen Nationen, ferner lag als jemand seiner Zeit. Aber er hat zugleich auch für die Nachwelt und für den Fachmann geschrieben, und es ist nicht seine Schuld, wenn sich Historiker und Militärs durch die Riesenzahlen der Gallischen Kolonialkriege, die er ohne Gewähr und nie als Effektivstärken der kämpfenden Armeen, oft berichtigt und ergänzt durch genauere Spezialangaben, gibt, haben täuschen lassen. So öffnet sich der innerste Gehalt der schlichten, schnell hingeworfenen Aufzeichnungen des großen Truppenführers und Staatsmanns erst der tiefer eindringenden Forschung.

Soll Cäsar deshalb aus den Schulen, in denen er Generationen begeistert hat und heute noch begeistert, verschwinden? Nein! Denn wie sich dem Historiker aus ihm die tiefsten Lehren der Strategie und Staatskunst erschließen, so wird seine klare und hinreißende Form auch immer zu der naiven Auffassung sprechen, und nicht nur die Schlichtheit seiner Sprache, sondern auch die größere Einfachheit und Uebersichtlichkeit der antiken Kriegführung auch auf ihrer höchsten Stufe erleichtert das Verständnis gegenüber der äußeren Kompliziertheit der modernen Strategie und Taktik.

Und damit kommen wir auf ein Moment, das — solange über Barock, Künstelei und Manier ein Rest von echtem Empfinden sich bei uns erhält, und es scheint, als wenn er wieder sich kräftiger zu regen beginnt — der Antike und ihrer Kultur ein ewiges Leben bei uns sichert. In manchen äußerlichen Erscheinungen, die auf das ungeübte Auge oft täuschend wirken, fremdartig — freilich sind es oft nur fremde Namen, nicht Begriffe, die die Altertumskunde lange gedankenlos weitergegeben hat, ohne sie durch den Vergleich mit den uns wohl geläufigen Begriffen mit lebendigem Inhalt zu erfüllen —, ist sie uns in ihrem Sein und Werden doch aufs nächste verwandt. In ihren vielfach engeren und übersichtlicheren Verhältnissen aber treten die gleichen bewegenden Kräfte und Erscheinungen auf geistigem und ethischem, auf literarischem, sozialem und politischem Gebiet klarer, schärfer und greifbarer hervor, sind leichter zu verstehen und erfassen als die ungeheure Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der modernen Zeit, aus der die einfachen Grundlinien erst von einer genialen Forschung herausgearbeitet werden müssen, die doch immer die Möglichkeit des Irrtums und der willkürlichen Auswahl in sich schließen wird. Und diese

Digitized by Google

kunstvollen Gebilde, klein oft im Verhältnis zum Riesenmaßstab der modernen Zeit, sind weit entfernt von jener Roheit und Unfertigkeit, die uns in dem Rahmen primitiverer Kulturen entgegentritt: sie sind gewissermaßen das fertige Modell, an dem wir das Getriebe und die Teile der großen Maschine uns vor Augen führen können.

Schon an ihrer Schwelle tritt uns die hellenische Kultur in Homer in einer Reife und Schönheit entgegen, nicht in der Form allein, sondern vielmehr in seinem kraftvoll naiven und harmonisch durchgebildeten Menschentum, wie sie unser von dem Kampfe heterogener Prinzipien zerrissenes Mittelalter auch in seinen vollendetsten Schöpfungen nicht kennt. Es ist die strahlende Jugend unsrer Kulturwelt. Und diese Jugend und ursprüngliche Kraft des Griechentums hat sich lange, auch im Mannesalter, ungeschmälert erhalten und entfaltet. Frei, naiv und stark steht es vor uns da, ohne Imitation, Kopie und bewußte, anerzogene Aufnahme heterogener Elemente. Was es aus fremden Kulturen übernahm, das hat es in den Zeiten der Blüte restlos und organisch in sich aufgesogen. Anders bei uns und auch in den größten Zeiten unsrer Literatur und Kunst. Schiller ist so geeignet wie nur einer, die Masse der Nation in den Geist und die Schönheit des Humanismus einzuführen, aber wer einmal an den Quellen getrunken hat, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen: das ist nicht die erdgewachsene Kraft der attischen Tragödie, das ist — eben weil er zu sehr Humanist im alten Sinne, ebenso wie Goethe in seinen klassischen und klassizisierenden Werken, war — nicht volle, reife, nur aus den Tiefen des eignen Selbst und des eignen Volkstums schöpfende Natur, sondern — in vielem, nicht in allem — Imitation und der letzte, reichste Ausläufer des Alexandrinismus. — Wir aber, frei geworden und doch noch nicht ganz frei, wollen im Umgang mit dieser frei geborenen Kultur an ihrer Freiheit lernen und nicht an den Schablonen, die aus ihr gemacht werden. Und wenn wir Plato zu den Tiefen der Sokratischen Philosophie, die sein eignes Senkblei nicht zu ermessen wagt, folgen, dann nahen wir als freie Sucher und nehmen nur, was unserm Geist verwandt ist, was wir ähnlich, wenn vielleicht auch dunkel, in ernstem Ringen selbst gefunden und geahnt. Erst dann werden wir seines Umgangs würdig, wie der weite, bunte Kreis der Forscher der Akademie, nicht wenn wir das System und die Systeme, die geschäftig die Epigonen aus seiner ewig in Kampf und Fluß befindlichen Philosophie zurechtgeschmiedet haben, gläubig anbeten. Für Anbetung und bedingungslose Hingabe ist die Religion da, nicht die Wissenschaft und Kunst. Genau so wie dem kühnen Geiste Nietzsches sich nicht der gesellt, der ihn restlos aufnimmt, sondern der, der den Schutt beiseitewirft und nur das echte Gold, von dem er schon bei eignem Schürfen Proben fand, herausliest.

So bietet uns die Antike nach Ausscheidung des Minderwertigen und des Ueberlebten nicht weniger, sondern mehr als ihre restlose Bewunderung durch den ehrwürdigen, aber überwundenen Kinderglauben einer früheren, auch heute noch nicht ganz geschwundenen Epoche. Nicht an ihr, sondern an uns liegt es,

Digitized by Google

ob wir sie und ihr edelstes Erbteil erfassen wollen, ob wir — nicht in blinder Hinnahme, sondern in freiem Umgang — ihre reichen Schätze uns wieder zu eigen machen können, von denen das Dichterwort in seines Wortes tiefstem Sinne gilt:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Denn nicht in Büchern und Papier, nicht in einem geräumigen Gedächtnis, sondern nur in einem ewig ringenden, selbst schaffenden Geiste ist Raum für diese Welt, nur ihm kann sie sich voll erschließen, aber wie ein volles, echtes Kunstwerk oder Stück Natur bietet sie einen Teil ihres Zaubers jedem dar, der sich ihr mit unverdorbenem Geschmacke hingibt. Wer sie aber nicht kennen lernen will, dem soll man sie nicht nachtragen, und er hat keinen Grund enttäuscht zu sein, wenn sie vor dem Fremden ihren Blütenkelch nicht öffnet.

Ein Frankfurter Kaiserkrönungsprojekt im Dezember 1870

Mitgeteilt von

Adalbert Wahl

In den Faszikeln 1, 20 und 23 der Korrespondenz Robert v. Mohls, welche der Sohn R. v. Mohls, der Wirkliche Geheime Rat Ottmar v. Mohl, in Kairo der Tübinger Universitätsbibliothek zur Aufbewahrung übergeben hat, finden sich folgende Briefe, die einer Veröffentlichung würdig erscheinen. Sie behandeln freilich ein nicht zur Ausführung gelangtes Projekt; allein, wie alles, was zur Reichsgründung in Beziehung steht, ist dieser Plan an sich schon unsrer Teilnahme sicher. Auch enthält namentlich Nr. II anderweitige, recht interessante Mitteilungen.

Robert v. Mohl war damals (1867 bis 1871) badischer Gesandter in München; vorher war er, von 1861 an, badischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt gewesen; 1871 wurde er Präsident der badischen Oberrechnungskammer. Der Schreiber des ersten Briefs, der Frankfurter praktische Arzt Dr. Georg Varrentrapp, hat sich als medizinalpolizeilicher Schriftsteller einen großen Namen gemacht. (Vgl. über ihn die „Allgemeine Deutsche Biographie", Band 39.)

Nr. I

Georg Varrentrapp an Robert v. Mohl

(Eigenhändiges Original)

Frankfurt, 15. Dezember 1870.

Hochgeehrter Herr!

Ich komme heute mit einer delikaten politischen Anfrage an Sie. Ich denke, Sie kennen mich genug, daß nicht ein enger lokaler Egoismus dahintersteckend

Digitized by Google

bei mir vermuthet werde. Ich hätte übrigens wirklich in dieser Sache kaum die Feder ergriffen, wenn nicht entgegengesetzte Federn [sich] bereits in der Presse regten.

Ich las nämlich in einigen Blättern, daß die Stadt Aachen sich bemühe, den König von Preußen zu bewegen, sich in Aachen zum deutschen Kaiser krönen zu lassen. Ich untersuche nicht die Frage größerer Ansprüche dieser oder jener Stadt für solches Schauspiel. Ich betrachte es (indem ich es nicht für ganz unwahrscheinlich halte, daß König Wilhelm sich zum Kaiser krönen werde oder krönen lassen werde) als den allein richtigen Standpunkt, dieses Fest als ein weiteres Zeichen und Bindemittel des Hinzutrittes von Süddeutschland zum norddeutschen Bunde [aufzufassen]. Es gilt, daß dieser Schritt möglichst gerne gethan, möglichst erleichtert werde. Ich halte den Titel für klug; der bayrische Städter und Bauer wird schließlich in einem deutschen Kaiser etwas höheres noch erkennen als in einem bayrischen Könige, nicht aber wird er es in einem preußischen König und wenn dieser auch 25 Millionen Unterthanen hat. Ich glaube nun aber, daß wenn der König in die nordwestliche Ecke Preußens nach Aachen geht, der Bayer und Schwabe nur einen preußischen Kaiser vor sich sehen werde, während der in Frankfurt gekrönte ihm allein der deutsche Kaiser sein wird, nicht weil [seit] dem 16. Jahrhundert hier sämtliche Kaiser gekrönt wurden, sondern weil auch das Parlament von 1848 hier tagte und weil er Frankfurt zu seinem Süddeutschland rechnet. Die Herzen der Süddeutschen aber gilt es zu gewinnen und herüber zu ziehen.

Wer kann besser einen Einfluß in dieser Beziehung auf König Wilhelm üben als Bayern, Württemberg und Baden.

Halten Sie nun meine Ansicht bei näherer Prüfung für richtig, so bemühen Sie sich gefälligst auch, da Sie nun einmal an günstiger Stelle stehen, dafür zu wirken.

Mit bekannter Hochachtung

Ihr ergebenster

Dr. G. Varrentrapp.

Mohl wandte sich, vielleicht nach einem weiteren schriftlichen oder mündlichen Gedankenaustausch mit Varrentrapp, um seiner Bitte zu entsprechen, mit folgendem Schreiben an Großherzog Friedrich von Baden.

Nr. II

Robert v. Mohl an Großherzog Friedrich von Baden

(Eigenhändiges Bleistiftkonzept)

o. O. u. o. D. [20. Dezember 1870.]

Durchlauchtigster Großherzog,
Allergnädigster Herr und Fürst!

E. K. H. gestatten mir gnädigst, meinem untertänigsten Danke für die abermalige Ernennung zum Präsidenten der 1. Kammer Ausdruck zu geben. Die

Digitized by Google

mir zugefallene Aufgabe ist diesmal eine sehr leichte, da das großherzige Vorgehen E. K. H. uns alle mit Bewunderung erfüllt und zur Nacheiferung, so weit eine solche bei uns steht, antreibt. Nur zwei Mitglieder haben den traurigen Mut gehabt, sich dem nationalen Gefühle zu entziehen, eines derselben sogar in unbegreiflich ungezogener Form.

Zu meinem großen Bedauern lauten meine Privatnachrichten aus München ganz unerwartet ungünstig für die Annahme der Verträge. Als ich vor acht Tagen München verließ, war die Annahme, nur die extremste ultramontane Partei, etwa 40, werde gegen die Verträge stimmen, so daß eine $^2/_3$ Majorität reichlich gesichert sei. Seit dieser Zeit scheint nun ein großer Umschlag eingetreten zu sein, so daß selbst eine einfache Mehrheit schon im Zweifel stehen soll. Man schreibt österreichischem Einfluß die Schuld zu; als Agitationsmittel aber werden, teilt man mir mit, die großen Verluste der bayerischen Truppen und die Kosten des Krieges benützt. Auf dem sogenannten Herrenklub (dem Zusammenkunftsort der höheren Gesellschaft und mancher der Reichsräte) werde offen bedauert, daß es kein Mittel zu einem Separatfrieden zu geben scheine. — Ohne Zweifel wird eine Auflösung erfolgen; allein, was dann, wenn die Neuwahlen kein besseres Ergebnis liefern? Daß in diesem Falle die Verträge durch einen extralegalen Schritt werden aufrecht erhalten werden, wage ich wenigstens nicht zu glauben, so wie ich die Minister und namentlich den Grafen Bray kenne, dies alles trotz der falschen Stellung, in welche S. M. der König kommen muß, wenn Bayern nicht in das Reich eintritt, für dessen Kaiserkrone Er — gleichgültig itzt, aus welchen Motiven — sich zuerst ausgesprochen hat. Wenn dann aber, was ich für möglich halte, die Rheinprovinz[1]) und der protestantische Teil von Franken, ferner die größeren Städte, München voran, sich energisch erheben, so können für Bayern sehr kritische Zustände entstehen.

Es sei mir sodann noch gnädigst gestattet, E. K. H. zu benachrichtigen, daß mir in den letzten Tagen eine Mitteilung einiger Führer der nationalen Partei in Frankfurt zugekommen ist, welche den Ort der künftigen Kaiserkrönung bespricht. Es wird für die Wahl der Stadt Frankfurt plaidiert, nicht blos, wie angegeben wird, aus Lokalpatriotismus, und auch nicht wegen der geschichtlichen Vorgänge seit dem 16. Jahrhundert, sondern aus einem höheren politischen Grunde. Es möchte, führt Dr. Varrentrapp und seine Freunde aus, eine ernste Aufgabe sein, das süddeutsche Volk für Kaiser und Reich zu gewinnen, nicht blos äußerlich und rechtlich, sondern auch innerlich und gemütlich; hierzu werde dann eine Krönung in einer mehr oder weniger als süddeutsch geltenden Stadt viel beitragen, während eine Krönung in Aachen bizarr, ein in Berlin gekrönter Kaiser aber weniger als ein deutscher, denn als ein preußischer Kaiser erscheinen würde. — Die genannten Männer setzen ein so großes Vertrauen in die patriotische Gesinnung und in den Einfluß E. K. H., daß ich es nicht unterlassen darf, Höchstderselben Vortrag über die Sache zu machen, obgleich mir bei der Er-

[1]) Gemeint ist natürlich die Rheinpfalz.

Digitized by Google

wägung des Wunsches nicht entgehen kann, daß der Frankfurter Dom, sowie auch der in Aachen, eine katholische Kirche ist, und daß von den protestantischen Kirchen in Frankfurt die Katharinen-Kirche unscheinbar und finster, die Pauls-kirche aber vielleicht wegen der Erinnerung an 1848/49 nicht passend er-scheinen mag.

Schließlich wage ich noch die Gelegenheit zu ergreifen, um zu versichern, daß E. K. H. mich bei der bevorstehenden Reorganisation des äußeren und inneren Dienstes zur Uebernahme jedes Auftrages, für welchen Allerhöchstdieselbe mich fähig und würdig erachten sollten, bereit finden würden. Ich bin seit Jahren so hoch begünstigt und ausgezeichnet worden, daß es geradezu unverantwortlich wäre, wenn irgendeine Schwierigkeit von mir ausginge.

Mit Ehrfurcht verharrend

Großherzog Friedrich antwortete mit seinem gesunden Urteil dilatorisch.

Nr. III

Großherzog Friedrich von Baden an Robert v. Mohl

(Nichteigenhändiges Original, Bruchstück)

o. O. [Versailles] u. o. D.

Mein lieber Geheimrath von Mohl!

Sie haben in Ihrem Schreiben vom 20. Dezember in so freundlicher Weise meiner Wirksamkeit bei den Verhandlungen gedacht, welche Deutschlands Einigung zum Gegenstande hatten, daß ich es mir nicht versagen kann, Ihnen herzlich zu danken, für diesen wohlthuenden Ausdruck Ihrer anerkennenden Gesinnung. Möchten bald alle Hindernisse beseitigt werden, welche der Vollendung des Werkes noch entgegenstehen und gleichzeitig der Krieg einen befriedigenden Ab-schluß finden, damit die Nation in gesichertem Frieden sich der großen Errungen-schaften erfreuen könne. Wenn auch neuere Nachrichten aus München die Lage etwas günstiger erscheinen lassen, so berechtigen sie doch nicht zur Annahme einer alsbaldigen glücklichen Lösung; so lange aber diese noch nicht erlangt ist, werden alle auf die Annahme der Kaiserwürde bezüglichen Fragen ausgesetzt bleiben müssen, so werthvoll es auch ist, schon jetzt die Wünsche patriotisch gesinnter Männer

Hier bricht das Schreiben mitten im Satz ab, da der Rest, der auch das Datum enthielt, wohl von Mohl selbst, mit der Schere abgeschnitten worden ist. Leider fand er sich nicht mehr vor. Er mag besonders interessante, vertrauliche Mitteilungen oder Anschauungen des Großherzogs enthalten haben.

Digitized by Google

Hypothesen über die Herkunft des Lebens

Von

Geh. Rat Prof. Dr. W. Branca (Berlin)

(Schluß)

So hat sich nun im Vorhergehenden ergeben, daß die bisher besprochenen drei Erklärungsversuche der rätselhaften Herkunft des Lebens auf große Schwierigkeiten stoßen:

Die biblische Erklärung des Rätsels nimmt ein Wunder an und gesteht das offen ein.

Die allgemein übliche naturwissenschaftliche Lösung, die Hypothese von der Urzeugung, nimmt meiner Ansicht nach ebenso ein Wunder an, wenn auch ohne das zuzugeben.

Die von Preyer und Martin vertretene Lösung verbreitert und verschiebt den Begriff des Lebens willkürlich, was nicht statthaft ist.

Jene beiden ersten Erklärungsversuche stimmen darin überein, daß sie das Leben erst entstehen lassen, und zwar auf der Erde. Dieser dritte dagegen weicht von ihnen ab, indem er das Leben offenbar doch für ebenso alt als die Materie selbst annimmt. Darin kommt er dem vierten, der mir als das Richtigere, besser gesagt als das am wenigsten Unwahrscheinliche, erscheint, in diesem einen Punkte scheinbar nahe. Indessen das ist nur Schein; denn gegenüber dem Preyerschen und dem sogleich zu besprechenden vierten Erklärungsversuche besteht der sehr tiefgreifende Unterschied, daß, wie schon gesagt, dieses anorganische, ältere, von Preyer sogenannte Leben nur ein vermeintliches, kein wirkliches Leben ist.

Ich möchte gegenüber diesen besprochenen Lösungsversuchen meinen, daß nichts andres übrigbleibt als die Annahme, daß das Leben — ich meine natürlich das wirkliche, echte, an Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff gebundene Leben — weder geschaffen, noch von selbst entstanden, sondern ebenso alt ist wie die leblose Materie, ich meine wie die Sternenwelt überhaupt. Aber wie die leblose Materie in ihrer jetzigen Form; daß es also in demselben Maße von Ewigkeit her ist, wie diese Materie in ihrer jetzigen Form selbst.

Ist die Sternenwelt von Ewigkeit her, so ist kein Grund vorhanden, warum nicht auch das Leben von Ewigkeit her sein sollte. Ist die Sternenwelt erst entstanden, so dann auch mit ihr das Leben. Ich komme darauf zum Schlusse zurück.

Mir will scheinen, daß das der einzige Erklärungsversuch ist, den die Naturwissenschaft — wenn sie überhaupt irgendeinen Erklärungsversuch machen will — machen dürfte, weil er eben von jedem eingestandenen und nicht eingestandenen Wunder Abstand nimmt und weil er so absolut einfach ist. Ich möchte diese Vorstellung noch etwas näher ausführen.

Digitized by Google

Wohl schon im Jahre 1865 sprach Richter in Dresden die Ansicht aus, welche später von Helmholtz in einem seiner populären Vorträge ebenfalls besprochen wurde, welche in neuerer Zeit dann auch von Arrhenius und auch von mir vertreten wurde: Daß das Leben nicht auf der Erde entstanden, sondern durch Meteorite bezüglich irgendwelche Himmelskörper auf die Erde verfrachtet sei. Man könnte das als die Impfhypothese bezeichnen, da das Leben nach ihr in gleicher Weise durch das Ausstreuen von Keimen auf die Himmelskörper letzteren eingeimpft wird, wie man z. B. den Ackerboden mit gewissen Bakterien durch das Ausstreuen derselben impft, um besseres Wachstum von Leguminosen zu erzeugen.

Wir sahen oben, daß das Vorhandensein von Leben auf zahlreichen andern Planeten fast eine zwingende Wahrscheinlichkeit ist; und wir brauchen ferner nur diejenigen, allerdings nicht häufigen Fälle von Meteoriten ins Auge zu fassen, in welchen kohlenstoffhaltige Substanz, also Humus, aus dem Weltall auf die Erde herabgefallen ist, um in diesem Humus einen sicheren Beweis für diese Ansicht zu erkennen. Humus besteht bekanntlich nur durch Vermoderung organischer Substanz und zwar unter Mitwirkung von Fermentpilzen, d. h. also unter Mitwirkung von Lebewesen. Leben ist folglich dort, wo diese kohlenstoffhaltigen Meteorite herkommen, d. h. auch an andern Orten des Weltalls als die Erde, vorhanden gewesen!

Ist nun aber einmal Leben auf andern Gestirnen, seien sie groß oder klein oder kleinest, möglich oder vorhanden und wird erweislich Humus, also Ueberrest ehemaligen Lebens, aus dem Weltall auf die Erde verfrachtet, dann ist damit selbstverständlich auch die Wahrscheinlichkeit mehr als groß, daß nicht nur Ueberreste des Lebens, sondern auch Leben selbst von einem Himmelskörper auf den andern verfrachtet wird. Ist dann der betreffende Himmelskörper zu kalt oder zu heiß, also seine „Zeit nicht erfüllet", dann wird natürlich Leben, das auf solche Weise auf ihn gelangt, entweder erstarren oder verbrennen. Ist dagegen die „Zeit für ihn erfüllet", dann wird Leben auf ihm weiterleben können.

Man könnte nun einer solchen Vorstellung von der Verfrachtung des Lebens drei verschiedene Einwürfe machen.

Einmal den Einwurf, daß sowohl die auf die Erde fallenden, als auch die unendlich viel zahlreicheren Meteorite, welche nur die oberen Schichten der irdischen Lufthülle durchschneiden und dann jenseits derselben wieder in das Weltall hinaustreten, daß alle diese Meteorite ja glühend würden dadurch, daß die vor ihnen stark zusammengepreßte Luft infolge dieser Zusammenpressung sich außerordentlich erhitzt.

Indessen, das ist insofern ein Irrtum, als schon solche Meteorite von der Größe einer Gewehrkugel wahrscheinlich keineswegs durch und durch glühend werden; jedenfalls erstreckt sich die auf solche Weise hervorgerufene Schmelzung der Meteorite immer nur auf ihre oberflächlichste Schicht. Es ist daher sehr

Digitized by Google

wohl möglich, daß diese Meteorite, obgleich sie außen schmelzen, doch im Innern noch eisig kalt sein können. Keime, die in den Spalten dieser Meteorite sitzen, werden mithin unbeschadet der Schmelzung der obersten Schicht erhalten bleiben können und auf die Erde gelangen.

Auf der Erde sind bekanntlich alle Spalten der Gesteine erfüllt mit zahlreichen mikroskopischen Lebewesen; warum sollte das nur von der Erde gelten, nicht auch von andern belebten Körpern im Weltall.

Indessen es ist gar nicht einmal nötig, auf Keime in den Spalten der Meteorite zurückzugreifen; denn bei dem ungeheuer raschen Lauf, welcher den Meteoriten eigen ist, muß bei dem Durchschneiden unsrer Atmosphäre ein so mächtiger Luftzug stattfinden, daß die Keime zum größten Teil sofort von dem Meteorit herabgeblasen werden und sich dann auf die Erdoberfläche niedersenken, bevor der Meteorit auch nur stark erhitzt worden ist.

Dazu muß man sich ferner vergegenwärtigen, daß zwar die Zahl der auf die Erdoberfläche herniederfallenden Meteorite eine geringe ist. Daß aber die Zahl der durch die oberen Schichten unsrer Atmosphäre nur hindurchgehenden Meteorite, von denen doch ebenfalls etwaige Keime herabgeblasen werden können, sich jährlich auf Milliarden beläuft. Man vergegenwärtige sich ferner, daß nicht nur so kleine Weltstäubchen, wie es die Meteorite sind, sondern auch größere Himmelskörper auf einen Planeten stürzen können.

Nach all dem wird man der Annahme einer Verfrachtung des Lebens durch Meteorite und andre Himmelskörper eine starke Wahrscheinlichkeit nicht absprechen dürfen.

Noch ein Zweites jedoch könnte man einer solchen Anschauung entgegenhalten wollen: Daß nämlich derartig durch Meteorite verfrachtete Keime im Weltall, wo sie der eisigen Temperatur desselben ausgesetzt sind, getötet werden müßten, also nur im abgestorbenen Zustande auf die Erde niedersinken würden. Demgegenüber kann indessen geltend gemacht werden, wie ich schon vorher sagte, daß es gelungen ist, Keime in einen sogenannten anabiotischen Zustand, d. h. in einen Zustand vorübergehender Leblosigkeit, gewissermaßen schlafenden Lebens zu versetzen, indem man ihnen ihre wichtigen Lebensbedingungen entzog. Aus diesem Zustande konnte man sie dann durch Zuführung dieser Lebensbedingungen wieder ins Leben zurückrufen.

Es wäre also vielleicht nicht nötig, daß Keime, denen ja auf kleinen Meteoriten keine Luft, kein Wasser, keine Wärme zu Gebote stehen würden und die zudem der sehr niedrigen Temperatur des Weltalls ausgesetzt wären, durchaus das Leben verlieren müßten. Sie könnten vielleicht in einem anabiotischen Zustande durch das Weltall fahren.

Indessen es liegt auf der Hand, daß eine solche Verfrachtung doch auch, oder vielleicht noch sehr viel besser, durch größere Himmelskörper erfolgen könnte, auf denen den Keimen Luft, Wasser und genügende Wärme zu Gebote gestanden hätten.

Selbst aber wenn man das zugibt, so könnte immerhin noch ein Drittes

Digitized by Google

eingeworfen werden: Daß mit alledem die Entſtehung des Lebens doch nur von der Erde auf irgendeinen andern Planeten verlegt würde; denn irgendwo müſſe doch das Leben einmal angefangen haben. Es ſei alſo damit bezüglich der Frage nach der Entſtehung des Lebens gar nichts gewonnen. Dieſer Einwurf aber, ſo ſcheint mir, iſt noch weniger ſtichhaltig als jene beiden erſten; denn wie ich ſchon betonte, warum ſollte denn Leben notwendig einmal angefangen haben müſſen, warum ſollte es denn nicht von jeher beſtanden haben können? Freilich in einem andern, richtigeren Sinne, als Preyer und Martin das im Auge hatten.

Wenn nämlich die Welt, wie doch die Naturwiſſenſchaft annimmt, weil ſie eine Entſtehung oder Schaffung derſelben aus dem Nichts unmöglich faſſen und begreifen kann, wenn alſo die Welt wirklich von Ewigkeit her iſt, dann muß mit ganz demſelben Rechte auch das Leben von Ewigkeit her ſein können.

Man ſieht, bei dieſer Anſchauungsweiſe beſteht die Schwierigkeit viel weniger in der Frage nach der Herkunft des *Lebens*, als in dem Begriff der *Ewigkeit* überhaupt, alſo in einem Begriffe, für den wir wohl ein Wort, aber nicht das geringſte wirkliche Verſtändnis haben, weil uns die Fähigkeit fehlt, die Ewigkeit zu begreifen.

Das Leben ebenſo alt wie dieſe Sternenwelt, in der wir leben. Aber wie alt iſt nun dieſe Welt? Mit dieſer Frage beginnt überhaupt erſt das eigentliche Problem, und dieſelbe Frage legt ſich ganz ebenſo quer vor den Weg deſſen, der eine Entſtehung des Lebens durch Urzeugung und die Ewigkeit der Welt annimmt.

Die Welt iſt von Ewigkeit da, ſo ſagt die Naturwiſſenſchaft. Warum?

Weil es undenkbar iſt, daß die Erde bezüglich ganz allgemein, daß ein körperliches Etwas aus nichts hervorgehen könne; ſei es von ſelbſt, ſei es durch höhere Macht. Ich teile dieſe Anſicht voll und ganz; denn das wäre ein Wunder. Aus nichts kann nicht etwas werden; und etwas kann nicht zu nichts werden. Eben darum teile ich ja auch nicht den Glauben von der Urzeugung, weil die Entſtehung von Leben aus Unleben ebenfalls ein Wunder ſein würde. Mithin bleibt allerdings *ſcheinbar* abſolut nichts übrig als der Glaube, daß die Welt, *ſo wie ſie iſt*, von Ewigkeit her da ſein muß. Aber doch nur ſcheinbar; denn die Schwierigkeit liegt eben in der Ewigkeit dieſer Welt.

Wie ſoll — ſo kann man fragen und muß es tun, wenn man ſich nicht mit Schlagworten abſpeiſen laſſen will — wie ſoll dieſe Ewigkeit möglich ſein, wenn doch die Geſtirne ausnahmslos einen Entwicklungsgang durchlaufen und ein Entwicklungsgang doch ein zeitlich Begrenztes iſt, alſo einen Anfang und ein Ende hat? Hätte dieſer heutige Entwicklungsprozeß der Geſtirne ſich von Ewigkeit her vollzogen, dann müßte er ſchon ſeit undenklichen Aeonen von Jahren abgelaufen ſein, es müßte ſchon von Ewigkeit her jedes Geſtirn erkaltet, erſtarrt, jedes Leben erloſchen ſein; denn auch ein Bruchteil einer Ewigkeit iſt ja immer noch eine Ewigkeit.

Dieſer Entwicklungsprozeß iſt aber noch nicht abgelaufen, ſondern die

Digitized by Google

Sternenwelt befindet sich noch mitten in demselben. Folglich muß er einmal einen Anfang gehabt haben, so lautet der folgerichtige Gedankengang.

Halten wir trotzdem an der Vorstellung von der Ewigkeit der Welt fest, so müssen wir einen Ausweg aus diesem Dilemma suchen, und dieser zeigt sich uns auf zwei verschiedenen Straßen.

Der eine Ausweg ist der bekannte, den Haeckel in seinen „Welträtseln" gewählt hat. Es ist das die Ansicht, daß die Gestirne, wenn sie erkaltet sind, immer wieder zufällig aufeinander gestürzt sind und in alle Ewigkeit stürzen werden; daß sie dadurch sich jedesmal so stark erhitzen, daß sie wieder verdampfen, zu kosmischem Nebel werden, worauf dann der Entwicklungsprozeß wieder von neuem anfängt. So soll es von Ewigkeit her gewesen sein und in alle Ewigkeiten hinein sich wiederholen.

Wie der bekannte Physiker Chwolson gezeigt hat, ist diese Ansicht indessen völlig unhaltbar: Indem die Gestirne sich abkühlen, strahlt ihre Wärme in das kalte Weltall aus, zerstreut sich also mehr und mehr und verteilt sich in demselben, so daß schließlich, wenn einmal alle Wärme sich in dem Weltall verteilt haben wird, der sogenannte Wärmetod eintreten muß. Die von einem jeden Gestirn auf solche Weise ausgestrahlte Wärmemenge ist demselben also verloren und kann durch einen Zusammenstoß nur teilweise wieder ersetzt werden. Es muß also der Wärme in den Gestirnen immer weniger werden; sie werden bei einem Zusammenstoße immer weniger verdampfen können.

Da nun dieser Prozeß sich schon von Ewigkeit her vollzogen haben soll, so müßten die Gestirne längst alle ihre Wärme verloren haben. Nur wenn man die vollends unglaubhafte Annahme machen wollte, daß das Weltall rings von einem riesigen Kugelspiegel umgeben sein würde (was sollte wohl hinter diesem Kugelspiegel sein?), der die Wärme wieder zurückwürfe, würde sie nicht verloren gehen.

Ein Beispiel, das das noch klarer macht: Ich habe 365000 Goldstücke in einem Kasten; werfe jeden Tag 1000 derselben, immer wieder an andrer Stelle, in das Meer. Nach einem Jahre ist nichts mehr davon im Kasten, alle sind verstreut, unwiederbringlich für mich verloren; obgleich doch noch alle 365000 Goldstücke auf der Erde vorhanden sind. Und nur wenn der Boden des Meeres elastisch wäre und sie mir alle wieder in den Kasten würfe, nur dann hätte ich sie wieder. Ganz ebenso geht auch von der Wärmeenergie in der Welt nichts verloren. Aber wenn sie erst einmal zerstreut ist, dann ist sie für die Gestirne doch verloren.

Dieser scheinbare Ausweg aus dem Dilemma ist also ein Irrweg.

Der andre Ausweg könnte in der folgenden Richtung versucht werden: Heutige Physik erkennt in der Materie nur Energien. Es gibt aber verschiedene Formen der Energie, wie Wärmeenergie, elektrische Energie, die ineinander übergeführt werden können. Wenn nun in ähnlicher Weise die Materie vor ihrer jetzigen Form eine ganz andere Form gehabt hätte, dann hätte die jetzige

Digitized by Google

Form der Materie — ich will ſie die B-Form nennen — und hätten die Geſtirne wirklich einen Anfang gehabt, wären alſo nicht von Ewigkeit her; obgleich doch die Materie an ſich bezüglich eben das, was vor demjenigen da war, das wir jetzt Materie nennen — ich will es als A-Form bezeichnen — von Ewigkeit her ſein würde.

Damit hätten wir Endlichkeit und Ewigkeit zugleich, eins in dem andern. Die Endlichkeit der jetzigen Materie, der B-Form, in der Ewigkeit deſſen, was vorher da war in der Ewigkeit der A-Form.

Ich will das etwas weiter ausführen:

Genau wie in der Lebewelt die Zelle (ſ. oben), die man früher für den letzten Bauſtein des Körpers hielt, ſich nach neueren Unterſuchungen als ein bereits kompliziertes Gebilde erwieſen hat, ſo iſt auch in der anorganiſchen Welt das Atom nicht mehr der elementare Bauſtein der Materie, für den man es früher hielt, ſondern bereits ein kompliziertes Gebilde, „eine Welt im kleinen".[1]) Das Atom iſt alſo bereits ein Gewordenes, kein Urſprüngliches mehr; es iſt, wie ich mich ausdrückte, bereits die B-Form der Materie, nicht mehr die A-Form. Aber weiter:

Ganz ebenſo wie nicht die Zelle der elementare Bauſtein der Lebewelt und wie nicht das Atom derjenige der Materie iſt, ſo iſt nun auch in der Sternenwelt der kosmiſche Nebel nicht mehr als der elementare Bauſtein zu betrachten, aus dem die Geſtirne in letzter Linie ihre Entwicklung genommen haben.

Der kosmiſche Nebel zeigt ja durch ſein Spektrum an, daß er aus Elementen, alſo aus fertigen Atomen beſteht. Die Atome aber ſind, wie wir ſahen, nicht die elementarſten Bauſteine, nicht die A-Form der Materie; folglich iſt auch der kosmiſche Nebel nicht die A-Form der Geſtirne, nicht ihr Ausgangsſtadium.

Was könnte nun die A-Form im Aufbau der Materie ſein? Die Phyſiker ſind heute darin ſich einig, daß jedes Atom aus einer unbekannten, allem Anſchein nach aber großen Anzahl von Elektronen, d. h. von Elektrizitätsatomen, aufgebaut iſt. Erſt aus einer Vereinigung ſolcher Elektronen entſteht das körperliche Atom; und aus einer allmählichen Vereinigung unzählbarer Atome iſt dann der kosmiſche Nebel gebildet, aus dem wieder die Geſtirne allmählich entſtehen. Mit den Atomen entſtehen dann erſt die zwiſchen ihnen wirkſamen Gravitationskräfte; und indem im kosmiſchen Nebel immer mehr und mehr Atome aus der Vereinigung von Elektronen ſich bilden, wächſt im Innern des Nebels mehr und mehr die Gravitation. Nölke hat auf dieſe Verhältniſſe kürzlich hingewieſen.

Was ſind nun aber die Elektronen? Sie ſind maſſelos, ganz ähnlich wie der das Weltall erfüllende Aether. Aber wenn ſie auch maſſelos ſind, ſo ſind ſie doch nicht kraftlos, ſie beſitzen potentielle Energie, ſie ſind in ſteter Bewegung,

[1]) Eine vorzüglich klare, kurze Darlegung dieſer Dinge gibt die kleine Schrift von Heinr. Rubens, Die Entwicklung der Atomiſtik. Berlin 1913, bei Hirſchwald.

Digitized by Google

sie üben anziehende und abstoßende Kräfte aufeinander aus, sie geben gewissermaßen dem Weltäther Leben. Auf sie, d. h. auf elektrische Kräfte, sind also letzten Endes alle Molekularkräfte, wie Kohäsion, Adhäsion, Elastizität, Festigkeit, alle chemische Verwandtschaft, überhaupt alle Naturkräfte zurückzuführen.

Wie sich aber eine Anzahl von Elektronen zu einem Atom vereinigt, so kann das Atom dann auch wieder seine Unveränderlichkeit verlieren, es kann sich im Innern umwandeln, kann zerfallen zu Atomen andrer Art, von andrer innerer Anordnung, und dann entsteht aus dem einen Element das andre — ein Vorgang, den bis vor kurzem die Wissenschaft für unmöglich erklärt hatte. Das zeigen uns die radioaktiven Vorgänge, auf die ich nachher zurückkomme.

Aus masselosen Elektronen also entstehen die massebesitzenden Atome? Das wäre ein Mysterium, dann entstände aus einem körperlichen Nichts ein körperliches Etwas; wie sollten wir das begreifen? Somit ergibt sich die folgende Alternative: Entweder besitzen diese masselosen Elektrizitätsatome, die Elektronen, dennoch unmeßbare, unwägbare Spuren von Materie, an die ihre Elektrizität gebunden ist, oder indem sie sich zum materiellen Atom verbinden, binden sie sich dort an bereits vorhanden gewesene Materie.

Indessen auch das verhilft uns nicht zu einer Lösung des Rätsels. Wenn auf solche Weise die B-Form, die aus Atomen aufgebaute Form der Materie nicht von Ewigkeit her, sondern aus dieser elektrischen A-Form hervorgegangen ist, dann würden wir ja doch wieder dieser A-Form gegenüber vor der Frage stehen, ob sie als solche von Ewigkeit her ist, ob man sich also vorstellen soll, daß von Ewigkeit her nur diese Elektrizitätsatome bestanden haben, die sich bewegten und die nun zu einer gewissen Zeit sich zu materiellen Atomen verbanden, die letzteren dann die jetzige Körperwelt bildeten — und damit das Leben erstehen ließen.

Eine einmalige Entstehung der B-Form aus der A-Form würde somit die Sache nicht klären; es würde vielmehr einer unaufhörlichen, ewig sich wiederholenden Entwicklung der B-Form aus der A-Form und wieder zurück der B-Form in die A-Form bedürfen, um das Ewige, Anfangslose der Materie und damit auch das Ewige, Anfangslose des Lebens zu verstehen. Mit andern Worten, gewissermaßen eine Art von Perpetuum mobile würde nötig sein; und Arrhenius ist es, der uns ein solches — wenn er es auch nicht als Perpetuum mobile bezeichnet — als Folgewirkung des Verhaltens der radioaktiven Substanzen klarzumachen sucht. Zum besseren Verständnis dessen sei jedoch erst noch das folgende vorausgeschickt:

Wir unterscheiden bekanntlich eine ganze Anzahl von Elementen, aus denen die Materie besteht, wie z. B. Eisen, Kalzium, Magnesium, Kalium, Silizium usw. Bisher galt als feststehend, daß diese Elemente sich nicht verändern, sich nicht ineinander umwandeln könnten; so daß also die Versuche der Alchimisten, das Element Gold aus andern Stoffen bzw. Elementen darzustellen, als völlig unsinnig betrachtet wurden.

Digitized by Google

Wie so manche andre für zweifellos richtig erachtete Ansicht in der Wissenschaft, so hat sich auch diese Ansicht als irrig erwiesen: die Alchimisten haben theoretisch recht gehabt. Zwar ist bisher nicht erwiesen, daß gerade das Element Gold aus andern Elementen hervorgehe; es ist das auch bisher von der ganz überwiegend größten Anzahl aller Elemente nicht erwiesen — aber es ist doch durch Herrn und Frau Curie von einigen wenigen Elementen bereits erwiesen; und damit ist die übergroße Wahrscheinlichkeit gegeben, daß auch die andern Elemente nichts Beständiges, Unveränderliches, keine Grundstoffe sind, sondern ebenfalls sich umwandeln können, sobald nur die dazu nötigen Bedingungen geboten werden; und ob speziell für Gold diese Bedingungen sich hier auf der Erdoberfläche finden, das ist sehr fraglich.

Eines dieser sehr wenigen, bisher als nicht beständig erwiesenen Elemente ist nun das Radium. Dieses zerfällt bei gewöhnlicher Temperatur in andre Elemente, wobei ganz gewaltige Wärmemengen erzeugt werden.[1]) Umgekehrt aber, bei sehr hohen Temperaturen, bildet sich Radium aus seinen Zerfallsprodukten wieder zurück, wobei nun entsprechend gewaltige Wärmemengen verbraucht werden.

Auf diese Verhältnisse gründet Arrhenius seine Hypothese; denn es ist klar, daß auf solche Weise diese radioaktiven Körper gewissermaßen eine Art von Perpetuum mobile ergeben würden, sobald es möglich wird, daß sie abwechselnd immer das eine Mal in einem Gestirne von überaus hoher Temperatur sich befinden, wo sie sich dann aus ihren Zerfallsprodukten wieder neu bilden können, und das andre Mal in ein kühles Gestirn verpflanzt werden, wo sie dann unter hoher Wärmeentwicklung wieder zerfallen.

Nun folgert Arrhenius: Wir haben beiderlei Arten von Gestirnen im Weltall. Die einen sind die Fixsterne, die ja zum Teil außerordentlich hohe Temperaturen besitzen.[2]) Die andern sind die zahlreichen kosmischen Nebel, deren Temperatur zunächst eine recht niedrige ist.

Durch vulkanische Ausbrüche von gewaltiger Heftigkeit, wie wir sie auf unsrer Sonne tatsächlich beobachten, werden aus dem heißen Innern der Fixsterne solche radioaktiven Stoffe heraufgebracht und bis zu gewaltigen Höhen hinaufgeschossen. Dort erkalten sie durch die Berührung mit dem eisigen Weltall, kondensieren sich zu kosmischem Staub, d. h. zu Meteoriten. Dieser Staub wird durch den Strahlungs-

---

[1]) Radiumverbindungen geben Helium ab unter Entwicklung von 2000 Millionen Kalorien pro Gramm Radium; also 1 Gramm Radium entwickelt so viel Wärme, daß damit 2000000000 Liter Wasser um 1 Grad Celsius erwärmt werden, bzw. 20 Millionen Liter Wasser von 0 auf 100 Grad Celsius gebracht werden können.

[2]) Rosenberg in Tübingen hat neuerdings aus photographischen Untersuchungen der Intensitätsverteilung in Spektren von Fixsternen die folgenden Ergebnisse geschöpft: Wenn man die Temperatur unsrer Sonne zu rund 5000 Grad Celsius gelten läßt, so dürften die heißesten Sterne eine Temperatur von zirka 400000 Grad Celsius besitzen, die nächstfolgenden von zirka 50000 Grad Celsius, die kühlsten (der untersuchten) von nur 2150 Grad Celsius.

Digitized by Google

druck[1]) der glühenden Gestirne in das Weltall hinausgepreßt, fährt in ihm umher und wird von andern Gestirnen angezogen.

Auch die zahlreichen kosmischen Nebel, die eine niedrige Temperatur besitzen, nehmen radioaktiven Staub auf; und da Radium, wie oben gesagt, bei gewöhnlicher Temperatur zerfällt und dabei außerordentliche Wärmemengen entwickelt, so geraten die kosmischen Nebel durch das Zerfallen des radioaktiven Staubes sowie durch ihre Verdichtung ins Glühen und entwickeln sich so allmählich zu Fixsternen. Sobald sie aber dieses Sonnenstadium erreicht haben, bilden sich aus den Zerfallsprodukten wiederum radioaktive Substanzen zurück, und nun beginnt jener soeben geschilderte Umlauf aufs neue und vollzieht sich in alle Ewigkeit hindurch.

Notwendig aber ist dazu natürlich das stete, ewige Vorhandensein von immer wieder neu entstehenden kosmischen Nebeln niedriger Temperatur; denn andernfalls müßten ja alle jetzt vorhandenen kosmischen Nebel in gegebener Zeit sich in Sonnen verwandeln und müßten diese, wieder in gegebener weiterer Zeit, zu festen, nichtleuchtenden Gestirnen erkalten; und wenn das alles seit Ewigkeit her im Gange ist, müßten längst alle Nebel und alle glühenden Fixsterne zu kalten, festen Gestirnen geworden sein, trotz aller Möglichkeit des Austausches von staubförmiger Materie unter den Gestirnen.

Arrhenius ist daher, ganz wie Haeckel, gezwungen, anzunehmen, daß durch den Zusammenstoß von erloschenen Fixsternen immer wieder aufs neue Nebel entstehen. Lassen wir nun einmal solche ewig sich wiederholenden Zusammenstöße zahlloser Gestirne als tatsächlich gelten, so ergibt sich meines Erachtens doch die sehr große Schwierigkeit: Wenn zwei erloschene Fixsterne aufeinanderstoßen und dadurch eine so ungeheure Wärmemenge entsteht, daß die beiden Gestirne verdampfen, also sich in einen Nebel verwandeln, dann entsteht eine in höchster Glut befindliche Nebelmasse. Arrhenius braucht jedoch für seine Hypothese, gerade umgekehrt, kühle Nebel; denn nur bei gewöhnlicher Temperatur können ja die vom Nebel angezogenen radioaktiven kosmischen Staubmassen zerfallen. Die von einem heißglühenden Nebel angezogenen radioaktiven Staubmassen dagegen würden hier ganz dieselben Temperaturbedingungen vorfinden wie im Innern der Fixsterne, aus dem sie entstammen; sie würden mithin bestehen bleiben und nicht zerfallen.

Freilich würde jeder auf solche Weise plötzlich entstandene hellglühende Nebel

[1]) Wie man neuerdings erkannt hat, übt jede Art von Strahlungsenergie, also Licht-, Wärme-, elektrische Strahlung, die von einem Körper ausgeht, einen Druck aus. Durch diesen Druck werden diese durch Kondensation entstandenen feinen Tröpfchen oder Staubmassen, die sich in den oberen Schichten der glühenden Sterne finden, in das Weltall hinausgetrieben. Da das seit undenklichen Zeiten, seit Ewigkeit her, stattfindet, so fahren auf solche Weise ungeheure Massen von kosmischem Staub durch das Weltall; und indem diese Massen von andern Gestirnen angezogen werden, auf sie hinabstürzen, wird die Materie von Gestirn zu Gestirn ausgetauscht. Brzesina hat zuerst die Entstehung der Meteorite auf solche kondensierten Gase von Fixsternen zurückgeführt; und Arrhenius wendet nun diese Vorgänge in der obigen wiedergegebenen Weise auf die radioaktiven Stoffe an.

Digitized by Google

durch Abkühlung in das Weltall Wärme mehr und mehr abgeben. Aber zugleich würde er doch durch ſeine Zuſammenziehung immer wieder Wärme, und zwar im Ueberfluß, erzeugen; denn nach allgemeiner Annahme führt der Entwicklungsgang einen glühenden Nebel in ein glühend flüſſiges Geſtirnsſtadium hinein, d. h. die Wärmeeinnahme muß in dieſem Stadium größer ſein als die Wärmeabgabe. Durch Zuſammenſtoß erloſchener Fixſterne können ſomit ſchwerlich Nebel von niedriger Temperatur entſtehen, wie Arrhenius ſie für ſeine Hypotheſe als Conditio sine qua non gebraucht.

Mir will ſomit ſcheinen, daß wir auch mit dieſer Hypotheſe eines ewig währenden Austauſches radioaktiver Subſtanzen zwiſchen Fixſternen und Nebeln nicht zum Verſtändnis eines ewig ſich wiederholenden, kreislaufenden Entwicklungsganges der Geſtirne gelangen. Ohne einen ſolchen Kreislauf aber iſt die Ewigkeit der Materie in Form von Geſtirnen unbegreiflich, und damit auch die Ewigkeit des Lebens auf gewiſſen dieſer Geſtirne. Halten wir trotzdem an der Ueberzeugung feſt, daß die Materie ewig iſt, weil ſie doch nicht aus nichts entſtanden ſein kann, dann kann uns nur die Annahme helfen, daß der bekannte Entwicklungsgang der Geſtirne ein zeitlich Begrenztes iſt und als ſolches die oben ſo genannte B-Form der Materie darſtellt, während die von Ewigkeit her ſeiende A-Form der Materie ſich anders als in Geſtirnsform darſtellt und uns unbekannt iſt.

Damit aber wäre die Ewigkeit des Lebens auch nur in der Weiſe begreifbar, daß wir es für ebenſo alt wie die B-Form der Materie, wie die Geſtirnswelt anſehen können, aber gegenüber dem, was vorher, während der Zeit der A-Form war, vor einem Rätſel ſtehen.

So ſtoßen wir immer wieder, auf jedem Wege der Hypotheſe, auf Fragen, Rätſel, von deren Löſung wir träumen mögen, weil Wiſſen uns fehlt und fehlen wird. Wohl mag das als ein unbefriedigender Schluß erſcheinen. Allein er dünkt mich ſehr viel beſſer, richtiger, dem Geiſte der Wahrheit ſuchenden Wiſſenſchaft entſprechender, als ein Schluß, in dem Unbewieſenes, Unbeweisbares als mehr oder weniger ſicherer Beſitz der Wiſſenſchaft hingeſtellt würde.

Wenn aber auch die Materie auf dieſe oder jene Weiſe ewig iſt und wenn auch vom Leben dasſelbe gelten ſollte, der Glaube, daß die Welt noch ein Höheres als dieſe Materie, ein Geiſtiges birgt — wir nennen es Gott — wird mir dadurch nicht berührt. Er ſteht mir über aller Frage.

Digitized by Google

Generalleutnant Freiherr v. Loë und General Salamanca[1])

Im Jahre 1883 war der Kronprinz von Deutschland, auf der Reise über Genua nach Madrid zum Besuch des Königs Alfons XII., in Valencia an Land gegangen und bis zur Weiterfahrt im Hause des Generalkapitäns Don Manuel de Salamanca y Negrete abgestiegen. Generalleutnant Freiherr v. Loë, zur Ankündigung des Besuches nach Madrid vorausgesandt, hatte sich nach Erfüllung seines Auftrags zum Empfang des Kronprinzen auf spanischem Boden bereits vorher in Valencia eingefunden und hier die überraschende Gelegenheit gehabt, dem eben erst auf seinem Posten eingetroffenen Generalleutnant Salamanca als Führer in der Stadt des Cid Campeador dienen zu können.

Als zwei Jahre später der spanisch-deutsche Karolinenstreit die üblichen parteipolitischen Begleiterscheinungen in Madrid auslöste, erhielt der kurze Aufenthalt in Valencia ein Nachspiel, dessen kluge und ritterliche Erledigung durch den General v. Loë charakteristisch ist für ihn und für den Geist des preußischen Offizierkorps.

General Salamanca war inzwischen Generaldirektor der militärischen Verwaltung und des Militärgesundheitswesens geworden und zugleich Präsident des Centro del Ejército y de la Armada. Doch betrachtete er seine Stellung in Madrid wesentlich als Mittel, um bei passender Gelegenheit die öffentliche Meinung zu gewinnen, und, von seiner Partei auf den Schild gehoben, Kriegsminister zu werden. Jetzt, als die Wogen der Erregung gegen Deutschland hoch gingen, als schon Ausschreitungen gegen das deutsche Gesandtschaftshotel vorgekommen waren, als „ulano“ zum Schimpfwort, der Deutschenhaß zum Kennzeichen eines edlen Spaniers wurde, als die Revolutionäre und Republikaner auf den Umsturz, die Liberalen auf den Fall des konservativen Ministeriums hofften, glaubte der intrigante Mann den Moment für einen Hauptschlag gekommen. In die Madrider Presse wurde die Nachricht lanciert, General Salamanca, der große Patriot, habe das ihm 1883 verliehene Großkreuz des Roten Adlerordens an den deutschen Kronprinzen mit einem Begleitschreiben zurückgeschickt, in dem der General sagte, wohl sei dieser Orden einst „als Zeichen der Freundschaft einer großen Macht“ von ihm angenommen, dann aber fortfuhr: „Der vor kurzem durch das deutsche Geschwader an den Karolineninseln geschehene, den gewöhnlichsten Grundsätzen von Freundschaft und internationalem Recht widersprechende Erwerbsakt hat mir den einzigen Grund, die genannte Dekoration ohne Verletzung meiner Ehre zu tragen, genommen. Ich sende sie deshalb Eurer Kaiserlichen Hoheit hiermit zurück, willens, dem

[1]) Aus dem demnächst im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Werk: „Generalfeldmarschall Freiherr v. Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold v. Schlözer.“

Digitized by Google

Stolz in meiner Brust durch andern Gewinst Genüge zu tun, indem ich gegen Deutschland kämpfe, sobald die Regierung, wie ich es wünsche, meine Dienste gebrauchen wird."

Gleichzeitig erklärte eine Generalversammlung des Centro militar, unter Vorsitz ihres Präsidenten Salamanca, die an deutsche Offiziere verliehene Ehrenmitgliedschaft für verfallen und die Betreffenden aller daraus erwachsenen Rechte für verlustig.

Der Coup schien geglückt.

Wohl verurteilten die spanischen Offiziere solches Vorgehen, wohl sprachen der König und der Kriegsminister dem General ihre Mißbilligung aus, aber angesichts seiner Popularität und der allgemeinen Aufregung wagte das Ministerium keine Schritte zu tun.

Die Regierung war nicht mehr Herr der Lage.

Ein Sturm der Begeisterung für Salamanca erhob sich. Sammlungen wurden veranstaltet, um dem „Nationalhelden" einen Ehrendegen zu stiften.

Man dachte in Spanien nicht mehr, man fühlte. Und was man fühlte, sollte gleich geschehen. Erst nach der Tat folgte bei wenigen die Ueberlegung.

Auf welche Weise aber hatte Salamanca Brief und Orden nach Deutschland befördert?

Den Orden hatte er gar nicht abgeschickt, für den Brief aber einen Weg gewählt, auf dem er an den falschen Mann kam. Denn an seinen Gast vom Jahre 1883, den Generalleutnant Freiherrn v. Loë, jetzt kommandierenden General des VIII. Armeekorps, hatte er den für den Kronprinzen bestimmten Brief offen gesandt, in freundschaftlichem Ton um die Weiterbeförderung gebeten und mit den Worten geschlossen:

„Es ist unbestimmt, welches Schicksal uns beiden der Gang der internationalen Verhandlungen zuteilen wird. Möglich ist, daß der eine gegen den andern auftreten muß. Wie dem aber auch sei, stets können Sie rechnen auf die unveränderliche Freundschaft Ihres —"

Manch andrer hätte in dieser Lage den Instanzenweg betreten, schon um jegliche Verantwortung von sich abzuschieben. Wobei dann allerdings mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, Salamancas Prestige durch das Hereinziehen der offiziellen Vertretung zu erhöhen.

Loë aber pflegte einer an ihn herantretenden Verantwortung nicht auszuweichen, sondern den Stier bei den Hörnern zu packen. Im Besitz eines Briefes, beleidigend für den Kronprinzen, für den Kaiser, für Deutschland, fühlte er sich in erster Linie als deutscher Offizier beleidigt. War der Brief Salamancas an ihn selbst auch durchaus in den Formen der Höflichkeit gehalten, die Tatsache genügte. Es kam hinzu, daß durch eine rein persönliche Auffassung der Angelegenheit dem spanischen General das Postament, auf das er sich gestellt, unter den Füßen fortgezogen wurde.

Nachdem die erforderlichen Schritte in Berlin getan waren, auch Fürst Bismarck das beabsichtigte Vorgehen als „richtig und schneidig" gelobt hatte,

Digitized by Google

sandte General v. Loë den Chef seines Stabes, Oberst von der Planitz, nach Madrid, mit dem Auftrag, dem General den Brief zurückzugeben, ihn in ruhiger Weise — suaviter in modo, fortiter in re — über die im deutschen Offizierskorps herrschende Ehrenauffassung sowie über die Loë persönlich zugefügte Beleidigung aufzuklären und, unter Ablehnung jeder Exkursion auf das politische Gebiet und einer etwaigen Fortsetzung der Korrespondenz, die persönliche Genugtuung dem eignen loyalen und ritterlichen Gefühle Salamancas anheimzugeben. Im Weigerungsfalle solle Planitz eine Forderung auf die in Spanien landesübliche Waffe, den Degen, überbringen und ein neutrales Land, z. B. Italien, für den Ort der Zusammenkunft vorschlagen.

Um jedes Mißverständnis auszuschließen, setzte Loë in einem an Planitz in französischer Sprache gerichteten Brief seine Auffassung auseinander. Er charakterisierte den Standpunkt des preußischen Offiziers, seine monarchische Gesinnung, seine Stellung zu politischen Fragen.

„Est-ce que le Général Salamanca croit que je suis moins sensible sur le point d'honneur national, représenté chez nous par une dynastie séculaire, que le reste de la nation? A quelle occasion lui ai-je donné le droit de douter de mon attachement à l'Empereur et à sa Famille au point d'aller porter au Prince Impérial une lettre qui, je lui en donne ma parole de soldat, a froissé toute l'Allemagne?

J'appartiens à cette vieille race de soldats prussiens qui n'entend pas la politique.

Nous laissons au Roi le soin de diriger la politique extérieure. Nous sommes muets jusqu'au moment où notre voix s'élève, c'est la voix du canon, et nous espérons alors nous faire comprendre de tout le monde."

Auf das Ungewöhnliche der Ordensrückgabe wird hingewiesen: „Si le Général a voulu donner par là une satisfaction à son sentiment national, il voudra bien remarquer que, selon nos habitudes et notre expérience, cette démarche est inusitée entre les officiers des grandes armées européennes, même en cas de guerre déclarée. Je ne me rappelle pas qu'un seul fait de ce genre se soit produit d'aucun côté avant ou pendant nos guerres de Danemark, d'Autriche ou de France. Moi-même, officier de la Légion d'Honneur avant la guerre de 1870 pour avoir combattu à côté de l'armée française en Afrique, j'ai tenu cette distinction en grand honneur, malgré la guerre, et je porte cette décoration aujourd'hui comme auparavant. Je ne crois pas qu'un seul officier des armées que nous avons eu l'honneur de combattre ait agi autrement. Nous tous, officiers danois, autrichiens, français, allemands, étions inspirés du même sentiment de courtoisie militaire, nous combattant vaillamment sur les champs de bataille, nous respectant avant, pendant et après. Nous n'avons pas cru que notre patriotisme nous imposât le devoir d'offenser, par des démarches personnelles d'une portée politique avant le commencement des hostilités, ceux qui pensaient devenir nos adversaires. Habitués par la discipline à ne jamais

Digitized by Google

nous occuper de politique, nous avons attendu silencieusement l'ordre du Roi de faire notre devoir. Je ne sache pas que cette froide réserve ait affaibli notre élan et notre dévouement sur les champs de bataille."

Nicht ohne Ironie fügte Loë hinzu:

„Les îles Carolines ne m'intéressent pas plus que la lune. Le Général Salamanca peut être sûr que jusqu'à ce moment j'en ignorais même l'existence. Il est pourtant bien dur d'être la victime de cet archipel lointain, en lui sacrifiant tous ces intérêts militaires qui me tiennent tant au cœur."

Und schloß dann mit den Worten:

„Rien au monde ne changera les sentiments de vénération, d'attachement, de reconnaissance, d'amitié et de sympathie que je ressens pour Sa Majesté le Roi d'Espagne, la Famille Royale, l'armée et le peuple espagnols. J'ai gardé de notre séjour à Madrid le souvenir le plus charmant. Je considère comme une faveur du sort toute occasion de pouvoir témoigner aux Espagnols mes sentiments sincères.

Je ne comprends rien à la politique, je ne m'en occupe pas, mais j'espère bien que, s'il y a pour le moment un différend entre les deux peuples, le bon sens des deux gouvernements et l'amitié des peuples le fera certainement cesser.

Partez, mon cher Colonel, soyez l'interprète de mes sentiments sympathiques, de mes souvenirs reconnaissants, de mes meilleurs vœux pour l'avenir de l'Espagne. Tout à vous

Loë."

Inzwischen war die öffentliche Stimmung gegen Deutschland in Spanien umgeschlagen. In erster Linie infolge des energischen Auftretens des Königs, der nicht allein persönlichen Mut zeigte, sondern auch direkt in die Verhandlungen eingriff und dem Ministerrat erklärte, er wolle unter allen Umständen Frieden mit Deutschland. „Wolle das Ministerium Krieg, dann werde er die Cortes einberufen und diesen die Fragen vorlegen. Stimmten sie auch für den Krieg, dann wolle er lieber die Krone niederlegen."

Die feste Haltung des Königs und das würdige, taktvolle Benehmen des Gesandten Grafen Solms wurden unterstützt durch eine kleine, aber nicht wenig mächtige politische Partei, an deren Spitze der frühere Minister des Innern Moret stand.

Mochte General Salamanca angesichts dieser Situation eine Fortsetzung des von ihm gewählten Weges zum Ruhm für inopportun halten, wurde ihm seine Lage durch die energische Haltung des Obersten von der Planitz bedenklich, jedenfalls ging er bei der Zusammenkunft mit Loës Abgesandten in äußerlich chevaleresker Form sofort auf alles ein, nahm seinen Brief ohne jede Bemerkung zurück und erklärte — wie in Gegenwart der Zeugen, des spanischen Brigadiers Jiménez Palacios und des deutschen Konsuls Bankdirektor Gwinner zu Protokoll

Digitized by Google

genommen wurde —, daß er „bedaure, durch die Ueberreichung des Briefes an Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen, den General v. Loë beleidigt zu haben, dem er im Gegenteil als einem Freund durch diese Vertrauensmission eine Ehre zu erzeigen glaubte".

Für General v. Loë war der Vorfall hiermit erledigt.

Als Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, davon hörte, freute sich sein altes Soldatenherz: „Die ritterliche Weise, in der Loë diese Affäre so korrekt und energisch durchführte, steigert meine Wertschätzung für ihn zu wahrer Hochachtung."

Salamanca hatte sich in seiner eignen Falle gefangen. Sein Prestige schmolz dahin. Es wurde bekannt, daß er den Orden überhaupt nicht abgeschickt, den famosen Brief an den Kronprinzen aber zurückgenommen und den General v. Loë um Verzeihung gebeten habe. Seine politischen Feinde nutzten seine tonteria (Dummheit) und Taktlosigkeit aus. Die eignen Gesinnungsgenossen tadelten, daß er nicht die Energie und den Mut besessen habe, den einmal eingeschlagenen Weg in der Ordensangelegenheit fortzusetzen. Er hätte nach ihrer Ansicht den Brief überhaupt nicht veröffentlichen sollen, wenn er es aber getan, ihn nicht zurücknehmen dürfen.

Die Möglichkeit einer Kombination mit Salamanca als Kriegsminister war für die nächste Zeit ausgeschlossen.

Der General wollte wenigstens seinen Orden los sein. Er reichte ihn dem spanischen Kriegsminister ein, mit der Bitte um Weitergabe auf dem Instanzenwege. Da er aber nie um die Erlaubnis eingekommen war, den Orden tragen zu dürfen — die Sporteln betrugen 75 Pesetas —, so antwortete der Kriegsminister, unter Rücksendung des Ordens, daß er nicht in der Lage sei, der vom General erbetenen Vermittlung näher zu treten.

Von Berlin aus wurde der preußischen Gesandtschaft offiziell mitgeteilt, daß der General aus der Ordensliste gestrichen sei.

Zwar glissierte Salamanca in den „El Liberal" eine seinem Publikum gefälligere Erklärung als die tatsächlich von ihm abgegebene. Doch dieser neue Schachzug half dem politischen „Streber" in den korrekteren Kreisen der spanischen Armee und des spanischen Volkes um so weniger, als nach und nach der authentische Wortlaut des Protokolls durchsickerte.

„Este no es un general como los otros," sagte man entschuldigend dem deutschen Militärattaché v. Deines. „Dieser General steht nicht auf der Höhe der andern."

Die tausend Pesetas, welche das revolutionäre Blatt „El Progreso" für den Ehrendegen gesammelt hatte, wurden zum Ankauf des Schiffes „Ejercito" bestimmt. Zum Trost wollte man mit den nachträglich eingegangenen Beiträgen ein Salamanca-Album stiften, in welches der Brief an den Kronprinzen und die Namen der Geber eingetragen werden sollten. Diese Ehre nahm der Nationalheld an.

Indessen beschämte ihn ein junger Eleve der Militärakademie, der vom

Digitized by Google

Kronprinzen bei dessen Anwesenheit in Toledo für geschicktes Vorführen seiner Abteilung eine Brillantnadel erhalten hatte. Als in der Presse verbreitet wurde, er habe diese Nadel ebenfalls zurückgeschickt, veröffentlichte der Militärschüler eine Erklärung, in der er sagte, es sei ihm niemals eingefallen, ein ehrenvolles Geschenk zurückzugeben, das er sein Lebenlang als teuere Erinnerung bewahren werde. „Ich meine," schloß er, „der wahre Patriotismus wird durch Taten bekräftigt, nicht aber durch unzeitige und augenscheinlich undiplomatische Handlungen."

Als General v. Loë hörte, daß in einigen spanischen Blättern der anonyme Versuch gemacht worden war, die Angelegenheit zugunsten des Generals Salamanca zu verschieben, schrieb er an Planitz: „Sollte Salamanca sich persönlich mit einem Dementi seiner Erklärung hervorwagen, dann gehe ich ihm, wenn er nur meinen Namen nennt, sofort zu Leibe, diesmal ohne Vermittlung und Erklärung. Telegraphisch. Mit diesen Leuten ist kein Friede zu machen, außer mit dem Degen in der Hand."

General Salamanca ließ sich indessen auf weitere Enthüllungen nicht ein. Auch seine Drohung, die Angelegenheit im Senat zur Sprache zu bringen, führte er nicht aus.

Fünf Jahre später starb er in Habana am Gelben Fieber.

Verwundetenfürsorge im Kriege. — Lehren des Balkankrieges

Von

Generalarzt z. D. Dr. Georg Körting

(Schluß)

Den Feldärzten steht ein umfangreiches Unterpersonal an Sanitätssoldaten und Krankenwärtern für den Hilfsdienst zur Seite. Aeltere Sanitätsunteroffiziere sind in allen großen Heeren sehr verläßliche Stützen des Dienstes. Zahl und Ausbildung des Unterpersonals steht im direkten Verhältnis zur Gesamtorganisation einer Armee. Wo es an Kämpfern fehlt, herrscht in der Regel keine Neigung, das Sanitätspersonal in dem erforderlichen Umfange aufzustellen, siehe Bulgarien, Montenegro. Das straft sich dann im Kriege. Die bei den Aerzten erwähnten Umstände gelten zum Teil auch hier. Es wird an Pflege und Arbeitskräften bei allen Sanitätsformationen im Kriege so viel mehr gebraucht, daß Leute eingezogen werden müssen, die dem Sanitätsdienst seit langem entzogen waren. Ja, die Sache liegt noch schwieriger, weil die Sanitätsmannschaften des Beurlaubtenstandes in ihrem bürgerlichen Leben nur zu häufig nichts mit dem Sanitätswesen zu tun haben. Fortbildungskurse finden übrigens auch

Digitized by Google

hier statt. Eine wesentliche Verstärkung erhält das männliche Unterpersonal der deutschen Armee in Kriegszeiten durch die erwähnten Sanitätskolonnen der freiwilligen Krankenpflege, die sich aus nicht oder nicht mehr dienstpflichtigen Männern zusammensetzen. Allein Preußen stellte 1913 1102 Kolonnen mit rund 34 000 Mitgliedern, außerdem rund 10 000 Mitglieder der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger. Allerdings ist nur die Minderheit davon für das Feld verfügbar. Die Leute werden für den Krankenträger- und Pflegedienst, für Desinfektion und Depotarbeiten ausgebildet; sie finden im Heimats- wie Etappengebiet in Lazaretten, auf Sanitätszügen und -schiffen, auf Bahnhöfen, bei Einrichtung und Betrieb der Krankenanstalten, Depots usw. eine weitgehende, vielseitige Verwendung. Meines Wissens ist diese Leistung freiwilliger Hilfsbereitschaft in keinem andern Staate so gesichert wie in Deutschland.

Für die eigentliche Pflege am Bett und in der Hauswirtschaft der Hospitäler steht heute bei allen christlichen Nationen und in Japan ein zahlreiches weibliches Pflegepersonal unter dem Zeichen des Roten Kreuzes zur Verfügung. Die deutschen Bundesstaaten stellten 1913 3317 ausgebildete Schwestern, 571 Hilfsschwestern, zirka 4000 freiwillige Helferinnen. Auch die andern Völker verfügen über bedeutende Zahlen, zumal die Krankenpflege in religiösen Genossenschaften der verschiedenen christlichen Bekenntnisarten umfassend als Beruf geübt wird. Natürlich sind an jeder Stelle, wo es not tut, voll ausgebildete Schwestern vorzuziehen. Diese Forderung ist auch nach den Erfahrungen im Balkankriege wieder aufs lebhafteste gestellt worden. Da aber die Schwestern aus ihren Friedensstellungen, zu denen vorwiegend Gemeindekrankenpflege, Kinder-, besonders Säuglingspflege gehören, nur zu einem begrenzten Teil abkömmlich sind, so fehlt es jedem mobilisierten Heere an Pflegerinnen dieser Art. Ihre Vermehrung im Frieden wird von allen Feldärzten auch jetzt wieder lebhaft gefordert. Aber die Erfüllung dieses Wunsches ist recht schwierig. Denn erstens würde eine solche Zahl, wie im Kriege gebraucht wird, im Frieden keine Existenz finden, und zweitens hat die heutige Entwicklung der Frauenfrage mit ihren immer zunehmenden Berufsmöglichkeiten die Lust zu dem entsagungsvollen Beruf der Krankenschwester erheblich beeinträchtigt. Man ist daher überall genötigt, freiwillige Helferinnen in der Kriegskrankenpflege im Heimatsgebiet zuzulassen; Helferinnen, deren Ausbildung keine berufsmäßige ist und natürlich nicht an die der Schwestern heranreicht. Die Ausbildung wird im deutschen Roten Kreuz nach besonderen Bestimmungen mit Ernst und Eifer betrieben. Wir erwarten von der Vaterlandsliebe deutscher Frauen, daß sie das Ziel dieser Ausbildung erreichen und sich im Kriege unter Leitung von Aerzten und Schwestern im Lazarett wie im Depot, auf Verband- und Erfrischungsstellen und in andern Wirtschaftszweigen von Krankenanstalten bald zu brauchbaren Gehilfinnen entwickeln werden.

Vom Sanitätsmaterial muß schließlich etwas gesagt werden; denn die Beantwortung der eingangs gestellten Fragen ist davon in hohem Grade abhängig. Verband- und Transportmittel, sowie vorläufige Unterkunft kommen in Betracht.

Digitized by Google

In allen Armeen und Flotten ist die Baumwolle der allein noch gebräuchliche Stoff zur Bedeckung der Wunden. Mull, Watte sind die Gewebe; Kompressen, Binden, Tupfer die Grundformen der Anwendung. Ein kriegführender Staat, dem die Baumwollzufuhr gesperrt werden könnte, würde in böse Verlegenheit geraten, wenn er sich nicht vorgesehen hätte. Alle Verbandstoffe zum Bedecken der Wunden sind heute nur durch Hitze keimfrei gemacht, sterilisiert; in diesem Zustande bei guter Verpackung unbegrenzt haltbar. Die Notwendigkeit, sie zum Verbinden vieler Verwundeter schnell zur Hand zu haben, hat dazu geführt, die Stoffe in fertigen Einzelverbänden mitzuführen, gewöhnlich in drei Größen: 20 Prozent große für den Rumpf, ebensoviel mittlere für Kopf und Hals, 60 Prozent kleinere für die Glieder. So in der französischen Armee, wo z. B. ein Armeekorps von zwei Divisionen einschließlich seiner Sanitätsformationen mit 41 000 fertigen Verbänden ausrückt. Die deutsche Marine hat dieses System an Bord ebenfalls; die deutsche Armee zieht zurzeit Preßstücke vor, die auf sehr kleinem Raum viel Material vereinigen. Sie sind so gepackt, daß die für Verbände erforderlichen Stoffe leicht entnommen werden können, ohne daß der Rest unbrauchbar wird. Zur ersten Wundbehandlung dienen ferner große Mengen verschiedener Schienen. 32 bis 38 Prozent der Gliederverletzungen sind mit Knochenbrüchen verbunden, deren Ruhigstellung die Vorbedingung des Transportes ist. In den großen Heeren wird ferner das Unterpersonal des Sanitätsdienstes wie des Roten Kreuzes sorgfältig darin unterwiesen, Notbehelfe aller Art für die Versorgung, Lagerung und Unterbringung einschließlich Beförderung der Verwundeten nutzbar zu machen. Werkzeug dazu befindet sich in der Sanitätsausstattung. Von entscheidender Bedeutung für die uns hier interessierenden Fragen ist die Menge der Verbandmittel. Jede gut gerüstete Armee hat diesen Vorrat auf die größtmögliche Höhe gebracht. Nach den Erfahrungen der Kriegssanitätsgeschichte werden der Ausrüstung bestimmte Verlustgrößen zugrunde gelegt; aber nur für die eigne Armee, nicht für die Versorgung feindlicher Verwundeter. Man rechnet heute bei einem Armeekorps auf etwa 15 bis 20 Prozent Gesamtverlust, davon ein Sechstel Gefallene. Von 100 Verwundeten sind 30 bis 35 schwer, 50 leicht, 15 bis 20 ganz leicht verwundet. Für alle muß je nach der Art der Wunden Verband- und Schienenmaterial in der vorderen Linie bereit sein. Die Verbandpäckchen, die jeder Soldat trägt, zählen hierbei mit. Neben den Verbandmitteln sind schmerzstillende Arzneien (Morphium, Chloroform u. a.) nach der angenommenen Zahl tödlich und schwer Getroffener vorgesehen — auch diese Mittel werden in gebrauchsfertigen Einzelgaben für verschiedene Arten der ärztlichen Verwendung mitgeführt. Dazu kommen endlich Nahrungs- und Erquickungsmittel in möglichster Konzentration (Fleischextrakt, Schokolade, Konserven usw.) und möglichster Menge. Ihr Fehlen ist im Balkankriege oft schmerzlich bedauert worden. Denn das, was der Verwundete meist zuerst bedarf, ist Nahrung und Ruhe! Zu den nervenberuhigenden Mitteln gehört mit Recht der Tabak; das hat der letzte Krieg wieder einmal dargetan. Branntwein ist bei uns von der Annahme in freiwilligen Spenden ausgeschlossen.

Digitized by Google

Für die erste Notunterkunft der Schwerverwundeten am Verbandplatz werden in der deutschen Armee die Zeltbahnen der Mannschaften mannigfach benutzt. Sanitätssoldaten wie freiwillige Pfleger lernen umfangreiche Schutzhütten aus diesen vielseitig verwendbaren Segeltuchbahnen herzustellen. Zunächst kommen sie den zirka 15 Prozent nicht Fortzuschaffenden zugute.

An Transportmitteln kommen Krankentragen, Räderbahren, Krankenwagen für je vier liegende Verwundete, Kraftwagen und landesübliche Fuhrwerke zur Verwendung. Dazu weiter hinten Eisenbahnsanitätszüge und Flußfahrzeuge; zutreffenden Falles natürlich auch Seeschiffe. Bei günstiger Lage einer Eisenbahn können Waggons bis an die erste Linie vorgeführt werden, um Verwundete unmittelbar am Verbandplatz aufzunehmen. So 1905 bei Mukden seitens der Russen und Ende Oktober 1912 bei Kumanowo und Lüle Burgas. Die Montenegriner brachten 1913 auf dem Skutarisee Boote bis an die Verbandplätze der Belagerungslinie. Die technischen Einrichtungen der Beförderungsmittel sind sehr verschieden; Mittel zur Einrichtung von Güterwagen und Flußschiffen werden bei den Etappensanitätsdepots mitgeführt; in der Herrichtung von Landwagen mit Behelfsmitteln sind die Sanitätssoldaten geübt, ebenso die Kolonnenmitglieder des Roten Kreuzes. Am Balkan mußten, wie schon 1877/78 im Russisch-Türkischen Kriege, so auch jetzt wieder viele Tausende federloser, landesüblicher Ochsenkarren mit Strohschüttung, leider auch ohne solche, tagelangen Transporten dienen. Die Vorbereitung der Transportmittel geht im allgemeinen davon aus, daß 40 Prozent der Verwundeten auf Wagen fortgeschafft werden müssen, davon die Hälfte liegend. Die französische Armee sieht eignes Beförderungsgerät für 55 Prozent der Verwundeten und Kranken vor; darin sind allerdings Krankenzüge einbegriffen, in denen sich die Verwundeten der vorhandenen Sitze bedienen. Solche Züge benutzt jede Armee.

In sämtlichen Armeen sind in den letzten Jahren die Vorkehrungen für die erste Versorgung der Opfer des Kampfes bedeutend vermehrt worden. Ein Weitergehen darin zu dem Zweck, im Falle des Sieges die Verwundeten des Gegners mit zu berücksichtigen, ist ausgeschlossen. Die Vermehrung der Trains — „Impedimenta" der alten Römer — findet eine unübersteigbare Grenze an der Bewegungsfreiheit der Truppen. Auch die beste Sanitätsausrüstung wird immer nur ein Kompromiß zwischen dem Wünschenswerten und dem Erreichbaren bleiben, sagte schon vor dreißig Jahren der ältere Bronsart v. Schellendorf in seinem Buch über den Generalstabsdienst; das gilt heute in der Zeit der Millionenheere mit ihren enormen Munitions- und Verpflegungstrains, Lastkraftwagenkolonnen und Verkehrstruppenfahrzeugen noch mehr wie damals. Die Genfer Konvention hat ja darum die angeführte Bestimmung des Art. 1, nach der der das Schlachtfeld räumende Gegner Sanitätspersonal und Material bei denjenigen Verwundeten zurücklassen soll, die er nicht mitnehmen kann.

Sanitätsausrüstung ist teuer. Die Reichhaltigkeit der Versorgung damit ist also auch eine Frage der Geldmittel. Es ist erklärlich, daß es bei den weniger kapitalkräftigen Balkanstaaten daran gefehlt hat. Aber auch die großen Militär-

Digitized by Google

mächte nehmen im Kriege die private Wohltätigkeit gern in Anspruch, die ihnen von den freiwilligen Hilfsgesellschaften geboten wird. An Geld wie Material. Das Rote Kreuz eröffnet bei Kriegsausbruch sofort die Sammlungen; es stellt Vereinshospitäler, Sanitätszüge, Gabendepots auf. In Deutschland z. B. bezifferten sich 1870/71 diese Leistungen auf mehr als 18 Millionen Taler in bar und mehr als 9 Millionen Taler in Naturalgaben. Das japanische Rote Kreuz brachte 1904/05 über 12 Millionen Mark auf; es unterhielt u. a. 2 eigne Lazarettseeschiffe und besetzte 18 staatliche Dampfer, die dem Sanitätsdienst teilweise nutzbar gemacht wurden. Und doch, was wollen diese Kosten sagen gegen die lebenslängliche Versorgung von Tausenden von Krüppeln!

Zu dem Gesamtbilde der Organisation gehört die Sorge für die Kriegsgefangenen und die Nachrichtenvermittlung über tote und leidende Angehörige der kämpfenden Heere. Die Gefangenen werden nach der Schutzpockenimpfung in eignen Lagern untergebracht. Ihre Kranken werden so versorgt wie die des eignen Heeres. Der Nachrichtenvermittlung dient das Zentralnachweisebureau im Kriegsministerium. Es läßt auf diplomatischem Wege auch dem Gegner Mitteilungen und gegebenen Falles Nachlaßeigentum seiner Angehörigen zukommen. Viel Not und Sorge wird dadurch international gemildert. Immer freilich gelingt das nicht, trotz der in allen Heeren eingeführten Erkennungsmarken — das zeigt leider die beträchtliche Zahl der Vermißten nach jedem Kriege.

III. Das Sanitätswesen im Balkankriege

Sehen wir nun, wie sich der Sanitätsdienst im Balkankriege in die Formen einfügte, die heute mit geringen Verschiedenheiten allgemein gültig sind. Wir werden danach die Antwort auf die Fragen finden, die den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden. Die Geschichte dieses Krieges ist zu einer Zeit noch nicht zu schreiben, in der die Erregung über das Ereignis noch bei allen Beteiligten nachzittert. Quellen für die uns hier interessierenden Geschehnisse sind die Berichte von Kriegsteilnehmern, überwiegend von jungen Aerzten des internationalen Roten Kreuzes. Bis jetzt liegt etwa ein Hundert solcher Arbeiten in Zeitschriften, Tagebüchern und Mitteilungen der Tagespresse vor — in allen Kultursprachen. Die meisten Beurteilungen gehen von Anschauungen aus, die der Verfasser zu Hause, in seiner Klinik, seinem Krankenhause, seiner Zivilpraxis gewonnen hatte, ehe er die entsetzliche Wirklichkeit des Krieges sah. Ein paar Berichterstatter waren schon am Russisch-Japanischen oder an einem der afrikanischen Kriege beteiligt und gingen daher an die Verhältnisse mit einer Erfahrung heran, die ihren Mitteilungen besonderen Wert verleiht. Aber alle Berichte geben frische, ungeschminkte Eindrücke der Gegenwart wieder und sind darum wertvoller als spätere amtliche Darstellungen, in denen vieles gemildert, vieles weggelassen wird, was den verantwortlichen Herausgebern unbequem ist.

Ueber den Dienst erster Linie erfahren wir nur vom Hörensagen und aus dem Zustand, in dem die Verwundeten in die rückwärtigen Lazarette gelangten; denn mit einer Ausnahme wurden die internationalen Aerzte nicht über das

Digitized by Google

Etappengebiet hinaus nach vorn gelassen. Ich möchte noch hinzufügen, daß brauchbares Zahlenmaterial über Verluste usw. noch kaum vorliegt. Das heikle Gebiet der Statistik wird daher nicht berührt, zumal es ja auch mit dem Thema in geringem Zusammenhange steht.

Die Griechen sandten bis vor drei Jahren Militärärzte zur Fortbildung nach Berlin. Als aber eine Anleihe in Paris begeben wurde, kam eine französische militärische Abordnung ins Land; mit ihr ein französischer Generalarzt. Nun wurde die Organisation des Sanitätswesens nach dem französischen Muster in Angriff genommen, die griechischen Aerzte fortan nach Paris dirigiert. Der französische Chefarzt ging übrigens beim Ausbruch des Krieges nicht mit ins Feld, sondern blieb in Athen. Dort etablierten sich bald Lazarette des Roten Kreuzes verschiedener Nationen und entfalteten eine ausgedehnte, segensreiche Wirksamkeit. Besonders zeichneten sich, wie auch in den andern Staaten, die russische und die deutsche Abordnung aus. Bei der Armee klappte trotz der Tüchtigkeit des Sanitätspersonals nicht alles. Die Einteilung der Sanitätsformationen nach französischem Muster war noch nicht fertig durchgeführt; die Hospitalsektionen standen meist nur auf dem Papier. Die Soldaten hatten Verbandpäckchen französischer Herkunft und tadelloser Zusammensetzung, aber mit französischem Aufdruck, den sie nicht lesen konnten; der Nutzen war also gering. Wundtäfelchen waren da, nutzten aber auch nicht viel, da die Verbände von den Aerzten oft unnötig erneuert wurden. Mangelhaft angelegte Knochenbruchverbände und ungünstige Transporte erhöhten die Zahl der Eiterinfektionen der Wunden. Im Heere des Kronprinzen, jetzigen Königs, war es sein in Deutschland ausgebildeter Chefarzt, Dr. Anastosopulos, der Feld- und Kriegslazarette schuf und den Sanitätsdienst in Saloniki wie in Janina mit fester Hand organisierte. Der aus Berlin entsandte Stabsarzt Dr. Goldammer, Assistent der chirurgischen Universitätsklinik, leistete eine besonders tüchtige chirurgisch-konsultative Mithilfe bis Mai 1913. Er wurde vom Könige bei Beginn des Krieges gegen die Bulgaren im Juli 1913 wieder zur griechischen Armee berufen.

Bei den Bulgaren scheint zwischen der glänzenden Vorbereitung zum Kampf und der Sorge für dessen Opfer ein besonders großes Mißverhältnis geherrscht zu haben. Vieles war vorhanden; einige tüchtige Aerzte, ein mutiges, nüchternes Sanitätsunterpersonal, dem ausgezeichneten bulgarischen Soldaten ebenbürtig. Sanitätsformationen gab es — aber alles war an Zahl und Ausrüstung unzulänglich. Im ganzen Lande befanden sich etwa 650 Aerzte, darunter 10 Chirurgen mit spezialistischer Ausbildung. Die Armee hätte, wenn man einen Arzt auf 333 und einen Sanitätssoldaten auf 100 Mitkämpfer rechnet, etwa 950 Aerzte und 3000 Mann Unterpersonal haben müssen. Davon war noch nicht die Hälfte vorhanden, obwohl man die Zivilärzte bis zum sechzigsten Lebensjahr einzog. Vielen Orten nahm man alle Aerzte; das strafte sich, als die Cholera ins Land kam. Für den gesamten Sanitätsdienst im Heimatsgebiet blieben 130 Aerzte, einschließlich einiger Aerztinnen. Die Leistungen der großen Mehrzahl der Aerzte werden verschieden beurteilt; den etwa 300 Feldscherern

Digitized by Google

einer Art älterer Sanitätsunteroffiziere ohne einheitliche Ausbildung, mußte vieles selbständig überlassen werden. Verbandpäckchen wurden erst im Kriege ausgegeben; die nicht damit vertrauten Soldaten wußten nichts damit anzufangen. Wundtäfelchen fehlten; an Schienen und Gips war großer Mangel, ebenso an Feldlazaretten. Da die vorn nicht immer ausreichend versorgten Verwundeten ohne zweckmäßige Unterlage, ohne genügende Pflege und Aufsicht bis zu zehn Tagen dauernden Transporten im Gebirge auf den federlosen Ochsenkarren ausgesetzt waren, so ist es begreiflich, daß die Zahl der vereiterten Wunden stark anwuchs. Die angegebenen 7 Prozent Amputationen sind heute ein hoher Satz. Große Kriegslazarette in Sofia und andern Städten wirkten ausgezeichnet mit dem Personal und Material, das von auswärtigen Hilfsgesellschaften gestellt wurde; mehrere deutsche und österreichische Fachchirurgen haben dort monatelang gewirkt, mit hingebender sachkundiger Unterstützung durch die Königin Eleonore, die vor ihrer Heirat als Prinzessin Reuß Diakonisse in Lübben gewesen war. Das Erscheinen der Cholera verschlimmerte die Verhältnisse noch; die Seuche wurde zum Glück durch österreichische und deutsche Aerzte, die der König berief, bald eingedämmt.

Am besten war Serbien in Personal und Material für den Krieg gerüstet; ebenso mit Munition, Getreide, Schlachtvieh usw. Für das Sanitätswesen des Heeres war viel geschehen. Der geistige Einfluß des benachbarten Oesterreichs ist unverkennbar, obwohl nächst Bulgarien Oesterreich der bestgehaßte Staat in Serbien ist. Die Aerzte hatten meist in Wien studiert und waren durchschnittlich gut ausgebildet. Namentlich wußten sie im zweiten Kriege gut Bescheid, und die Versorgung der Verwundeten in der ersten Linie kann als eine gute bezeichnet werden. Aber an Zahl genügten weder die Aerzte noch das Unterpersonal; auch das Schienenmaterial reichte nicht aus. Begreiflicherweise trat dieser Mangel im zweiten Kriege noch mehr hervor als im ersten. Die Soldaten hatten Verbandpäckchen und benutzten sie mit Vorteil. Sanitätskompagnien waren da; auch Feldlazarette, aber nicht genug. Auch an Krankenwagen und Sanitätszügen war Mangel, wenn auch nicht ein so großer wie in Bulgarien; auf die Ochsenkarren konnte auch bei den Serben nicht verzichtet werden. Der Dienst hinter der Armee war durch den reichen Zustrom deutscher, österreichischer, russischer u. a. Aerzte gesichert. Vom deutschen Roten Kreuz ging auf Wunsch der serbischen Regierung noch im Frühjahr 1913 eine Abordnung von Internen und Bakteriologen hinaus, die zur Bekämpfung des Typhus erbeten war.

Montenegro, das 15 Prozent seiner 200 000 Bewohner in der Armee hatte,[1]) besaß gar kein Sanitätswesen, sondern verließ sich auf das internationale Rote Kreuz, von dem ihm denn auch Hilfe gebracht wurde. Alle Männer vom fünfzehnten bis siebzigsten Lebensjahre kämpften; den Train leiteten Frauen, von denen mehrere verwundet wurden. Eine Hilfe in der ersten Linie gab es überhaupt nicht. Starrend von Blut, Schmutz, Ungeziefer kamen die verwundeten

[1]) Preußen 1813 17 Prozent.

Digitized by Google

Helden der schwarzen Berge auf ihren Ochsenkarren nach Podgoritza und Cetinje, wo die Fürsorge des Roten Kreuzes sie erwartete.

Das Sanitätswesen der Türken war vor drei Jahren einem höheren deutschen Militärarzt anvertraut worden.[1]) Dieser hatte eine Organisation unter Anlehnung an die deutsche Kriegssanitätsordnung von 1907 eingeleitet, war aber noch mitten in der Arbeit, als die Türkei vom Balkanbunde überfallen wurde. Mahmud Mukhtar Pascha erzählt in seinem vor kurzem erschienenen Buch „Meine Führung im Balkankriege", daß die Feldlazarette und Sanitätskompagnien seines Armeekorps noch weit hinten in der Bildung begriffen waren, als er den Befehl zum Angriff erhielt. Ueber den schlimmen Zustand, in dem türkische Verwundete und Kranke (Cholera!) zurückkamen, verweise ich auf die Berichte der Augenzeugen. Photographien türkischer Lazarette, die von den Griechen in Saloniki und Janina vorgefunden wurden, lassen völlige Verwahrlosung erkennen. Sie entsprechen dem düsteren Bilde, das Wereschagin nach der Einnahme von Plewna 1877 von einem solchen Lazarett malte und 1882 in Berlin ausstellte, wo ich es sah. In Janina hatten sich diese Zustände entwickelt, während 70 Aerzte und 700 Krankenwärter für zirka 5000 Kranke und Verwundete vorhanden waren, also ausreichend viel Personal. Das Bild von der Ausführung des Sanitätsdienstes im Kriege bei der türkischen Armee ist kein erfreuliches. Nur in und bei Konstantinopel war die Krankenpflege einwandfrei sichergestellt. Dort wirkten neben den deutschen in türkischen Diensten stehenden Aerzten Abordnungen der verschiedenen Rote-Kreuzgesellschaften. Dazu trat der türkische Rote Halbmond, der besonders reich von Aegypten aus unterstützt wurde.

Eine besondere Stellung wurde im Balkankriege dem Roten Kreuz zuteil. Internationalen Ursprunges, hat es sich nach 1871 vorwiegend national gestaltet. Staaten, in denen diese unentbehrliche Hilfseinrichtung des militärischen Sanitätsdienstes richtig organisiert, von den amtlichen Stellen gefördert, aber auch in seiner Kriegsvorbereitung überwacht wird, müssen in der Lage sein, im Kriege die internationale Hilfe abzulehnen, wie England im Burenkriege und Italien im Tripolisfeldzuge taten. Bei uns können Hilfsabordnungen Neutraler ausnahmsweise im Inlande zugelassen werden. Hoffen wir, daß das niemals nötig wird. Bei den Balkanstaaten waren Ansätze der Organisation des Roten Kreuzes vorhanden, aber nur in den fünf Hauptstädten, und beinahe nur als Sammelstellen für Geld und Gegenstände. Die bei uns vornehmste Pflicht des Roten Kreuzes, Pflegepersonal auszubilden, war nur in Sofia begonnen. Dort hatte die Königin seit einigen Jahren eine Gesellschaft freiwilliger Kriegskrankenpflegerinnen „Samarianka" ins Leben gerufen. Aber deren Umfang genügte dem Bedürfnis nicht. Tatsächlich lag die Krankenpflege, diese schönste Wirkungsstätte der Frau, in der sie von keinem Mann erreicht wird — sehr im argen. Nimmt man dazu den geschilderten Mangel an Aerzten überhaupt, an Chirurgen

[1]) Ist jetzt aus der Türkei zurückgekehrt.

Digitized by Google

insbesondere, so kann es nicht wundernehmen, daß die Hilfe des internationalen Roten Kreuzes erbeten und mit offenen Armen aufgenommen wurde. Der Kriegsschauplatz zog die auswärtigen Aerzte in großer Zahl herbei. Genaue Zahlen kann ich nicht geben, aber ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die Zahl der Aerzte, die mit den Abordnungen neutraler Staaten den Kriegführenden in beiden Kriegen zu Hilfe eilten, auf mehr als 200 schätze. Allein für Serbien gibt v. Oettingen, der in Nisch wirkte, Juli 1913 130 an. Oesterreich-Ungarn in erster Linie; Deutschland mit neun Abordnungen des Zentralkomitees, Rußland, Italien, England, Niederlande, die Schweiz, Frankreich u. a. sandten große Summen Geldes, dazu ganze Lazarette mit Einrichtung, Massen von Arzneien, Verband- und Pflegemitteln; vor allem Aerzte, Pfleger und Schwestern. Deutsche Schwestern fanden in Konstantinopel, Athen, Sofia, Belgrad, österreichisch-ungarische und russische ebenda und in Cetinje einen umfassenden Wirkungskreis auf viele Monate. Den ausgebildeten Schwestern aller Nationen wird uneingeschränktes Lob gespendet. Den freiwilligen Helferinnen aber um so weniger. Am besten noch bewährten sich nach kurzer Zeit durch Ueberlegung, Verständnis und Pflichteifer die Frauen höherer Kreise, Gattinnen von Gesandten und höheren Beamten, auch fürstliche Frauen. Sie waren wenigstens heranzubilden. Aber alle unausgebildeten Helferinnen, die in der Not ohne jede Prüfung wahllos eingestellt waren, Griechinnen, Bulgarinnen, levantinische Jüdinnen usw., versagten vollkommen an Kenntnissen, Fleiß, Umsicht und Auffassung des Ernstes ihrer selbstübernommenen Pflicht. Aeußerst harte Urteile wurden von Aerzten darüber gefällt und, besonders bei uns, mit behaglicher Hilfe einer staatsfeindlichen Presse auf alle freiwilligen Kriegskrankenpflegerinnen übertragen, obwohl ein Vergleich gar nicht statthaft ist. Manches Versagen mag dadurch erklärlicher — nicht entschuldbarer — werden, daß den Helferinnen Aufgaben zugemutet wurden, die außerhalb des Rahmens weiblicher Betätigung liegen — namentlich haben mir Berichte aus Cetinje diesen Eindruck hervorgerufen.

Die Darstellung kann nicht ganz an den entsetzlichen Grausamkeiten vorübergehen, denen nach allen Berichterstattern Verwundete seitens ihrer Gegner ausgesetzt waren. Haben doch Zeitungen und Berichte Einzelheiten gemeldet, die wohl zu der Befürchtung beigetragen haben mögen, von der meine Erörterung ausging. Ich habe Photographien von einem türkischen und einem serbischen Krieger gesehen, denen vom Feinde die Nase, Lippen, Wangen abgeschnitten, die Augen ausgestochen waren und die in diesem Zustande lebten! Erschießen von Gefangenen, die ermattet auf dem Marsch zusammensanken; grausamste Niedermetzelung wehrloser Einwohner, Frauenschändung und Ermordung, Niederbrennen friedlicher Dörfer in besetzten gegnerischen Bezirken wurde oft gemeldet. Im zweiten Kriege wurden die Bestialitäten womöglich noch schlimmer, denn der Haß der slawischen Brüder gegeneinander war fanatischer als vordem der gemeinsame gegen die Türken. Wem die Krone zukommt, ist nicht zu entscheiden; an Vorwürfen jedes Gegners gegen alle andern fehlt es nicht, das zeigen alle Mitteilungen. Wie Max Roloff im „Daheim"

Digitized by Google

(26. Juli 1913) nach gründlicher eigner Kenntnis der Balkanvölker richtig ausführt, ist zu bedenken, daß alle diese Gegner noch weit von der Kulturhöhe der großen europäischen Völker entfernt sind, daß dieser Krieg daher mehr den Charakter eines Kolonialkrieges gehabt hat, in dem der wilde Gegner keinen Pardon gibt und keinen erwartet.

IV. Nutzanwendungen

Eine Nutzanwendung der Erfahrungen des Balkankrieges auf unsre Verhältnisse ist nicht ohne Einschränkung erlaubt. Man war dort in der Organisation des Sanitätsdienstes in vielen Stücken so weit zurück, daß ein Vergleich mit diesem Dienst in den Heeren westeuropäischer Mächte zu falschen Schlüssen führen würde. Gleichwohl soll die Beantwortung der Fragen versucht werden, um aufklärend zu wirken.

Alle kriegführenden Mächte am Balkan waren dem Genfer Abkommen von 1906 beigetreten. Doch zeigen die Kriegserfahrungen, daß seine Bestimmungen im Dienst erster Linie wenig oder gar nicht beachtet wurden. Diese Bestimmungen — ich verweise besonders auf die oben angeführten Artikel 1, 2, 12, 25, 26 — sind so klar und so von wahrer Humanität durchweht, daß eine Erweiterung nicht nötig ist. Eine Anregung dazu dürfte denn auch kein Entgegenkommen finden. Unter Kulturvölkern regelt sich das Los der in Feindeshand fallenden Verwundeten so gut wie möglich, wenn die Kriegsfurie losgelassen ist. Vorbedingung ist die gleiche Höhe der sittlichen Anschauungen bei beiden Gegnern. Nie wird man für so humane Bestimmungen unter Kriegern Verständnis erwarten dürfen, die bei niederer Kultur durch religiösen Fanatismus, Haß und Rachsucht verblendet sind oder von Raubsucht getrieben werden. Es wäre z. B. eine kindliche Annahme, von der schwarzen afrikanischen Armee, die Frankreich auf uns loslassen will, Verständnis für die Schonung verwundeter Feinde zu erwarten. Aber auch unter weißen Gegnern können — vereinzelt — Scheußlichkeiten wieder vorkommen, wenn systematisch geschürter, lang aufgespeicherter Nationalhaß zur Explosion gebracht wird. An die Genfer Konvention denkt in der Siedehitze des Kampfes keiner, der um sein Leben fechten muß. Immerhin mag beim internationalen Komitee in Genf, bei Rote Kreuzkongressen und ähnlichen Veranstaltungen auf eine eindrucksvollere Erfüllung der angeführten Artikel der Konvention hingewirkt werden; vielleicht hat es Erfolg.

Gleiche Zahl von Aerzten und Pflegepersonal, gleiche Ausbildung und gleiche Sanitätsausstattung in den verschiedenen Armeen wird gefordert. Ein frommer Wunsch! Die Zahl der für eine bestimmte Heeresstärke verfügbaren Aerzte hängt von der Zahl der vorhandenen ab. Die großen europäischen Mächte, außer Rußland, zeigen keine erheblichen Unterschiede der Gesamtzahl ihrer Aerzte im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bevölkerung. Bei ihren Heeren wird im Kriege ein Mangel kaum eintreten. Das hat sogar Rußland im Ostasiatischen Kriege erreicht, obwohl es in ungeheuren Landstrichen dünn bevölkert ist und im Durchschnitt weniger Aerzte auf den Kopf der Bevölkerung besitzt,

Digitized by Google

als alle andern Großmächte. In der deutschen, österreichisch-ungarischen, italienischen, französischen Armee wird das mobile Sanitätspersonal unter Hinzunahme des nationalen Roten Kreuzes wohl imstande sein, den Anforderungen zu genügen, auch wenn sie durch die Aufnahme verwundeter Feinde steigen. Auf diesem Gebiet ist international nichts anzuregen; eher auf dem der gleichartigen Ausbildung. Im vorstehenden wurden die Gründe für die Verschiedenheit der Ausbildung gewürdigt. Nationen, die keine Universitäten und große Krankenhäuser als Lehrstätten besitzen, werden immer im Nachteil bleiben; aber mit solchen haben wir es im Kriege wohl nie zu tun. Eine einheitliche Dienstanweisung für die erste Hilfe ließe sich entwerfen und auf dem nächsten internationalen medizinischen Kongreß zur Annahme empfehlen. Natürlich müßte solche Anweisung von Zeit zu Zeit darauf revidiert werden, ob sie noch dem Stande der Wissenschaft entspräche; Gelegenheit dazu würden die in mehrjährigen Zeiträumen stattfindenden medizinischen oder Chirurgenkongresse geben. Dabei ließen sich auch gewisse gemeinsame Grundlinien für die Ausbildung des Unterpersonals gewinnen.

Weit schwieriger liegt die Frage einer international gleichartigen Sanitätsausrüstung. Art und Menge werden von den Preisen sehr beeinflußt, man denke an Fuhrwerke, Autos, Eisenbahnwagen. Aber auch in diesem Punkt dürfte eine Besorgnis bei Kriegen unter den großen Militärmächten kaum gerechtfertigt sein, wenigstens nicht bei dem jetzigen Stande ihrer Vorbereitungen. Das rollende Material wird zu einem nicht unerheblichen Teile auch für die Heeresverwaltung, zur Heranführung von Nachersatz, Verpflegung usw. gebraucht und steht auf dem Heimwege zur Fortschaffung Verwundeter und Kranker zur Verfügung. Die eigentlichen Sanitätstrains sind bis an die Grenze ausgedehnt, die von der Bewegungsmöglichkeit des Heeres gezogen wird. Die weitere Entwicklung der Verkehrsmittel wird dem Sanitätsdienst sicher ebenfalls zugute kommen. Auch der Luftweg ist bereits dafür genannt worden. In unsrer Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten darf man das wenigstens anführen. Auf diesem ganzen Gebiet kann jede Armee lediglich nach ihren eignen Mitteln und Interessen entscheiden. Internationale Anregungen dürften darum zurückgewiesen werden.

Die Verbandstoffe, Schienen usw. sind ihrer Art nach heute bereits einheitlich. Die Wissenschaft ist international. Fachzeitschriften, Kongresse, Vereine sorgen für das weitreichende Bekanntwerden eines jeden Fortschrittes. Daß es bei den wenig finanzkräftigen Balkanstaaten auch auf diesem Gebiete gefehlt hat, erlaubt keinen Schluß auf unsre Verhältnisse. Die Mengen der Verbandmittel und ihres Nachschubes sind für eine Höchstzahl von Verwundeten berechnet; bei uns wie bei unsern Nachbarstaaten. Das Vorhandene reicht auch für Verwundete des geschlagenen Feindes, namentlich wenn dessen Sanitätsformationen den Artikel 1 der Genfer Konvention beachten. Nach den Erfahrungen des Balkankrieges können Erörterungen darüber indessen nicht schaden. Denn es ist eine der eindringlichsten Lehren dieses Krieges, daß der Vorrat an Verbandmitteln und Mitteln zur Schienung gebrochener Glieder in der ersten Linie gar

Digitized by Google

nicht groß genug sein kann. Verbandpäckchen, deren Nutzen zum ersten Male in der Mandschurei allgemein anerkannt wurde, sind heute in allen großen Armeen in zweckmäßiger, wesentlich gleicher Zusammensetzung vorhanden. In der deutschen Armee führt jeder Heeresangehörige zwei. Von großer Bedeutung aber würde die sehr wohl angängige Einführung gleicher Wundtäfelchen in den verschiedenen Armeen sein. Das Täfelchen, von dem oben die Rede war, ließe sich durch farbige, abreißbare Abschnitte so gestalten, daß jeder Arzt, in dessen Hände der Verwundete kommt, sofort über die Schwere der Verwundung, die Art des Verbandes, Transportfähigkeit des Mannes Bescheid wüßte, auch ohne die Sprache des Gegners zu verstehen. Der unvermeidliche kurze Text, nur die Krankheitsbezeichnung, könnte Lateinisch gegeben werden. Mit dieser Anregung, sei es auf diplomatischem, sei es auf wissenschaftlichem Wege, könnten sich diejenigen Stellen ein Verdienst erwerben, die für die bestmögliche Verwundetenfürsorge in der Armee an erster Stelle verantwortlich sind.

Den Rote-Kreuz-Vereinen, die ja dauernd durch ihr internationales Komitee in Genf, durch den Austausch ihrer Berichte, durch Zusammenkünfte in Verbindung miteinander stehen, wird aus den Erfahrungen des Balkankrieges die erhöhte Pflicht erwachsen, ihre Kriegsvorbereitung zu prüfen. In erster Stelle hinsichtlich der Ausbildung des Pflegepersonals. Und darin steht die Mühe um die Gewinnung zahlreicher, gründlich unterrichteter Pflegerinnen obenan; beruflicher wie nichtberuflicher. Das üble Wort von der Salonpflegerin, das im Balkankriege fiel, darf keine Berechtigung in der Kriegskrankenpflege einer Kulturnation finden. Einer weiteren Prüfung ist die materielle Ausrüstung des Roten Kreuzes zu unterziehen. Auf diesem Gebiet herrschte im Balkankriege eine Verschiedenheit, die der einheitlichen Wirksamkeit der zu gleichem Zweck am gleichen Ort vereinigten Abordnungen nicht günstig war. (Bericht des Vertreters des Internationalen Genfer Komitees.) Hierüber sind Vereinbarungen wohl möglich. Natürlich nicht ohne maßgebende Mitwirkung der militärischen Organe; denn nur Ein- und Unterordnung unter das Heer, dem es dient, sichert dem Roten Kreuz seinen vollen Erfolg.

Nach allen Kriegen der neueren Zeit hat das Sanitätswesen den Gegenstand vielfacher Verhandlungen und umfänglichen Austausches der gemachten Erfahrungen in wissenschaftlich ärztlichen Kreisen gebildet. Dadurch ist der Weg vorgezeichnet, auf dem auch die Erlebnisse im Balkankriege zu Schlußfolgerungen und Anregungen führen werden, die den Opfern künftiger Kriege zugute kommen. Denn Kriege werden niemals aufhören, solange menschliche Interessen und Leidenschaften auf dem Erdenrund nach Geltung ringen und in Gegensatz geraten.

Digitized by Google

Die Neutralisierung Jerusalems

Von

A. v. Kirchenheim (Heidelberg)

Wem wird Jerusalem gehören? So rief Fr. Naumann 1898 in seiner „Asia" aus, und die gleiche Frage hat sich schon vielen Politikern und Orientreisenden auf die Lippen gedrängt. Mag sie im gegenwärtigen Augenblick zurücktreten, die Frage bleibt vorhanden, ja sie bildet einen wesentlichen Teil der sog. orientalischen Frage. Die Aufmerksamkeit des großen Publikums ist in letzter Zeit durch den Balkankrieg und die Friedensverhandlungen, durch den Blick auf Albanien und Griechenland u. a. m. etwas abgelenkt von den Versammlungen, die z. B. im Juni dieses Jahres in Paris und im Frühjahr in Berut über die Organisation Syriens usw. stattfanden. Für viele Kreise aber haben gerade durch die jüngsten Ereignisse die Probleme der asiatischen Türkei an Bedeutung gewonnen. Konstantinopel ist der eine Solitär, um dessen Besitz sich alles dreht — militärisch, politisch, wirtschaftlich der wichtigst erscheinende Punkt; Jerusalem, das ist der andre Edelstein, um den nicht nur im Zeitalter der Kreuzzüge gekämpft wurde, sondern das erst vor 70 Jahren erneuten Anlaß zu Fehde und Krieg gegeben hat. Lord Cannings Bericht an die englische Regierung vom 10. Mai 1850 bildet das erste Aktenstück beim Vorspiel des Krimkrieges.[1]) Wem wird die heilige Stadt gehören? Die einen sagen, „den Juden" und weisen auf die Erfolge des Zionismus hin; andre zählen alle jene russischen Grundbesitzerwerbungen auf, von denen man in Europa nicht viel Aufhebens macht und die nach vieler Ansicht doch nur eine Etappe seiner Orientpolitik sind. Auch auf englische Einflüsse und stille Eroberungen wird hingewiesen, ja selbst in Syrien wird wohl hier und da von englischer Okkupation à la Aegypten gemunkelt (siehe „Frankfurter Zeitung" 1913, 184 I), und schließlich gibt es auch evangelische Deutsche, die die Hoffnung nicht aufgeben, daß der im letzten halben Jahrhundert in zahlreichen Missionsanstalten gestreute Samen Frucht tragen und daß das Heilige Land dem Evangelium in seiner reinsten Gestalt werde erobert werden, daß man nicht mehr streiten werde um die Verwahrung eines heiligen Grabes, sondern daß ein lebendiges Bekenntnis einziehen werde.

Die Frage der Zukunft Jerusalems und Palästinas ist vielleicht nicht „brennend", wie man in der Zeitungssprache sagt, aber der Politiker, der einmal die Verhältnisse dort aus eigner Anschauung kennen gelernt, der wird schließlich auch zu rechtzeitigem Nachdenken genötigt: über kurz oder lang, wahrscheinlich sehr bald, wenn wir etwa die Tabellen über die Beschneidungen der Türkei in den letzten Jahrzehnten erwägen (Donaufürstentümer — Kreta — Aegypten — Tripolis usw.!), wird sich auch diese Frage entscheiden müssen, und da muß man sich über Lösungsmöglichkeiten klar sein. Und wenn auch heute das Bestreben besteht,

[1]) „Es steht ein Streit über die heiligen Stätten bevor, der zu erheblichen Verwicklungen Anlaß bieten könnte." (Jasmund, Aktenstücke zur orientalischen Frage, 1853.)

Digitized by Google

religiöse und politische Fragen möglichst zu trennen, so spricht hier immerhin mit, daß diese „Regierungsbezirke" eben für viele doch mehr sind als gewöhnliche Verwaltungsbezirke (heißt doch der Regierungsbezirk Mutessariflik Jerusalem amtlich sogar Esch-scherif, d. h. das Heilige). Und der Verfasser des Französischen Bürgerlichen Gesetzbuchs hat einmal gesagt: „La religion en général est du droit des gens." Ob die religiösen Gefühle hier nicht schwerwiegende Imponderabilien sind?

Vielleicht darf unserm Geschlecht ins Gedächtnis gerufen werden, daß Moltke es war, der 1841 in der „Allgemeinen Zeitung" Gedanken und Vorschläge über diese Frage veröffentlichte.[1]) Er wies darauf hin, wie die Stimmung des neunzehnten Jahrhunderts zwischen den beiden Extremen liege, zwischen der Begeisterung der abendländischen Ritterschaft, die ihr Herzblut verspritzte, um die heiligen Stätten der Herrschaft der Ungläubigen zu entziehen, und der kühlen Aeußerung des großen Feldherrn der Nation, die gern den Titel der Beschützerin des katholischen Glaubens im Orient führte: „Jerusalem n'entre pas dans ma ligne d'opération" (Napoleon I. nach der Eroberung Aegyptens). So wandeln sich die Anschauungen. Fast genau ein halbes Jahrtausend zuvor (1305) ist ein französischer Schriftsteller, den man in den letzten zwanzig Jahren mehr studiert hat, Pierre Dubois, in einer Schrift „De recuperatione terre sancte" für die Eroberung des Heiligen Landes und Errichtung einer Art französischen Fürstentums daselbst eingetreten, wobei er so nebenher die allerinteressantesten Einzelheiten einfließen läßt, z. B. will er (1305!) die Frauen Medizin studieren lassen und durch diese medizinisch ausgebildeten Frauen den Orient christianisieren.[2])

Moltkes Ideal ist uns Deutschen selbstverständlich sympathisch, aber es gibt doch viele, wie z. B. der Verfasser von „Wenn ich der Kaiser wäre", die seine Verwirklichung für ganz ausgeschlossen halten. Moltke wünscht die Abzweigung eines größeren Bezirks mit Küstenland und einem befestigten Platz und auf diesem Gebiet ein deutsches unumschränktes Fürstentum. Die Militärmacht könnte gering sein, um die Bevölkerung nicht zu sehr zu belasten. Die Hauptsache bliebe die Umgestaltung der inneren Verwaltung in westeuropäischem Sinne. Unumschränkt müßte das Fürstentum sein, weil dies allein orientalischen Anschauungen entspricht, deutsch müßte es sein, weil allein dadurch eine gesunde Duldsamkeit über den sich befehdenden christlichen und nichtchristlichen Genossenschaften gewährleistet würde. Ja, von unserm deutschen Standpunkt müssen wir sagen, die fremden Nationen könnten nichts Besseres und nichts Klügeres tun, als hier Deutschland einen Vorzug einzuräumen. Ist doch das deutsche Volk, wie Wildenbruch so schön sagt, „die große stille Macht, die eines Volkes Seele der andern nahe gebracht", und wie kein andres geeignet, Gegensätze auszugleichen, überdies wirtschaftlich und politisch nicht unmittelbar interessiert. Aber werden die andern Mächte im eignen Interesse Deutschland für geeignet halten? Es wäre ja hier eine prächtige Gelegenheit insbesondere für England, sich entgegenkommend zu zeigen.

---

[1]) Moltke, Gesammelte Schriften, II, 279.

[2]) „Schlaraffia politica" (1892), S. 40.

Digitized by Google

Wenn nicht, so dürfte ein andrer Weg vielleicht den völkerrechtlichen Anschauungen des zwanzigsten Jahrhunderts eher entsprechen. Es müßte bei nächster Gelegenheit versucht werden, diesen Teil Kleinasiens für neutral zu erklären. Es wären damit nicht alle Fragen der heiligen Stätten gelöst, aber jedenfalls ein groß Stück Streitstoff erledigt und für alle Zeiten eine befriedigende Grundlage gewonnen. Die Streitigkeiten über das Eigentum an der Grabeskirche (Kenîset el Kijâme, so nennen die Orientalen die „Grabeskirche") sind so verwickelt, daß der Europäer sich das kaum vorstellen kann — die Karte dieses kleinen Stücks von etwa 180 : 130 Metern zeigt elf Farben! Für uns handelt es sich zunächst nicht um die privatrechtlichen Fragen, sondern um die öffentlich-rechtliche, verwaltungs- und völkerrechtliche Regelung. Ein verhältnismäßig kleiner Bezirk um Jerusalem, östlich etwa bis zum Jordan, See Genezareth, Toten Meer, westlich bis zur Küste, im Norden bis etwas über Akka, im Süden etwa bis Beersheba, also vielleicht gerade der jetzige Regierungsbezirk Jerusalem, müßte herausgehoben und zu einem exterritorialen neutralen Bezirk — sei es selbständig, sei es ähnlich wie der Vatikan im italienischen Staate — erklärt werden. Eine besondere rechtliche Schwierigkeit besteht hier nicht, aus zwei sehr wichtigen Gründen. Einmal sind zufolge der Kapitulationen die Fremden ohnehin hier besonders gestellt. Sie sind schon in gewissem Sinne exterritorial, sie stehen nicht unter türkischer, sondern unter der Gerichtsbarkeit ihres Staates. Es würde sich da also gar nicht so sehr viel ändern. Sodann aber haben wir, was wohl nur Diplomaten und Kennern bekannt ist, bereits in einem anstoßenden Gebiet den Ansatz zu einer außergewöhnlichen Organisation, die man zunächst als Vorbild benutzen könnte: in der Provinz Libanon. Das entsetzliche Blutbad, das vom 9. bis 16. Juli 1860 in Damaskus stattfand, hatte das Einschreiten Frankreichs, das ein Expeditionskorps entsandte, und der europäischen Großmächte zur Folge, und die Türkei wurde gezwungen, das Réglement du Liban vom 6. September 1864, das man in großen völkerrechtlichen Quellensammlungen findet, anzuerkennen. Danach ist der Libanon eine autonome Provinz mit besonderer Verfassung, und zwar unter einem christlichen Gouverneur, der von der Pforte im Einvernehmen mit den Großmächten erwählt wird. Es sind somit gar keine großen Schwierigkeiten vorhanden, um ein neutrales Gebiet zu schaffen, mit dessen rechtlicher Ordnung die Türkei selbst einverstanden sein könnte. In ein paar Sitzungen ließen sich die Einzelheiten feststellen, auf die hier natürlich nicht eingegangen werden kann.

Eine solche Gestaltung würde von großem Vorteil sein. Wenn das Land zu seiner Verteidigung nur geringe Mittel, einige Landtruppen und ein paar Fregatten brauchte (etwa wie es Moltke vorschlug), so würde in der innern Verwaltung alles neu zu schaffen sein und Trümmer und Schmutz würden endlich verschwinden, neue gewerbliche und Handelsunternehmungen erblühen.[1]) In der

[1]) Vgl. Verney & Dambmann, Les puissances étrangères dans le Levant, en Syrie et en Palestine. Paris 1900.

Digitized by Google

Rechtspflege durch die europäischen Konsuln, in den zahlreichen Missions- und Schulanstalten des Jerusalemvereins sind erfreuliche Ansätze großer Entwicklung enthalten. Und der Johanniterorden ist zwar nicht mehr souverän wie in alten Zeiten, aber durch die Werke seiner barmherzigen Samariterdienste könnte er auch zu einem Kristallisationspunkt europäischer Kultur und christlicher Bruderliebe werden. Selbstverständlich müßte die Entsendung von Beamten, die Besiedlung durch Auswanderer usw. so erfolgen, daß uns diese Volksglieder in keiner Weise verloren gingen oder entfremdet würden. Jedenfalls würde durch eine Neutralisierung das christliche Europa eine „moralische Genugtuung erlangen, die ihm durch Jahrhunderte vorenthalten war". Es würde vielleicht aber auch dahin kommen, daß die Häfen und Straßen dieses armen Landes sich mit den Reichtümern zweier Welten füllten.

Es mag zum Schluß gestattet sein, gerade bei dieser Gelegenheit auf eine höchst eigenartige Ideenverbindung hinzuweisen. Die beiden Männer Dubois und Moltke, die eine besondere Gestaltung Palästinas wünschten, haben merkwürdigerweise in denselben Schriften, in denen sie diese ihre Gedanken aussprachen, sich als Anhänger der allermodernsten Friedensbewegung erklärt. Wie wenige mögen von Moltke wissen, daß er das Wort schrieb: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens." Freilich war es der vierzigjährige Moltke, während der Achtundsiebzigjährige etwas andres schrieb, aber es ist doch beachtenswert, daß er in dem Gang der Weltgeschichte eine Annäherung an den allgemeinen Frieden sieht. Noch wunderbarer muß es uns berühren, daß ein Schriftsteller am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts den Gedanken des internationalen Schiedsgerichts vertritt. Dubois ist seinerzeit, einer Zeit, in der noch ziemlich allgemein der Papst als Arbiter mundi betrachtet wurde, vorausgeeilt und hat Gedanken vertreten, die ganz modern sind: die Organisation des Schiedsgerichts, das er vorschlägt, ist nicht so sehr verschieden von der des Haager Gerichtshofs, dessen Prachtbau am 28. August d. J. eingeweiht wurde. Beide Männer waren unzweifelhaft von nationaler Gesinnung durchglüht, und es zeigt sich darin, daß nationale Gesinnung und kosmopolitisches Denken sich nicht immer ausschließen. Als unser Kaiser 1898 seine Palästinafahrt machte, erfolgte kurz zuvor das Rundschreiben des russischen Ministers Murajew, das den Anstoß zu den Haager Friedenskonferenzen gab. In Hofkreisen erzählte man sich wohl, man sei damit unserm Kaiser zuvorgekommen, der die Absicht gehabt, ähnliches von Jerusalem aus ins Werk zu setzen. Ob dies mehr wie Vermutung war, ist schwer zu beurteilen. Nach allem scheinen aber doch verborgene Fäden der Geschichte vorhanden, zwischen dem allgemeinen Friedensgedanken und den Idealen, die sich auf die Ordnung der staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse Jerusalems und des Heiligen Landes beziehen.

Digitized by Google

Enthaltsamkeit und Freiheit

Von

Dr. Otto von der Pfordten, Universitätsprofessor in Straßburg i. E.

Viel verhandelt in unsern Tagen, wird die sog. Alkoholfrage, das bekannteste Enthaltsamkeitsproblem, meist von praktischen, statistischen, oft auch leidenschaftlich agitatorischen Standpunkten aus angefaßt. Nimmt man aber einmal die Bewegung gegen und für den Alkohol als eine gegebene Erscheinung unseres Kulturlebens, so läßt sich dieser Tatsache auch eine psychologische Seite abgewinnen und von da aus ein Beitrag leisten zu dem Hauptgegensatz innerhalb der Enthaltsamen, der sich durch die Schlagworte: „Abstinenz oder Mäßigkeit" präzisieren läßt. Eine solche Betrachtung muß zunächst die Einzelleistung ins Auge fassen und fragen: Wie ist für den einzelnen der Weg zur Enthaltsamkeit beschaffen und wie gewinnt er eine Freiheit gegenüber dem Reiz des Berauschungsmittels; die soziale Seite der Sache tritt zunächst zurück. Also nicht: soll man enthaltsam sein, sondern: wenn man es wünscht, wie gelangt man am besten dahin. Der Alkohol ist dann natürlich nur ein Spezialfall; was man festsetzt, gilt für alles Abgewöhnen von irgendeinem Reiz- oder Genußmittel. Denn auch das setze ich voraus, daß man sich ein solches schon angewöhnt hat; sei es nun Kaffee und Tee, Zigarre, Fleischessen (das Problem des Vegetarianismus!), oder gar Aethertrinken, Opiumrauchen usw. — von alledem wird gelegentlich verlangt, man solle es lassen. Ja selbst das Trinken an sich von unschuldigem Wasser ist bei Sportleistungen (Bergsteigen u. dgl.) verboten, und es bleibt wirklich nur das Atemholen, von dem noch kein Hygieniker verlangt hat, man solle es sich abgewöhnen.

Es handelt sich in all diesen Fällen um die Bekämpfung einer schon vorhandenen Gewohnheit, einer Art feindlicher Macht, aus der bald ein sog. „Trieb" wird, der mit den eigentlichen Naturtrieben, obwohl künstlich angezüchtet, das gemeinsam hat, daß er unbewußt entstanden und gewachsen ist. Der Instinkt verweigert bekanntlich am Anfang die fraglichen Gifte, beim ersten Glas Bier wie bei der ersten Zigarre; die Natur reagiert oft heftig dagegen, später aber paßt sie sich an, und dann ist der „Kulturtrieb" zu den unnatürlichen Reizmitteln oft weit stärker als der animalische Naturtrieb: der Trinker entsagt leichter der nötigen Speise als dem unnützen Getränke. Wir fragen unsere Gewohnheiten meist nicht nach ihrer biologischen Legitimation.

Nun ist der Trieb ein Herr über uns, und darum sagen wir nicht mehr: ich möchte gern, ich wünsche, ich will trinken oder rauchen, sondern ich muß zum Beispiel „mein" Bier am Abend haben; genau so wie: „ich muß doch zu leben haben", oder „ich muß an die frische Luft gehen". Wer im vollen Wortsinn sagen kann: ich will jetzt einmal trinken, ein andres Mal nicht, so wie man ein Theater besucht oder nicht, ein Buch liest oder nicht usw., für den

Digitized by Google

existiert das Problem in seiner Schärfe gar nicht; er ist schon darüber hinaus. Sondern die Schwierigkeit liegt dann vor, wenn unser Wille in einer Richtung völlig gebunden ist und von uns die Entfesselung eines andersgerichteten, jenem entgegengesetzten Willens verlangt wird. Wie aber stellt das der Wille nun an? Daß es möglich ist, steht aus zahllosen Beispielen fest, auch wie es äußerlich genommen dabei zugeht: entweder mit viel Stöhnen und Jammern und zahllosen Rückfällen — oder ruckweise mit einem Male, was am sichersten ist. Aber was dabei in uns vorgeht, soll im Folgenden kurz beleuchtet werden.

Es scheint zunächst, zumal im Titel schon die „Freiheit" vorkommt, als könne man nicht umhin, vor allem das berühmte Problem der menschlichen „Willensfreiheit" zu verhandeln; aber das ist zum Glück nicht der Fall, weil sich alle Denker einig sind, daß wir praktisch so handeln müssen, als ob wir frei wären. Daß wir eine bestimmte Handlung irgendwie wollen können, leugnet niemand. Der Effekt ist möglich, sonst könnte sich ja niemand das Trinken oder irgend etwas andres abgewöhnen.

Auch daß die Vererbung praktisch eine viel geringere Rolle spielt, als man heute bei dem vielen Reden über sie annehmen sollte, läßt sich leicht zeigen. Wir müssen nicht trinken, weil unsre Väter tranken oder gar, weil die alten Deutschen auf Bärenhäuten lagen und „immer noch eins" tranken; das beweisen — unsere Frauen. Die stammen ja von denselben Eltern und Voreltern ab und tranken, rauchten oder morphinierten doch zu allen Zeiten wenig oder gar nicht. Sogar ob sich eine Disposition zu diesen Genüssen vererbt, kann bestritten werden; der Mensch unsrer Tage gelangt jedenfalls durch Beispiel und Aufforderung dazu, nicht von selbst auf Grund einer geheimnisvollen Anlage. Nur der unter Umständen aus Not und Sorgen erwachende Wunsch, sich zu betäuben, Vergessenheit im Genuß zu suchen oder sich zu animieren, kann als allgemeine menschliche Ursache bezeichnet werden. Er hat den Menschen wohl ursprünglich einmal dazu getrieben, solche Reizmittel zu suchen. Dann ist etwa die Not oder die Armut vererbt, und ähnliche Ursachen erzeugen ähnliche Wirkungen. Und wieder könnten die Frauen diese Ausreden mit demselben Recht für sich geltend machen, tragen aber Kummer und Sorge auf andere Weise. Wir stehen also mit diesen speziellen Männerlastern uns selbst gegenüber, nicht einer historischen Entwicklung oder einer erblichen Belastung.

Was nennen wir nun menschlichen Willen im Gegensatz etwa zu Gedanken, Gefühlen oder Phantasien? Einen inneren seelischen Vorgang, der eine Richtung auf ein Ziel in sich schließt. Ob das Ziel erreicht wird, ist sekundär und hängt nicht von uns allein ab; nötig ist zunächst, daß wir es „vor uns sehen"; genauer: davon eine Vorstellung haben und zugleich unserm Denken die Richtung dahin erteilen — ihm gleichsam eine Parole geben oder einen Befehl. Diesem Ziel ordnen wir unsre Handlungen unter, zunächst nur in Gedanken; dazu müssen wir also mit unsrer Phantasie uns ein Bild machen können von dem späteren erstrebten Zustand, der uns oder andern

Digitized by Google

einen Vorteil bringen soll, uns als erstrebenswert erscheint. Diese Mitwirkung der Phantasie beim Willen wird meist unterschätzt oder gar nicht beachtet, ist aber sehr wichtig. Auch wenn wir den erwünschten Zustand schon einmal erlebt haben, muß er reproduziert werden, um als Ziel dienen zu können; aber es genügt nicht die einfach konstatierende Erinnerung: „So war es einmal," sondern je lebhafter unsre Phantasie den zukünftigen Zustand uns vormalen kann, um so eher werden wir ihn uns als Ziel setzen; und das wird erleichtert durch die Erinnerung an Früheres, ruht aber schließlich doch auf der erneuten Kombination einzelner Erinnerungen zu einem Phantasiebild, das uns dann möglichst lebendig „vor Augen steht" — natürlich vor dem inneren, geistigen Auge.

Das alles finden wir nun auch bei einer Erscheinung, die wir nicht oder noch nicht Wille nennen: beim bloßen Wunsch. Hier herrscht die Phantasie ganz unbeschränkt; wünschen können wir uns schlechthin alles, auch das Unsinnige und Unmögliche. Aber nur ein Narr „will" das Unmögliche; nur ein Dichter kann es etwa künstlerisch gestalten und uns damit zum Möglichen anregen. Ein sog. Idealist, das heißt ein für Ideen begeisterter Mensch, will auch das zunächst Unwahrscheinliche, aber auch er nicht das völlig Unmögliche.

Wunsch und Wille unterscheiden sich nur durch unsre Stellungnahme zur Welt, die die möglichen Ziele umfaßt. Zum Begriff des Wollens gehören die Hemmungen und Schwierigkeiten, die die Welt uns bietet; und nur wenn sie überwindbar scheinen, werden wir wollen. Der Wunsch ignoriert die Realität des Zieles, die wirkliche Zukunft und die Handlungen, die dazu führen sollen; er setzt seine Bestimmungen einfach ins Leere, ins Zeitlose, ins Unwirkliche. Aber er kann zu einer Vorstufe des Willens werden, sobald das Nachdenken das Ziel als möglich erkennt, den Weg vor sich sieht, der dahin führt, und dann den erst frei umherschweifenden Wunsch lokalisiert, auf die Erde bannt, in das Bereich des Erreichbaren rückt. So gibt es Wünsche, die Phantasieprodukte bleiben, und solche, die durch unsern Willen oder den andrer in Erfüllung gehen; wir selbst realisieren sie, oder sie werden uns erfüllt. Wichtig für uns hier ist nur der erstere Fall, wo wir einen Wunsch zum Willen machen.

Den ersten Anstoß dazu nennen wir Entschluß. Er besteht wesentlich in einem Fest-ins-Auge-Fassen des Zieles und kann der Willenshandlung lange vorhergehen. Wir können Entschlüsse fassen für den Fall, daß die Gelegenheit, sie zu betätigen, eintritt; morgen oder in einem Jahr. Wenn es so oder so kommt, dann setzen wir uns das Ziel für den Willen einstweilen fest; wir beschließen, gegebenenfalls so und nicht anders zu handeln. Das kann gleich und für einmal sein oder im voraus für eine unbestimmte Anzahl ähnlicher Fälle. Der Wunsch enthält keine Regel oder Norm für unser Handeln; der Entschluß setzt diese zunächst in Gedanken fest, als eine Gesamtrichtung für unser Verhalten. Erst der Wille führt zur Tat, zur Handlung, zur Verwirklichung der Norm.

Woher aber nimmt der Wille seine Ziele!? Wo findet er sie und wie

Digitized by Google

werden sie ihm zu lebendigen Vorstellungen? Um diese Frage zu beantworten, sieht man am besten von den so sehr komplizierten Erscheinungen beim Erwachsenen ab und begibt sich zu den Anfängen des Wollens beim Kinde. Daß hier ein bewußter Wille nicht von Anfang an vorhanden ist, ist klar; der Säugling kann noch nicht wollen. Später sprechen wir dann von dem Auftreten des sog. Eigensinns — die populäre Bezeichnung für in einer bestimmten Richtung sich oft wiederholende Willensakte. Die Ziele dafür muß das Kind schon früher Erlebtem entnehmen, also seinem Gedächtnisschatz; was vorher zu Zielen führte, nennen wir Triebe. Sie finden ihre Ziele, ohne daß wir nachzudenken brauchen, ohne daß unser Ich oder unser Wille sich dabei geltend macht. Was der Wille zunächst beim Kinde vermag, ist nur ein Bevorzugen und Festhalten bestimmter, schon in Triebhandlungen erlebter Ziele; das Kind will eines lieber als das andre, und in dieser Vorliebe zeigen sich die Anfänge der Individualität, des Charakters.

Unendlich viel schwieriger ist dagegen das Setzen neuer, noch nicht erlebter Ziele; hier muß der Wille etwas ergreifen, was nur in der Phantasie vorgestellt werden kann und höchstens unbestimmte und unklare Bilder erzeugt. Deshalb vor allem muß bei der Erziehung zuerst der Wille Anderer eingreifen, weil man das Neue noch nicht erfassen noch wollen kann. Gelingt es diesen andern — Eltern, Erziehern oder Kameraden —, die Phantasie des Kindes lebhaft zu erregen, so haben sie leichtes Spiel; denn der bloße Gedanke, der ein Ziel zeigt, hat etwas Kaltes, Gefühlschwaches, Farbloses. Er kann im reifen Erwachsenen genügen, etwas Unbekanntes zu wollen; das Kind bedarf der Belebung abstrakter Formeln durch Anschauung und ist darum weit eher durch Beispiel zu beeinflussen als durch Regeln und Lehre.

Ungleich steht der Kampf Wille kontra Trieb allemal. Nur für eine Gegenwart, einen Moment würde jener immer unterliegen; Zukunftssorge muß erwachen, ehe Wille wirken kann. Genau so wie zuerst gegen den Trieb, so später gegen die Gewohnheit, die genau so prinzipiell die stärkere ist. Aber hier ist der große Unterschied der, daß der Trieb nur selten die Ziele von selbst einschlägt, die wir wünschen und wollen — dagegen die Gewohnheit ebensogut das Gewollte wie das Triebhafte festhält; also, einmal in den Dienst des Willens gespannt, ihm seine Geschäfte erleichtert und besorgen hilft.

Was wird man also leicht und mühelos wollen können? Offenbar das schon Erlebte, von dem lebhafte Bilder im Gedächtnis vorhanden sind und dadurch auch klare und deutliche Phantasiebilder von künftigen ähnlichen Zuständen, die man eben wünscht. Und auch vollbringen, was ja nur ein öfteres, regelmäßiges, erfolgreiches Wollen bedeutet, wird man etwas um so leichter, je öfter uns Trieb oder Gewohnheit schon dahin geführt hatten; sehr schwer ist es dagegen, ganz Unbekanntes zu wollen. Der Kampf steht dann besonders ungleich; strenggenommen nur Phantasie oder Gedanke kontra Trieb. Andernfalls aber eine Gewohnheit, die eine gewisse Zeit gedauert hatte — kontra eine andre Gewohnheit.

Digitized by Google

Was aber endlich bedeutet in diesen Zusammenhängen das Wort Freiheit, das für uns alle, so oft es erklingt, einen so eigentümlichen Zauber ausübt? Offenbar hier Abwesenheit oder tunlichste Ausschaltung eines Zwanges, etwa mittels des Bildes der Wage: daß in jeder Schale fast gleichviel liegt, so daß wir selbst, als das Zünglein gedacht, leicht und mühelos nach einer oder der anderen Seite ausschlagen können. Ob das durch Willensfreiheit oder anderswie geschieht, bleibt für uns hier gleich. Liegen in der einen Wagschale nur Triebe, in der andern ein ganz unbestimmter Gedanke, so sind wir sehr unfrei; umgekehrt ebenso, wenn wir unter fremdem Einfluß handeln und das Ziel uns von außen gesetzt ist. Aber dieses Bestimmtwerden durch andre kann nötig sein, damit in die eine Wagschale überhaupt etwas hineinkommt.

Freiheit ist nicht da bei planlosem, zufälligem, gedankenlosem Handeln — denn da herrschen unrettbar die Triebe; sie ist nicht da, solange fremdes Gebot oder Satzung das Bestimmende ist. Aber sie ist wohl da, wenn ich diese Regel oder Norm selbst als das Bestimmende in meinen Willen aufgenommen habe und in beiden Schalen ungefähr gleichviel liegt: drüben Trieb oder eine Gewohnheit, hüben Ziel und andersgerichtete Gewohnheit — das Zünglein aber kann herüber und hinüber spielen.

Und was ist nun der langen abstrakten Rede kurzer praktischer Sinn? Gegeben ist ein Gemeinsames, aber Negatives: der Kampf gegen die Schäden eines Reizmittels. Und im Positiven lautet der Gegensatz der Meinungen, z. B. beim Alkohol: was ist das Ziel, das wünschenswert und anzustreben ist, Mäßigkeit oder völlige Abstinenz? Und die Formel, die ich beweisen möchte, heißt: der beste Weg zur Mäßigkeit geht durch die Abstinenz.

Und das läßt sich aus dem Allgemeinen über den Willen Gesagten so begründen: der leichteste Weg für den Willen ist der, wenn das Ziel reich an Vorstellungen im Gedächtnis lebt und von der Phantasie darum zu lebhaftem Bilde gesteigert werden kann. Nur die volle Abstinenz, eine Zeitlang geübt, bietet dem Vorstellungsleben den wünschenswerten Reichtum an Eindrücken von dem Trinken entgegengesetzter Art; die Mäßigkeit in ihrer unbestimmteren Form, dem ständigen Wechsel divergierender Eindrücke, hat die geringere Kraft, den Willen zu bestimmen. Also erst das scharfe Gegengewicht, dann eventuell die Balancierung der Wage. Es muß gleichviel in den Wagschalen liegen, wenigstens ungefähr; möglichst ebenso starke und zahlreiche Vorstellungen vom Leben mit und von dem ohne Trinken; also alte Gewohnheit und neue Gewohnheit, diese in ihrer reinen Ausprägung nur von der Abstinenz geliefert.

Trotzdem mir also aus psychologischen Gründen die Abstinenz als Mittel zum Zweck von der größten Bedeutung erscheint, habe ich in der obigen Formulierung doch die Mäßigkeit als den Zweck, als das Ziel hingestellt: durch Abstinenz zur Mäßigkeit. Aus zwei Gründen: einmal ist die Abstinenz als Ziel, als Endstandpunkt nur medizinisch oder ethisch zu rechtfertigen, nicht aber eigentlich psychologisch. Und zweitens ist die geforderte Freiheit vom Trieb oder Gewohnheit schon in der Mäßigkeit verwirklicht.

Digitized by Google

Wer wirklich ganz beliebig mäßig sein kann, der steht eben der ganzen Trinkfrage völlig unbefangen, gleichgültig, frei gegenüber; er kann es tun, er kann es lassen, wie man eine Ware kauft oder nicht, spazierengeht oder zu Hause bleibt. Wer so wirklich wollen kann, so oder so, der hat das erreicht, was man auf Grund einer Willenstheorie von ihm fordern kann — Beherrschung des Triebes, Handeln nach eigenem Ermessen, Selbstbestimmung des denkenden Menschen. Aber das ist eben nicht das Problem, nicht da liegt die Schwierigkeit.

Sondern in der Frage: wie gelangt man zu dieser Seelenruhe dem Alkohol gegenüber, die ihn gleichgültig nehmen oder ablehnen kann wie ein andres Genußmittel, etwa eine Speise, auch? Und der Weg zu dieser Freiheit braucht nicht auch wieder die Mäßigkeit zu sein, kann sie nicht sein — denn sonst wäre ja das Ziel schon erreicht. Es gilt eben durch einen Selbstzwang erst die Parität herzustellen zwischen ja und nein; und der Weg führt erst durch Unfreiheit hindurch zur Freiheit.

Denn der Trinker gleicht dem Kinde, insofern er der Selbsterziehung, eventuell mit Hilfe Anderer, bedarf — und er gleicht ihm nicht, denn er ist kein unbeschriebenes Blatt mehr; er ist ganz einseitig beeinflußt und gewöhnt. Daher gelingt ja erfahrungsgemäß die Heilung von wirklichen Säufern nur in besonderen Anstalten; aber auch der harmlosere Gewohnheitstrinker, der den Wunsch hat, vom Alkohol loszukommen, wird ein Sanatorium oder dergleichen nicht verschmähen, wo es zunächst mal gar nichts Spirituöses gibt. Erst der Zwang, dann die Freiheit. Man wende nicht ein, Erzwungenes sei „moralisch nichts wert". Gewiß, von höchsten Standpunkten aus ist nur die freie Tat das Wertvollste — aber der Weg dahin kann mit Pflastersteinen des Zwanges sehr heilsam gepflastert sein. Das hat eben dann indirekten Wert, wie die Vermeidung der Versuchung überhaupt. Sonst müßte man ja, um seine Tugend in irgend etwas sich und andren zu beweisen, jeden Tag womöglich die Gelegenheit zu allen Lastern aufsuchen, um sie ständig zu bekämpfen.

Erst wenn man die Abstinenz eine Zeitlang erlebt hat — wobei wünschenswert wäre, mindestens ebenso viele Wochen lang, als man Jahre durch getrunken hatte —, dann steht man nochmals vor der Wahl: Will man die Abstinenz beibehalten oder, gewissen sozialen Schwierigkeiten Rechnung tragend, es mit der Mäßigkeit versuchen. Aber wer diese direkt zu erreichen versucht, dem fehlt das wirksame Gegengewicht: das persönliche, lebhafte, starkgefühlte Leben ohne jeden Alkohol; und es ist dem Willen natürlich, Bekanntes zu bevorzugen. Also gilt es, ihm diese Bekanntschaft in ausgiebigem Maße zu verschaffen und ihm auch für die andre Seite annähernd so viel Gedächtnisbilder zu verschaffen als für die bisherige. Diese kennen wir gut und haben reiche Vorstellungen davon; nun müssen wir möglichst gründlich erleben, daß und wie es anders geht. Erst dann können wir frei wählen zwischen zweierlei Erlebtem; ohne das Abstinenzstadium fehlen die starken Eindrücke der einen Seite, die eben Mäßigkeit nicht zu geben vermag, weil sie praktisch nur als eine Ab-

Digitized by Google

schwächung des Vieltrinkens erscheint, nicht aber als etwas wesentlich Anderes.

Wir sehen ja auch, daß es gilt, mit der Phantasie Bilder einer Zukunft vorwegzunehmen, wenn man etwas Neues „wollen will". Die Phantasie baut aber nicht aus nichts, sondern mit den Bausteinen der Erinnerung. Nun soll sich derjenige, der vom Trinken loskommen will, die Vorteile eines neuen Zustandes immer lebhaft vor Augen halten. Das kann er am ehesten, wenn er das einmal eine Zeitlang ausgiebig erlebt hat. Dann hat er es als eignen Schatz, das Bewußtsein: es geht auch so, sehr gut sogar! Der ganze hygienische Nutzen, den man immer predigt, wird zunächst einmal in möglichster Stärke erlebt; noch lange nicht so stark, als er sich bei fortgesetzter Beibehaltung zeigen kann, aber doch immerhin ganz anders als bei der bloßen Mäßigkeit.

Zweifellos muß die Abstinenz als eine gewaltsame Willensbeeinflussung gelten; aber nur dadurch gelangt man zur wahren Willensfreiheit. So gefaßt, gilt eben dieser Weg durchaus nicht nur für die Alkoholfrage, die den Anlaß zu diesen Betrachtungen gegeben hat, sondern für jedes neue, ungewohnte, unbekannte Willensziel, für alles Abgewöhnen, alles Umändern von Gewohnheiten. Wer eine ganz neue Sprache etwa noch als Erwachsener lernen will, geht am besten in das fremde Land nur unter Fremde, denn jeder heimische Laut lenkt ihn ab; er legt sich damit ebenso selbst einen heilsamen Zwang auf. Ja, man kann sagen, ohne eine gewisse Uebertreibung wird kein Ziel erreicht; das Maß, das Gleichgewicht, die Unbefangenheit ist ein späteres Stadium, zu dem der Weg durch die Hochspannung hindurch führt.

Soweit kann man, wie mir scheint, auf Grund der Psychologie, der Willensanalyse, kommen — aber weiter nicht. Sobald man sich entscheiden will, einmal, ob denn überhaupt der Kampf speziell gegen den Alkohol so wichtig ist, oder weiter, ob man Mäßigkeit bzw. Abstinenz als dauernden Zustand anstreben will, dann reichen die bisherigen Gründe nicht aus. Wir verlassen dann das Reich des Seins und der Feststellung und betreten das des Sollens — der Ethik und der Hygiene, die Normen für unser Leben aufstellen.

Normen sind aber immer strittig; man kann sie niemals zwingend beweisen, nur als gültig nachweisen und sich freiwillig zu ihnen bekennen. Um so lebhafter verteidigt da jeder seine Ueberzeugung, weil die Tatsachen niemals völlig eindeutig und klar für die eine oder andre Lebensregel sprechen. Es bleibt im Grunde Sache des persönlichen Entschlusses, es mit der einen Lebensnorm zu versuchen und andre dafür zu gewinnen. Die hygienisch-ethischen Gründe, die für die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Alkohol ins Feld geführt werden, sind bekannt; und so bleiben nur zwei Fragen: der mögliche Erfolg dieses Kampfes und der innerste Grund dafür.

Beides fällt noch in den Rahmen psychologischer Erörterung. Der Erfolg dann, wenn man ihn mit der nun einmal gegebenen seelischen Konstitution

Digitized by Google

des Menschen, seinen Fehlern und Leidenschaften, in Zusammenhang bringt. Da, glaube ich, versprechen sich viele aus ungenügender Beurteilung der menschlichen Natur heraus allzuviel von dem Erfolg und sind oder würden sehr enttäuscht sein, auch wenn noch viel mehr erreicht würde, als bis jetzt gelungen ist.

Alles Böse, das Böse kommt mit dem Alkohol nicht in die Welt und darum mit der Abstinenz nicht aus der Welt — wer das hofft, hofft zuviel. Unmäßigkeit im Essen und Trinken ist ein Symptom mangelhafter Selbstbeherrschung — aber nicht ihre Ursache. Wenn man, auch von Vegetariern. gern zitieren hört: „Der Mensch ist, was er ißt bzw. was er trinkt", so bedeutet das philosophisch einen ganz groben Materialismus. Also die Anschauung, daß auch Denken und Wollen des Menschen von den Gesetzen der äußeren Natur bestimmt werden und der Magen darüber entscheidet, was man für einen Charakter hat.

Nein, weder das Gute noch das Böse sitzt im Körper allein und kann auch nicht durch eine veränderte Lebensweise entscheidend beeinflußt werden. Wer hygienische Vorschriften in eifrigem Streben befolgen will, der zeigt eben auf diesem Gebiet schon „guten Willen" oder besser Willen zum Guten. Er hat teilweise das Bestreben, sich zu erziehen, an sich zu arbeiten, tüchtiger zu werden. Dafür gibt es aber auch noch andre Aufgaben als die Regelung der Kost; man kann vielleicht sagen, die Disziplinierung der Lebensweise beim Antialkoholiker sei eine sehr gute Schule und Vorbereitung für weitere Selbsterziehung — aber sie ist noch nicht alles, sie macht den Menschen nicht per se tugendhaft. Umgekehrt, wer es ablehnt, an sich und seiner Besserung zu arbeiten, ist auch für die Abstinenzbewegung verloren; und das tun sehr viele und leisten auf keinem Selbsterziehungsgebiet etwas. Also ist die Regelung des Essens und Trinkens ein Teil, ein wichtiges Gebiet — aber doch nicht das Ganze aller Sittlichkeit und Tugend.

Fragen wir einmal positiv, auf welche Arten seelischer Vorgänge denn nachweisbar Mäßigkeit oder Unmäßigkeit stark einwirkt, so zeigt sich folgendes. Direkt berührt werden die Gefühle, stark gemildert die sog. Affekte: Zorn, Wut, Aufregung usw., aber nur indirekt berührt die Gedanken, die Triebe, Wünsche, Neigungen und alle Zwecke, die die Handlungen des Menschen bestimmen. Die Schädigungen durch ein Gift sind zunächst körperliche und nur indirekt seelische, und zwar hier ganz bestimmte, nicht das Ganze betreffend. Noch niemand hat behauptet, daß ein Gewohnheitstrinker gar nichts in der Welt zu leisten vermöchte; die Erfahrung würde einer solchen Behauptung auch allzusehr widersprechen. Aber selbst wenn wir den extremen Fall annehmen, die Wirkung starken und übermäßigen Trinkens, so erzeugt es nicht eine Veränderung aller seelischen Erscheinungen, außer beim völligen Rausche, von dessen Folgen ich hier ganz absehen will, da sie ja genügend bekannt sind.

Die populäre Lebensweisheit leistet uns als Wegweiserin ganz gute Dienste.

Digitized by Google

In vino veritas — im Wein ist Wahrheit — sagen seine Verehrer. Was ist an diesem Wort Richtiges? Alle Reizmittel, auch andre, steigern zunächst die Lebensenergie für kurze Zeit; erst später tritt dann die Erschlaffung ein. Deshalb ist ja manchmal, wo man momentan einen Antrieb oder Sporn braucht, auf Kosten späteren Rückschlags und mit dem Bewußtsein eventueller Schädigung, ein Reizmittel nicht zu entbehren; zum Beispiel, wenn man eine Arbeit nachts vollenden muß und den Schlaf bekämpfen will. Durch den Wein werden also die „Lebensgeister" zunächst geweckt, die „Zunge gelöst", der Mut zu rücksichtsloser Offenheit gesteigert. Denn nicht philosophische oder wissenschaftliche Wahrheit kündet der trunkene Mund; nichts besonders Richtiges, aber Ehrliches; der Mensch spricht seine innersten Gedanken aus, die er sonst sorgsam vor andern verbirgt; die Heuchelei wird unmöglich. Die Gedanken selbst aber werden nicht anders durch den Wein, also auch nicht durch die Enthaltsamkeit! Neid, Haß, Mißgunst, Verleumdung usw. stecken anderswo als im Trinkgefäß.

Deshalb heißt es richtig bei Schiller: „Der Wein erfindet nichts — er schwatzt's nur aus." Was der Mensch sich zum Nutzen oder Schaden erfinden kann, das hängt nicht vom Alkohol ab; im Gegenteil, mancher kühne und neue Gedanke ist von ihm befeuert worden. Man muß sich da schon prinzipiell entschließen, alles Nüchterne dem Rauschähnlichen vorzuziehen; aber das Wort nüchtern wird auch in tadelndem Sinne gebraucht. Es ist eine ernste Aufgabe für alle Alkoholgegner, der Welt zu zeigen, daß sie der durch den Wein erzeugten „Begeisterung" und „Befeuerung" nicht bedürfen — und doch keine vertrockneten, schwunglosen, im schlimmen Sinne prosaisch-nüchternen Menschen geworden sind! Beispiele müssen das lehren.

Seine Freunde behaupten ferner vom Wein, er mache froh und sei ein Sorgenbrecher. Das beruht im Grund auf der gleichen psychologischen Erscheinung wie das Wahrheitreden; eben diese Steigerung des animalischen Lebensgefühls, der erst viel später der Katzenjammer folgt, läßt die Sorgen momentan zurücktreten. Sie werden nur verscheucht — nicht eigentlich gebrochen. Es fallen die sog. Hemmungen teilweise weg, die sich in Gestalt von Zukunftsgedanken lähmend um unsre Handlungen legen: dagegen wird die freischweifende Phantasie stark angeregt. Der Mensch wird durch das Reizmittel gedankenloser und ist leicht zu einer Handlung zu bestimmen, gegen die er nüchtern tausend Bedenken haben würde. Und die Phantasie spiegelt ihm Glück vor, ohne daß das Nachdenken sich hemmend dazwischenschiebt; seltener Unglück, eben weil das Lebensgefühl für kurze Zeit gesteigert wird. So erkläre ich die sonst wohl vertretene Behauptung, der Alkohol beseitige Unlustgefühle; das wäre psychologisch eine sehr seltsame spezifische Eigenschaft, eine Art Serum gegen die Unlustgefühle. Also auch der Wille wird beeinflußt, der ja sehr von den Zukunftsgedanken abhängt; aber neue Ziele erschafft der Wein auch nicht, ebensowenig als neue Ideen. Wie zur Aussprache, so ist der vom Wein erregte Mensch auch rascher zur Tat; aber in welcher Richtung sie verlaufen wird, das hängt vom Charakter des Menschen ab.

Digitized by Google

Fragen wir nun umgekehrt positiv, was sich denn mit Sicherheit von einer größeren Nüchternheit erwarten läßt.

Körperlich ist das bekannt; Schonung der Nerven, Erhaltung der Arbeitskraft, der Gesundheit überhaupt. Seelisch aber ist nur zu erwarten eine Milderung, nicht eine Ausrottung der Leidenschaften und Begierden. Am einfachsten sieht man das wieder am Extrem, bei den Verbrechen.

Da werden es wesentlich nur die gegen Leib und Leben gerichteten Verbrechen sein, eventuell noch die gegen die Ehre, die im Zorn und in der Erregung geschehen, was vielleicht wegfällt; und die nicht einmal alle, denn man kann sich auch mit Worten bis aufs Blut reizen. Die Verbrechen gegen das Eigentum aber geschehen meist mit kaltem Blut, aus Not oder aus Habgier; also Diebstahl und Raub, dann das weite Feld des Betrugs — des groben und des feinen — werden von der Alkoholfrage gar nicht berührt. Ebensowenig Lüge, Meineid, Treulosigkeit, Wortbruch; Verbrechen gegen die Freiheit des einzelnen, gegen die Gesellschaft, gegen den Staat. Also nur die Affektverbrechen werden umgekehrt von der Enthaltsamkeit beeinflußt.

Besondere Schwierigkeit macht fernerhin die Wirkung auf die geistigen Leistungen. Hier wird meines Erachtens das rein Verstandesmäßige unbedingt gewinnen, wenn die Menschen weniger trinken; ob das Gefühlsmäßige, die Wärme und hinreißende Kraft, die Begeisterung nicht oft mit der Erregung durch ein Reizmittel zusammengehangen hat und darum künftig vielleicht geringer in die Erscheinung tritt, möchte ich nicht zu entscheiden versuchen. Ich meine, der Alkoholgegner müsse sich da kühn entschließen, das Verstandesklare und geistig Nüchterne zu bevorzugen, selbst wenn das Gefühlvolle darunter leidet. Daß aber zum eigentlichen Nachdenken, Scharfdenken, genau Ueberlegen ein nüchterner Kopf besser taugt als ein umnebelter, ist wohl zweifellos. Man könnte, wenn man die Umstände wüßte, sicher unterscheiden zwischen Büchern von Alkoholikern und von Enthaltsamen und sollte künftig, wo man es weiß, die Leistungen dieser bevorzugen und auf das trunkene Reden verzichten.

Ganz seltsam aber wird die Sache in der Kunst. Hier scheint der Begriff nüchterne Kunst vielen einen Widersinn zu bergen; daß Kunst dionysisch, rauschartig, hypnotisierend sein und wirken soll, wird häufig als selbstverständlich angenommen; diese und ähnliche Worte kehren immer wieder gerade in unserer Zeit. Wenn man von der Kunst auch die Befriedigung des Verstandes verlangt, wird man als Intellektualist oder Banause verschrien; die Enthusiasten verlangen ganz einfach, daß man sich diesem Kunstrausch willig hingibt, und sehen darin die eigentliche Kunstwirkung. Ist aber die Kunst ein Rausch, dann wirkt sie auch als solcher, das müßte sich jeder Alkoholgegner einmal klarmachen; dann ist sie, speziell die moderne Musik, ebenso gefährlich als der Alkohol, sowohl was die Nerven als was den übrigen Menschen betrifft. Ein konsequenter Denker muß sich entschließen, den Begriff einer gesunden Kunst, wie man besser hier statt „nüchtern" sagt, zum Programm zu

Digitized by Google

machen und einfach zu sagen: ich will keine Kunst, die der Berauschung gleicht und dieselben Wirkungen zeigt. Gesundheit des Geistes und Körpers ist dem Vollmenschen unentbehrlich und darf daher den Primat vor ästhetischen Geschmacksrichtungen beanspruchen.

Und nun zum Schluß: was ist der letzte, tiefste, innerste Grund, den man einem Gegner entgegenhalten kann, der den Kampf gegen den Alkohol als unnötig oder unwichtig erklären sollte?

Daß diese Frage im Grunde eine ethische ist, ist oft erörtert und allgemein anerkannt. Nun hat sich in aller Ethik gezeigt, daß der Gedanke der Nützlichkeit, der sogenannte Utilitarismus, kein durchschlagendes Prinzip ist, das einen zureichenden Grund ergäbe, schwere moralische Anforderungen zu befolgen. Speziell: wem irgendein Genuß dieser Erde höher steht als der mögliche Schaden für ihn oder für die Gesamtheit — der ist mit Nützlichkeitsgründen nicht zu besiegen.

Um auf die Gesamtheit in seinem privaten Verhalten Rücksicht zu nehmen, sich wegen seiner Mitmenschen irgend etwas zu versagen, dazu muß man schon sehr ethisch, im Speziellen „sozial" oder altruistisch gesinnt sein. Und über den eigenen Schaden setzt sich der leicht hinweg, der irgend etwas leidenschaftlich begehrt. Wer Aviatiker sein will, dem kann man hundertmal sagen, daß die meisten schließlich herunterfallen — er will eben dennoch fliegen!

Was will man da einem antworten, der etwa sagt: „Es liegt mir gar nichts daran, mein Leben zu verlängern, meine Nerven zu schonen, meine Arbeitskraft zu erhalten. Wenn ich nicht mehr trinken soll, dann freut mich das ganze Leben nicht mehr. Meine Nachkommen mögen es halten wie ich, und meine Mitmenschen sind mir gleichgültig — ihnen opfere ich meinen gewohnten Genuß nicht auf. Ueberhaupt: lieber kürzer und lustig leben, als sich so abquälen, ich will ja gar nicht so alt werden; das ist gar nichts Schönes, wenn man es nur mit Entsagung und Kampf erkaufen kann."

Ich meine, die Lösung liegt hier in dem richtig gefaßten Begriff des Ideals: nicht als einer phantastischen, verschwommenen Sache im Wolkenkuckucksheim, sondern als einer Zusammenfassung möglicher Ziele des Menschen hier auf der Erde.

Man kann einem solchen Manne, vorausgesetzt, daß er überhaupt zuhört, antworten: Der Mensch soll zu einer möglichst vollkommenen Ausbildung seines Körpers und seines Geistes streben; das ist ein alleroberstes Gesetz, ohne das es gar keine Entwicklung und keinen Fortschritt gibt. Man muß sich das Bild eines Idealmenschen vor Augen halten; das wird man natürlich niemals völlig erreichen, aber darum kann man es doch anstreben. Wir sind alle unvollkommen, aber ohne ein Streben in der Richtung auf Vollkommenheit zu würden wir nichts lernen, nie vorwärtskommen, nie irgend etwas bessern. Nun, zu diesem Idealmenschentypus wollen wir die Freiheit vom Trinken rechnen; wir wollen keinen Menschen achten, der gedankenlos säuft, und wollen, der Mensch solle stets nüchtern und seiner Sinne und Gedanken

Digitized by Google

mächtig sein. Wir wollen — und das ist sehr wichtig — auch Trunkenheit nicht mehr komisch finden und darüber lachen, sondern einfach ekelhaft; wir wollen das nicht, was im Rausch erzeugt und geschaffen wird, und alles nicht, was daraus folgt. Wir stellen diese Forderung an den Menschen der Zukunft — gleichgültig, ob es ihm paßt oder nicht; und diejenigen Menschen werden wir höher schätzen und für die Besseren, Tauglicheren, Wertvolleren halten, die dieses Ideal mit uns teilen.

Neues zur Verhaftungsgeschichte des Staatsrats Justus Gruner

Von

Justus v. Gruner

Am 6. August des vorigen Jahres waren hundert Jahre verflossen, seit der Chef des preußischen Departements der höheren und allgemeinen Sicherheitspolizei, der Geheime Staatsrat v. Bülow, den Hofrat Janke beauftragte, zunächst in Dresden und, falls der Staatsrat Gruner nicht mehr auf sächsischem Gebiete weile, dann in Wien die Verhaftung und Auslieferung Gruners zu betreiben. In der Tat ging man in Wien — Gruner war nie in Sachsen gewesen — auf den preußischen Antrag ein, und infolgedessen wurde in der Nacht vom 21. bis 22. August Gruner, der damals in russischen Diensten stand, von der österreichischen Polizei in Prag verhaftet. Seine Auslieferung an Preußen aber unterblieb. Es erscheint um so mehr angebracht, wenn auch die Tage, an denen dies vor mehr als hundert Jahren geschah, schon vorüber sind, hier noch einmal jenes Ereignisses zu gedenken, als es uns endlich möglich ist, die bis zum heutigen Tage noch recht dunkle Angelegenheit wenigstens in einem Punkte aufhellen zu können.

Man kennt im allgemeinen das Leben Gruners, des „feurigen Patrioten", wie ihn Treitschke nennt.[1]) Als Leiter der von ihm organisierten höheren oder geheimen Polizei hatte er, wie Varnhagen erzählt, eine scharfe antifranzösische Tätigkeit entfaltet, infolge deren er nach Abschluß des französisch-preußischen Bündnisses im März 1812 seinen Abschied nahm. Sogleich in den russischen Staatsdienst aufgenommen, hatte sich Gruner von Berlin, nach einem kurzen Aufenthalte in Breslau, nach Prag begeben, um von dort aus seinen vom Kaiser Alexander schon früher gebilligten, gegen die Franzosen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. Erst wenige einleitende Schritte waren dazu getan, als die Verhaftung Gruners seiner weiteren Tätigkeit ein jähes Ende bereitete.

Auf die Frage nach den Gründen für die Verhaftung Gruners sind viele

[1]) Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 5, S. 192.

Digitized by Google

und sehr verschiedene Antworten gegeben, ohne daß man doch eine als die allein richtige hätte bezeichnen können. Als erster beschäftigte sich Fournier auf Grund von ihm vorgelegenen Akten eingehend mit der Verhaftungsgeschichte Gruners. Er behandelte diese Angelegenheit in einem im 53. Bande der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Aufsatze „Stein und Gruner in Oesterreich". Da der Antrag auf Verhaftung und Auslieferung Gruners bei der österreichischen Regierung durch den Chef der preußischen höheren Polizei gestellt war, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß kein andrer als der Staatskanzler Freiherr v. Hardenberg, als der Leiter der preußischen Regierung, den Befehl zu diesem Schritte gegeben haben mußte. Von dieser ganz selbstverständlichen Ansicht ausgehend, suchte nun Fournier den Grund zu finden, der Hardenberg zu seinem Vorgehen gegen Gruner veranlaßt habe. Allein gegen den für das Verfahren gegen Gruner ausschlaggebenden Grund, den Fournier vorbringt, lassen sich denn doch einige, und zwar sehr schwerwiegende Einwendungen machen. Eine völlig einwandfreie Aufklärung darüber, was Hardenberg zu seinem Vorgehen bewogen hat, war auch Fournier noch nicht in der Lage, feststellen zu können.

In einem Aufsatz über „Die Gründe der Verhaftung Justus Gruners" hat dann im Februar-Heft des 17. Jahrganges der „Deutschen Revue" der Schreiber dieser Zeilen, natürlich gleichfalls von der oben angegebenen Ansicht ausgehend, auf wesentlich umfangreicheres Aktenmaterial gestützt als Fournier, versucht, den wahren Grund für die Handlungsweise Hardenbergs in dieser Angelegenheit zu finden. Infolge einer späteren archivalischen Entdeckung aber kann das damals Gesagte auf Richtigkeit heute keinen Anspruch mehr erheben.

Mit einer Rostocker Doktordissertation „Zur Geschichte der Verhaftung des Staatsrats Justus Gruner" trat dann ein Herr Erich Janke als dritter auf den Plan. Von derselben Ansicht, wie Fournier und ich ausgehend, kam Herr Janke zu dem Resultate, daß Fourniers Ansicht die richtige, meine aber völlig falsch sei. Jedoch auch ihm ist es nicht gelungen, einen einwandfreien Grund für Hardenbergs Vorgehen gegen Gruner nachzuweisen. Im Gegenteil brachte er sogar, ohne es zu bemerken, den durchschlagendsten Beweis gegen die von ihm in seiner Dissertation aufgestellte Behauptung selbst in dieser vor.

So ist es denn merkwürdigerweise trotz aller Bemühungen bis heute noch nicht gelungen, in diese so dunkle Angelegenheit Licht zu bringen. Indessen verdanken wir es der Dissertation des Herrn Janke, daß wir heute endlich in der Lage sind, einwandfrei feststellen zu können, was Hardenberg in dieser Angelegenheit wirklich getan hat. Dr. Janke hat nämlich im Geheimen Staatsarchiv einen bis dahin unbekannten Brief Bülows vom 6. August 1812 an Hardenberg gefunden und denselben, soweit er sich auf die Verhaftung Gruners bezieht, in seiner Dissertation mitgeteilt. Die Tatsache aber, daß dieser Brief Bülows nicht nur für die Stellung Hardenbergs zu der Verhaftung Gruners von der allergrößten Wichtigkeit ist, sondern auch noch ein ganz neues Licht auf diese Angelegenheit wirft, diese Tatsache ist allerdings Janke höchst auffallenderweise völlig entgangen.

Digitized by Google

Der Satz aus dem an den in Schlesien weilenden Hardenberg gerichteten Brief Bülows, auf den hier alles ankommt, und den Janke selbst mitteilt, hat den folgenden Wortlaut: „Heute Abend gehet Janke mit der größten Heimlichkeit — selbst Lecoq und Falkenberg sind nicht davon unterrichtet — unter dem angenommenen Namen Dr. Bärwald über Dresden und Prag nach Wien ab, wohin ich ihm das in Abschrift ganz gehorsamst beigefügte Schreiben an den Grafen v. Metternich mitgebe, aus dessen Inhalt Euer Exzellenz zu ersehen geruhen werden, wie weit ich mit der Ausmittelung der Bundesverhältnisse, die selbst Janke nicht alle bekannt waren, vorgeschritten bin."

Wer diese Zeilen des Bülowschen Briefes völlig unbefangen liest, dem wird dabei sofort Verschiedenes auffallen. Zunächst ist es doch in hohem Grade auffallend, daß sich Bülow hier weder auf einen schriftlichen noch mündlichen Befehl Hardenbergs für die Sendung Jankes nach Wien bezieht. Aber Bülow erwähnt auch mit keiner Silbe, daß Hardenberg schon vor seiner Abreise nach Schlesien schriftlich oder mündlich einen Befehl oder eine Zustimmung zu einer während seiner Abwesenheit vielleicht nötig werdenden Sendung Jankes nach Wien gegeben habe. Es kann nun aber doch auch nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß Bülow selbstverständlich, wenn das eine oder das andre der Fall gewesen wäre, sich in den oben mitgeteilten Zeilen seines Briefes vom 6. August darauf bezogen haben würde. Ein schriftlicher Befehl an Bülow zur Entsendung Jankes nach Wien scheine von Hardenberg nicht gegeben zu sein, sagt Dr. Janke. Ein solcher sei wenigstens in den Akten des Geheimen Staatsarchivs nicht aufzufinden gewesen.

Aber das Auffallende in den oben angeführten Zeilen Bülows ist nun damit noch durchaus nicht erschöpft. Es findet sich nämlich in ihnen mit keinem Worte angedeutet, daß Bülow, schon ehe er diesen Brief schrieb, schriftlich oder mündlich über seine Entdeckungen von Gruners Tätigkeit Mitteilungen an Hardenberg gemacht habe. Es kann aber auch hier gleichfalls nicht der mindeste Zweifel darüber obwalten, daß Bülow, wenn er Hardenberg bereits früher Mitteilungen über seine Entdeckungen gemacht hätte, dies in seinen oben angeführten Zeilen erwähnt haben würde. Noch merkwürdiger aber ist es, daß in seinem ganzen Brief Bülow die Sendung Jankes nach Dresden überhaupt nicht Hardenberg mitgeteilt hat!

Aus dem völligen Schweigen Bülows über alles dieses muß man nun aber doch ganz naturgemäß folgern, daß Hardenberg weder mündlich noch schriftlich der Sendung Jankes nach Wien, falls sie in seiner Abwesenheit nötig würde, zugestimmt habe und daß auch ein mündlicher Befehl für dieselbe nicht erfolgt ist. Weiter aber ergibt sich auch noch aus dem Briefe Bülows an Hardenberg, daß der Staatskanzler, da ihm die in dem an Metternich gerichteten Briefe Bülows gemachten Mitteilungen bis zum Empfang von Bülows Brief vom 6. August völlig unbekannt waren, selbstverständlich gar nicht in der Lage gewesen ist, die Sendung Jankes nach Wien vor seiner am Abend des 3. August erfolgten Abreise nach Schlesien überhaupt zu befehlen oder der vielleicht nötig werdenden zuzustimmen.

Digitized by Google

Nach alledem kann es heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Sendung Jankes nach Wien ohne Wissen und Willen Hardenbergs erfolgt ist. Genau dasselbe gilt für die auch heute noch gänzlich unerklärliche Sendung Jankes nach Dresden, von der aber Hardenberg noch nichts am 9. August erfahren hat. Daß Janke, nachdem er von seiner vergeblichen Expedition nach Dresden wieder nach Berlin zurückgekehrt war, erst infolge der Mitteilung Hardenbergs an Bülow aus Breslau, daß er Metternich die Ankunft Jankes angezeigt habe, nach Wien gesandt wurde, kann nicht zur Widerlegung des eben Gesagten dienen. Hardenberg mußte ja, da ihm die Sendung Jankes nach Dresden und dessen Rückkehr nach Berlin unbekannt war, annehmen, daß Janke auf dem Wege nach Wien war. Auch der Brief Hardenbergs an Metternich aus Breslau vom 9. August ändert an der obigen Feststellung absolut nichts. Da er sich einer vollendeten Tatsache gegenüber befand, konnte Hardenberg unmöglich anders an Metternich schreiben, als er es wirklich getan hat, nämlich so, als ob er mit der Handlungsweise Bülows nicht nur völlig einverstanden sei, sondern sogar, als ob er sie befohlen hätte.

Nach diesen Feststellungen fallen natürlich alle früheren Annahmen in betreff des Vorgehens Hardenbergs in dieser Angelegenheit zusammen. Gleichzeitig ist aber auch dadurch die Aufgabe, die trotzdem noch immer dunkle Angelegenheit endlich gänzlich aufzuhellen, in ein ganz neues Stadium getreten. Es wird nunmehr zu untersuchen sein, ob Bülow nur aus eignem Antriebe so gehandelt hat oder ob er durch einen andern dazu überredet ist, wer dieser andre war und aus welchen Gründen die Bitte um Verhaftung und Auslieferung Gruners erfolgte.

Literarische Berichte

Das Weltbild der Gegenwart. Ein Ueberblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt. 20 Bände, in Subskription zu je 6 Mark gebunden. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

In jeder geistig regen und fortschreitenden Zeit lebt der Drang, sich über sich selbst, über die Richtungen und Ziele, die Erkenntnisse und Schöpfungen, an denen sie teil hat, klar zu werden. Diesem Drang entgegenzukommen, der nie stärker war als in unsern Tagen, das Weltbild der Gegenwart in der ganzen Weite seines Umfangs, in seinen großen Hauptlinien, mit all seinen in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinausführenden Perspektiven zur klaren Anschauung zu bringen, das ist der Zweck des großen Sammelwerkes, das unter dem obigen Titel bei der Deutschen Verlags-Anstalt erscheint. In 20 Bänden, deren jeder ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, werden berufene Vertreter ihres Faches — berufen als Fachmänner und als Schriftsteller — schildern, wie in Naturforschung und Geisteswissenschaft, in Politik und Rechtspflege, in Handel und Industrie, in der Technik, der bildenden und angewandten Kunst, in Literatur und Musik das Suchen und Schaffen unsrer Zeit sich darstellt. Wenn schon die Namen der beiden Herausgeber: Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt, dafür bürgen, daß es sich hier um eine Publikation handelt, die den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit nicht mit der Preisgabe wissenschaftlichen Ernstes erkauft, so sind die bisher erschienenen Bände der beste Beweis dafür, daß wir es hier in der Tat mit einem Standard work zu tun haben. Es sind dies Band 1, 6 und 17 der Sammlung: Ferdinand Meisel, Die Wandlungen des Weltbildes und des

Digitized by Google

Wissens von der Erde (Einzelpreis M. 7.50); Wilhelm v. Massow, Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. (Einzelpreis M. 7.—); Rich. M. Meyer, Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert (Einzelpreis M. 6.50). F. Meisel, der rühmlich bekannte Darmstädter Gelehrte, hat seinen gewaltigen Stoff in drei großen Abschnitten: „Die Grundbegriffe der Astronomie", „Das Weltall und seine Erforschung", „Unser Wissen von der Erde", klar disponiert und kunstvoll zusammengedrängt. Der erste Abschnitt führt den Laien in die Welt des mathematischen Denkens ein; der zweite Abschnitt gibt einen Ueberblick in die geschichtliche Entwicklung der Himmelskunde, einen Abriß des astronomischen Weltbildes der Gegenwart und eine Darstellung dessen, was heute als „Weltgesetz" gilt; im dritten Abschnitt endlich werden uns vor allem die Ergebnisse der heutigen Geologie und Geophysik vorgeführt. Ueberall ist die Darstellung auf den neuesten Ergebnissen der Forschung aufgebaut, aber immer betont Meisel die Vorläufigkeit und Nichtabgeschlossenheit der heute herrschenden Anschauungen und sucht so jedem naturwissenschaftlichen Unfehlbarkeitsdünkel entgegenzuwirken. Ganz von selbst stellt sich bei ihm der Relativität der Natur„gesetze" die Unumstößlichkeit der Grundformen des logischen Denkens gegenüber; und in dieser prägnanten Gegenüberstellung liegt ein besonderer Wert dieses Buches, das dem Leser nicht nur sachliche Kenntnisse und Aufschlüsse vermittelt, sondern ihn zum Selbstdenken hinführt. — R. M. Meyer hat das fast unübersehbare Gebiet der Weltliteratur, wie er im Untertitel sagt, „vom deutschen Standpunkt aus betrachtet" — wie es bei diesem Autor selbstverständlich ist, nicht vom Standpunkt des deutschen Ueberpatrioten, der auf alles Nichtdeutsche als auf etwas im Grunde Minderwertiges herabblickt, wohl aber als Gelehrter, der sich dessen bewußt ist, daß nicht nur der Begriff „Weltliteratur" von einem Deutschen — Goethe — geprägt worden ist, sondern daß die Deutschen soviel wie nur irgendeine der andern großen Kulturnationen getan haben, was dem Begriff Inhalt und Bedeutung zu geben vermag. Nach prinzipiellen Gesichtspunkten hat R. M. Meyer, der eine fast sprichwörtlich gewordene Belesenheit mit der Gabe weiten, freien Ueberblicks und gedankenreicher, anregender Darstellungsweise aufs glücklichste vereint, seinen Stoff in sieben Kapitel gegliedert, deren erstes der Begriff „Weltliteratur" begrifflich und historisch umschreibt. Im zweiten wird eine „Vorgeschichte der Weltliteratur" gegeben, die von selbst zum dritten Kapitel, „Die Dichtung der Gegenwart", überleitet. In diesem tritt als besonders markant und aufschlußreich hervor, was über die Mission, die Schaffensweise und soziale Stellung des modernen Dichters gesagt ist. Das vierte Kapitel, „Die Formen" — Lyrik, Epos und Drama behandelnd — enthält u. a. eine sehr feine Analyse der neuen Formen und Stoffe in der modernen Lyrik. Das fünfte Kapitel behandelt, ausgehend von den Hauptgebieten poetischer Möglichkeiten, die „Typen und Motive", das sechste „Die Zusammensetzung der gegenwärtigen Literatur" nach dem Anteil der Kulturnationen. Hier, wie im Schlußkapitel, das, „Individualitäten" überschrieben, gleichsam eine literarische Porträtsammlung enthält, tritt besonders stark und überzeugend die Anschauung des Verfassers hervor, daß Deutschland, ohne zurzeit ein überragendes Genie zu besitzen, an Tiefe und Originalität der Begabungen, an Ernst und Weite der poetischen Weltbetrachtung mit jeder andern Nation sich messen darf, die meisten übertrifft und sichere Bürgschaft für eine schöne Weiterentwicklung bietet. — W. v. Massow war sich, als er es übernahm, die deutsche innere Politik unter Wilhelm II. zu schildern, wohlbewußt, wie schwierig, aber auch wie wichtig die Aufgabe ist, ein klares, objektives Bild von den Strömungen und Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu entwerfen. Sein Werk gibt uns eine treffliche Orientierung über die letzten fünfundzwanzig Jahre unsrer inneren Geschichte schon insofern, als der Verfasser nie der Gefahr erlegen ist, sich allzusehr in Details zu verlieren. Er hat immer die großen Grund- und Richtlinien, in denen die Entwicklung verlief, aufgefunden und hervorgehoben, sich darum aber nicht auf Allgemeinheiten und theoretische Reflexionen beschränkt. Er gibt uns kein chronologisches Verzeichnis sämtlicher Ministerwechsel, Reichstagsauflösungen u. dgl., von den prinzipiell wichtigen Streitfragen und entscheidenden Geschehnissen aber wird man nichts vermissen, alle an der richtigen Stelle in den großen Zusammenhang gerückt finden. Innerhalb der chronologischen Anordnung des Stoffes sehen wir die einzelnen Strömungen und Faktoren der innern Politik wie in einer kontrapunktisch klaren Komposition nebeneinander hergehen und aufeinander einwirken. Und aus diesem klaren Ueberblick wird der Leser, wenn er sich nicht ganz einer Parteidoktrin verschrieben hat, etwas von der Objektivität gewinnen, die den Verfasser bei seiner Arbeit beseelte: Objektivität verstanden als das Streben, in allen Parteifragen an das Wohl der Allgemeinheit, in allen Tageskämpfen an die Wirkung für die Zukunft zu denken; das Streben, auch die Anschauung des Gegners wenigstens menschlich zu begreifen und zu respektieren. Diese Objektivität besitzt W. v. Massow; er ist ein guter Deutscher, der andre nicht darum für schlechtere Deutsche

Digitized by Google

hält, weil sie in einem andern Lager stehen. Sein durchaus phrasenloser Patriotismus gibt seinem Buch einen warmen, menschlich gewinnenden Grundton und weckt auch in der Brust des Lesers neues Vertrauen auf die Tüchtigkeit des deutschen Volkes und für die Zukunft des Vaterlandes. s.

Das Malthussche Bevölkerungsgesetz und die theoretische Nationalökonomie der letzten Jahrzehnte. Von Dr. Siegfried Budge. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei u. Verlag.

Die Abnahme der Bevölkerungsziffer in Frankreich und jetzt auch in Deutschland hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Probleme der Bevölkerungstheorie erneut gelenkt und diese Probleme zum Gegenstand vielfacher Erörterungen gemacht. Das vorliegende Werk erscheint darum doppelt willkommen. In mustergültiger, klarer, aber doch durchweg wissenschaftlicher Sprache gibt es eine erschöpfende Darstellung des gesamten Materials für die Beurteilung des Malthusschen Bevölkerungsgesetzes. Unter steter Angabe der Quellen und mit reichlichen statistischen Angaben bespricht es die hervorragendsten Erscheinungen der einschlägigen Literatur, um schließlich eine selbständige Kritik der Malthusschen Lehre zu geben. Allen denen, welche das Malthussche Gesetz studieren oder behandeln wollen, wird das vorliegende Buch reiche Anregung geben und eine erhebliche Zeit für das Quellenstudium ersparen. A. L.

1813. Blücher und Bonaparte. Von Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz. Geheftet M. 1.50, in Leinen gebunden M. 2.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In diesem schmucken Bändchen sind die Aufsätze über 1813 vereinigt, die Generalfeldmarschall von der Goltz in den letzten Heften der „Deutschen Revue" veröffentlicht hat. Vielen Lesern unsrer Zeitschrift wird es willkommen sein, die nach Inhalt und Form klassischen kriegsgeschichtlichen Essays in dieser Sonderausgabe als dauernd wertvollen Besitz ihrer Bücherei einreihen zu können. r.

Mozarts Briefe. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. M. Weigel. Verlag von Karl Curtius in Berlin. Preis M. 2.—, geb. M. 2.50.

Diese Briefauswahl gibt ein übersichtliches Bild der inneren Verfassung und Entwicklung Mozarts. Der Wunderknabe, der so gar nichts von seiner Kindlichkeit einbüßt (dies ist das eigentliche Wunder!), dann der angehende Komponist, dem es schwer wird, eine Stellung zu erlangen, während die Durchschnittsbegabung sich überall einnistet, weiter der unwürdig behandelte Künstler, der mit seinem Brotherrn auseinanderkommt, der vertrauensselige Bräutigam, der sich harmlos umgarnen läßt, endlich der mit Not, Kummer und Sorge ringende Meister, dem die Mitwelt nicht einmal Licht und Luft des Daseins zum Schaffen gönnt — all diese Zustände kommen in den Briefen hier zum ergreifenden Ausdruck. Die Sammlung ist geschickt getroffen und auch durch klaren Druck empfehlenswert. Dr. K. G.

Das Menschlein Matthias. Erzählung von Paul Ilg. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wer auch nur eines der bisher erschienenen Bücher des jungen Schweizer Dichters kennt, wird ein fest umrissenes Bild von seiner literarischen Persönlichkeit empfangen haben. Denn als eine ausgeprägte literarische Physiognomie reiht sich Paul Ilg seinen berühmten älteren Landsleuten, einem Gotthelf, Keller, K. F. Meyer, an; ausgeprägt in seiner Weltanschauung, die das Schwere und Düstere im Leben nicht beschönigt, sondern mit männlichem Mut zu überwinden trachtet, ausgeprägt aber auch in seiner Kunst, die mit fest zupackender Hand Menschen und Schicksale voll unwiderstehlich überzeugender Lebenswahrheit und -fülle gestaltet. Wie bei allem trotzigen Ernst, allem oft herben Realismus der Darstellung doch zartes Empfinden, tiefes Mitgefühl für die Bedrückten und Verstoßenen im Herzen des Dichters lebt, das Rohe und Niedere, wo er es schildern muß, in eine höhere menschlich-künstlerische Sphäre hebt, das zeigt besonders schön sein neues Buch vom „Menschlein Matthias". Der kleine Matthias und seine Mutter sind in aller Armut und Schlichtheit Menschen von eingeborenem Adel der Gesinnung, wehrlos in ihrer Vornehmheit, aber auch, trotz allem, was ihnen zuleid geschieht, unantastbar in dieser Reinheit des Herzens. Erstaunlich ist die sichere Meisterschaft, die gleichzeitig diese zwei feinen, zarten Figuren und daneben, nicht minder plastisch und lebensvoll, derbe, erdschwere Gestalten formt, die wie Verkörperungen harter Selbstsucht und brutaler Rücksichtslosigkeit erscheinen. Wer „Das Menschlein Matthias" gelesen hat, wird mit teilnehmender Spannung vernehmen, daß der Dichter die Schicksale seines kleinen Helden in einem zweiten Band weiter verfolgen will.

—y—

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anträge der Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform, betreffend die Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien. Wien, F. Tempsky. Geh. Kr. 1.80.

Aryan, Junius, The Aryans and Mongrelized America. Philadelphia, Eagle Printing House.

Bernhard, Ludwig, Die politische Kultur der Deutschen. Festrede. Berlin, Julius Springer. 50 Pf.

Beseler, Hans v., Die allgemeine Wehrpflicht. Ein Gedenkwort zum 17. März. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 80 Pf.

Bibicescu, J. G., Les Revendications de la Roumanie. Bucarest, Carol Göbl.

Blankenburg, Johannes, Friedrich Hebbels „Nibelungen" in christlich-deutscher Beleuchtung. Halle a. S., Richard Mühlmann. M. 1.50.

Forschung und Wissen. Nachrichten vom wissenschaftlichen Büchermarkt für Gelehrte und Ungelehrte. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, J. Guttentag, Georg Reimer, Straßburg, Karl J. Trübner.

Fournier, August, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß. Eine Auswahl aus ihren Papieren. Wien, F. Tempsky. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Fränkel, Dr. Heinrich, Deutsche Gedichte und Gedanken. Berlin, Verlagsanstalt „Teutonia" G. m. b. H.

Fraentin, K., Ja .. ja .. Amerika! Skizzen nach dem Leben. Köln a. Rh., Brückenstr. 10 11, Selbstverlag.

Freimark, Hans, Der Meister. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Heims. Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.80.

Grothe, Dr. Hugo, Durch Albanien und Montenegro. München, Martin Mörikes Verlag. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Gruber, Dr. Robert, Der Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Otto Lindner. Wien, A. Hartleben's Verlag. M. 2.—.

Herbertz, Dr. Richard, Philosophie und Einzelwissenschaften. Bern, A. Francke. Brosch. M. 1.—.

Hermann, Georg, Das Biedermeier im Spiegel seiner Zeit. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Volksszenen und ähnliche Dokumente. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. M. 2.—.

Hofstaetter, Dr. Walther, Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 7. Ergänzungsheft: Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Holl, Karl, Gerhart Hauptmann. His Life and His Work 1862—1912. London, Gay and Hancock Lim.

Koch, Dr. Hugo, Konstantin der Große und das Christentum. München, Martin Mörikes Verlag. Brosch. M. 1.20.

Koch, Dr. Hugo, Katholizismus und Jesuitismus. München, Martin Mörikes Verlag. Brosch. M. 1.20.

Kraze, Friede H., Die Sendung des Christoph Frei. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—.

Lützow, Hermann, Die Seeoffizier-Laufbahn. Berlin, R. Eisenschmidt. 70 Pf.

Maczewski, Walther, Der Deutschritter. Drama. Schweidnitz, L. Heege. M. 1.50.

Martin, W., La Crise politique de L'Allemagne contemporaine. Paris, Librairie Felix Alcan. Fr. 3.50.

Mülbe, von der, Wolf Heinrich, Michelangelo. Ein Kranz von Sonetten. Hannover, Ludwig Ey.

Neue Lieder zur 100. Auflage des Allgemeinen deutschen Kommersbuches. Lahr, Moritz Schauenburg. M. 2.—.

Seber, Dr. Max, Neue Kulturperspektiven. Weltanschauungsstreit oder Menschheitskultur. Dresden, Karl Reißner.

Sell, Karl, Die Entwicklung der wissenschaftlichen Theologie in den letzten fünfzig Jahren. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. 80 Pf.

Siff, Dr. Heinrich, Gedichte. Neuyork, Roßwaag's Verlags-Buchdruckerei.

Spann, Othmar, Zur Soziologie und Philosophie des Krieges. Vortrag. Berlin, J. Guttenberg G. m. b. H. M. 1.—.

Spies, Georg, Entgegnung auf den Vortrag des Herrn R. Möllenburg. Berlin, Arthur Scholem.

Ströle, Dr. Albrecht, Carlyles Sartor Resartus. Ein Beitrag zum Verständnis Carlyles. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.20.

Strozzi, Tito, Die trauernde Cascade und anderes. Agram, Joch & A. Liesnik.

Tango- und Two-Step-Album. Preis für Klavier M. 2.50. Berlin W 66, Verlag von C. M. Roehr.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

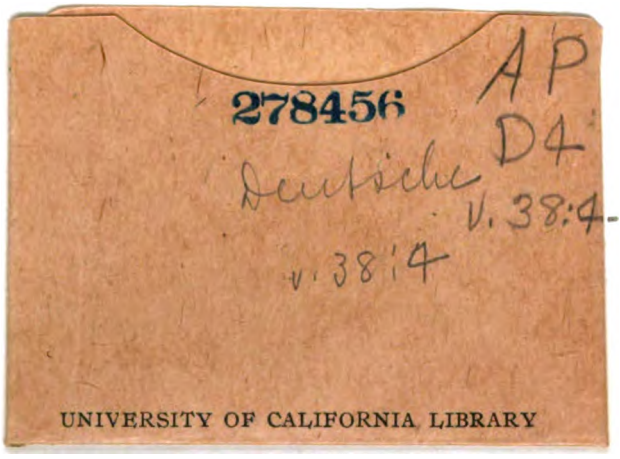
ICLF (N)

LD 21A-60m-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 07261


278456
AP
D4
Deutsche
v. 38:4-
v. 38:4
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google